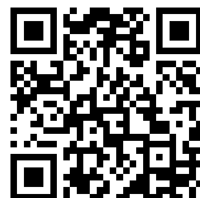


Einführung in die deutsche Literatur.

I.

Einführung
in die
deutsche Literatur.

Dichtungen in Poesie und Prosa erläutert für Schule und Haus.

Mit Unterstützung namhafter Schulmänner unter Benutzung des gleichnamigen Werkes von Lüben und Nacke

herausgegeben von

Johannes Meyer.

Zugleich eine Geschichte der deutschen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Erster Band.

Die älteste Zeit. — Die mittelhochdeutsche Zeit.

Berlin 1905.
Verlag von Gerdes & Hödel.

Vorwort.

Das vorliegende Werk, dessen ersten Band wir hiermit der Öffentlichkeit übergeben, hat sich zur Aufgabe gestellt, auf die nach unserer Ansicht einzig naturgemäße Weise in unsere herrliche Literatur einzuführen.

Es kann nicht genugsam betont werden, daß es beim Studium der Literatur zunächst und vor allem darauf ankommt, sich mit ganzer Seele in ihre Erzeugnisse hineinzuversenken. Darum stellt unsere „Einführung" zuerst alles bereit, was zum sprachlichen und sachlichen Verständnis wie zur ästhetischen und literarischen Würdigung des einzelnen Erzeugnisses an sich nötig ist, ohne jegliche Rücksicht auf irgend welche außer ihm liegende Zwecke.

Erst nachdem so alle hervorragenden Schöpfungen eines Dichters eingehend betrachtet sind, folgt die Biographie desselben, nicht eine von den Dichtungen abgehobene Erzählung, sondern möglichst eine Entwicklung aus den Dichtungen, die dem Schaffen des dichterischen Geistes nachgeht und bei dem einzelnen mit Hingebung verweilt.

Und erst dann, wenn alle hervorragenden Dichtungen und Dichter eines Zeitraumes in dieser Weise behandelt sind, wird in einem Rückblick, der um so gedrungener, knapper und übersichtlicher sein kann, als er ja von den breiten Ausführungen über die einzelnen Dichter befreit ist, jedem Dichter in der geschichtlichen Entwicklung sein fester, unverrückbarer Platz angewiesen. Hier finden nun auch weniger wichtige Dichter, die keine eingehende Behandlung erfahren konnten, Erwähnung. Die „Einführung" schließt also zugleich eine vollständige Geschichte der deutschen Literatur in sich, von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Der Standpunkt, von dem wir das Buch geschrieben haben, ist im übrigen der der Gegenwart. Wenn auch die wissenschaftliche Literaturgeschichte die Pflicht hat, alle Perioden der deutschen Literatur

mit gleicher Liebe und Ausführlichkeit zu behandeln, so hat doch für den Schulunterricht sowohl als auch für das breite gebildete Publikum nur das Werk, was heute wirklich noch lebt oder wenigstens zu leben verdient.

Daraus folgt zunächst, daß wir nicht, wie es häufig geschieht, die ältere Zeit auf Kosten der neueren bevorzugen, sondern gerade diese mit besonderer Vorliebe behandeln werden, weiter aber auch, daß wir in allen Perioden sowohl in der Auswahl der eingehend zu behandelnden Dichter und Dichtungen als auch hinsichtlich der Dichter, die wir in den Rückblicken kurz besprechen, große Strenge walten lassen.

Unser Buch kann und soll nur der ersten Einführung in die deutsche Literatur dienen. Sorgfältig ausgewählte Literaturangaben geben Fingerzeige für ein ersprießliches Weiterstudium.

Daß die Anlage des Werkes es auch im besonderen Maße für die Vorbereitung auf den Lese- und literaturkundlichen Unterricht in höheren und niederen Schulen geeignet macht, brauchen wir dem methodisch geschulten Leser kaum zu bemerken. Wohl bringt es keine ausgeführten Präparationen, die der Lehrer ohne weiteres im Unterricht verwenden kann; es enthält aber alles, was zur Erklärung und Würdigung jeder Dichtung nötig ist, dem Lehrer überlassend, auszuwählen was er hiervon gerade für seine Schüler verwenden kann, und zu überlegen, wie er es im Unterrichte verwerten will. Diese selbständige methodische Zurüstung des Stoffes wird sich auch niemand nehmen lassen, der sich nicht selber zu einer „Kopiermaschine" herabwürdigen will.

Unser Buch macht keinen Anspruch darauf, als selbständiges wissenschaftliches Werk angesprochen zu werden; wir folgen den großen Meistern auf diesem Gebiete nur, „wie der Ährenleser folgt dem Schnitter". Wohl aber dürfen wir aussprechen, daß wir keine Mühe und Kosten gescheut haben, um außer den wissenschaftlichen Literaturgeschichten, den bekannten Erläuterungswerken usw. auch die fast unübersehbare Spezialliteratur für unser Werk auszunutzen, und daß wir nach Kräften bemüht gewesen sind, die neuesten durch die Wissenschaft gesicherten Ergebnisse zu verwerten. Wörtliche Entlehnungen sind als solche genau gekennzeichnet worden; wo wir für unsere Zwecke Kürzungen, Ergänzungen, auch hie und da kleine Änderungen vornehmen mußten, haben wir das dadurch zum Ausdruck gebracht, daß wir der Quellenangabe das Wörtchen „nach" vorgesetzt haben.

Für die Auswahl der Themen zu den Stil- und Redeübungen bot uns das Werk von Dr. W. Böhme: „Aufgaben aus dem Altdeutschen Lehr- und Lesestoff“ (Leipzig, Engelmann) eine reiche Fundgrube.

Um durchaus sicher zu gehen, haben wir insbesondere für die Sach- und Worterklärungen Werke benutzt, die von anerkannten Autoritäten bearbeitet sind. Für die ersten mittelhochdeutschen Dichtungen sind die Ausgaben von W. Pfeiffer herangezogen worden, da diese nach des Herausgebers eigenen Worten sich zum Ziele gesetzt haben, „vor allem auf jene weit überwiegende Zahl von Lesern Rücksicht zu nehmen, die vom Altdeutschen gar nichts verstehen“, und sich gerade deshalb für unsere Zwecke am geeignetsten erwiesen. Späterhin haben wir dagegen Ausgaben benutzt, die schon einige Kenntnisse des Mittelhochdeutschen in Flexion und Wortschatz voraussetzen und neben eingehenden sachlichen Erläuterungen deshalb nur schwierigere sprachliche Erscheinungen berücksichtigen. Der Gebrauch eines Wörterbuches ist daneben allerdings nicht zu umgehen. Das Seite 293 angeführte Taschenwörterbuch von M. Lexer wird genügen.

Die Berichtigungen am Schlusse des Bandes verdanken wir der Güte des Herrn Josef Karlmann Brechenmacher in Hundersingen (Württ.), der sich mit großer Gewissenhaftigkeit der überaus mühevollen Arbeit unterzogen hat, die Reindruckbogen durchzusehen. Wir sind für diese Berichtigungen um so dankbarer, als es dem Verfasser eines solchen umfangreichen Werkes kaum möglich ist, Irrtümer, Druckfehler usw. gänzlich zu vermeiden.

Unser Werk ist eine zeitgemäße Umarbeitung von Lüben und Nackes bekannter „Einführung in die deutsche Literatur“, das der erstgenannte Verfasser nach dem Tode seines Mitarbeiters allein bearbeitet hat. Es ist bewundernswert, wie Lüben in diesem Werke seiner Zeit vorausgeeilt ist, so daß es noch heute nach Anlage und Ausführung im großen und ganzen mustergültig dasteht. Ein Satz z. B. wie dieser: „Gedichte sind gemacht, geistig genossen zu werden, und dazu ist erforderlich, daß man sie dem Dichter nachempfindet“, könnte auf dem Weimarer Kunsterziehungstage gesprochen sein. Im einzelnen bedurfte das Werk allerdings sehr der Umarbeitung. In dem vorliegenden ersten Bande haben wir nur wenige Seiten des ursprünglichen Textes benutzen können.

Unsere „Einführung in die deutsche Literatur“ ist in erster Linie ein Kommentar zu dem in gleichem Verlage erschienenen Werke:

Aus der deutschen Literatur. Dichtungen in Poesie und

Prosa ausgewählt und aus den Quellen zusammengestellt für Schule und Haus. 4 Bände.

Dieses Werk steht im innigsten Zusammenhange mit dem vorliegenden. Der erste Teil bringt nach anerkannt zuverlässigen Drucken auf 512 Seiten zum Preise von 4.50 Mk. ungebunden, 5.50 Mk. gebunden, alle Dichtungen, die in diesem Bande erläutert sind.

Seit einer Reihe von Jahren haben wir uns aus äußerer und innerer Nötigung mit literargeschichtlichen Studien beschäftigt, die auch jeweilig zu schriftlichen Ausarbeitungen führten, ohne daß wir dabei an eine Veröffentlichung dachten. Nach langen Erwägungen haben wir uns schließlich doch dazu entschlossen. Sollten wir nun bei der letzten Durcharbeitung es nicht vermocht haben, alle Unebenheiten zu beseitigen, so wolle der freundliche Leser das mit der Entstehung des Werkes entschuldigen.

Wir haben nur den einen Wunsch, daß es uns gelungen sein möchte, ein Werk geschaffen zu haben, das wohl geeignet erscheint, in unsere herrliche Literatur einzuführen.

Krefeld, im Dezember 1904.

Johannes Meyer.

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Buch.

Die älteste Zeit.

(S. 1—120.)

Erster Abschnitt.

Gotische Sprachdenkmäler.

(S. 3—13.)

Zweiter Abschnitt.

Altdeutsche Literaturdenkmäler.

(S. 14—120.)

Zweites Buch.

Die mittelhochdeutsche Zeit.

(S. 121 – 542.)

Erster Abschnitt.

Epische Dichtungen.

(S. 123—542.)

Drittes Buch.

Die mittelhochdeutsche Zeit.

Fortsetzung.

(S. 543—654.)

Zweiter Abschnitt.

Minnesang und Lehrdichtung.

(S. 545—654.)

Erstes Buch.

Die älteste Zeit.

Erster Abschnitt.

Gotische Sprachdenkmäler.

I.

Wulfilas Bibelübersetzung.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 8 ff.

Wie am Eingange der neuhochdeutschen Sprache und Literatur Luthers Bibelübersetzung steht, so an der Schwelle der ganzen germanischen Literatur, einsam und von den späteren literarischen Erzeugnissen durch wenigstens drei Jahrhunderte getrennt, die Übersetzung der Bibel durch den westgotischen Bischof Wulfila.

1. **Die Aussprache des Gotischen zur Zeit des Wulfila.** Die oben angeführten Bruchstücke aus Wulfilas Bibelübersetzung geben das Gotische wieder, wie es im vierten Jahrhundert n. Chr. von dem Gotenvolke*) an der unteren Donau gesprochen wurde. Der Lautwert der einzelnen Buchstaben läßt sich nicht mehr mit völliger Sicherheit feststellen. Im allgemeinen wird folgendes angenommen:

A. Vokale.

a und **u** sind meist kurz, **i** ist stets kurz, **e** und **o** sind stets lang und geschlossen.

ei hat den Lautwert eines langen i, nie den unsers nhd. Doppellautes ei.

ai bezeichnet zwei verschiedene Laute: gedruckt **aí** den kurzen offenen Vokal ĕ (recht), gedruckt **ái** den alten germanischen Doppellaut ai.

au bezeichnet ebenfalls zwei verschiedene Laute: gedruckt **aú** den kurzen offenen Vokal ŏ (doch), gedruckt **áu** den alten germanischen Doppellaut au.

iu ist ein Doppellaut mit dem Tone auf dem i.

*) Gut-þiuda d. h. wohl Heldenvolk; vgl. altnord. gotnar, Männer. Der Gotenname ist in gotischer Form mit t anzusetzen (Gutans und Gutôs), nicht mit th.

B. Konsonanten.

Der Lautwert des **w** ist etwa gleich dem des englischen **w**.
b lautet inlautend nach Vokalen wie **w**, sonst wie unser **b**.
d lautet nach Vokalen wie engl. weiches **th**, sonst wie unser **d**.
h lautet im In- und Auslaute wie **ch**, sonst wie unser **h**.
gg ist gleich **ng**, **gk** gleich **nk**.
hw ist ein dem Gotischen eigentümlicher Laut, wohl zu sprechen wie spirantisches **h** oder stimmloses **w**.
s ist stets gleich unserm scharfen **ss**, **z** wie unser weiches **s**, franz. **z**.
þ lautet gleich dem englischen harten **th**.
Die übrigen Laute haben dieselbe Geltung wie im Nhd.

Das Zeichen ^ bedeutet stets nur die Länge des Vokales und gilt nicht für die Betonung; der Hauptton ruht auf der Stammsilbe.

Übrigens werden in wissenschaftlichen Drucken dieses Zeichen wie auch die Unterscheidungszeichen bei **ai** und **au** nicht angewandt.

2. **Wulfila als Schöpfer des gotischen Alphabets.** Die lateinischen Schriftzeichen, die unsere Proben zeigen, hat Wulfila bei seiner Übersetzung nicht angewandt. Schon vor Wulfila kannten die Goten eine Schrift, die aber nur zum Einritzen von Zeichen und kurzen Inschriften in Holz, Metall oder Stein bestimmt war: die alte, gemeingermanische Runenschrift. Die Runen sind nicht, wie man früher annahm, einheimischen Ursprungs, sondern um die Zeit der Geburt Christi aus dem lateinischen Alphabet, und zwar aus der Kapitalschrift, hervorgegangen. Unter Vermeidung aller wagerechten und krummen Linien, die zum Einritzen in Holz ungeeignet waren, formte man die Buchstaben des lateinischen Alphabetes um und versah sie mit bedeutsamen Namen. Das älteste Runenalphabet, nach den ersten sechs Buchstaben futhark genannt, bestand aus 24 Zeichen: f, u, th, a, r, k, g, w, h, n, i, j, eu (?), p, z (= weiches s), s, t, b, e, m, l, ng, o, d; dasselbe läßt sich mit geringen Abweichungen in derselben Anordnung bei den meisten germanischen Stämmen nachweisen.

ᚠ ᚢ ᚦ ᚨ ᚱ ᚲ ᚷ ᚹ ᚺ ᚾ ᛁ ᛃ ᛇ ᛈ ᛉ ᛊ ᛏ ᛒ ᛖ ᛗ ᛚ ᛜ ᛟ ᛞ

F U Th A R C(K) G W H N I J * P(?) Z S T B E M L NG O D

Das altgermanische Runenalphabet. * Bedeutung unsicher, vielleicht eu.

Anfangs sind die Runen, denen man einen geheimnisvollen Einfluß auf die Personen oder Dinge, die durch ihre Namen bezeichnet wurden, zuschrieb, nur zur Weissagung, bei Losorakeln, und zum Zaubern gebraucht worden. Hieraus erklärt sich auch ihr Name. Rûna altnord. rûn, Mehrz. rûnir, bedeutet Geheimnis. Über das Losorakel ist uns im 10. Kapitel der „Germania“ von Tacitus ein Zeugnis erhalten. Man streute mit Runen bezeichnete hölzerne Stäbchen auf ein weißes Tuch, hob auf gut Glück drei dieser Stäbchen

auf und deutete ihre Zeichen. Erst später, etwa seit dem 3. Jahrhundert n. Chr., sind die Runen auch zu zusammenhängender Schrift gebraucht worden, von den Germanen des Festlandes nur in geringem Umfange und nur zu kurzen Inschriften auf Geräten, Schmuckstücken usw., mehr im skandinavischen Norden, wo die lateinische Schrift erst verhältnismäßig spät bekannt wurde. Hier fanden sie besonders zu Grabschriften auf Steinen ausgedehnte Verwendung.*)

Dieser Schrift bediente Wulfila sich jedoch nicht, da sie für das Schreiben auf Pergament nicht geeignet war, sondern er schuf sich eine neue, der er das griechische Alphabet zugrunde legte. Dieses Alphabet paßte er dem gotischen Lautbestande an, indem er mehrere Zeichen aus dem lateinischen Alphabet dazunahm, in einigen Fällen sich auch an das heimische Runenalphabet anlehnte.

Das gotische Originalalphabet wird heute jedoch auch in wissenschaftlichen Werken nicht mehr angewandt, sondern man bedient sich immer der lateinischen Umschrift.

Im folgenden geben wir je in der ersten Reihe die gotische Buchstabenform, in der zweiten die lateinische Umschrift wieder:

𐌰	𐌱	𐌲	𐌳	𐌴	𐌵	𐌶	𐌷	𐌸
a	b	g	d	e	q	z	h	þ
𐌹	𐌺	𐌻	𐌼	𐌽	𐌾	𐌿	𐍀	𐍁
i	k	l	m	n	j	u	p	—
𐍂	𐍃	𐍄	𐍅	𐍆	𐍇	𐍈	𐍉	𐍊
r	s	t	w	f	x	hw	o	—

Wie ersichtlich, hat Wulfila die meisten Zeichen aus dem griechischen Alphabet übernommen, er behielt auch ihre Reihenfolge bei, gab jedoch einzelnen einen abweichenden Lautwert; dem Lateinischen entstammen die Zeichen für q, h, j, r, s, f, der Runenschrift die Zeichen für u und o. Zwei Zeichen haben keinen Buchstaben-, sondern nur Zahlenwert; darüber später (S. 10).**)

---

*) Von dem Einritzen der Runen in Holz, Metall oder Stein rührt unser ältestes Wort für schreiben her: ahd. rîzzan, engl. to write, angelsächs. wrîtan, nhd. reißen, verwandt mit ritzen, vgl. unser reißen, Aufriß, Reißzeug usw. Erst im Ahd. tritt dann das Wort „schreiben" auf als Lehnwort aus dem lat. scribere. Andererseits erinnern an jene Urgebräuche noch unsere „Buchstaben", sofern beim Loswerfen anscheinend buchene Stäbchen bevorzugt wurden; Buch, got. bôka, bedeutete ursprünglich deren Gesamtheit. Auch das „Lesen" selbst deutet auf das uralte Wiederauflesen der geworfenen Stäbchen hin, wie umgekehrt deren Hinwerfen noch in unserem „Entwerfen, Entwurf" (einer Schrift, Zeichnung usw.) nachklingt.

**) So die gewöhnliche Ansicht (vgl. Braune, Gotische Grammatik[5] Halle 1900, S. 1; Heyne-Wrede, Ulfilas[10] Paderborn 1908, S. 386 u. a.). Im Gegensatz dazu schreibt Piper (Die älteste deutsche Literatur. Stuttgart o. J., S. 26): „Ulfilas verfuhr in der Weise, daß er die alten heimischen Runen seiner Schrift zugrunde legte, indem er sie nur durch unbedeutende Veränderungen den griechischen Buch-

3. Wulfilas Bibelübersetzung und ihre Überlieferung. Wulfila ist aber für seine Zeit nicht nur ein Gutenberg, sondern auch ein Luther gewesen. Durch unverdächtige Zeugnisse wissen wir, daß er die Bibel ins Gotische übersetzt hat. Die uns überlieferten Textstücke sind freilich durchweg mehr als hundert Jahre nach seinem Tode und nicht in seiner westgotischen oder mösischen Heimat am Hämus, sondern von Ostgoten in Oberitalien niedergeschrieben, aber wir dürfen der allgemeinen Annahme folgen, daß sie aus Wulfilas Werk stammen,*) wenn auch nicht ausgeschlossen scheint, daß am Alten Testament eine andere Hand neben der seinen tätig war. Die Bücher der Könige aber fehlten, wie uns berichtet wird, der gotischen Bibel überhaupt, angeblich, weil Wulfila gefürchtet hatte, durch ihren Inhalt die angeborene Kampflust der Goten noch mehr zu entflammen.**) Mag Wulfila nicht die ganze heilige Schrift übertragen haben, der wahre Schöpfer der gotischen Bibel ist er bei alledem. Sein ist der Anfang, sein die Aufsicht, sein das Verdienst. Als Vorlage diente ihm für das Neue Testament der griechische Text, für das Alte die griechische Septuaginta, neben der er stark die lateinische Itala heranzog.

Es war kein leichtes Werk, diese Übersetzung! Wohl besitzt die gotische Sprache einen ungewöhnlichen Reichtum an Formen, eine große Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen, aber dem eigenartigen gedankenreichen Inhalte des Schriftwerkes, besonders den ethischen und dogmatischen Erörterungen, mochte doch oft der Wortschatz dieses aller Spekulation fremden, heidnischen Kriegsvolkes nicht genügen, und eine freie, aber dabei treue Übertragung der eigentümlich orientalischen Redeweise erforderte eine sprachschöpferische Tätigkeit, wie sie außer Wulfila in unserem Volke nur noch Luther entfaltet hat. Wulfila zeigt sich in seiner Übersetzung als ein Sprachmeister ersten Ranges: mit wunderbarer Wort- und Sinntreue verbindet er die staunenswerte Sprachgewandtheit, in treuer und doch nirgends sklavischer Übertragung ein unverfälschtes Gotisch zu bewahren. Selten sieht er sich genötigt, einen biblischen Fremdausdruck als unübersetzbar beizubehalten, eher gebraucht er ein seinem Volke schon geläufiges

---

staben näherte, sie durch griechische Zeichen ergänzte, wo das Runenzeichen nicht zweckmäßig erschien, und indem er freigewordenen Runenzeichen, die mit einem Zeichen des griechischen Alphabetes der Gestalt nach zusammenfielen, die Geltung des griechischen Zeichens gab."

*) „Trotz dieses chronologischen Unterschiedes von ungefähr anderthalb Jahrhunderten zwischen westgotischer Entwickelung und ostgotischer Überlieferung des wulfilanischen Werkes ist uns dasselbe in der alten wulfilanischen Sprache des 4. Jahrhunderts, nicht im jüngeren ostgotischen Dialekt überliefert: nichts spricht für eine ostgotische Schriftliteratur im weiteren Sinne; vielmehr ist das wulfilanische Original in seinem ursprünglichen Dialekt mechanisch abgeschrieben und von Generation zu Generation unverändert vererbt worden." (Heyne-Wrede a. a. O. S. 385.)

**) Das Motiv erfand wohl der Berichterstatter, da die Bücher Josua, der Richter, Samuel mindestens ebenso viel kriegerischen Geist atmen. Wahrscheinlicher ist, daß Wulfila sein Werk nicht vollendete.

griechisches oder lateinisches Synonym. Bei dem griechisch überlieferten, dabei ganz neuen und fremdartigen Stoffe muß er sich in der Syntax allerdings, wie unsere Proben zeigen, an das Griechische anschließen; doch tritt daneben ursprünglich Germanisches genug hervor, um den Charakter der Sprache auch in dieser Hinsicht zu erkennen. Die Sprache selbst kam ihm dabei entgegen; die gotische Syntax stand der griechischen damals noch näher als etwa die neudeutsche oder selbst die altdeutsche der gotischen. Wulfila vollbrachte ferner dies Werk bei einem Volke, dem bis dahin die Anfänge einer geschriebenen Literatur gefehlt hatten: er gab, wie Scherer sagt, einem Volke die Bibel in die Hand, das bis dahin nicht einmal wußte, was Lesen sei — „singen" mußte er es übersetzen; er schuf, wie wir gesehen, eine Schrift, die auf Pergament zu malen war, für ein Volk, das bis dahin nur auf Holz und Stein einzelne Zeichen oder eine Folge weniger Worte geritzt hatte.

Nur Bruchstücke von Wulfilas großem Werke sind auf uns gekommen. Das vollständigste davon befindet sich unter dem Namen Codex argenteus (silberne Handschrift) in der Universitätsbibliothek zu Upsala. Den Namen trägt dieser Codex davon, daß er auf purpurgefärbtem Pergament mit Silber- und teilweise mit Goldbuchstaben geschrieben ist. Nach der gewöhnlichen Annahme ist er zu Ende des 5. oder Anfang des 6. Jahrhunderts bei den Ostgoten in Italien niedergeschrieben worden. Von diesem Lande aus kam er später unter unbekannten Schicksalen nach dem Kloster Werden a. d. Ruhr, wo er im 16. Jahrhundert entdeckt wurde. Dann gelangte er nach Prag in die Sammlung des Kaisers Rudolf II. und nach der Eroberung dieser Stadt durch den Grafen Königsmark im Jahre 1648 nach Stockholm. Nach Holland verschleppt, wurde er 1669 durch den schwedischen Grafen de la Gardie zurückerworben, von diesem in einen massiv silbernen Einband gelegt und der Universitätsbibliothek Upsala geschenkt, wo er sich noch heute befindet. Von den ursprünglich 336 Blättern, welche die Evangelien in der Reihenfolge Matthäus, Johannes, Markus und Lukas enthielten, sind nur noch 187 erhalten.

Andere kleine Überbleibsel der Übersetzung, Bruchstücke aller Paulinischen Briefe, mit Ausnahme des Hebräerbriefes, und die wenigen Fragmente des Alten Testamentes aus den Büchern des Esra und Nehemia enthaltend, befinden sich in Wolfenbüttel, Mailand und Turin.

Außer der Bibelübersetzung ist uns nur sehr wenig Gotisches erhalten. Das Wichtigste davon sind die Bruchstücke einer Erklärung des Johannesevangeliums, Skeireins (spr. Skieriens) genannt, d. h. Erklärung, deren unbekannter Verfasser wahrscheinlich ein Ostgote war, sicher nicht Wulfila.

4. **Wulfilas Leben.** Über Herkunft, Leben und Wirksamkeit dieses gewaltigen Mannes waren bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts nur dürftige und zum Teil widersprechende Nachrichten vorhanden. Erst seit dieser Zeit hat sich die wissenschaftliche Forschung seiner angenommen und auf Grund älterer und neu aufgefundener Quellen ausführliche Darstellungen seines Lebens und Wirkens gegeben.

Danach ist Wulfila 311 im Lande der Westgoten im Norden der unteren Donau geboren, als Sohn kriegsgefangener christlicher Eltern, die selber wahrscheinlich schon auf gotischem Boden das Licht der Welt erblickt hatten, während ihre Vorfahren um 267 von den heidnischen Goten aus Kappadozien fortgeführt waren. Er erhielt den Namen Wulfila, d. h. Wölflein, ein Beweis, daß, wenn die gefangenen Kappadozier auch ihr Christentum beibehielten und zur Verbreitung desselben unter den Goten beitrugen, sie im übrigen offenbar Sprache und Gewohnheiten der Goten angenommen hatten. Der Name wurde in griechischer Form zu Ulfilas*). Die Heldenlieder, die sein Volk nach dem Zeugnisse seines Geschichtsschreibers Jordanes besaß, regten des Knaben Phantasie frühe an und bildeten seine Sprache. Dem Christenglauben wurde sein Herz von früh auf geweiht, und den priesterlichen Stand hat er aus innerster Überzeugung gewählt. Er erhielt eine gelehrte geistliche Bildung. In Konstantinopel, wo er sich eine gründliche Kenntnis des Griechischen erwarb, wurde er Lektor. Als solcher mußte er beim Gottesdienste Abschnitte aus der heiligen Schrift vorlesen.

Dreißig Jahre alt, wurde Wulfila (341) auf der Synode zu Antiochien durch den Einfluß der Arianer, denen er angehörte, zum Bischof der Goten geweiht und erreichte so die damals höchste Würde der Kirche, ohne die Zwischenstufen eines Diakonen und Presbyters durchlaufen zu haben. Zeitlebens ist Wulfila ein eifriger Verfechter des Arianismus, ein überzeugungstreuer Gegner der orthodoxen Lehre von der Wesensgleichheit des Vaters und des Sohnes gewesen. Sieben Jahre lang durchwanderte er predigend sein unwegsames Heimatland, immer weitere Ausdehnung gewannen die Christengemeinden; da erhob sich der Sturm der Empörung. In der wachsenden Verbreitung des Christentums sah Athanarich, der heidnisch gebliebene Fürst seines Volkes, eine Gefahr für sich und seine Untertanen. Mit Feuer und Schwert wütete er gegen die Anhänger des neuen Glaubens. Das veranlaßte die beträchtliche Zahl der bekehrten Goten zu fliehen und sich auf römischem Gebiete ein Asyl zu suchen. Als Wulfila die Verfolgten über die Donau führte, da schien er den Zeitgenossen, wie sich einer seiner Biographen ausdrückt, wie ein zweiter Moses an der Spitze seines Volkes zu stehen, durch welchen Gott an den Bekennern seines eingeborenen Sohnes, um sie aus der Hand der Barbaren zu befreien, dasselbe getan habe wie einst, als er durch Moses sein Volk aus der Hand der Ägypter errettete und durch das Rote Meer hindurchführte. Südlich von dem durch Trajan erbauten Nikopoli am Fuße des Hämus in Mösien, dem heutigen Bulgarien, wies ihnen Kaiser Constantius Wohnsitze an. Dort haben die christlichen Mösogoten oder Goti minores, wie man sie nannte, Jahrhunderte hindurch als ein friedliches Hirtenvolk gehaust, von den kriegerischen Stammesgenossen völlig getrennt. Dort predigte ihnen Wulfila noch vierzig Jahre das Wort des Lebens, unermüdlich und

*) Οὐλφίλας.

unbeirrt, auch als der Sturm der Völkerwanderung über die Welt brauste. Dort ist auch von ihm die Bibel übersetzt worden. Der Sturz der arianischen Partei unter Thedosius hat seine letzten Lebensjahre getrübt. Durch die Glaubensstreitigkeiten, die auch auf dem Konzil zu Aquileja 381 mit einer Niederlage seiner Gesinnungsgenossen geendigt hatten, war er nach Konstantinopel geführt worden, um nun dort die Lehre des Arius zu verteidigen; unter dem schmerzlichen Eindrucke, daß auch hier die Hoffnungen seiner Partei scheiterten, starb er einige Monate nach jenem Konzil, wahrscheinlich im Frühjahr 382*).

„Wulfilas Wirksamkeit reicht weit über seine mösische Gemeinde hinaus. Aufzeichnungen seines Schülers, des Bischofs Auxentius, die von wärmster Begeisterung für ihn durchdrungen sind, und selbst Äußerungen der gegnerischen Partei lassen die Größe des Mannes ahnen. Er muß eine mächtig anregende Persönlichkeit gewesen sein, von gewaltigem Einfluß auf sein Volk. Voll stetigen Eifers für seinen Beruf, hat er durch Verhandlungen mit dem Kaiser, durch Teilnahme an den Konzilien und insbesondere durch griechische, lateinische und gotische Schriften und Übersetzungen für die Ausbreitung und Festigung, den dogmatischen Ausbau und die Rechtfertigung des Christentums und der arianischen Lehre unermüdlich und erfolgreich gewirkt.

Von seinen griechischen Schriften ist nichts, von der lateinischen nur das knappe Bekenntnis erhalten, in dem er angesichts des Todes noch einmal seinen arianischen Glauben bezeugte. Aber von seinem weitaus wichtigsten Werke, der Bibelübersetzung, hat ein günstigen Geschick wenigstens sehr bedeutende Bruchstücke auf uns gebracht"**).

In „diesem Denkmal von gleich hohem Alter und Wert" (Grimm), wie sich „keine andere der fortlebenden europäischen Sprachen eines solchen rühmen kann" (Scherer), wird er ewig weiterleben.

Literatur.

Stamms Ulfilas oder die uns erhaltenen Denkmäler der gotischen Sprache, neu herausgegeben von Moritz Heyne und Ferd. Wrede[10]. Paderborn 1908. 5 Mark.

E. Bernhardt: Wulfila oder die gotische Bibel, mit dem entsprechenden griechischen Texte und mit kritischem und erklärendem Kommentar, nebst dem Kalender, den Skeireins und den gotischen Urkunden. Halle 1875. 18,50 M.

E. Bernhardt: Die gotische Bibel des Wulfila. Textabdruck mit Angabe der handschriftlichen Lesarten nebst Glossar. Halle 1884. (Kleine Ausgabe).

Dr. Herm. Jantzen: Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen[2]. (Sammlung Göschen). Leipzig 1900. 0,80 M.

*) Dieses Todesjahr wird gegenüber anderer Annahme, als sei Wulfila 881 oder 888 gestorben, begründet von Vogt im Anzeiger für deutsches Altertum und deutsche Literatur Bd. 28, S. 199 ff.

**) Vogt und Koch: Geschichte der deutschen Literatur 1. Bd.[2] Leipzig 1904.

Hahn: Auswahl aus Ulfilas gotischer Bibelübersetzung. Mit Wörterbuch ꝛc. Heidelberg 1849. 2,25 M.
F. Vogt: Wulfila. In der allgemeinen deutschen Biographie Bd. 44, S. 270—286. Leipzig 1898.
Bessel: Über das Leben des Ulfila. Göttingen 1860. 1,50 M.
E. Sievers: Geschichte der gotischen Literatur. In: Paul, Grundriß der germanischen Philologie. Bd. II, 1, S. 65 ꝛc. Straßburg 1898.

II.

Fragment eines gotischen Kalenders.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 6.

1. **Die gotischen Zahlzeichen.** Aus dem oben angeführten Fragmente eines gotischen Kalenders ist ersichtlich, daß die Goten, wie die Griechen u. a., die Buchstaben auch als Zahlzeichen benutzten. Die Zahlzeichen unterschieden sich von den Lautzeichen nur durch einen übergesetzten Querstrich oder durch einfassende Punkte oder durch beides.

Wenn wir die lateinische Umschrift zugrunde legen, mit Ausnahme der beiden Zeichen des gotischen Alphabets, die überhaupt nur Zahlenwert, keinen Lautwert hatten, weshalb wir diese in der ursprünglichen Form einsetzen (vgl. S. 5), so bezeichnete

a	b	g	d	e	q	z	h	þ	i	k	l	m	n
1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	20	30	40	50

j	u	p	ų	r	s	t	w	f	x	hw	o	↑
60	70	80	90	100	200	300	400	500	600	700	800	900

2. **Erläuterungen.** Dorotheus, Bischof in Tyrus, starb 302 unter Julian in Odyssopolis in Thrazien.

Hierapolis, im Altertum Stadt in Großphrygien zwischen dem Lykos und Mäander. Schon zu Paulus Zeiten existierte hier eine Christengemeinde (vgl. Col. 4, 18)

3. **Überlieferung.** Das auf uns gekommene Fragment des gotischen Kalenders, außer dem von uns wiedergegebenen Monat November nur noch die letzten Tage des Oktobers enthaltend, stammt aus einer der fünf Handschriften von Wulfilas Bibel, die auf der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand aufbewahrt werden. Die hier in Frage kommende Handschrift, Cod. A genannt, enthält nur Fragmente der Episteln des Paulus und das Bruchstück des Kalenders. Dieses folgt unmittelbar auf die Epistel an Philemon. Zwischen diesem Briefe und dem Bruchstück des Kalenders fehlen 4 Blätter, welche, wie leicht zu berechnen, für den fehlenden Schluß und die Unterschrift des Buches, sowie für die fehlenden 295 Tage vom 1. Januar bis 22. Oktober Raum boten.

Das Gotische im Kreise des Germanischen und Indogermanischen.

Ulfilas Bibel ist uns jetzt vor allem das unschätzbare Sprachdenkmal, das uns ermöglicht, durch anderthalb Jahrtausende hindurch die germanische Sprachentwickelung zu verfolgen. Keine andere germanische Sprache reicht mit ihrer Literatur soweit zurück, deshalb wird das Gotische auch wohl das Sanskrit des germanischen Sprachstammes genannt. Es ist das verbindende Mittelglied zwischen unserer heutigen deutschen Sprache und der Ursprache.

Als solche sieht man die *indogermanische Sprache* an, so genannt nach ihren äußersten Verzweigungen im Osten und Westen.

Wo die Indogermanen, von denen unsere Vorfahren abstammen, ursprünglich gewohnt haben, steht noch nicht fest. Früher wurde ihr ursprünglicher Wohnsitz nach Vorderasien verlegt; neuerdings hält man Skandinavien für ihre erste Heimat. Jedenfalls besaßen die alten Indogermanen schon eine ziemlich hohe Kultur. Sie trieben Viehzucht, Ackerbau und hatten feste Wohnsitze; sie kannten auch die Webekunst und Flußschiffahrt mit Ruderboten. Wenn wir auch natürlich ihre Sprache nicht kennen, so hat sich doch durch die Vergleichung der verschiedenen aus ihr entstandenen Sprachen in ihren ältesten Formen ergeben, daß sie volltönend und formenreich gewesen sein muß. Die Zahlwörter bis hundert, die Bezeichnung für Verwandtschaftsgrade, viele Benennungen für Körperteile und Tiere, einzelne Wörter für die Zeiten, zahlreiche Bezeichnungen von Lebensäußerungen in den heutigen indogermanischen Sprachen gehen auf die Ursprache zurück.

Vielleicht durch Übervölkerung gezwungen, verließen die Indogermanen ihre Heimat und suchten sich neue Wohnsitze. Nun schufen sich auch die einzelnen Völkerschaften ihre besondereu Sprachen, die aber noch in vielen Wörtern den gemeinsamen Ursprung erkennen lassen. Die vergleichende Sprachwissenschaft hat uns gelehrt, daß in Europa die *keltische*, *gräko-illyrische*, *italische*, *slavische*, *lettische* und *germanische*, in *Asien* die *iranisch-arische* und *indische* Sprache dieser gemeinsamen Wurzel entsprossen sind. Wann und in welcher Reihenfolge die Abtrennungen und Spaltungen stattgefunden haben, ist strittig.

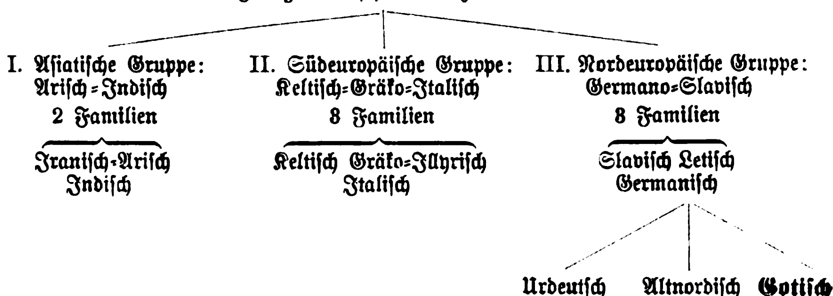
Schon in vorgeschichtlicher Zeit hat sich das Germanische von den übrigen indogermanischen Sprachen abgetrennt. Ursprünglich redeten jedenfalls alle Germanen*) dieselbe Sprache, die wir das Ur-

*) „Der Name Germanen ist nicht selbst germanisch-deutschen Ursprungs, da unseren Altvordern mit dem gemeinsamen Volksverbande auch jede zusammenfassende Selbstbezeichnung, jeder Ausdruck für das Bewußtsein verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeit fehlte. Er ist uns vielmehr von den Römern und diesen wahrscheinlich von den keltischen Galliern übermittelt worden. Bei den Römern ist er seit 50 v. Chr. durch Cäsar (Bell. Gall. 2,4; 4,1; bes. 6,21 ff.) und vollends durch Tacitus Germania (98 n. Chr.) allgemein üblich. Die Gallier haben zunächst wohl nur die über den Rhein vorgedrungenen Stämme des Nachbarvolkes und erst später die Gesamtheit der rechtsrheinischen Gegner so genannt.

germanische nennen. Wie von der indogermanischen Ursprache, so ist auch von dieser germanischen Ursprache uns nichts erhalten.

Zur Zeit des Wulfila gab es schon infolge der Trennung der Germanen in verschiedene Stämme verschiedene germanische Sprachen, die aber wohl kaum vor dem zweiten nachchristlichen Jahrhundert werden entstanden sein: das Urdeutsche, die Sprache der germanischen Stämme etwa innerhalb des heutigen Westdeutschlands, das Altnordische, die Sprache der Germanen in Skandinavien, und das Gotische, die Sprache des Gotenvolkes, das im Anfange unserer Zeitrechnung die Gegenden der unteren Weichsel von der Mündung des Bug etwa bis zur Ostsee bewohnte, schon im zweiten Jahrhundert n. Chr. seine großen Wanderungen begann, in deren Verlauf es bis an die Küsten des Schwarzen Meeres gelangte, wo es in den beiden Stämmen der Ost- und Westgoten*) zur Zeit der Völkerwanderung eine geschichtliche Rolle gespielt hat.

Das Urdeutsche und Altnordische sind in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren gegangen; nur die Sprache des Gotenvolkes, speziell der Westgoten, ist uns erhalten geblieben.



Die nahe Verwandtschaft des Gotischen mit den anderen Sprachen mögen nur einige Beispiele zeigen:

Gotisch	Lateinisch	Griechisch	Persisch	Indisch
fadar	pater	πατήρ	patar	pitar
namô	nomen	ὄνομα	nâman	nâman
witan	videv	(ϝ)οἶδα	vaêda	veda
ist	est	ἐστι	asti	asti

Die gotische Sprache läßt uns ahnen, wie volltönend und formenreich die untergegangenen Sprachen, von denen sie abstammt, gewesen

Der Sinn des Namens, nach den einen Ger= d. h. Speermannen, nach andern „gute Schreier" oder „Ostleute" oder schlechtweg „Nachbarn" oder „Wäldler", „Waldleute" bedeutend, ist strittig. Heute wird der Fremdname in viel weiterem als dem ursprünglichen Umfange nicht bloß auf die Deutschen, sondern auf deren sämtliche Stammverwandte angewandt" (Evers).

*) „Die seit Jordanes übliche Auffassung der Namen lat. Austro-, Ostrogot(h)ae, -i, und Wisigot(h)ae, -i als Ost- und Westgoten dürfte höchstens hinsichtlich der ersteren richtig sein; der Name der Wisigothae, welche auch einfach Vesi, Visi heißen, hat mit ‚Westen' nichts zu tun". (Braune.)

sein müssen. Erscheint sie uns selber doch noch ausgezeichnet nicht nur durch urwüchsige Frische und schlichte Einfalt, durch Würde, Ernst und zugleich doch durch Innigkeit, sondern auch durch lautlichen Klang und sinnliche Kraft, durch reine und volltönende Vokale auch in den Flexions- und Endsilben, durch reichste Fülle und größte Gesetzmäßigkeit der Formen, durch Mannigfaltigkeit der Bezeichnungen und Genauigkeit des Ausdrucks. So umfaßt die gotische Deklination, um nur einige Beispiele anzuführen, außer unseren vier Fällen noch einen fünften, den vom Nominativ abweichenden Vokativ, und zählt 40 verschiedene Endungen, worin alle Vokale vorkommen, während das Nhd. nur 6 hat, in denen überall das schwache e herrscht. Im Plural des Adjektivs unterscheidet es noch die drei Geschlechter. Die Pronomina und Verben haben wie im Griechischen einen Dual, z. B. vais, wir, vit, wir beiden; habam, wir haben, habôs, wir beide haben. Das Passiv der Verben kann noch ohne Hilfsverb gebildet werden, z. B. finthada, ich werde gefunden, finthaza, du wirst gefunden usw.

Mit dem Untergange der Goten ist diese herrliche Sprache verstorben, und ihre Denkmäler sind erst nach mehr als tausendjährigem Schlummer wieder erweckt, um nun jedoch — nach Vilmars schönem Ausdruck — „mit neuen wunderbaren Zungen zu den spätesten Enkeln zu reden, diesen erst das eigentliche, innerste Verständnis ihrer eigenen Sprache zu eröffnen und überall ein neues reges Leben, ja eine ganz neue Wissenschaft, die vergleichende Sprachkunde, zu erwecken.“ Hat doch auch für den gebildeten Laien diese „vollendetste Sprache“ unserer Altväter, „scheinbar rätselhaft und doch alsbald überraschend verständlich, fremd und doch zugleich heimisch und vertraut, scheinbar schroff und streng und dennoch ans innerste reinste Gefühl sich anschmiegend,“ etwas ungemein Anregendes, was unwillkürlich auch das Herz bewegt und staunende Ehrfurcht, innige Pietät hervorruft.

Literatur.

F. Kluge: Geschichte der gotischen Sprache. In: Paul, Grundriß der germanischen Philologie. Bd. I[2]. S. 496 ff. Straßburg 1897.
W. Braune: Gotische Grammatik. Mit einigen Lesestücken und Wortverzeichnis[5] Halle 1900. 2 M.
E. Bernhardt: Kurzgefaßte gotische Grammatik. 1885. 1,80 M.
W. Streitberg: Gotisches Elementarbuch. Heidelberg 1897.
C. Uhlenbeck: Kurzgefaßtes etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache. Amsterdam 1900.
E. Schulze: Gotisches Wörterbuch nebst Flexionslehre. Züllichau 1867.

Zweiter Abschnitt.

Altdeutsche Literaturdenkmäler.

I.

Das Hildebrandslied.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 7 ff.

Von der Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Wulfila durch Jahrhunderte getrennt, ist das Hildebrandslied das einzige Erzeugnis aus dieser Zeit, das uns in deutscher Sprache in jene gewaltige Periode hineinführt, die wir das Heldenzeitalter unseres Volkes nennen, das einzige Lied, in dem der mächtige Strom der echten alten Heldensage vorüberrauscht, dem das Auge leider nur eine zu kurze Strecke folgen kann. Wir sagen: aus dieser Zeit; denn wir besitzen ja wohl fast noch alle die damals so viel gesungenen Heldenlieder, aber nicht in der alten Fassung aus dem 8. und 9. Jahrhundert, sondern in der neuen Gestaltung des 12. und 13. Jahrhunderts — im Nibelungenliede und in der Gudrun.

I. Darbietung.

1. Sprache und Aussprache des Liedes. Ein Vergleich der Sprache dieses Liedes mit der von Wulfilas Bibelübersetzung — wir müssen das Gotische an Stelle des uns nicht überlieferten Urdeutsch zum Vergleich heranziehen und dürfen auch wohl annehmen, daß beide als Schwestersprachen (vgl. S. 13) nicht zu sehr von einander abgewichen sind — zeigt uns, daß die Sprache unseres Volkes sich im Laufe der Jahrhunderte doch sehr geändert und sich der heutigen schon mehr genähert hat.

Dasselbe gilt von der Aussprache. Als Abweichungen von der heutigen Aussprache sind nur zu merken:

ie ist Zwielaut mit hörbarem e.
iu ist Zwielaut = **i** + **u** (etwa vom Jahre 1000 an = **ü**).
u ist Vokal oder von einem anderen Vokal w.
uu ist w.

c wie heute vor a, o, u = **k**, vor e, i = **z**; abweichend von heute wird **sc** auch von e, i wie **sk** gelesen.

ch ist nicht bloß das heutige **ch**, sondern auch im oberdeutschen Anlaute und nach l, n, r = **k**.

h im Anlaute = **h**, sonst = **ch**.

hh = **ch** (die Schreibweise kommt nur bis zum Anfange des 10. Jahrhunderts vor).

th ist stimmloser Reibelaut gleich dem englischen **th**.

z ist am Anfange des Wortes und nach Konsonanten = **z**, nach Vokalen im allgemeinen = ſs.

Das Längezeichen (^) ist Dehnungs-, nicht Betonungszeichen; der Hauptton ruht, wie auch heute noch, auf den Stammsilben.

2. **Die Sprachform des Liedes.** Für das Verständnis der Sprachformen unseres Liedes ist zunächst zu beachten, daß zur Zeit seiner Entstehung das Urdeutsche, die gemeinsame Sprache aller germanischen Stämme etwa innerhalb des heutigen Westdeutschlands (vgl. S. 12), sich schon in zwei Hauptgruppen geschieden hatte: Hochdeutsch und Niederdeutsch, jenes Ober- und Mitteldeutschland, dieses Norddeutschland umfassend, nach Osten natürlich nur bis zur Elbe, March und Raab als damaliger Slavengrenze.

Zum Unterschiede von dem Hoch- und Niederdeutsch des Mittelalters und der Neuzeit nennen wir das Hoch- und Niederdeutsch dieser Periode Althochdeutsch (ahd.) und Altniederdeutsch (altnd.).

Es war diese Scheidung die Folge eines sprachlichen Vorganges, der sog. Lautverschiebung, und zwar trat die Scheidung deshalb ein, weil an der Lautverschiebung nur die ober- und mitteldeutschen Mundarten teilnahmen, die niederdeutschen aber auf der Stufe des Urdeutsch stehen blieben. Wir werden am Schlusse dieses Abschnittes darauf zurückkommen und bemerken hier nur zum Verständnis der Sprachformen unseres Liedes, daß der Unterschied von Hoch- und Niederdeutsch insbesondere daran zu erkennen ist, daß statt **t** im Hochdeutschen **s**, **ſs**, **ss** und **z** und statt **p** meist **pf** und **f** gesprochen wird. Das niederdeutsche „dat" und „wat" neben dem hochdeutschen „das" und „was", das niederdeutsche „ick" statt „ich", „open" statt „offen", berlinisch „duhn" statt „tun", steht mit diesen und den zahllosen ähnlichen Unterschieden der Konsonanten noch auf derselben Stufe wie das Urdeutsche. Das Hochdeutsche hat sich also von der gemeinsamen Ursprache losgerissen.

Das Hildebrandslied ist nun weder in rein hochdeutscher, noch in rein niederdeutscher Mundart niedergeschrieben worden, und diese seltsam gemischte Sprachform hat den Gelehrten schon viel Kopfzerbrechen verursacht.

Die allgemeine Ansicht geht heute dahin, daß das Original des Liedes niederdeutsch gewesen ist. Dafür spricht insbesondere der Wortschatz desselben, der mit dem altsächsischen und angelsächsischen Sprachgebrauch — altſ. und agſ. waren damals die beiden niederdeutschen

Mundarten — durchgehends übereinstimmt; vgl. „urhêttun = ags., orettun, Kämpfer; mahlian alts. = sprechen, wogegen mahalan ahd. = verloben; hêrôro zu ags. hâr = grau, alt; giuueit = alts. giuuêt, wogegen ahd. giwîzzan = anrechnen; irri alts. = eorre ags. zornig, wogegen ahd. = irrend; than hald alts. = umsomehr; furnam alts. agl. = wegraffte, wogegen ahd. = vernahm; arg = earh ags = feige, wogegen arc ahd. = böse, geizig; warnan = wernian alts. verweigern, wogegen sich warnôn ahd. = sich vorsehen." (Th. Schauffler.)

Der Schreiber aber war ein Hochdeutscher, der das Niederdeutsche nicht beherrschte und deshalb wohl oder übel das niederdeutsche Original vielfach in hochdeutscher Form wiedergab. Daß dabei sich ungeschickte Anpassungen des Niederdeutschen an die hochdeutsche Schreibweise nicht vermeiden ließen, liegt auf der Hand. So verdoppelt der Schreiber in den Wörtern heittu, môtti, harmlîcco den Konsonanten nach dem hochdeutschen Vorbilde: heizzu, môzzi, harmlîhho; das Wort suâsat V. 53 entspricht dem hd. suâsaz, hat aber eine im Niederdeutschen ganz unmögliche Endung. Diese Versehen können nur von einem Hochdeutschen herrühren, der sich anstrengte, Niederdeutsch zu schreiben.*)

3. **Rekonstruktion des Liedes.** Wie sich aus der Lektüre des Hildebrandliedes sofort ergibt, ist dasselbe nur als Bruchstück auf uns gekommen; der Schluß fehlt ganz, und auch innerhalb des Liedes finden sich Lücken, zerstörte Verse usw.

Von verschiedenen Seiten ist versucht worden, das Lied zu rekonstruieren. Wir stellen im Nachfolgenden nach Prof Dr. Schauffler: Althochdeutsche Literatur (Stuttgart 1893), der seinerseits wiederum Müllenhoff, Edzari und Steinmeyer folgt, die Resultate dieser Untersuchungen kurz zusammen.

V. 10. Das Fehlen der Alliteration in Verbindung mit dem schroffen Übergange aus der indirekten Rede in die direkte hat auf die Vermutung geführt, daß hier eine Lücke sei; doch findet sich dieser schroffe Übergang als eine gewöhnliche epische Freiheit auch sonst.

V. 17. Hier wird etwas ausgefallen sein, „oder Hadubrand ist ein Schwätzer, der über Dinge Auskunft gibt, ehe er noch darum gefragt ist." Hildebrand wird sich gewundert haben, daß Hadubrand seinen Vater nur vom Hörensagen kennt und weiter sich nach Hadubrands Verhältnissen erkundigt, worauf dieser fortfährt mit V. 18ff.

V. 31 und 32 ist wohl zu lesen:

dat dû neo dana halt dinc ni gileitôs
daß du nie noch mehr Kampf führtest

*) Umgekehrt wird auch behauptet (vgl. z. B. Braune, Altdeutsches Lesebuch), ein niederdeutscher Schreiber habe einen hochdeutschen Text aufgeschrieben. Von anderer Seite wird noch die Ansicht vertreten, diese Mischung habe in der Mundart gelegen, das Denkmal sei etwa auf dem Grenzgebiet zwischen Hoch- und Niederdeutsch in Hessen oder Thüringen entstanden.

mit sus sippan man sô ih dir selbo bin
mit so verwandtem Mann wie ich dir selber bin

Ih bin Hiltibrant, Heribrantes suno
Ich bin Hildebrand, Heribrands Sohn.

Hildebrand kann sich nicht mit allgemeinen Andeutungen begnügen, sondern muß seinen Namen nennen, was außerdem einen wirksamen Gegensatz zu V. 44 bildet; auch inan V. 43 wird deutlicher, wenn Hildebrand sich nennt.

Nach V. 45. Hildebrands Rede ist verloren gegangen. V. 46—48 sind Worte Hadubrands, die besagen wollen: „Du hast es also nicht notwendig, Beute zu machen, und es ist begreiflich, daß du nicht gern mit mir kämpfest. Anders verhält es sich mit mir: Du kommst mir mit deiner schönen Rüstung gerade recht." Darauf Hildebrand V. 49ff.

Wer aber annimmt, daß V. 46—48 von Hildebrand gesprochen seien, muß sich den Zusammenhang so denken: „Weil du von deinem Herrn wohl ausgestattet bist, magst du auch meine Gabe ausschlagen." Hadubrand, nur auf den ersten Teil dieser Bemerkung hörend, sieht darin der Wunsch des Alten, seine (Hd.) Rüstung zu erkämpfen, und erwidert: „Wenn dir meine Rüstung so wohl gefällt, auf denn zum Kampfe!" Dann Hildebrand V. 49ff.

Nach V. 57. Hier wird etwas ausgefallen sein, da die Erwiderung des Sohnes fehlt, der dem den unnatürlichen Kampf gern meidenden Hildebrand wahrscheinlich Feigheit vorgeworfen hat. Darauf Hildebrand V. 58ff.

V. 68. Mit diesem zerstörten Verse schließt das Gedicht, dessen düsterer Ton keinen Zweifel an dem tragischen Ausgang des Kampfes gestattet, wie auch die um 1250 bis 1300 in Norwegen geschriebene Thidrekssaga (= Theodorichsage) den Sohn vom Vater erschlagen werden läßt.

4. **Sach- und Worterläuterungen** (nach W. Pütz, Altdeutsches Lesebuch, Leipzig 1896). V. 1. Das Gedicht beginnt mit der altepischen Berufung des Dichters auf die mündliche Tradition, mit welcher die Heldenlieder bis zum Untergang der epischen Volkspoesie im 16. Jahrhundert eingeleitet zu werden pflegten.

„Sagen" bedeutet den Vortrag epischer, „singen" den lyrischer Gedichte; doch war das Sagen und Singen in jener Zeit noch nicht so getrennt wie später, wo man „sagen" vorzugsweise von dem Vortrage der Gedichte in kurzen Reimpaaren ohne Strophenform gebrauchte.

Hildebrand und Hadubrand bedeuten beide „kampfglänzend", „kampfberühmt" von hiltja, hilt und hadu, beide = Kampf, Schlacht, und brant von brinnen, brennen glänzen.

V. 3. Weder Hildebrand noch Hadubrand werden nach Herkunft, Stand usw. bezeichnet. Alle die Begebenheiten, welche das Nibelungenlied von Hildebrand und seinem Herrn Dietrich erzählt — ihr

30jähriges Exil bei dem Hunnenkönig Etzel, der Kampf dort mit den Burgunden, ihre Rückkehr ꝛc. — werden hier als bekannt vorausgesetzt. Da damals von den Helden unseres Volkes kräftige, klangreiche Lieder von Mund zu Mund gingen und in den Sälen der Könige und in der Halle, wo die Helden saßen, von kundigen Sängern angestimmt wurden, so konnte der Dichter annehmen, daß wenigstens der erstere seinen Hörern bekannt war. Indem er die Helden dann gleich darauf Vater und Sohn nennt, ist auch das allgemein menschliche Interesse gegeben.

Auch die Veranlassung zu dem Kampfe zwischen Vater und Sohn wird als bekannt vorausgesetzt. Das Lied drängt sofort zur Hauptsache, zu dem Gespräche zwischen beiden, in dem der Vater die Überzeugung gewinnen soll, daß er seinem Sohne gegenüberstehe, ohne den Kampf vermeiden zu können.

V. 6. helidôs soll uns nicht bloß den bekannten Begriff zurückrufen, sondern ihn kräftig vor die Seele stellen. Es ist der altgermanischen Poesie eigen, daß, wenn in einem Satze ein Begriff aufgenommen wird, der in dem unmittelbar vorhergehenden enthalten war, dies häufig nicht durch das Pronomen geschieht, auch wenn dessen Beziehung unzweifelhaft wäre, sondern durch malende oder pathetische Ausdrücke, die dem Hörer die Wichtigkeit des auftretenden Begriffes einprägen sollen, vgl. auch V. 36.

V. 7. Noch dreimal kehrt in unserem kurzen Bruchstück diese Wendung H. gimahalta wieder (V. 14, 36 u. 45). Auch die altdeutsche Poesie hatte ihre feststehenden epischen Formeln, wie wir sie bei Homer finden.

Die eingeklammerten Wörter sind hier wie auch V. 30, 49, 58 Zusätze des Schreibers.

V. 8. Nach der Parenthese: her unas hêrôro man, ferahes frôtôro — wird durch frâgên gistuont das gimahalta wieder aufgenommen und zugleich das Reden näher als Fragen bezeichnet.

V. 13. Die Komposition Irmindeot bezeichnete ursprünglich die Völkerfamilie der Hermionen oder Herminonen, welche den Gott Irmino als ihren Stammvater ansah, wie Irmingot den allgemeinen, diesen Stämmen gemeinsamen Gott und das bekannte Irminsûl die dem gemeinsamen Gotte (Stammvater) errichtete Säule; in der Folge muß Irmindeot überhaupt die gemeinsame Abstammung, die Stammesgenossen bezeichnet haben.

Hildebrand deutet hier an, daß auch er selbst zu diesem Volke, d. h. zu dem des Hadubrand gehöre. Wenn Hadubrand ihm nur einen aus der Sippe nenne, so wisse er Bescheid; er kenne alle ostgotischen Familien.

V. 18. Odovakars Haß traf Hildebrand nur mittelbar, nämlich insofern dieser als treuer Dienstmann Theodorich folgte.

V. 23. u. 24. Sîd Dêtrîhhe darbâ gistuontun fateres mînes, seitdem [später] dem Dietrich Entbehrung[en] entstand[en] meines Vaters, d. h. seitdem ihn der Verlust meines Vaters traf. — Hildebrand war zuletzt Dietrichs einziger Kampfgenosse, daher war letzterer nach des ersteren Tode, den Hadubrand ja annimmt, ein freundeloser Mann.

V. 34. Kaisering = byzantinische Goldmünzen.

V. 35. Mit gemütlichem Humor gibt der Alte seinem Geschenke die Form eines Loskaufes vom Kampfe, natürlich voraussetzend, auch Hadubrand wolle mit dem Vater nicht kämpfen. Vor unsern Augen steht's, wie Hildebrand, sich freundlich nähernd, das auf der Hand darbot, was er „es" nennt.

V. 37. Es werden in unserm Gedichte vier Arten des Kampfes unterschieden: 1. Stechen mit dem Ger (V. 37); denn daß der Ger nicht zum Werfen gebraucht wurde, wie in späterer Zeit, geht aus dem Zusatz: Spitze gegen Spitze (V. 38) hervor; 2. Werfen mit dem Speer (V. 40), also ebenfalls der umgekehrte Gebrauch der Waffen im Vergleich mit der späteren Zeit; 3. Schwertkampf (V. 53); 4. Kampf mit der Streitaxt (V. 54).

V. 41. Der Sinn dieses Verses ist: Du bist ebenso alt, wie deine Tücke, du bist im Truge ergraut.

V. 43. wentilsêo entweder Vandalensee oder (von winden) das nach damaliger Vorstellung die Erde (mittilagart) rings umgebende Meer (vgl. Wendeltreppe). Die westwärts (wëstar) über den Wendelsee d. h. über das Mittelmeer fahrenden Seeleute sind Oströmer, von denen Hadubrand gehört haben mochte, daß sein Vater auf einem der Einfälle Attilas in das byzantinische Reich gefallen sei.

V. 47. Wer mit Hadubrands Herrn gemeint ist, ist nicht näher zu erklären, vermutlich Odovakar.

V. 49ff. Die folgende Stelle ist die einzige von elegischer Weichheit im Gedichte.

V. 50. Nach anderen Zeugnissen blieb Dietrich 30 Jahre außer seinem Reiche. Daher ist die Zahl 60 durch 30 Sommer und 30 Winter zu erklären; sonst müßte ja Hadubrand dem Greisenalter nahe gewesen sein, als er mit seinem Vater kämpfte, während er in allen Darstellungen als ein vollkräftiger, ungestümer Held erscheint.

V. 57. Ein Ausruf bitterer Ironie, vielleicht mit Bezug auf Hadubrands Worte, V. 40. Hildebrand fühlt sich als der Überlegene und ist nun entschlossen, diese Überlegenheit auch zu zeigen.

V. 58. Ôstarliuto ist ein allgemeiner Ausdruck, der die östlichen Stämme jedes Volkes bezeichnen kann, hier die Ostgoten.

5. Inhalt des Hildebrandsliedes (nach einer Umschreibung der Brüder Grimm; Deutsche Sagen 1859). Ich hörte sagen in alten Mären, daß einmal Hildebrand und Hadubrand, Vater und sein einziger Sohn, einander unerkannt, zusammenstießen im Zuge und sich Kampfes grüßten. Da ordneten die kühnen Helden das Kriegsgewand, warfen Panzerhemden um und gürteten ihre Schwerter über die Ringe;

als sie nun hin zu fechten ritten, sprach Hildebrand, Heribrands Sohn, der war so edel und weise, begann mit wenigen Worten zu fragen, wer sein Vater wäre unter dem Männervolk, „oder von welchem Stamm bist du? o Held im Königreich, mir ist kund alles Menschengeschlecht." Hadubrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „Mir sagten alte, weise Leute unsres Volks, die nun gestorben sind, daß Hildebrand hieß mein Vater, ich aber heiße Hadubrand; einst zog er nach Osterland fort mit Dietrich und manichen Helden, floh vor Otachers Neid, ließ seine junge Frau daheim, sein Kind unerwachsen, sein Heergerät ohne Herrn, der es handhabe. Nach Osterland fuhr er, seit Dietrichs Elend sich anhub, des freundeverlassenen Mannes; da mocht' es mein Vater nicht mit Otachern halten, der herrlichste Degen, focht stets an der Spitze des Heers, und stets war ihm Fechten das Liebste; nicht wähn' ich, daß er noch am Leben sei." — „Reicher Gott vom Himmel," sprach Hildebrand, „daß du doch ja nicht zwischen zwei so nahverwandten Männern Kampf zulassest!" Da wand er sich vom Arme gewundene köstliche Spangen, die ihm seither der Hunnenkönig verehrt hatte: „Nimm sie hin, ich gebe sie dir zu Hulden!" — Hadubrand, Hildebrands Sohn, antwortete: „Mit dem Speer soll man solche Gabe empfangen, Spitze wider Spitze; du alter Hunne taugst zum Gesellen nicht, schlauer Späher, mit Worten trügest du mich, den Speer willst du auf mich werfen, bist ein so gealteter Mann und pflegest böser Listen; wisse, daß mir Seefahrer, die westwärts über den Wendelsee zogen, Kunde brachten von einer großen Schlacht, darin sei Hildebrand, Heribrands Sohn, gefallen, und darum glaube ich, er ist tot." — Hildebrand, Heribrands Sohn, antwortete: „Das sehe ich schon an deiner Rüstung, daß du einen edlen Herrn hast, und in diesem Reiche noch keine Reckentat vollbracht; wehe, waltender Gott, wehes Geschick steht bevor! Sechzig Sommer und Winter bin ich herumgewallet, weit von meinem Vaterland, immer ward ich zu den vordersten Kriegern gestellt, auf keiner Burg hatte man mir die Beine in Bande gelegt, nun soll mich mein eigenes, liebes Kind hauen mit seinem Schwert, dahinstrecken mit seinem Beil, oder ich soll sein Mörder werden. Leichtlich mag es geschehen, wenn du tapfer streitest, daß du einem so edlen Mann die Rüstung abgewinnest, Raub begehest an dem Leichnam, wenn du vermeinst, dazu einiges Recht zu haben. Doch der sei der schlechteste aller Osterleute, der dich vom Kampf abhalte, dessen dich so sehr lüstet. In handgemeiner Schlacht entscheide die Begegnung, wer von uns heute die Harnische räumen müsse, und wer dieser beiden Panzer Herr werden soll."

Da ließen sie die Eschen scharf schneidend fahren, daß sie standen in den Schilden, da sprangen sie aneinander, die Steinäxte klangen, schwer hieben sie in die weißen Schilde, daß ihr Gebäude schütterte, aber fest standen ihre Leiber.

6. **Die Form des Hildebrandsliedes.** Der aufmerksame Leser merkt unschwer, daß in den meisten Zeilen mehrfach Wörter mit

gleichen Anfangskonsonanten in den Stammsilben vorkommen. Bei angemessenem Lesen entsteht hierdurch ein Gleichklang, Anreim oder Alliteration genannt, durch den man offenbar dasselbe erreichen wollte, was wir jetzt durch den Reim erreichen, nämlich in angemessener Weise den inneren Zusammenhang sprachlich verknüpfter Vorstellungen eindringlich machen oder den Eindruck der Hauptvorstellungen durch Einwirkung auf das Ohr verstärken. Letzteres tritt am deutlichsten bei der Alliteration hervor, da durchschnittlich die Wörter der Zeilen mit gleichem Laute beginnen, welche die stärkste Betonung haben.

Der Vers des deutschen Volksgesanges beruhte überhaupt in jener Zeit auf dem Akzent, war also rhythmisch, nicht metrisch; das geistige Gewicht eines Wortes bedingte seinen Ton, der Ton seine quantitative Bevorzugung, die Hebung. „Die Alliteration gibt dem Verse nicht Melodie, aber sie verleiht ihm charakteristischen Klang; sie macht ihn nicht schöner, aber derb und stark; sie entspricht einem frühzeitigen Drange germanischer Art, die uns jede Kunst erschwert: wir schätzen Charakteristik mehr als Schönheit, Gehalt mehr als Form" (Scherer). Die Langzeile hatte acht Hebungen (betonte Silben) mit mehr oder weniger Senkungen (nicht betonte Silben) und zerfiel durch einen Abschnitt (Zäsur) in zwei Hälften, die jedoch durch die Alliteration wiederum zu einem Ganzen vereinigt wurden, indem in der Regel zwei Wörter der ersten Halbzeile und ein Wort der zweiten untereinander alliterierten. Man konstruierte also den Vers durch die bedeutsamsten Wörter desselben, Bindestäbe genannt, und sah darauf, daß dieselben mit gleichem Anfangsbuchstaben begannen. Da diese gleichen Laute den ganzen Klang des Verses zu tragen oder zu stützen schienen, so nannte man sie die Stäbe des Liedes, woraus dann der moderne Ausdruck Stabreim entstanden ist.

Zur Bildung der Alliteration haben in den ältesten Zeiten auch wohl die Rechtsformeln, Gebete, Zaubersprüche und dergl. beigetragen; wenigstens finden sich in den altdeutschen Rechtsbüchern noch viele alliterierende Formen, von denen manche noch jetzt im Gebrauch sind, wie: **G**eld und **G**ut, **H**aus und **H**of, Leib und Leben, **S**chutz und **S**chirm, **W**itwen und **W**aisen. Auch die Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens hat noch alliterierende Formen in Menge aufzuweisen, wie folgende Proben beweisen: **K**ind und **K**egel, **K**üch' und **K**eller, Land und Leute, Lust und Liebe, **M**ann und **M**aus, **R**oß und **R**eiter, **R**uh und **R**ast, samt und sonders, **S**tumpf und **S**tiel, **W**ind und **W**etter, **w**etten und **w**agen, zittern und zagen.

Auch neuere Dichter wenden hier und da die Alliteration an, namentlich wenn es sich darum handelt, Naturschilderungen möglichst viel Leben und Wirklichkeit zu verleihen. Gedichte mit vielen Alliterationen, wie z. B. Rückert's „**R**oland der **R**ies' am **R**athaus zu Bremen" behagen jedoch unserem Ohr nicht mehr. Diese Ansicht sprach schon Herder aus. Im ersten Bande seiner Werke (Zur Religion und Theologie) heißt es Seite 19: „Alle nordischen Sprachen ahmen den Schall der Natur nach, aber rauh, gleichsam nur von außen; sie knarren, rauschen, zischen, krachen wie die Gegenstände selbst; weise Dichter benützen dies mit großer Sparsamkeit, schlechte übertreiben's."

II. Vertiefung.

1. Das Hildebrandslied im Kreise der deutschen Heldensage. Zum besseren Verständnis des Liedes ist es notwendig, daß wir zunächst einen Blick auf die Entstehung der deutschen Heldensage werfen.

Wie die Entstehung und Ausbildung der Heldensage bei allen indogermanischen Völkern, die eine solche besitzen (z. B. Inder, Perser, Griechen), sich eng an die tiefeinschneidenden Veränderungen ihres nationalen Lebens anschließt, so reicht auch der Ursprung der deutschen Heldensage in eine Zeit großer Machtverschiebungen und politischer Umwälzungen zurück, in die Zeit der Völkerwanderung. Mit ihr beginnt das germanische Heldenzeitalter, mit ihr auch die germanische Sage.

Wohl hatten unsere Vorfahren, wie uns der römische Geschichtsschreiber Tacitus berichtet, schon früher alles, was sie in der Urheimat und auf den Wanderungen erlebt, was ihre Helden, Armin, der Cheruskerfürst u. a., Großes und Ruhmreiches getan haben, in herrlichen Liedern gepriesen. Aber alle diese Heldenlieder sind in den Stürmen der Völkerwanderuug verloren gegangen, waren auch für die Heldensage kaum zu verwenden, da sie mehr Lob- und Preislieder waren, d. h. die Helden und ihre Taten mehr verherrlichten als davon erzählten, und von der Gesamtheit gesungen wurden, während doch nur der einzelne erzählen kann.

Die gewaltige Periode der Völkerwanderung mit ihren ungewöhnlichen Ereignissen, ihrem Tatendrang schuf jedoch neue hervorragende Heldengestalten, deren Taten in der Erinnerung des Volkes fortlebten, freilich nicht in schriftlicher Aufzeichnung, sondern nur durch den Mund der Sänger. Es entstand der Einzelgesang, das älteste und wirksamste Mittel der geschichtlichen Überlieferung. Die Sänger aber wanderten, mit ihnen auch die Lieder, die Erzählung der Nahewohnenden wurde unsicher in der Ferne, die Taten wurden durch Gerüchte vergrößert, Personen wurden verwechselt, die Zeiten rannen ineinander, und jemehr sich die Menschenalter von den Ereignissen entfernten, desto kühner- und farbenreicher wurde die Schilderung, desto mehr wurden ferner auf bestimmte, dem Volke besonders bekannte Heldengestalten auch die Taten anderer übertragen — es entwickelte sich aus den verschiedenen Elementen eine zusammenhängende Heldensage oder ein Heldenkreis, der sich um die Person eines bestimmten Helden schloß.

Mit der so durch Volksphantasie und die Kunst des Sängers frei umgestalteten Geschichte verbinden sich in der Sage auch stets mythische Vorstellungen und Überlieferungen, die dem Streben entsprangen, den historischen Helden immer strahlender und schließlich übermenschlich zu gestalten. Gerade das Unhistorisch-Mythische, „das Geist- und Rankenwerk des historischen Stammes, das sich an diesen

Stamm anschließt und ihn oft ganz versteckt, ist das für das Wesen der Sage Bezeichnende."*)

Auf diese Weise, aus Geschichte und Mythus und deren Veränderung und Ausgestaltung durch Volk und Sänger**), entstanden im 5. und 6. Jahrhundert n. Chr. bei den Ost- und Westgermanen folgende Sagen und Sagenkreise: Nibelungensage (Siegfried, Brunhild, Kriemhild, Gunter und Etzel); Amelungensage (Ermanarich, Dietrich von Bern und Etzel); Waltersage (Walter und Hildegund); Hegelingensage (Hilde und Gudrun); Hartungensage (Ortnit, Hug- und Wolfdietrich); Sage von König Roter und die Wielandsage.***)

Das Hildebrandslied gehört zu dem Sagenkreise Dietrichs von Bern, des Theodorich der Geschichte, dessen Erzieher und Waffenmeister nach der Sage Hildebrand war. Während im Norden der fränkische Siegfried der gefeiertste Held der Sage war, stand bei den Bayern und Sachsen der große Ostgotenkönig im Mittelpunkte des Volksgesanges; an der Donau wie bei den Sachsen war Dietrich von Bern der Liebling des Volkes, „von dem die Bauern singen und sagen", wie es in den Chroniken bis in das späteste Mittelalter heißt.

Ein Strahl des Glanzes, der ihn umgab, ist auch auf seinen Waffenmeister Hildebrand gefallen. Was uns das Lied von ihm aber noch besonders wert macht, ist der Umstand, daß von allen den vielen Heldenliedern, welche den stürmischen Taten der Völkerwanderung auf dem Fuße folgten, das Hildebrandslied das einzige ist, das wir noch in der ursprünglichen Fassung des 6. und 7. Jahrhunderts besitzen.

2. **Der geschichtliche Hintergrund des Hildebrandsliedes.** Die geschichtlichen Ereignisse, die den Hintergrund dieses Liedes bilden, sind kurz folgende: „Dem Anprall der Hunnen, dem die Westgoten auf byzantinischen Boden auswichen, erlagen die Ostgoten, deren großer Herrscher Ermanarich sich selber den Tod gab (375). Sie

---

*) Dr. M. Gorges: Deutsche Heldensage. Paderborn 1902; — Dr. O. L. Jiriczek: Deutsche Heldensage. Leipzig 1902.

**) Uhland: „Die Sage ist ein Lagerfaß voll alten, edlen Weins; wann er angesetzt worden, weiß niemand mehr; jeder sonnige Herbst bringt ihm frischen Aufguß, und vom ersten Most ist wohl nichts mehr vorhanden als der immer fortduftende Geist; draußen aber auf den grünen Bergen keimen und blühen die Reben, und wenn sie blühen, gärt es auch innen im Fasse; blutrote Trauben reifen und goldhelle; die Zeiten steigen am Weinberge geschäftig auf nieder und tragen den neuen Gewinn hinzu; indes fließt unten rein und klar der goldene Quell, und die Sänger sind die Schenken, die das duftige Getränk umherbieten."

***) Die neuere Sagenforschung verwirft die früher gebräuchliche Einteilung des Stoffes in die bekannten Sagenkreise, weil deren Namen irreführend sind. Nach dieser alten Einteilung wäre folgendermaßen zu ordnen: der fränkische Sagenkreis (Siegfried), der burgundische (Gunter, Gernot und Giselher, Kriemhild, Hagen und Volker); der hunnische (Etzel, Helche, Rüdiger von Bechlarn), der ostgotische (Ermanarich, Dietrich von Bern), der westgotische oder alemannische (Walter und Hildegund), der longobardische (Roter, Ornit, Hug- und Wolfdietrich); der nordische (Hagen, Hettel, Herwig, Hilde und Gudrun), der niedersächsische (Wieland).

mußten nun den Hunnen Heeresdienste leisten und blieben die Verbündeten und Begleiter der Hunnen auf ihren Raubzügen fast acht Jahrzehnte. Unter Attila nahmen sie eine ganz hervorragende Stellung ein, gotische Edle hatten die höchsten Stellen am Hofe und im Heere, gotische Sprache und Sitte war in seiner Umgebung gepflegt und geschätzt, gotische Heldenlieder wurden in seiner Halle gesungen. Theodemer, Theodorichs Vater, war sein vertrauter Ratgeber.

Ein Joch aber war Attilas Herrschaft doch, ob auch ein goldenes; und nach seinem Tode besiegten die vereinigten Ostgoten, Gepiden und andere Germanenstämme das Heer der Etzelsöhne, und die drei Amalerbrüder, Walamer, Theodemer und Widemer, denen der Held Gensimund während ihrer Unmündigkeit die Krone erhalten hatte, beherrschten nun das ostgotische Gebiet gemeinsam.

Dem Theodemer wurde 455 ein Sohn geboren, Theodorich genannt, der künftige Eroberer Italiens. Achtjährig kommt er als Geisel an den byzantinischen Hof, wo er bis zu seinem achtzehnten Jahre weilt. Nach seines Vaters Tode übernimmt er die Führerschaft über die Ostgoten. Eine Führerschaft war es in vollem Sinne des Wortes; denn schon unter seinem Vater hatten die Ostgoten ihre Sitze zu räumen begonnen, und dem jungen Fürsten war nun die schwere Aufgabe zuteil geworden, seinem Volke neue Sitze zu verschaffen. Etwa sechzehn Jahre voll unsäglicher Mühen und Gefahren dauern die Wanderungen und Kämpfe der Goten im oströmischen Reiche, bis der Kaiser Zeno, des gefährlichen Gastes müde, ihm einen hohen, des Kampfes würdigen Preis vor die Augen rückt: Italien, das er Odovakar abringen solle, der es bekanntlich 476 dem letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustinus abgenommen hatte.

Im Jahre 488/89 brach Theodorich mit seinen Truppen auf, und nach drei siegreichen Schlachten am Isonzo, bei Verona*) und an der Adda ist er erst soweit, daß es noch einer dreijährigen Belagerung Ravennas**) und der Ermordung Odovakars bedarf, ehe er im Besitze Italiens ist (493). Bis zu seinem Tode (526) herrscht er als Friedensfürst, „um seiner Weisheit und Macht willen von den Germanenfürsten wie von Byzanz hoch verehrt."

3. **Das Verhältnis des Hildebrandsliedes zur Geschichte und Mythe.** An diese geschichtlichen Ereignisse erinnert das kleine Bruchstück aus der ursprünglichen Dietrichssage, das wir im Hildebrandsliede besitzen, direkt nur wenig. Aber wie klein es auch ist und wie

*) Deshalb in der mittelalterlichen Sage Dietrich „von Bern". Nach andern hat jedoch die Sage unter den oberitalischen Städten gerade diese bevorzugt, weil sie infolge ihrer geographischen Lage als erstere größere Stadt beim Betreten Italiens über die Alpen in Deutschland die bekannteste war.

**) In der Örtlichkeit der Rabenschlacht (Raben = Ravenna), die die mittelalterliche Dietrichsage kennt, spiegelt sich die Erinnerung an diese Belagerung Ravennas wieder.

geringfügig sich auch die direkten geschichtlichen Beziehungen darstellen, es läßt sich doch auch hieran nachweisen, wie die Phantasie des Volkes arbeitet.

Die Abhängigkeit der Goten von den Hunnen unter Theodorichs Vater und die angesehene Stellung, die dieser an dem hunnischen Hofe genoß, überträgt die Sage auf den Sohn. Dessen Geiselschaft am byzantinischen Hofe nebst den Wanderungen mit seinem Volke bis zur endgültigen Besiegung Odovakars wird in der Sage zu einer Flucht des durch Odovakar aus seinem Lande Vertriebenen, der am hunnischen Hofe Aufnahme findet,*) und zur Rückkehr in sein Erbe mit Hilfe seines Beschützers.

In Hildebrand, dem Waffenmeister Theodorichs, dagegen ist die Gestalt des alten gotischen Helden Gensimund festgehalten, der aber in Wirklichkeit der Beschützer von Theodorichs Vater war.

Wie jede echte Sage, so enthält das Hildebrandslied auch mythische Vorstellungen und Überlieferungen. Kampf zwischen Vater und Sohn kehrt bei verschiedenen indogermanischen Völkern wieder und ist deshalb wohl auf eine gemeinsame mythische Grundlage zurückzuführen. Bei den Griechen sind die Kämpfenden Odysseus und Telegonos, bei den Persern Rustem und Sohrab, bei den Kelten Cuchulain und Conlaoch, bei den Slaven Ilja und sein Sohn.**)

Die gesamte Dietrichsage ist uns in drei Volksepen erhalten, die gegen Ende des 18. Jahrhunderts gedichtet sind: Dietrichs Flucht, die Rabenschlacht und Alpharts Tod. Von der Geschichte weichen sie noch mehr ab als das Hildebrandslied, da in ihnen Ermanarich der Gegner ist, vor dem Dietrich in das Elend fliehen muß.

4. Die Entwickelung des Konflikts. Zwei der stärksten sittlichen Mächte des Heldenzeitalters unseres Volkes, Blutsverwandtschaft und Heldenehre, treten im Hildebrandsliede miteinander in Konflikt. Die erste, die natürlichere Macht, muß der idealeren geopfert werden. Wir sehen, wie diese Entscheidung sich mit Notwendigkeit vollzieht, wie der Vater in voller Klarheit über das Fürchterliche seines Tuns die Waffe gegen den eigenen, einzigen Sohn zieht, die dann diesen vernichtet, ihn selbst des Teuersten beraubt.

Schnell und folgerichtig schreitet die Handlung ihrem Höhepunkte zu. Mit wenigen Worten ist die Einleitung abgetan. Wir werden gleich mitten in die Situation hineingeführt. Was das für zwei Heere sind, zwischen denen sich die beiden Helden begegnen, mochte der Hörer erschließen, er war bewandert genug in der Heldensage, um zu wissen, daß es sich nur um das Heer des Dietrich, der mit hunnischer Hilfe in sein Reich heimkehrte, und um das des Otacher handeln konnte, der ihm den Eingang wehrte. Auch später werden die weltgeschichtlichen Ereignisse nur kurz berührt und einfach be-

*) Was Dietrich und sein Waffenmeister Hildebrand dort erlebt haben, erzählt bekanntlich der zweite Teil des Nibelungenliedes; davon später.
**) Vgl. Jiriczek, Deutsche Heldensage I, 275 ff.

zeichnet. Im übrigen ergibt sich die Exposition aus Hadubrands Rede, die zugleich geradeswegs zur Verwickelung führt.

Auf Hildebrands Frage, wer sein Gegner sei, nennt sich dieser Hadubrand, Hildebrands Sohn. Darauf zweite Frage Hildebrands und nähere Auskunft Hadubrands, worauf dem Alten kein Zweifel mehr bleibt, daß er es mit seinem Sohne zu tun habe.

In lebhaftem Gespräch, dessen dramatische Anschaulichkeit noch durch eine begleitende Handlung gesteigert wird, spielt sich das Weitere ab. Hildebrand will den unnatürlichen Kampf vermeiden, nennt sich und bietet dem ungestümen Sohne seine kostbaren, aus starkem Golddraht spiralförmig gewundenen Armringe an, die aus griechischen Kaisermünzen gemacht waren. Es sind Ehrenzeichen seiner Waffentaten, mit denen König Etzel, der sie selbst getragen, huldvoll ihn geschmückt hat. Nimmer hätte er sich ihrer entäußert. Sie sind sein höchstes Kleinod, sein Stolz. Der Sohn weist jedoch das Anerbieten zurück. Trotzig verschmäht sie der Heißblütige; er hält den Greis für einen arglistigen Betrüger, der ihn nur heranlocken und dann mit dem Speere werfen wolle. Sein Vater, habe er gehört, sei im Kriege umgekommen. Hildebrand sucht immer noch zu begütigen: er sehe ja wohl, Hadubrand bedürfe seiner Gaben nicht, er sei schon gerüstet und habe gewiß einen freigebigen Herrn zu Hause; er will ihn aber bewegen, sich einen anderen Kämpfer zu suchen, leicht könne er im hunnischen Heere einen ebenso vornehmen finden Darauf wirft ihm Hadubrand vermutlich Feigheit vor — wir wissen schon, daß diese Stelle verloren ist —, und der Kampf ist nun unvermeidlich. Der Vater versucht auch nicht mehr, ihn zu umgehen.

In einer ergreifenden Klage bringt der Held die Tragik seines Schicksals zum Ausdruck, das ihn, den aus dreißigjähriger Verbannung Heimkehrenden, auf jeden Fall treffen muß, mag er siegen oder unterliegen. Verbannung und Kriegsgefahr habe er hinter sich, nun müsse er das Schreckliche erleben und sein eigenes Kind bekämpfen. Klar stellt er sich die beiden möglichen Ausgänge des Kampfes vor, die in sein stürmevolles Leben oder in das sonnige seines Sohnes unsägliches Elend bringen müssen. Dennoch lassen ihm die Gesetze der Ehre keine Wahl. Schreckliche Seelenqual, die erlitten, entsetzliche Tat, die getan werden muß, unter dem kategorischen Imperativ der Ehre!

Und trotzdem — als der Kampf unausweichlich geworden ist, da ergreift der alte Recke nicht wie ein Widerstrebender und nur zur Verteidigung das Schwert; er wird im Gegenteil vom wahren Heldenzorn ergriffen; er will den Kampf und sieht den Erfolg, seinen Sieg, voraus.

Noch spannender wird dadurch die Situation, die Katastrophe wahrscheinlicher. Der Schluß des Gedichtes fehlt uns; wir müssen aber vermuten, daß der Alte siegte und am Leichnam seines Sohnes stand. Er hat sein eigenes Geschlecht vernichtet.

Das Lied ist noch durchweg heidnisch; von christlichen Ideen ist nicht die geringste Spur darin zu bemerken.

5. **Charakteristik der Personen.** Vortrefflich werden in unserm Liede die Charaktere der beiden Helden gezeichnet. Beiden gemeinsam ist nur die Kampfesfreude. Wie ist sonst Hildebrand so ganz Alter, Hadubrand so ganz Junger! Jener bedächtig, weitblickend, zögernd, klug; dieser rasch, entschlossen, kampflustig, mißtrauisch, kurzsichtig, verrannt!

Als voller Held erscheint insbesondere Hildebrand. Wie überall in der Sage, so ist er auch hier der treue, vielerfahrene, vielgewanderte Mann, stets bereit zu fechten. Seine ganze frühere Geschichte wird berührt, sein weitreichender Ruhm, sein Haß gegen Odovakar, seine Gunst beim Hunnenkönig, Theodorichs Liebe zu ihm, Hildebrands Treue und rastloses glückliches Kämpfen. Damit wir ja nicht im Zweifel über seine Tapferkeit bleiben, muß Hadubrand, der an dem Mute seines Gegners zweifelt, selber anführen, seinem Vater sei stets der Kampf zu lieb gewesen. Muß es sein, gebietet es die Ehre, so scheut er selbst den Kampf mit dem Sohne nicht, so schwer ihm derselbe wird. Und daß er diesen Kampf nicht wie ein Widerstrebender führt, sondern von wahrhaftigem Heldenzorn erfaßt wird, macht die Charakteristik des alten Recken noch realistischer.

6. **Eigentümlichkeiten der Dichtung nach Inhalt und Form.** „Das Lied, soweit es gut erhalten ist, packt seinen Stoff meisterhaft und beutet ihn erschütternd aus. An dem äußeren Leben nimmt der Dichter wenig Anteil. In die Situation führt er nicht ein. Wie die beiden sich rüsten, beschreibt er, aber ganz kurz; ebenso nachher den Kampf. Ihn reizt die Entwickelung von Rede und Gegenrede. Er tritt erläuternd selbst hervor, um uns zu sagen, daß Hildebrand zuerst das Wort ergriff, weil er der Ältere, Ehrwürdigere war: die Forderung der Sitte ist gewahrt. Er weiß, daß es für die Erzählung eines längeren Gespräches vorteilhaft ist, wenn es durch Handlungen unterbrochen und begleitet wird; er erfindet daher das Motiv der Ringe, welche Hildebrand von seinem Arme windet, um sie dem Gegner anzubieten. Er verschmäht es am Eingange, die Pracht der Rüstungen leuchten zu lassen; er bringt aber als einen Hebel des Gespräches an, daß Hadubrand wohl ausgestattet sei, und so werden wir über die äußere Erscheinung doch zugleich unterrichtet.

Wie der Dichter Charaktere zu entwickeln versteht und aus ihnen Reden und Handlungen hervorgehen läßt, haben wir schon gesehen. Welche ergreifende Wirkung übt es doch aus: Der Wissende und Nichtwissende im Gegensatze, jener sein Wissen mitteilend, dieser sich dagegen sträubend, jener von Liebe erfüllt zu dem gegenwärtigen Sohn, dieser von Liebe erfüllt zu dem vermeintlich toten Vater, stolz auf ihn, bereitwillig, sein Lob zu verkünden — und die beiden im Vernichtungskampfe aufeinander los.

Unser Mitleid wird rege gemacht für das arme Weib, für das enterbte Kind, das der Held zurückließ, aber zu allermeist für den Helden selbst, der von seiner Familie so lange getrennt war und jetzt weiß,

was er tun, gegen wen er seine Waffen gebrauchen soll. Wir sehen seine Verzweiflung, wir fühlen, daß ihm nicht zu helfen ist. Wir sind mithineingerissen in alle Furchtbarkeiten der Lage. Und doch verschwendet der Dichter nirgends ein gefühlvolles Wort; überall wirkt er nur durch streng sachgemäße Bezeichnung in dem gegebenen formelhaften Stile. Hildebrands Wehmut, sobald der Kampf unausweichlich geworden, steht allein da; in diesen Aufschrei drängt sich die ganze namenlose Angst seines Vaterherzens zusammen."*)

Überhaupt ist „die Sprache in dem Hildebrandsliede dem Charakter des Gedichts völlig angemessen: der Ausdruck ist kernig und kraftvoll, der Redenschmuck sparsam; verbindungslos sind die Sätze, die Hauptwörter oft ohne Artikel. Das Lied bedient sich nur einfacher, anspruchsloser Beiwörter, hier und dort mit Verstärkung, wie z. B. „allzulose", „leichtlich", „zu lieb". Ausgeführte Gleichnisse sind ihm fremd, dagegen liebt es die stetige Wiederholung gewisser Redeformen und Wendungen. So heißt es zweimal: „Hildebrand erhob das Wort" und zweimal: „Hadubrand erhob das Wort, Hildebrands Erzeugter". Solche Wiederkehr konnte in den alten Rhapsodien nicht ausbleiben, da diese nirgends auf künstliche Abwechselung und Überraschung berechnet sind. Stereotyp ist ihnen auch der Dialog. An einer Stelle unseres Gedichts geht dieser ganz naiv plötzlich aus der indirekten Redeweise in die direkte über: „Zu fragen begann er mit wenigen Worten, wer sein Vater wäre der Helden im Volke, oder welcher Herkunft du seist. Sagst du mir nur einen, die andern weiß ich mir". In den Reden und Gegenreden hält sich der Dialog stets an die Sache. Die Dichtung sucht auch hier nicht durch Mannigfaltigkeit und Ausschmückung zu fesseln, sondern legt den Ton auf die rasche Weiterführung der Handlung.**)

So ist das Hildebrandslied, so gering der Rest, der uns davon geblieben, nach Scherers schönem Ausdruck eine edle Frucht, von der auf den Wert des Baumes, der sie trug, geschlossen werden kann.

7. **Hildebrandslied und Iliade.** Das große Gesamtgedicht, welchem das Hildebrandslied als ein Teil angehörte, war sicher ein Nationalepos, das nach Inhalt und Form mit der Iliade hätte verglichen werden können, wie dieses die folgende Zusammenstellung einzelner Ausdrücke und Situationen mit den entsprechenden Versen der Iliade andeutet.

„Der Dichter der Iliade ruft beim Beginne seiner Dichtung die Muse an; der Sänger des Hildebrandsliedes beruft sich auf bekannte Sagen, läßt also gleichsam die Sage sprechen. Vater und Sohn fordern sich zum Einzelkampfe auf, wie Glaukos und Diomedes (Il. VI. 119) inmitten der beiden Heere — untar heriun tuêm —; die Helden des Hildebrandsliedes treten wie die homerischen Helden

*) Wilh. Scherer: Geschichte der deutschen Literatur³. Berlin 1885.
**) C. Gude: Erläuterungen deutscher Dichtungen, 5. Bd. Leipzig 1876.

nicht bewaffnet auf, sondern sie waffnen sich vor unseren Augen wie Agamemnon, Achilleus, Paris; auch die beiderseitigen Waffen zeigen Ähnlichkeit: Schwert und Speer, wie die übrigen Ausrüstungsgegenstände, namentlich Panzer und Schild.

Die zum Kampfe gerüsteten Helden halten übereinstimmend Zwiesprache: Hiltibrant gimahalta, her unas hêrôro man . . . *τὸν πρότερον προσέειπε βοὴν ἀγαθὸς Διομήδης.*"*) Der Held fragt nach der Abkunft des Helden „hwer sîn fater wâri fireo in folche?", so bei dem berührten Zweikampfe, da Diomedes fragt: *τίς δὲ σύ ἐσσι, φέριστε, καταθνητῶν ἀνθρώπων,***) und Glaukos erwidert:

εἰ δ' ἐθέλεις καὶ ταῦτα δαήμεναι, ὄφρ' εὖ εἰδῇς
*ἡμετέρην γενεήν, πολλοὶ δέ μιν ἄνδρες ἴσασιν.****)

Die Antwort des Sohnes leitet, wie bei den hellenischen Helden, eine längere Erzählung ein und berichtet, wie bei jenen, von kampfeskühnen Männern und von mancher Schicksalswendung. Auch der germanische, wie der hellenische Held ruft zur Beteuerung der Wahrheit eine Gottheit an, und von Hildebrant kann nach dem Liede, da er seinem Sohne sich als Vater zeigen wollte, gesagt werden:

αὐτὰρ ὁ μειλιχίοισι προσηύδα ποιμένα λαῶν,†)

allein der Sohn weist die von dem Vater dargebotene Gabe zurück und ergeht sich in zürnenden Reden, ähnlich jenen, die Menelaos im Zweikampfe mit Paris ausspricht (Il. III. 351—369); wie so oft die homerischen Helden im Schmerze sich an ihre Götter wenden, so ruft auch der greise Hildebrant in seinem tiefen Wehe, weil er sich nun gezwungen sieht, mit seinem eigenen Sohne auf Tod und Leben zu kämpfen, „den waltenden Gott" an, aber als Held tritt er in den Zweikampf, trifft jedoch, wie Hektor im Zweikampfe mit Aias (Il. VII. 77, 78) unter Anrufung des Zeus die Bestimmung, daß, wer den Sieg erringe, über des anderen Panzer walten dürfe. Und nun erfolgt, wieder wie bei Homer in dem Zweikampfe des Menelaos mit Paris (Il. III. 346) zuerst der Wurf mit der Lanze, die auch das Hildebrandslied die „eschene" „*μείλινον ἔγχος*"††) nennt; dann greifen sich stürmisch die Kämpen mit den Handwaffen an . . ." (Edm. Beringer.) Wie wir wissen, schließt hiermit das Bruchstück des Hildebrandsliedes, das in seiner geringen Ausdehnung einen gewichtigen, untrüglichen Beweis für die Ähnlichkeit der germanischen Heldendichtung mit dem Epos der Hellenen darbietet.

8. **Die Überlieferung des Liedes.** Die Erhaltung dieses merkwürdigen Restes unserer ältesten Literatur verdanken wir der Muße,

---

*) Jetzo begann er zuerst, der Rufer im Streit, Diomedes. (Voß.)
**) „Wer doch bist du, Edler, der sterblichen Erdenbewohner?" (Voß.)
***) Soll ich dir aber auch dieses verkündigen, daß du erkennest
Unserer Väter Geschlecht, wiewohl es vielen bekannt ist? (Voß.)
†) Er aber sprach mit schmeichelnden Worten zum Völkerfürst.
††) eschene Lanze.

um nicht zu sagen der Langeweile zweier Mönche, die im Anfange des 9. Jahrhunderts in dem berühmten Kloster Fulda lebten, das für die Kultur und das geistige Leben Mitteldeutschlands dieselbe Bedeutung hatte wie St. Gallen für Oberdeutschland. Aus ihrem früheren Welt- und vermutlich Kriegerleben war ihnen dieses Lied im Gedächtnis geblieben, und in einer müßigen Stunde verwandten sie die inneren Seiten eines Gebetbuches, das zu nichts weniger bestimmt war, als diese profanen heidnischen Erzählungen aufzunehmen, zu der Aufzeichnung dieses Liedes, so daß augenscheinlich abwechselnd der eine diktiert, der andere geschrieben hat.*) War sie auch eine ziemlich mechanische Reproduktion eines älteren Textes aus dem Gedächtnisse, arbeiteten auch die Schreiber nicht mit viel Verständnis, so daß der Text mehrfach verderbt und lückenhaft ist und der Schluß fehlt: wir preisen doch die Hand, die einer dankbaren Nachwelt diese wenigen Trümmer gerettet hat.

Im Munde des Volkes hat sich das Hildebrandslied noch jahrhundertelang fortgepflanzt, wobei natürlich Veränderungen nicht ausbleiben konnten. Die letzte Fassung erhielt es am Ende des 15. Jahrhunderts durch Kaspar von der Röns, einen Volksdichter, in dessen Heldenbuche, also 700 Jahre nach seinem ersten Auftauchen. Daneben existierten noch andere Lieder, die das Grundthema ebenfalls mehr oder weniger verändert haben und die lebendige Fortbildung der ursprünglichen Gestaltung des Liedes im Volksgesange darlegen. Wir werden später an der ihm geschichtlich zukommenden Stelle dieses „neue Hildebrandslied" mit dem unsrigen vergleichen.

Im dreißigjährigen Kriege erlischt mit den Volksliedern überhaupt auch dieses Lied.

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Der Verlauf der Handlung im Hildebrandsliede.

Der Inhalt des Hildebrandsliedes und seine Abweichungen von der Geschichte.

Die Kunst der Darstellung im Hildebrandsliede.

Das Tragische im Hildebrandsliede.

Der rein poetische Wert des Hildebrandsliedes.

Welche besonderen Züge kennzeichnen das altdeutsche Heldentum, wie es im Hildebrandsliede geschildert wird?

Das altgermanische Sittengesetz, nach dem Hildebrandsliede entwickelt.

Die Schicksale des Hildebrandsliedes.

Literatur.

W. Mohr: Das Lied von Hiltibraht und Hadubrand. Marburg 1886.
Wilbrandt: Hildibraht und Hadubraht. Das Bruchstück eines altdeutschen Sagen=

*) Die zweite Hand schrieb nur von „Hiltibrand" V. 30 bis „du" V. 89.

liedes aus handschriftlicher Verderbnis in der Urform wiederhergestellt und erläutert. Rostock 1846. 2 Mk.
A. Volmar u. K. Hofmann: Das Hildebrandslied. Leipzig 1850. 1,50 Mk.
C. W. M. Grein: Das Hildebrandslied, herausgegeben, kritisch bearbeitet und erläutert. Marburg 1850. Kassel 1880². 1,50 Mk.
E. Sievers: Das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche und das heidnische Taufgelöbnis. Mit photographischen Facsimiles herausgegeben. Halle 1872. 8 Mk.
Müllenhoff und Scherer: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12 Jahrhundert. Berlin 1878. S. 4 u. S. 256 ff. 14 Mk.
Prof. Dr. Th. Schauffler: Althochdeutsche Literatur mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. S. 56 ff. Leipzig 1898.
Bötticher: Hildebrandslied und Waltharilied ꝛc. übersetzt und erläutert². Halle a. S. 1903. 0,60 Mk.

II.

Die Merseburger Zaubersprüche.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 11 ff.

Wie das Hildebrandslied, so gehören offenbar auch die Merseburger Heilsprüche dem Zeitraum vor der Einführung des Christentums, also mindestens dem 8. Jahrhundert an. Es sind Besprechungsformeln, der eine zur Beschützung eines ausziehenden Kriegers gegen Gefangenschaft, der andere gegen die Fußverrenkung eines Pferdes.

Literarhistorisch von geringer Bedeutung, sind sie doch höchst wichtig als Denkmäler des Altertums sowie für die Kunde der Sprache und Götterlehre.

Erster Merseburger Spruch.

1. **Erläuterungen.** Aus dem Anfangsworte „einst" zieht Müllenhoff (Denkmäler der deutschen Poesie und Prosa, S. 263) den Schluß, daß der Spruch entweder in eine spätere Zeit des Heidentums gehöre, wo schon der Glaube an das unmittelbare Eingreifen göttlicher Wesen in die menschlichen Dinge weniger lebendig war, oder der Anfang in christlicher Zeit eine Umbildung erfahren habe.

Die Idisi sind die zu gunsten einer Partei in die Schlacht eingreifenden göttlichen Frauen, die den Menschen Heil oder Unheil, Sieg oder Tod bereiten, insbesondere unter dem Namen Walküren (altnord. valkyrjar) bekannt. Es stand in ihrer Gewalt zu lösen und zu binden, zu fördern und zu hemmen. Der Ausdruck ist auch in den christlichen Gebrauch übergegangen und findet sich z. B. im Heliand und in Otfrieds Evangelienbuch zur Bezeichnung der Maria und anderer Jungfrauen und Frauen.

Die Tätigkeit der Idisi entspricht der Teilnahme der altgermanischen Weiber an der Schlacht. Zwei kämpfende Heere stehen sich einander gegenüber. Da setzen sich die Idisi, d. h. sie, die dem Luft-

bereich angehören, lassen sich von ihren Wolkenpferden auf die Erde nieder, und zwar in drei Haufen: die einen heften Haft, d. h. sie fesseln die Gefangenen hinter dem befreundeten Heere, wie auch die altgermanischen Weiber hinter der Schlachtreihe ihren Stand hatten und hier die gefangenen Feinde in Empfang nahmen; die anderen hemmen das Heer, d. h. entweder sie werfen sich gleich den altgermanischen Weibern den feindlichen Scharen kämpfend entgegen oder sie hemmen das weichende Heer; der dritte Haufen klaubt an Kniestücken, d. h. er erscheint hinter den feindlichen Heeren, wo die Gefangenen sich befinden, und nestelt an deren Fesseln unter dem Zuraunen der zauberkräftigen letzten Verse: „Entspringe den Banden, entlaufe den Feinden."

2. **Gliederung.** In V. 1—3 führt der Sprecher in epischer Weise den Fall vor, wo der Zauber stattfindet, den er wünscht; in V. 4 nimmt er den Idisen gleichsam das wirksame Wort aus dem Munde, um es für sich anzuwenden und damit dieselbe Wirkung zu erreichen.

Der Verlauf des kleinen Ereignisses, das vor dem Spruche erzählt wird, soll also vorbildlich und maßgebend sein für den Verlauf des Falles, bei dem man ihn verwendet.

3. **Verwandtes.** Zu dem ganzen Spruche ist der nordische leysigaldr (Lösungszauber) Havamal 149 zu vergleichen: That kann ec et fiorda, ef mer fyrdar bera bönd at boglimon: svâ ec gel, at ec ganga mâ: sprettr mer af fôtom fiöturr, en af höndum hapt, d. h. das kann ich, das vierte, wenn mir Männer bringen Bande an die Glieder, so singe ich, damit ich gehen kann: springet mir von den Füßen, Fesseln, und von den Händen, Haftbande.

4. **Die Form.** Der Spruch enthält neben der Alliteration auch die älteste Spur des Reimes, nämlich im zweiten und letzten Verse den Binnenreim, während zugleich die Endhälften beider Verse auf einen Gleichlaut enden.

Zweiter Merseburger Spruch.

1. **Erläuterungen.** Eine ganze Göttergesellschaft, sechs Götter und Göttinnen, führt uns dieser Spruch vor: Wodan, Phol oder Balder (beide Benennungen sind identisch) und die Göttinnen Sinthgunt, Sunna, Frija und Volla. Die Göttergesellschaft befindet sich auf der Jagd (vuorun zi holza).

Phol ist nach J. Grimm ein Beiname Balders, des Lichtgottes. Von der Verehrung dieses Gottes zeugen zahlreiche oberdeutsche Ortsnamen; sein Kultus muß auch schon deshalb weit verbreitet gewesen sein, weil ihn das Gedicht hier mit verschiedenen Namen nennt, ohne Mißverständnisse zu befürchten.

Balders Pferd verrenkt sich den Fuß. Wie in der Edda Balders schwere Träume alle Götter beunruhigen, so hier sein Zurückbleiben, also das Ausbleiben des Lichtes, durch die Lähmung des Rosses.

Vier Göttinnen suchen das Unheil, das dadurch entstehen mußte, abzuwenden; denn auf Heilen verstanden sich wie die germanischen Weiber so auch die himmlischen Frauen aufs beste: Sinthgunt (vom Subst. sinth = Weg, und gunt = Kampf, also die sich ihren Weg erkämpfen muß), nach Grimms Vermutung der Morgen- oder Abendstern als Schwester, d. h. Begleiter der Sonne; Sunna, die Sonne; Frija = Frouwa (Venus), die Göttermutter, Gemahlin Wodans und Beschirmerin der Frauen, und Volla, die Schwester und auch die nächste Vertraute der Frija, die Göttin des Reichtums. Alle diese Göttinnen sind ursprünglich Lichtgöttinnen.

Es sind also vier Göttinnen erwähnt, und deshalb ist sprachlich ein doppeltes Asyndeton anzunehmen.

Alle Versuche dieser Göttinnen sind vergeblich.

Erst Wodan (niederdeutsche Form für hochd. Wuotan, altnord. Odhin), „das alldurchdringende Wesen“, der einäugige höchste Gott, bewirkt die Heilung durch Besprechung.*)

Die tiefere Bedeutung der kleinen Göttergeschichte ist augenscheinlich im Lichtmythus zu suchen. F. Niedner sieht in dem anreitenden Balder das Erwachen des Tages und in dem Verrenktwerden des Fußes die Dämmerung, die dann durch die Lichtgottheiten in ansteigender Folge überwunden wird.

2. **Gliederung.** Wie in dem ersten Spruche, so ist auch hier der eigentlichen Beschwörung (V. 8. 9) eine kleine epische Einleitung vorausgeschickt.

Die Meinung ist natürlich, daß wie bei Wodan die Formel sofort den gewünschten Erfolg hervorrief, sie in jedem ähnlichen Falle die gleiche Wirkung tun werde. Ihre Hersagung sollte also auch andere Rosse heilen.

3. **Die Form.** Auffallend ist auch hier der dreifache Endreim. Man suchte wohl dadurch auch in der Form die eigentliche Beschwörung vor dem epischen Teile des Spruches auszuzeichnen.

4. **Verwandtes und Bekanntes.** Die Formel scheint nach W. Scherer**) der Anlage nach indogermanisches Gemeingut zu sein. Ein altindischer Spruch beginnt: „Zusammen werde Mark mit Mark, und auch zusammen Glied an Glied; was dir am Fleisch vergangen ist und auch der Knochen wachse dir; Mark mit Mark sei vereinigt; Haut mit Haut erhebe sich; Blut erhebe sich am Knochen; Fleisch erhebe sich am

*) Diese Auffassung, die schon vor etwa einem Jahrzehnt allgemein galt, wird jetzt wieder von den meisten Gelehrten anerkannt. Doch wird auch noch eine andere Deutung, die die obige eine Zeitlang verdrängt hatte, von namhaften Gelehrten vertreten. Danach war „Phol = Vol (Volla); balderes Genitiv nicht des Eigennamens, sondern eines Appellativs balder, Herr (= Wodan). Also, Wodans Pferd verrenkt sich den Fuß. Von den andern Gottheiten sind nur zwei, Sinthgunt und Freija tätig, und diese werden näher bezeichnet als der „Sun (Sunna, Dativ) ihre Schwester“ und „der Vol (Volla, Dativ) ihre Schwester“ (Böttcher).

**) Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1885, S. 18.

Fleische; Haar mit Haar füge zusammen, füge mit der Haut die Haut."

Nach Grimm (Mythologie S. 1182) ist die Formel unzählige Male in allen Ländern deutscher Zunge angewandt worden. Ja es scheinen die Worte zu einer Art stehender Formel geworden zu sein, da sie auch in einer Darstellung der Auferstehung Christi vorkommen: „An dem dritten Tag gepot got dem lichnam, der in der erden lag, fleisch zu fleisch, pluet zu pluet, adern zu adern, pain zu pain, gelider zu gelidern, ysliches an sein stat."

„Besprechungsformeln dieser Art wurden nicht nur in heidnischer Zeit angewandt, sondern auch nach der Einführung des Christentums erhielt sich neben dem öffentlichen Glauben noch ein häuslicher Aberglaube, der namentlich bei den äußeren oder leichteren Gebrechen noch die überlieferten Formeln, gleichsam als Hausmittel, anzuwenden fortfuhr, wenigstens bei Krankheiten des Viehes ihre Anwendung für nützlich und statthaft erachtete; sogar in geistliche Bücher fanden sie Aufnahme. Zuweilen setzte man in christlicher Zeit an die Stelle des heidnischen Gottes einen herabwürdigenden Ausdruck (tumbo, stupidus). Aber auch den Namen des Heilandes sehen wir geradezu an die Stelle des heidnischen Gottes treten. Es hat eine Menge solcher Besprechungsformeln gegeben. J. Grimm stellt aus dem Buche eines Arztes, des Marcellus Burdigalensis, etwa 100 solcher Heilmittel zusammen."*)

Schauffler**) führt aus der mittelalterlichen Zeit noch auf den Wiener Hundesegen, den Münchener Wurmsegen, den Prüler Wurmsegen, den Weingartner Reisesegen, die Straßburger Blutsegen, den Milstätter Blutsegen, den Lorscher Birnensegen, den Züricher Milchsegen, den Pariser Spruch gegen Rehe (Pferdekrankheit), den Züricher Spruch gegen Steifheit, den Pariser Spruch gegen Fallsucht usw.

5. **Die Überlieferung.** Die beiden Sprüche sind 1841 von Georg Waitz in dem alten Bücherschatze des Domkapitels zu Merseburg, und zwar mitten in einer kirchlichen Pergamenthandschrift des 10. Jahrhunderts, entdeckt worden; daher ihre Bezeichnung als Merseburger Zaubersprüche. Die Mundart ist wahrscheinlich thüringisch.

Literatur.

K. Müllenhoff und W. Scherer: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert. 3. Ausgabe von E. Steinmeyer. 1. Band. No. IV. Berlin 1892.

Bötticher: Hildebrandslied und Waltharilied nebst den „Zaubersprüchen" und „Muspilli", übersetzt und erläutert.[7] Halle a. S. 1908.

*) W. Pütz: Altdeutsches Lesebuch[6]. Leipzig 1886, S. 4 u. 5.
**) Th. Schauffler: Althochdeutsche Literatur. Leipzig 1898, S. 42—55.

III.

Das Wessobrunner Gebet.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 12.

Das Wessobrunner Gebet bildet den Übergang von der heidnischen zur christlichen Poesie. Mit christlichen Ideen erfüllt, aber den Stempel des untergehenden Heidentums noch an sich tragend, steht es mit dem einen Fuße im Heidentum, mit dem anderen im Christentum.

1. **Gliederung, Inhalt und Form.** Der Eingang des Liedes, den wir ähnlich im Hildebrandsliede gefunden haben und auf den wir auch im Heliand stoßen werden, verrät, daß eine mündlich-fortgepflanzte, gleichsam im Volke lebende Sage erzählt wird.

Die großen roten Anfangsbuchstaben der Handschrift in V. 1, 6 und 10 deuten die Teile des Gedichtes an, die, so wie uns das Gedicht überliefert ist, nicht gleichaltrig sind.

I. In dem ersten Teile, dem ältesten, besitzen wir den Anfang eines heidnischen Gedichtes, in dem der Ursprung aller Dinge ähnlich wie in einem der Eddalieder behandelt wird Wie es in unserem Gedichte heißt, daß die Erde nicht war, noch drüber der Himmel, noch Baum und Berg, noch ein einziger Bach, noch Sonne und Mond, noch das herrliche Meer, so in der Edda (nach Simrocks Übersetzung):

„Einst war das Alter, da alles nicht war,
Nicht Sand, noch See, noch salz'ge Wellen,
Nicht Erde fand sich, noch Überhimmel,
Gähnender Abgrund und Gras nirgend.
Die Sonne wußte nicht, wo sie Sitz hätte,
Die Sterne wußten nicht, wo sie Stätte hätten,
Der Mond wußte nicht, wo er Macht hätte."

Dieser Teil zeigt im allgemeinen die Alliteration durchgeführt.

II. Der zweite Teil bietet eine christliche Schilderung der Weltschöpfung, obgleich auch hier die Bezeichnung Gottes als des „mildesten Mannes" heidnische Anschauung einflicht. Nach Grimm (Mythol., S. 530) umschreibt der erste Vers dieses Teiles (V. 6) das, was die Edda Ginnûngagap (der Gähnungen Gaffen = Bezeichnung des öden, unerfüllten Raumes, Chaos) nennt. Man hat auch wohl gemeint, in dieser Schilderung den Anfang einer Übertragung des alten Testaments zu besitzen; ein genügender Anhalt für diese Annahme liegt jedoch nicht vor.

Auch dieser Teil weist noch die Alliteration auf, wenn auch schon durchbrochen.

III. Im dritten Teil folgt das eigentliche Gebet um den rechten Glauben, um guten Willen und um die Kraft, dem Teufel zu widerstehen, knapp und gleichsam stammelnd.

Dieser Teil ist ganz prosaisch gehalten.

2. **Der Aufbau.** Wie der Beschwörung in den heidnischen Zaubersprüchen, so geht hier dem eigentlichen Gebete ein epischer Eingang voran, auf dessen Inhalt sich der Bittende beruft, um der Erfüllung seines Wunsches sicher zu sein. Die Erzählung, daß Gott da war, ehe die Welt war, daß er aus dem Nichts das All geschaffen hat, gibt die größte Gewähr für seine Allmacht; so wird er auch hier seine Kraft, diese Bitten zu erfüllen, seine Überlegenheit über die heidnischen Dämonen beweisen.

3. **Die Überlieferung.** Das Gedicht verdankt seinen Namen dem oberbayrischen, am Fuße des Peißenberges gelegenen Benediktinerkloster Wessobrunn (Weißenbrunn), in dem es entdeckt wurde, und befindet sich jetzt in der Münchener Königlichen Bibliothek.

Es war mitten unter lateinischen Stücken in einer Handschrift versteckt, in deren mittlerem Teile ein ursprünglich für sich bestehendes Stück allerlei geographische, meteorologische, theologische Sammlungen enthält, besonders auch eine Begriffsbestimmung der sieben freien Künste und eine Abgrenzung ihres Bereiches. Hier befindet sich unser Gedicht unter der Überschrift de poeta. Ein Zufall hat uns also das Stück gerettet, das Streben des Verfassers, für eine der freien Künste, die Poesie, einen Belag zu geben.

4. **Die Mundart.** Der Text des Stückes stammt jedenfalls von einem Sachsen her [vgl. „dat, mit firahim = altſ. mit firihon, mit = unter niederd., ero = mittelniederd. ere, Erdboden, went = Grenze nd. (hochd. uuant, wand)“ (Schauffler)], ist aber von einem Mönche des bayrischen Klosters ins Bayrische übertragen. Welcher Anlaß dazu mitgewirkt hat, wissen wir nicht.

Literatur.

Müllenhoff und Scherer: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8. bis 12. Jahrhundert. 8. Ausgabe von E. Steinmeyer. 1. Band No. I. Berlin 1892.

IV.

Muspilli.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 18 ff.

Während das Wessobrunner Gebet den Blick auf den Uranfang aller Dinge lenkt, wendet sich das „Muspilli“ dem Ende des Menschen und der Welt zu. Und wie sich im Anfange des Wessobrunner Gebetes Nachklänge der altheidnischen Vorstellungen von der Entstehung der Welt finden, so hier solche von dem Untergange der Welt.

1. **Gedankengang und Gliederung.** Das Gedicht, ein Bruchstück — Anfang und Ende fehlen — zerfällt in drei Abschnitte.

Der erste Abschnitt (V. 1—30) handelt von dem Kampfe, den die Heere der Himmelsgestirne und der Hölle (Engel und Teufel) um die Seele des eben Verstorbenen führen. Je nachdem diese dem einen oder anderen Heere zufällt, erfährt sie schon jetzt die Freuden des Paradieses oder hat die Qualen der Hölle zu leiden. Dieser Abschnitt ist in der wortkargen Weise abgefaßt, die den ältesten Schriftstücken eigen zu sein pflegt, da der Geist noch wenig frei über die Sprache verfügte.

In höchst bewegter Weise dagegen schildert der zweite Abschnitt (V. 31—62) die Ereignisse, die dem jüngsten Gerichte vorangehen: den Kampf des Elias mit dem Antichrist und den Weltbrand. Der Antichrist wird in diesem Kampfe besiegt, Elias aber verwundet, und sein tropfendes Blut setzt Baum und Berg in Brand, alles Feuchte wird vertrocknet, der Himmel schmilzt in der Lohe, der Mond fällt herab, die Welt geht unter in Feuer — „Muspilli" nennt (V. 62) der Dichter mit dem altheidnischen Ausdruck diesen Weltbrand. Daher auch der Name des Gedichtes.

Von der gewaltigen Schilderung des Weltunterganges wenden sich die Schlußverse dieses Teiles (V. 58—62) plötzlich zu einer persönlichen Beziehung: „Wenn die breite Erdmasse ganz verbrennt und Feuer und Luft alles hinwegfegt, wo bleibt dann das Grenzland, da man ehedem mit seinen Verwandten stritt?" Und die Antwort erfolgt in Reimversen:

Das Feuer hat die Mark verzehrt,
Die Seele steht von Angst beschwert;
Nicht weiß sie, wie die Schuld bezahlen:
So fährt sie zu den ew'gen Qualen.

Der dritte Abschnitt (V. 63—104) enthält eine Schilderung der Auferstehung der Toten und des letzten Gerichtes. Der Ton wird immer nüchterner und prosaischer.

Da der mittlere Abschnitt am meisten den unveränderten mythologischen Charakter zeigt, durch seine lebhafte Schilderung von den anderen Abschnitten absticht und auch nicht ganz an der Stelle steht, wo man ihn erwarten sollte, so ist es möglich, daß er aus einer älteren Dichtung übernommen ist.

2. **Wort- und Sacherklärung; Christliches und Heidnisches im Muspilli.** Man hat vielfach in der Dichtung, insbesondere in dem mittleren Teile derselben, die Umdichtung eines heidnischen Gedichtes finden wollen; mit Unrecht, wie Zarncke (in den Verhandlungen der 4. sächsischen Gesellschaft zu Leipzig, 17. Bd.) gezeigt hat. Die Vorstellung im ersten Abschnitt (V. 1—30) vom Streite der Engel und Teufel um die abgeschiedenen Seelen ist allerdings nicht biblisch, aber im früheren Mittelalter weit verbreitet gewesen. Wir finden hier das erste Zeugnis für sie. Später wird sie volkstümlich (vgl. den Schluß von Goethes Faust).

Dagegen knüpft die Schilderung in der ersten Hälfte des zweiten Teiles (V. 31—49) an Offenb. 11—13 an. „Wenn dort auch weder

der Ausdruck Antichrist, noch der Name Elias vorkommt, so liegt doch die Verbindung der dort geschilderten Vorgänge mit 1. Joh. 2, 18; 2. Thess. 2, 8 ff. u. a. nahe. Ebenso verständlich ist die Beziehung der Weissagung von den zwei Zeugen Offenb. 11 auf Elias, dessen in Maleachi 3, 1; 4, 5, 6 geweissagte Wiederkunft überdies noch lange in der Kirche wörtlich verstanden und mit der Wiederkunft Christi verbunden wurde." (Bötticher.) Allerdings werden Offenb. 11 zwei Zeugen angenommen, Elias und Henoch; aber an unzähligen Stellen der Kirchenväter, wo von der Wiederkunft Christi, vom jüngsten Gericht u. a. gehandelt wird, ist nur von Elias die Rede.

Auch die weitere Schilderung vom Weltbrande (V. 50—62) ist durchaus christlich; vgl. 2. Petr. 3, 10—18.

Völlig auf christlicher Grundlage beruhen ferner die Schilderungen des letzten Abschnittes (V. 62—103) vom jüngsten Gerichte (vgl. Offenb. 20, 11—13; Matth. 13, 49; 24, 31; 25, 31) und von dem Schicksale der Frommen und Bösen (vgl. 2. Kor. 5, 10; Luc. 16, 19—31). Auch der Satan tritt V. 68 ff. im biblischen Sinne als Verkläger, διάβολος auf; vgl. Sach. 3; Hiob 1, 2; Offenb. 12, 18. Während er aber in diesen Stellen nur die Gläubigen verklagt, ist er hier als der heimliche Beobachter und Ankläger wirklicher Frevler, besonders der bestechlichen Richter, gedacht.

Freilich sind die biblischen Darstellungen nicht völlig richtig wiedergegeben. Wir finden nur allgemeine Vorstellungen, wie sie etwa ein Laie aus dem Unterrichte und aus Predigten behalten haben konnte.

Immerhin, in seinen Grundzügen ist das Gedicht christlich. Aber Piper*) hat auch recht, wenn er, in dem obigen Gedankengange fortfahrend, sagt: „Die Phantasie, welche von diesen Teilen der christlichen Lehre so besonders mächtig ergriffen wurde, nährte ihr Feuer noch mit heidnischem Zunder; denn nur eine genaue Bekanntschaft mit der Sage von Ragnarökr, der Götterdämmerung**), und der sie begleitenden Kämpfe konnte aus der christlichen Lehre eine solche Auswahl treffen, wie sie hier vorliegt."

W. Pütz***) führt nach Simrocks deutscher Mythologie einzelne solcher heidnischen Züge an: „Der fallende Mond in unserm Gedichte (V. 54) erinnert an die vom Himmel fallenden Sterne in der Edda, und sowie es hier heißt (V. 53): Der Himmel schwelt in Lohe, so heißt es dort: Die heiße Lohe bedeckt den Himmel. Das heidnische Vorbild des gegen Elias kämpfenden Antichrist ist im Kampfe der Midgarschlange d. h. Weltschlange gegen Thôr zu suchen. Elias kämpft mit dem Antichrist, der hier (V. 39) noch als warch (Wolf d. i. Würger) bezeichnet wird, ebenso wie die Midgarschlange in der Edda, besiegt diesen, wird aber

*) Die älteste deutsche Literatur. Stuttgart o. J., S. 151.

**) Falsche, aber in der nordischen Mythologie allgemein eingebürgerte Übersetzung dieses altnordischen Wortes, das die „letzten Schicksale der Götter", den Weltuntergang. bedeutet.

***) Altdeutsches Lesebuch⁶. Leipzig 1896, S. 22.

selbst verwundet, und von seinem Blute entbrennen die Berge. Ebenso kämpft in der Edda der auf dem Feuerwagen im Gewitter daherfahrende, dem Elias entsprechende Thôr mit der Weltschlange, die er zwar erlegt, die aber Gift auf ihn speit, von welchem er tot zur Erde fällt. Vielleicht war mit seinem Falle in der Edda der allgemeine Weltbrand in Zusammenhang gebracht."

3. **Der Titel des Gedichtes.** Das dunkle Wort Muspilli, womit der erste Herausgeber Schmeller 1832 das Gedicht bezeichnete, findet sich bei der Besprechung des jüngsten Tages nicht nur in unserem Gedichte, sondern auch im Heliand (V. 2591: anttat mûdspelles megin obar man ferid „bis daß des Weltunterganges Kraft über die Menschen kommt") und bezeichnet den Weltuntergang. Das Wort wird verschieden abgeleitet; nach den einen (vgl. Th. Schauffler, Althochdeutsche Literatur, Leipzig 1902) ist es zusammengesetzt aus mû, Erde (einem sonst verschollenen Worte, das nur noch in mûwerff vorkommt, dessen Bedeutung sich aus dem Synonym multwerf, Erdwerfer ergibt) und spillan agſ. = zerstören, ahd. spildan, also Erdzerstörung; nach andern (W. Pütz, a. a. O.) aus mud, welches den Begriff Holz führt, und spilla, ahd. spildan, zerstören, also poetische Umschreibung des das Holz vernichtenden Feuers; wiederum nach andern (König, Deutsche Literaturgeschichte I, Leipzig 1895; Bötticher u. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Literatur I, 1², Halle 1903), aus spel spil (Rede, Weissagung) und mû (Welt), also Rede von der Welt, dann „Weltuntergang". Dasselbe Wort bezeichnet auch in der altnordischen Voluspa den „Weltbrand" in der „Götterdämmerung".

4. **Die Überlieferung des Gedichtes.** Das Gedicht ist auf den beiden Innenseiten der Deckel und dem ersten und letzten Blatte eines lateinischen Kodex eingetragen, der Ludwig dem Deutschen als Knaben geweiht war. Da die Handschrift später der Originaldeckel beraubt und mit andern Stücken zusammengebunden wurde, so ist Anfang und Schluß mit den Deckeln verloren gegangen. Der Kodex ist in Regensburg gefunden, wo Ludwig Hof hielt, und ist also sicher im Besitze des Königs gewesen. Die Einzeichnung geschah von einer Hand, die kunstgemäßes Schreiben nicht gewohnt war. Geschah sie zu Ludwigs Zeiten, so kann schwerlich jemand anders als er selbst oder eine ihm sehr nahestehende Persönlichkeit sein Buch in dieser Weise benutzt haben. In den persönlich gefärbten, mit dem Endreim eingeschobenen Schlußversen des 2. Teiles (V. 58—62) könnte man dann eine Anspielung auf die unheilvollen Zwistigkeiten der Söhne Ludwigs des Frommen sehen, insbesondere auf die Schlacht bei Fontenoy (25. Juni 841), der vorzubeugen Ludwig vergebens getrachtet hatte und die den Mitlebenden als ein grauenvolles Gemetzel von Mitbürgern und Mitchristen galt. Das alles sind aber nur Vermutungen.

Sicher ist jedoch, daß die Niederschrift aus dem Gedächtnisse erfolgt ist, und es ist dabei geschehen, was so natürlich bei solchen

Arbeiten ist, daß minder bedeutende Partien ausgelassen werden, während die schönsten und ergreifendsten erhalten sind. Daraus erklärt sich der mangelnde Zusammenhang der in unserem Abdrucke nach Piper a. a. O. abgeteilten einzelnen Stücke. Das Ganze muß von einem Bayern etwa um 800 gedichtet sein.

5. **Würdigung des Gedichtes.** Zarncke urteilt über das Gedicht, und Piper a. a. O. S. 152 schließt sich ihm an: „Mir ist unser Gedicht ein schönes Zeugnis für den frischen, jugendkräftigen Sinn, mit dem der germanische Geist sich des Christentums bemächtigte, unbekümmert noch um die schwierigen Einzelheiten des Dogmas, aber um so bewegter und ergriffener von den Hauptmomenten. Auch von seiten der Technik und des Stils muß das Gedicht mit Bewunderung erfüllen. Es ist außer dem Hildebrandsliede das einzige Gedicht in deutscher Sprache, in welchem der durch die Alliteration bedingte Stil zur Geltung kommt, und ist ohne Zweifel eine der schönsten Zierden unserer Literatur."

Literatur.

Müllenhoff und Scherer: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa vom 8.—12. Jahrhundert. 3. Ausgabe von E. Steinmeyer. 1. Bd. Nr. III. Berlin 1892.
Bötticher: Hildebrandslied und Waltharilied, nebst den „Zaubersprüchen" und „Muspilli". Halle 1908. 0,60 Mk.

V.

Heliand.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 19 ff.

Wie das Wessobrunner Gebet den Blick auf den Uranfang der Dinge lenkt, das Muspilli auf das Ende der Menschen und der Welt, so der „Heliand", d. h. Heiland, auf den Mittelpunkt des göttlichen Weltplanes.

Das Gedicht ist eine sog. Evangelienharmonie, d. h. es enthält ein Lebensbild des Herrn nach dem Berichte der vier Evangelien. Seinen eigenartigen Reiz erhält es dadurch, daß der alte Sachsensänger des 9. Jahrhunderts die evangelische Geschichte ganz in ein volkstümliches Gewand einkleidet und in derselben althergebrachten epischen Form besingt, in der die vaterländischen Helden verherrlicht wurden.

Kurz nach der Bekehrung der Sachsen durch das Schwert Karls des Großen aus diesem Stamme hervorgegangen, ist der Heliand ein treffliches Zeugnis für die einzigartige Verbindung des Christentums mit der germanischen Volksart, für die weltumfassende Kraft der christlichen Wahrheit und die wunderbare Empfänglichkeit der deutschen Volksseele für die christliche Religion, „das größte aller epischen Ge-

dichte des altchristlichen Germanentums", ein unverfälschtes „Denkmal germanischen Gemütes, Geistes und Formensinnes".

Das Gedicht ist in altniederdeutscher (altsächsischer) Sprache geschrieben, über die wir schon oben (S. 15) das Notwendigste mitgeteilt haben. Weiteres siehe unten in dem Abschnitte: „Das Althochdeutsche und das Altniederdeutsche."

I. Darbietung.

1. Wort- und Sacherklärungen (nach H. Rückert, Heliand, Deutsche Dichtungen des Mittelalters, 4. Band. Leipzig 1876.).

Eingang. **V. 4.** machtreich, altſ. rik, hier wie in der ganzen ältesten Sprache im weitesten Umfange „herrschend, irdische und himmlische, sinnliche und geistige Güter besitzend", das gewöhnliche Epitheton Christi, der hier in volkstümlicher Form „Christ" heißt.

V. 18. Mátthäus: Im Stabreime werden auch die Fremdnamen in deutscher Weise betont, also Mátthäus, V. 19 Jóhannes, später Jérusalem, Mária usw.

V. 30. milde, eig. freigebig, hier auf Gott als den Pfleger und Erhalter des heilbringenden Wortes bezogen.

V. 32. mit Fingern schreiben: Dieser ausdrückliche Hinweis ist ein Beweis, wie unbekannt die Kunst des Schreibens damals den Sachsen noch war.

V. 33. singen und sagen: Den Gegensatz zwischen singen, d. h. gesangmäßig, gewöhnlich mit Musikbegleitung vortragen, wenn auch nur in der Form unsers Rezitativs, und sagen, d. h. bloß deklamieren, ist auch hier statthaft, da das Evangelium im kirchlichen Gebrauch ebenso wohl gesungen wie vorgelesen wurde. Hier ist also „singen und sagen" nicht bloß wie so oft ein Pleonasmus, sondern eine wirkliche Antithese.

V. 46. Alter: Nach kirchlicher Lehre gibt es sechs Zeitalter, deren sechstes und letztes mit Christus beginnt. Diesem waren vorausgegangen das erste von Adam bis Noah, das zweite bis Abraham, das dritte bis David, das vierte bis zur babylonischen Gefangenschaft, das fünfte bis zu Johannes dem Täufer.

V. 50. des heiligen Geistes: Hat hier nur die Bedeutung einer Apposition zu Christus. Der Genitiv bezeichnet den Ausgang oder die wirkende Kraft „durch den heil. Geist".

V. 51. Mittelkreis: Hier ist das alter- und volkstümliche Wort middilgard, dem ursprünglich eine mythologische Beziehung anhaftete („die innerhalb des rings umfließenden Ozeans liegende Mittelwohnung" oder „Menschenwohnsitz in der Mitte zwischen Unten und Oben") unbedenklich für Erdkreis gebraucht.

V. 53. Truggeister, Höllengeister, altſ. dernero, dunkeln, sind ebensowohl nach heidnischer wie nach christlicher Vorstellung die bösen Dämonen.

V. 57. **Romburg**: burg = Stadt, wie in so vielen deutschen Städtenamen zugesetzt.

V. 58. **Herzöge**: Im damaligen deutschen Staate ist dieser Titel zwar weniger im offiziellen Gebrauche wie Graf, aber er bezeichnet doch die eigentümliche Vereinigung der politischen und militärischen Amtsbefugnisse desselben.

V. 62. **Kaiser**: Der altdeutsche Titel des römischen Imperators, von dem ersten, Cäsar, hergenommen.

Verkündigung der Geburt Christi. V. 252 **minniglich**: Meist nur von der heil. Jungfrau gebraucht.

V. 257. **Nazarethburg** wie Romburg V. 57.

V. 275. **Himmelsfluren**: altſ. heban-wang, eigentlich grüne Aue, dann in Anlehnung an heidnische Vorstellungen wie schon im Gotischen das Paradies, hier eigentlich die seligen Himmelsauen.

V. 288. So erfuhr ich, altſ. so gifragn ik: eine hier und an andern Stellen, wie in der agſ. Epik überhaupt, häufig verwandte, die Erzählung weiter leitende Formel. (Vgl. den Anfang des Hildebrandsliedes).

V. 291. Vgl. Anmerkung zu V. 50.

Christi Geburt. V. 340. **Erdenvolk**, altſ. irminthiod; vgl. die Anmerkung zu V. 13 des Hildebrandsliedes.

V. 341. **Bann und Botschaft**: Wie viele ähnliche Rechtsformeln: bannen und gebieten, bitten und gebieten.

V. 343. **Heimsitzenden**: Die zu Hause sitzenden Könige sind nicht bloß die eingeborenen (Lehens-) Fürsten, sondern auch die von Rom da und dort eingesetzten und heimisch gewordenen, die bald Könige, bald Herzöge des Weltherrschers genannt werden.

V 359 u. 362. **Die Burg in Bethlehem .... da war des Adelkönigs Davids Stuhl**: Ein geschichtlicher Irrtum, da bekanntlich Jerusalem die Königsstadt war.

V. 380. **zierlichen Schmuck**: Kostbare Stickereien, also ganz nach der vornehmen epischen Inszenierung, die stets festgehalten wird.

V. 388. **Pferdeknechte**: Vgl. weiter unten den Abschnitt: „Der Heliand — ein nationales Epos".

V. 411. **Des Himmels Fluren**: Vgl. Anmerkung zu V. 275.

Die Weisen aus dem Morgenlande. V. 536 ff. Der Dichter betont, wie es namentlich Beda ausführt, dessen Kommentar er nachweisbar benutzt hat, daß und warum es im göttlichen Heilsplan gelegen, daß alles so in der Stille geschieht. Der Feind Herodes soll nicht erfahren, was natürlich alle Frommen als Erfüllung der Prophetie wissen.

V. 541. **mit Worten und mit Werken**: Eigentlich nichtssagende Formel: sie sahen und hörten nichts davon.

V. 549 ff. Ganz gegen die gebräuchliche Sitte belästigt der König die Gäste sofort mit argwöhnischen Fragen, während diese ihn mit Anstand begrüßen.

V. 554. gewundenes Gold: Schon aus dem Hildebrandsliede wissen wir, daß gewundenes Gold ein beliebtes Geschenk war. — Wie im Hildebrandsliede finden wir auch hier und an andern Stellen den unvermittelten Übergang von der indirekten in die direkte Rede.

V. 556. gefahren zu Fuße: Offenbar soll das in der Quelle nicht angedeutete zu Fuße kommen sowohl die Schwierigkeit der weiten Reise wie die Stärke ihres Gehorsams noch besonders betonen.

V. 571. Unser Ahn im Osten: Der Name dieses Ahnen ist nicht genannt; man wird aber nicht fehl gehen, wenn man darunter Bileam versteht, dessen Weissagung von dem Stern aus Jakob (4. Mos., 23, 24) von der Kirche übereinstimmend auf Christus bezogen wird.

V. 578 ff. die Wohnung aufgeben usw.: epische Formel für sterben.

V. 603. Wege und Wälder: Für den sächsischen Dichter von selbst gegebene bildliche Formel, für die orientalische Heimat der Magier allerdings nicht zutreffend.

V. 610. gekommen aus gutem Geschlecht: Das war es besonders, was den König Herodes, den Fremdgeborenen, besorgt machen mußte.

V. 625. Der Bürger Hirt: epischer Tropus für Fürst.

V. 635. Königstern: Stern, der den „König" bedeutet.

V. 635. Kundzeichen, kumbal: ursprünglich wohl das auf der Spitze des Helmes (kumb) angebrachte heilige Stammessymbol eines göttlichen Tieres, dann Symbol, bedeutsames Zeichen überhaupt.

V. 674. nach Gottes Symbolen: Gold und Weihrauch bezeichnen das Kind nach der mystischen Auslegung der Kirchenväter als König und als Gott, die Myrrhen als sterblichen Menschen.

V. 675. Die Gaben der drei Magier werden hochvornehm von den um das königliche Kind stehenden Ministerialen in Empfang genommen.

Die Flucht nach Ägypten. V. 714. Über ein breites Gebirge: Berge erschienen den Deutschen als die natürliche Grenze zwischen zwei Ländern — man denke daran, wie die Kaiserzüge über die Alpen auf die Phantasie des Volkes einwirken mußten. In Wirklichkeit ging ja die Flucht durch die flache Wüste.

V 725. Winter: Gleich Jahr im allgemeinen.

V. 756. Die Leute, die Begleiter Josephs: Die Mannen Josephs, der auch auf der Flucht nicht aus seiner Vornehmheit heraustritt.

V. 764. Den Männerjubel verließ: Das fröhliche Treiben der Menschen auf Erden, besonders der Jubel in der Trinkhalle = sterben.

V. 785. Muttervermandten: Warum diese und nicht auch die väterlichen Verwandten genannt sind, erklärt sich wohl daraus, daß die Mutter die Hauptperson ist.

Die Bergpredigt. V. **1284.** Sie dachten schweigend: Oft wiederholte Formel für das würdevolle, stilgerechte Betragen in dieser feierlichen Situation, wo die vornehmsten Mannen von ihrem Herrn sein Wort und seinen Befehl zu vernehmen berufen sind.

V. **1366.** Teufel: Hier wird zuerst in unserm Werke der christlich kirchliche Name „Teufel" gebraucht.

V. **1382** ff. Die Wiederholung der feierlichen Szenerie des Einganges ist nur zu erklären durch das Bedürfnis eines Ausruhens in dem bloßen Lehrvortrag, der doch eigentlich den Rahmen eines Epos überschreitet.

V. **1407.** Der Dichter hat hier die Holzfackeln, die den Saal oder die Halle erleuchten, im Auge.

V. **1486** ff. Das eigentliche Drastische des Bildes: „Ärgert dich dein Auge, so reiß' es aus und wirf es von dir" — ist etwas gemildert und der deutschen Phantasie erträglicher gemacht.

V. **1535** ff. An dieser Stelle ist der bekannte Spruch über den Backenstreich ausgefallen. Als Grund muß auch hier die anders geartete deutsche Phantasie, die keines so schnellen und kühnen Fluges fähig ist, gelten.

V. **1576.** Der Siegherr, der Siegverleihende: Dem Stabreime zuliebe ist ein altheidnisches Beiwort des höchsten Gottes auf den Christengott übertragen.

V. **1609** u. **1610.** Die erweiterte Auslegung des „täglichen Brotes", wie sie alle Kommentare als selbstverständlich dieser Stelle geben, wird durch die zugesetzte Parallele, „deine heilige Hilfe", so umfangreich wie nur möglich.

V. **1612.** wie wir wert es wohl wären: Ein selbständiger Zusatz des Dichters.

V. **1821.** westlicher Wind: Davon steht weder in der Quelle noch in den Kommentaren etwas; es ist wieder die lokale Atmosphäre von Niederdeutschland.

Die Hochzeit zu Kana. V. **2006** ff. Von dieser eingehenden Schilderung des Trinkgelages steht bekanntlich im Original kein Wort; dieses wird erst mit dem Wunder selber ausführlich, während das Epos diese äußerst ansprechende Situation mit so saftigen Farben als möglich schildert, natürlich ganz in nationalem Stile.

V. **2046.** Der hehrste der Gäste: Der Speisemeister des Originals war dem Dichter wohl unverständlich; daß ihm der Wein gereicht wurde, paßte auch nicht recht in die deutsche Sitte. In unserm Gedichte ist es deshalb, wie sich's gehörte, der vornehmste der Gäste. Der Bräutigam, zugleich Hausherr, wird als Fürst oder reicher Edeling gedacht.

Stillung des Meeres. V. **2242** ff. Die Beschreibung des Sturmes ist auch ein Stück aus der heimischen Signatur des Gedichtes und um so bemerkenswerter, als im Original nur die Worte stehen: „Und es erhob sich ein großes Ungewitter". Dafür ist dort

sehr anschaulich beschrieben, wie der ermüdete Heiland fest eingeschlafen ist, was hier V. 2239 durch das allgemeine „sîdwôrig, reisemüde" ersetzt ist, gewiß nicht ohne Absicht. Daß er geschlafen hat, ersieht man nur aus den Worten V. 2248: sie weckten ihn.

V. 2268. Das hohe gehörnte Schiff: Mit hochgehörntem und mit Schnitzwerk versehenem Steven.

Der reiche Mann und der arme Lazarus. V. 3353. Der Menschen Treiben aufgeben: sterben.

V. 3374. Hier wird das Verbrechen des reichen Mannes in den Sünden gesucht, die er mit seiner Zunge begangen hat, sowohl in seiner Schwelgerei wie in der dabei vorausgegangenen Geschwätzigkeit, dem boshaften Reden usw., wovon in der biblischen Quelle nicht einmal eine Andeutung zu finden ist. Wie die Kirchenväter und mit ihnen der Dichter auf diese Auslegung gekommen sind, begreift sich leicht; da die Qualen der Zunge besonders genannt werden, so glaubten sie, hinter der schmachtenden Zunge müsse oder könne eine besondere durch dieses Glied begangene Sünde stecken.

Die letzten Zeiten in Jerusalem. V. 3676. Der Eselritt des Herrn wird absichtlich übergangen, weil er für deutsche Anschauung zu schimpflich war.

V. 3687. Hornsäle: so genannt von den geschweiften, geschnitzten Zieraten eines altdeutschen vornehmen Hauses, die allerdings den Häusern in Palästina nicht eigen waren. Mit Verzierungen, Pferdeköpfen u. ä. versehene Giebelbalken findet man auch jetzt noch vielfach an westfälischen Bauernhäusern.

V. 4548. mit schönem Schmuck behangen: In der Bibel steht mit Polstern belegt, nach der heimischen Sitte verändert in kostbare Tapeten, d. h. gewirkte oder mit Stickereien versehene Stoffe, mit denen die Wände bekleidet waren.

V. 4631 u. 4632. so ist's den Leuten weh ff.: Diese eigentümliche Reflexion, dem Dichter selber angehörig, betont in echt deutscher Empfindung die Treue als das eigentliche Lebensband der Menschen und der Welt.

V. 4936 ff. ihn hatten seine Teueren verlassen: Kein Kirchenvater hat es für nötig gehalten, die Jünger vor dem Vorwurf der Feigheit zu schützen; der deutsche Epiker muß es, weil sonst seine Helden in den Augen seiner Zuhörer vernichtet wären.

V. 5534 ist das volkstümliche Wort „Galgen" zuerst für das freilich schon eingebürgerte Fremdwort „Kreuz" gebraucht. „Die nachfolgende Schilderung der einzelnen Umstände bei der Kreuzigung entsprach sicherlich den Formen des Kreuzes, die der Dichter aus den deutschen Kirchen kannte. Diese muß also damals die T-Form gewesen sein. Christus war mit Nägeln durch Hände und Füße (V. 5542) und mit Stricken (V. 5591 u. a.) befestigt und stand auf einem Trittbrett." (Seiler.)

V. 5651ff. Ein strafwürdiger Schädiger: **Von einer bösen Absicht des Tränkenden weiß die Bibel nichts; im Gegenteil erscheint die Tat nach Matthäus und Markus als wohltätige Spende für Verschmachtende.**

V. 5704. Ein ander Licht suchen: sterben.

V. 5716. Haßgedanken: **Die dem Speerträger hier vom Dichter unterschobene Gesinnung ist unbiblisch.**

2. **Gliederung und Aufbau des Heliand.** Dem Berichte der synoptischen Evangelien gemäß zerfällt das Epos in drei Hauptabschnitte.

Der erste Abschnitt umfaßt die Kindheit und Vorbereitungszeit des Heilandes, „seine Genesis und die vorbereitenden Begebenheiten bis zum Antritt seines eigentlichen Heil- und Lehramtes" (Rückert, Heliand S. XIII). Er enthält also die Geschichte von der Verkündigung und Geburt des Johannes, von der Geburt Jesu und den zunächst voraufgehenden und nachfolgenden Umständen, vom 12jährigen Jesus im Tempel, von Jesu Taufe im Jordan und seiner Versuchung in der Wüste.

Der Höhepunkt dieses Abschnittes ist Jesu Taufe im Jordan.

Der zweite Hauptabschnitt umfaßt die drei Lehrjahre, „die eigentliche Lebens- und Tatenmitte, Jesu Lehren und Wunder umfassend, bis zur letzten Wanderung nach Jerusalem, um dort den Erlösungstod zu sterben" (Rückert a. a. O. S. XIII). In seiner ersten Hälfte enthält er die folgenden Geschichten und Geschichtsgruppen: Zur Eröffnung des Lehramtes die Berufung der Jünger, die Bergpredigt und die Aussendung der Jünger; zur Erweisung seines Heilamtes die Wundertaten in Kana, Kapernaum, Nain, auf dem Meere, Austreibung der Teufel und Heilung des Gichtbrüchigen; zur weiteren Betätigung des Lehramtes die Gleichnisreden vom Säemann, Unkraut unter dem Weizen, Senfkorn und von den Netzen, und endlich als Hindeutung auf das künftige Leiden den Mordversuch in Galiläa und die Enthauptung des Johannes.

Die zweite Hälfte bringt als neue Wunder die Speisung der 5000, das Wandeln Christi auf dem Meere und das kananäische Weib; als neue Lehren zunächst drei Kardinalpunkte in der Ausgestaltung der Gemeinde und Kirche auf Erden: Petri Schlüsselamt, d. h. Gehorsam gegen die sichtbare Kirche auf Erden; die Verklärung, d. h. das erhöhte Haupt der sichtbaren Kirche, und Zahlung der Steuer und Petri Fischfang, d. h. Gehorsam gegen die Obrigkeit; sodann drei Kardinallehren für die neubekehrten Heiden: vom Verfahren gegen Beleidiger, von den Gefahren des Reichtums (nachgewiesen am Gleichnis vom reichen Jüngling) und von der rechtzeitigen Bekehrung (nachgewiesen an den Gleichnissen vom reichen Mann und armen Lazarus und von den Arbeitern im Weinberge).

Die Überleitung zum dritten Hauptteile bildete die abermalige Verkündigung der Passion und ein Ausblick auf das Werk der Erlösung im Anschluß an die Heilung des Blinden von Jericho.

Der Höhepunkt dieses Teiles ist die Verklärung.

Der dritte Hauptabschnitt umfaßt die Leidenszeit, „den Erlösungstod samt Auferstehung und Himmelfahrt" (Rückert a. a. O. S. XIII). Er beginnt mit Jesu Einzug in Jerusalem und in den Tempel (Austreibung der Verkäufer und das Scherflein der Witwe), schildert dann in den Geschichten vom Zinsgroschen und von der Ehebrecherin die Fallstricke der Feinde und bringt als Antwort Jesu und als Gegensatz den Zwiespalt der Juden über Jesum und Jesu Predigt vom lebendigen Brunnen sowie seine größte Wundertat, die Erweckung des Lazarus.

Die Juden beschließen nun den Tod Christi, der im Gegensatz dazu seinen Jüngern einen Ausblick in das Gericht über das jüdische Volk und die Menschheit eröffnet; Judas verrät den Herrn, der seinerseits in der Fußwaschung den Jüngern einen Beweis seiner dienenden Liebe gibt, woran sich die Einsetzung des Abendmahls schließt.

Es folgen nun die bekannten Erzählungen aus der Leidenszeit: Christus in Gethsemana, des Treulosen (Judas) Verrat und des Getreuen (Petris) dreimalige Verleugnung, Jesus vor Kaiphas, Pilatus, Herodes und wieder vor Pilatus, seine Verurteilung und sein Tod auf Golgatha.

Mit den Geschichten von der Auferstehung Christi, des Auferstandenen Erscheinung und der Himmelfahrt schließt das Epos.

Die Höhepunkte dieses Teiles bilden die Einsetzung des Abendmahls und der Juden Ruf: „Sein Blut komme über uns und über unsere Kinder!"

3. **Die Form der Helianddichtung.** Die Dichtung entfaltet sich in dem beweglichen, leicht zu handhabenden nationalen Vers aller Literaturdenkmäler unserer ersten Literaturperiode: in der Alliterationszeile. Wir haben beim Hildebrandsliede diese Form näher besprochen.

4. **Der Titel.** Heliand, d. h. der Heilende, ist die altsächsische Form des Wortes Heiland, und da dieser Name gemäß dem Auftrage des Erzengels Gabriel in unserem Gedichte bei der Namengebung dem neugeborenen Jesuskinde gegeben wird (V. 441ff.), so wählte ihn Schmeller, der erste Herausgeber, passend zur Bezeichnung des ganzen Gedichtes.

II. Vertiefung.

1. **Der Heliand — ein Epos; Eigentümlichkeiten und Schönheiten desselben.** Es ist wohl ausgesprochen worden, der Heliand sei nichts weiter als eine freie Bibelübersetzung mit eingeflochtenen Erklärungen, das Werk eines Predigers, nicht das eines Dichters.

Schon ein Blick in die Gliederung der Dichtung, wie sie in dem vorigen Abschnitt dargelegt ist, zeigt, daß der Verfasser sich doch ein höheres Ziel gesteckt hat. Er beabsichtigte wenigstens einen kunstvollen Aufbau seines Werkes, wenn auch nicht behauptet werden soll, daß gerade die obige Gruppierung und Anordnung ihm vorgeschwebt habe.

Um einen solchen Aufbau zu erreichen, vermeidet er zunächst alle unnötigen Wiederholungen und läßt auch nicht die Hauptgesichtspunkte durch Nebenumstände verdunkeln. Er scheidet deshalb ganze Abschnitte seiner Quelle oder wenigstens Teile derselben völlig aus, wodurch auch verhindert wird, daß das Gedicht sich zu sehr in die Länge zieht. So fehlen z. B. viele Wundergeschichten, besonders die aus der Zeit von Christi Aufenthalt in Jerusalem, deren Aufzählung die hier rasch ihrem Ende zueilende Handlung nur aufgehalten hätte; aus demselben Grunde sind auch die Einzelberichte über die Berufung der Jünger zusammengezogen und abgekürzt.

Der kunstvolle Aufbau des Ganzen zeigt sich ferner in der bewußten Planmäßigkeit, die in der von der Quelle vielfach abweichenden Anordnung des Stoffes herrscht. So wird z. B. die Verkündigung und die Geburt des Johannes im Zusammenhange erzählt, um erst dann die entsprechenden Geschichten von dem Jesuskinde anzuknüpfen; ebenso ist in der Bergpredigt alles Unwesentliche ausgeschieden, dagegen das Wesentliche zu einem wirkungsvollen Bilde zusammengestellt, das auch durch Einleitung und Schluß aufs schönste eingerahmt ist.

In der Anwendung tritt endlich auch das Gesetz des Kontrastes und des Parallelismus deutlich hervor, und es ist doch nicht gut anzunehmen, daß hierbei nur Zufälligkeit, nicht eine bestimmte Absicht gewaltet habe.

Der Heliand ist aber noch mehr als ein kunstvolles Gebilde, er ist das Werk eines wirklichen Dichters. Das geht u. a. schon daraus hervor, daß der Dichter oft eine ganz kurze Andeutung der Bibel zu lebhaft anschaulicher Erzählung und Schilderung auszugestalten weiß. „So führt er uns die Witwe von Nain, von deren Empfinden und Gebaren die Bibel nichts berichtet, deutlich vor Augen, wie sie hinter der Bahre des einzigen Sohnes einhergeht, bekümmerten Herzens; wie sie die Hände schlägt, klagt und jammert, das armselige Weib; denn sie hat nun keine Wonne mehr; die hatte sie alle gesetzt auf den Einzigen, den ihr jetzt die Wurd genommen hat, das mächtige Göttergeschick. Und wie dann auf das Gebot des Heilandes der Jüngling sich aufrichtet, mit seinen Verwandten zu sprechen beginnt, wie die Mutter in überströmender Glückseligkeit dem Herrn zu Füßen sinkt und ihn vor allem Volke preist, alles dies wird mit herzlichem Anteil und lebendiger Anschauung dargestellt.

Wo von der Stillung des Sturmes durch Christus die Rede ist, da sehen wir das hochgehörnte Schiff die klare Flut zerteilen, sehen

das finstere Wetter aufsteigen, sehen die Wogen wachsen, hören sie am Steven krachen, sehen das Meer in zornigem Aufruhr, das Ringen von Wind und Wasser: das prächtige Bild eines Seesturmes (V. 2223ff.).

Ganz frei und ausführlich spinnt der Dichter die Geschichte von Herodes und den Magiern aus (V. 535ff.). Da werden diese sogleich dem Könige persönlich gegenübergestellt und ausgefragt, ob und wem sie gewundene Goldringe als Gabe bringen; da wird ein Hinweis Hrabans auf eine Prophezeiung Balaams gleich benutzt, um den alten Weisen selbst leibhaftig vorzuführen, wie er seine Erben und seine Mannen um sein Sterbelager versammelt, um ihnen sein geheimes Wissen von der zukünftigen Geburt Christi und dem Sterne anzuvertrauen und die Huldigungsfahrt zu dem göttlichen Kinde zu gebieten. Der Verfasser des „Heliand" sieht eben alles, wovon er spricht, gegenständlich vor Augen. Wird in der Bergpredigt die hochliegende Stadt erwähnt, so hat er gleich die Burg droben auf dem Holmkliff wie ein von Riesen aufgetürmtes Werk vor sich; ist von dem Alter des Zacharias und der Elisabeth die Rede, so sieht er leibhaftig die kraftlosen Gestalten, die trüben Augen, die welken Gesichter, die mageren Leiber, aus denen aller Mut und alle Lebensfrische gewichen ist."*)

Wem sich so bei den verschiedensten Dingen immer sogleich die frische Anschauung wirklichen Lebens in wechselnder Fülle aufdrängt, um alsbald greifbaren Ausdruck zu gewinnen, der ist ein wirklicher Dichter.

Und die Schöpfung dieses Dichters gestaltete sich unter seinen Händen zu einem Epos. Es gibt kaum ein charakteristisches Merkmal eines Epos, das sich nicht am Heliand nachweisen ließe.

Wie das Epos es verlangt, so gruppiert sich im Heliand alles durchsichtig und ungezwungen um die zentrale Gestalt Jesu als des eigentlichen epischen Helden. Dieselbe erscheint, wie es ein episches Gebilde fordert, in stets fortschreitender, wenn auch immer feierlich gemäßigter Bewegung und in wachsender Größe. Von einem leisen Beginne ausgehend, schreitet der Dichter gemessen zu der Benennung seines göttlichen Helden und zur Bezeichnung seiner erhabenen Aufgabe: der Erlösung des gefallenen Menschengeschlechtes. Nach dieser ruhig gehaltenen Einleitung führt er uns den Heiland in seiner dreijährigen Wirksamkeit vor als Helden über Sünde, Tod und Teufel, zeigt uns, wie er zunächst vom Volk als ein solcher gefeiert, dann aber von ihm verlassen wird, während der Haß seiner Feinde sich zur Todfeindschaft steigert. Mit Bangen fühlen wir, wie der Dichter zum Ausgange eilt, sehen den Helden im Kampfe mit seinen Feinden, begleiten ihn auf seinem Todeswege und freuen uns, daß er in seiner Auferstehung schließlich doch über seine Feinde triumphiert.

*) Vogt u. Koch: Geschichte der deutschen Literatur I[2]. Leipzig 1908, S. 84.

Ist nun auch diese Harmonie des Erzählungsstoffes schon durch den Evangelientext gegeben, so bleibt doch die gleichmäßige, harmonische Behandlung nach der Richtung des göttlichen Grundgedankens das Verdienst des Dichters, und die erste Forderung, die an ein Epos zu stellen ist, hat der Heliandbichter erfüllt: „um eine Handlung voll spannender Kraft gruppierte er alle Erzählungen".

Auch die weitere Forderung, daß im Epos der Adel und die Tiefe der Empfindungen in ihrer ganzen Skala in die Erscheinung trete, sehen wir erfüllt. Die Heliandbichtung zeichnet der tiefe Mannesernst, die innige Liebe der heldenhaften Genossenschaft, der lautere Glaube an den Sohn des allmächtigen Gottes aus; über alle Männer ist der Hauch der Heldenhaftigkeit, über alle weibliche Wesen der Schimmer der Reinheit und Würde ausgegossen. Alle Seelenstimmungen von der innigen Liebe der Mutter zu ihrem Kinde, von der tränenreichen Trauer der Witwe um ihren einzigen Sohn, von der herzlichsten Teilnahme edler Freundschaft, von der wohlwollenden Sorge des Dienstherrn für seine Arbeiter und der mächtigen Liebe des Gefolgsherrn zu seinen Getreuen bis zum Jubel des Festmahles, zur Freude über die Erscheinung des Volksfürsten, zur tiefsten Ehrfurcht vor dem Könige und zur innigsten Andacht und von da wieder hinab bis zum ergreifenden Seelenschmerze, zur erschütternden, unsäglichen Reue bis zur Verzweiflung — alle diese Seelenstimmungen finden in den würdigsten Gestalten und Bildern ihre Vertretung.

Daß der altdeutsche Dichter es ferner versteht, die Reden dem Charakter der Sprechenden wohl anzupassen, dafür zeugen, abgesehen von zahlreichen andern Beispielen, besonders die von dem Sänger großenteils selbständig bearbeiteten Abschnitte, wie die Erwägung der Mannen, die über den Namen des Johannes sich beraten, die Unterredung der Weisen aus dem Morgenlande mit dem Könige Herodes (V. 548 ff.), die heldenhafte Aufforderung des Apostels Thomas und die tiefgefühlten Reueworte des Petrus usw.

An Ebenmäßigkeit und Maßhalten in allem möchte der Heliand jedes andere Epos übertreffen, denn das höchste Maßhalten dürfte doch darin sich zeigen, daß der Dichter seiner eigenen Phantasie den strengsten Zügel anlegt, — und in der ganzen Heliandbichtung findet sich kein Wort, das Veranlassung zu einem unschönen Bilde in der Seele des Hörers werden könnte. Hohen Sinn für Ebenmäßigkeit zeigt der altsächsische Dichter auch darin, daß er die unumgänglich notwendigen lehrhaften Abschnitte, die er in seine erzählende Dichtung aufnimmt, selbst wieder so reich und anschaulich einleitet (V. 1279 ff.), so passend abschließt (V. 1985 ff.) und in so würdiger dichterischer Weise durch Wiederholung der Situationszeichnung (V. 1381 ff.), durch kleine Bilder aus dem Leben und der Natur usw. unterbricht, daß sie sich ungezwungen in das Epos einfügen.

Auch die ruhige Objektivität, die das Epos fordert, ist dem Heliand eigen. Sie wird insbesondere durch die reiche Verwendung

stehender Formeln gefördert. Die Worte: „So erfuhr ich" kehren z. B. nicht weniger als vierzehnmal wieder, sei es, daß sie nicht undeutlich eine neue Gedankenreihe beginnen, sei es, daß sie der Abschlußstrophe eines Abschnittes einen besonderen Nachdruck geben. Achtmal findet sich die Redensart: „Da hatte er wieder das Wort bereit". Viermal wird in der Leidensgeschichte des Herrn als passender Ruhepunkt, aber auch zur Verstärkung des Eindrucks: „er litt mit Geduld" wiederholt, und in epischer, höchst wirksamer Weise unterbricht und umrahmt die einzelnen Abschnitte der Bergpredigt der stehende Ausdruck: „sie sannen und schwiegen".

Wie in jedem Epos, so treten auch im Heliand schmückende Beiwörter sehr zahlreich auf. So nennt der altsächsische Dichter das Schiff „hochgehörnt", „benagelt" wie den Speer; die Wasser wie der Wein sind „schimmernd", das Kleid des Engels ist „winterkaltem Schnee gleich", der Vorhang im Tempel „wunderbar gewirkt", der Ölberg „breit und hoch, grün und schön", die Sonne, das Licht sind „hellleuchtend", „ewig, unvergleichlich schön". Zacharias erscheint als ein Greis „reich an Erfahrung und Weisheit", als „ein hochgeehrter, durch Ruhm beglückter Mann", den Apostel Petrus zieren die Epitheta „der gute, der hochberühmte, der kraftberühmte Held", „der ehrwürdige Mann", „der beste der Männer", „der starkmutige Held", „der so liebe Mann", „der Degen voll Kühnheit", „der schnelle Schwertdegen".

Von einem Kranze schmückender Beiwörter ist auch die Mutter Jesu umgeben. Maria ist „die Tochter Davids", „die Frau", „der Frauen schönste", „der Edelfrauen schönste", „minniglich", „die Mutter des Herrn", „die gnadenvolle", „die gute", „die heilige,", „die hochadelige", „die teure", „der leuchtendste von allen Menschen".

Wie reich sodann die Person des Heilandes selber mit Beiwörtern versehen ist, geht zur Genüge aus unsern Proben hervor, weshalb wir hier nur noch anmerken, daß die Ausdrücke „aller Geborenen Bester", „der Könige kraftvollster", „der weise König", „Gottes Friedenskind" gleichsam zu stehenden Beiwörtern geworden sind, wie das Epitheton „sündlos".

Aber auch die Feinde des Herrn sind durch zahlreiche Epitheta gekennzeichnet. So begleiten den Erbfeind achtzehn Beiwörter, die stets innere Eigenschaften des „haßvollen", „grimmen", „grämlichen", „leidigen" Völkerschädigers vorführen. „Schlimmes sinnend" wird wiederholt von Herodes gesagt, und Pilatus wird der „harte" genannt, weil er eigentlich das Leiden und den Tod des Heilandes verschuldet hat. „Hart" ist aber auch der Stein, der auf dem Grabe lag, „hart" die Dornenkrone, „hart" der Kreuzesstamm.

Verwandt mit dieser Anwenduug des Eigenschaftswortes ist sodann eines der reichsten poetischen Mittel, welche diese Dichtung schaffen halfen: die Apposition, die Wortapposition sowohl als auch die Satzapposition, d. h. die Aneinanderreihung der Sätze, die einen unter sich ähnlichen Gedanken haben. Ein Ton wird an-

geschlagen, es folgt ein ähnlicher zweiter, ja selbst ein dritter, vierter in der Form einer Apposition oder eines beigeordneten Satzes, bis ein voller Begriff, meist in wohllautender, rhythmischer Silbenfolge, das Tongebilde abschließt. Es scheint, als ob die Sänger des Nordens — denn auch in andern altdeutschen Dichtungen kommt diese eigentümliche Dichtungsweise vor — diese Dichtungsform dem Meere abgelauscht hätten; denn, wenn man vom Gestade aus die mäßig bewegte Meeresfläche betrachtet, so sieht man, wie einer kleinen Welle eine größere, eine dritte selbst und eine vierte, die Höhe steigernd, folgt; ist dann aber ein gewisser Höhepunkt erreicht, so findet wieder gleichsam stoßweise eine Herabminderung statt, bis der Rand der Meeresfläche erreicht ist, von dem aus dann wieder in ähnlicher Weise das neue Wellenspiel beginnt. Diesen Wellenbildern sind diese Satzgebilde der Heliandlichtung ähnlich.

Beispiele dieser Dichtungsweise wird der aufmerksame Leser schon bei der Lektüre unserer ausgewählten Stücke in vielen ansprechenden Formen kennen gelernt haben. Vgl. gleich am Anfange z. B. Marias Antwort auf des Engels Botschaft V. 285 ff.

Wenn wir nun noch hinzunehmen, daß der Heliand sich in der Form des Stabreimes entfaltet, der diesen altertümlichen Dichtungen so wohl zu Gesichte steht, so glauben wir zur Genüge gezeigt zu haben, daß der Schöpfer des Heliand ein wirklicher Dichter und sein Werk ein Epos im besten Sinne des Wortes genannt werden darf.*)

2. **Der Heliand — ein nationales Epos, Einkleidung der evangelischen Geschichte in ein deutsches Gewand.** Aber noch mehr müssen wir zum Ruhme der Heliandlichtung sagen. Sie ist nicht nur ein Epos im besten Sinne des Wortes, sondern auch ein durchaus nationales Epos. Das Anziehende, ja Reizende der Dichtung besteht ja eben darin zu gewahren, wie sich in ihr das Fremde, kaum Angeeignete nun mit der nationalen Anschauung vereinigt, wie die gesamte evangelische Geschichte in ein deutsches Gewand eingekleidet, nationalisiert wird. Das Leben des Heilandes ist im Heliand aus dem Orient nach Deutschland versetzt und mit deutschen Anschauungen, deutschem Sinn und deutschem Gemüt förmlich durchtränkt. Der Geist baut sich die ferne fremde Welt auf, wie er die eigene sieht.

Noch hatten sich keine Städte im Innern des Sachsenlandes erhoben. Seine Edelinge hausten in Burgen, das Volk in Weilern. So wird auch Palästina dargestellt. Die fremden Städte erscheinen durchweg als deutsche Burgen mit Türmen und Zinnen, — Romaburg, Nazarethburg, Jerichoburg, die herrliche Burg von Kapernaum, die herrliche Burg von Nain — und sind von starken blinkenden Burgmauern (V. 3687) umgeben. Steinwege, aus Felsklüften gefügt, durchschneiden sie, an ihnen stehen die hohen Hornsäle, der Juden Gebäude (V. 3688). Der Saal darin ist die hölzerne

*) Nach Edm. Behringer: Zur Würdigung des Heliand. Würzburg 1891, S. 33 ff.

Halle der alten Germanen mit den Bänken an beiden Langseiten und dem Hochsitz für den Hausherrn in der Mitte (V. 2010 ff.). Der Tempel zu Jerusalem wird nirgends mit einem Fremdwort, sondern nur mit dem heidnischen Namen der heiligen Stätte (alah wîh) oder auch einfach als Saal oder Haus, als Haus Gottes (V. 3688 ff.) bezeichnet, das Richthaus ist ein altgermanisches Dinghaus. Wie in der Heimat, so wohnt Lazarus in einem Hause, das von einem umzäunten Garten umgeben ist, und innerhalb liegender Gründe befindet sich das Haus des Hauptmanns von Kapernaum. Durch das Land führen als breite Wege Burgstraßen, an denen auf hohen Holmfelsen die Burgen liegen (V. 1396). Das Schiff, in dem der Herr fährt, ist das hohe gehörnte Schiff der alten nordgermanischen Seehelden (V. 2908). Nicht durch die Wüste, sondern durch ein breites Gebirge geht Josephs Flucht nach Aegypten (V. 716), und auch in des Waldes Dickicht, nicht in eine Wüste, zieht sich Jesus zurück. Galiläa ist ein Gau, und die Erde nach altgermanischer Anschauung die Mittelwelt, der Mittelkreis, der Mittelgarten (V. 51).

Wie der Schauplatz der Handlungen ein heimatlicher ist, so zeigen sich auch die Beschäftigungen des täglichen Lebens und die häuslichen Feste, meist lebhaft und anschaulich geschildert, durchweg als deutsche. Bei der Geburt Christi treten die Hirten auf dem Felde in echt deutscher Weise als Pferdeknechte auf, die nachts auf dem Felde sind, die Rosse zu hüten (V. 388); die Hochzeit zu Kana wird als deutsches Gastmahl geschildert, bei dem die Bankgenossen von den verschiedenen Hofämtern bedient werden und schieren Wein trinken aus allerlei Humpen und Kannen, für die allein in dieser Geschichte fünf verschiedene Bezeichnungen vorkommen, es herrscht allgemeine Weinseligkeit (drôm) (V. 1995 ff.); der Leichnam des Täufers wird nach der Weise der alten Recken am Meeresufer bestattet. Die Berufung der Apostel wird unter den Händen des Dichters zu der Berufung und Sammlung einer Gefolgschaft (V. 1148), der Eingang zur Bergpredigt „zur Thronrede des mächtigsten Lehnsherrn an seine Vasallen" (V. 1279), der Gerichtshof der Juden zum altdeutschen Gaumal und Malgericht, das Kreuz Christi zum Galgen (V. 5538). Das Vorüberziehen Jesu vor Jericho ist die Heerfahrt eines Herzogs mit seinen Völkerscharen, die Wächter am heiligen Grab sind eine Beiwache unter dem Heerschild (V. 5571 ff.). Deutsches Fischerleben wird bei der Berufung der Jünger geschildert (V. 1148 ff.) und Seesturm und Seefahrt der altsächsischen Helden bei der Stillung des Sturmes (V. 2233 ff.), übrigens zwei Bilder, bei denen der Dichter mit Vorliebe verweilt.

Was aber unser Gedicht recht eigentlich zu einem deutschen Epos macht, das ist die Darstellung des deutschen Königtums in der Person Christi. Christus erscheint ganz als deutscher König. „Wie Kaiser Karl unter seine zwölf Reichsmarschälle, tritt er als ein Herr und König unter seine zwölf Apostel, und zwar so, daß alle idealen

Züge des deutschen Königtums in ihm vereinigt werden. Er ist zunächst der reiche Christ, der Könige kräftigster, der milde Landeshirt, Landeswart und Leutewart, ein milder Kleinodgeber, der Friedenswart, ein mächtiger Mundherr und Schutzherr des Menschengeschlechts, ein Drost, Gefolgsherr, Kriegsherr der Völker, sodann in weiterer Bedeutung der heilige Himmelskönig, Himmelswart, Himmelswalter, ferner das heilige Kind Gottes, Gottes Friedenskind, endlich ganz im allgemeinen der Heilspender d. h. der Heiland, Heliand."*)

Die ganze evangelische Geschichte erscheint überhaupt als der glorreiche Zug eines herrlichen Volkskönigs durch sein Land, umgeben von einem Gefolge treuer Mannen, die er um sich sammelt, um das ihm durch die Feinde entrissene Land wieder zu erkämpfen und zu erweitern, um zu raten und zu richten, zu weisen und zu lehren, Gaben auszuteilen, zu helfen und zu heilen, im Kampfe für die Seinen zu sterben und endlich aus der scheinbaren Niederlage sich im glänzendsten Siege zu erheben. Die Niedrigkeit seiner zeitlichen Erscheinung tritt völlig in den Hintergrund. Dagegen legt der Dichter auf Christi Königtum, seiner beiden Eltern königliche Abstammung besonderes Gewicht (V. 359 ff.). Dort, wo nach des Dichters Meinung sein Ahnherr, der mächtige David, seinen Hochsitz gehabt hatte, in Bethlehem (V. 363), ward der manno drohtin, der Herr der Menschen, geboren, und die Mutter wickelt das Kind in Prachtgewänder (V. 380), daneben nimmt sich dann freilich die Krippe, in die es gelegt wird, gar wunderlich aus (V. 383). Selbst die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten ist nicht die einsame Flucht einer armen Zimmermannsfamilie, sondern geschieht mit königlichem Gefolge. Auch nimmt der Sänger fast nur solche Stücke aus den Evangelien auf, die den Christ in seinem königlichen Tun besonders deutlich herausstellen. So erscheint Christus in dem Gedichte stets in der vollen Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs.

Wie Christus sich in allen wesentlichen Eigenschaften eines deutschen Königs zeigt, so erscheinen seine Jünger als deutsche Helden — es fehlt nur noch, daß sie Schild, Schwert und Panzer tragen! — und als die treuen und holden Gefolgsmannen des Königs, die Leib und Leben ihm durch Eidschwur gelobt haben. Christus dagegen, der mächtige Herrscher, empfängt gern viele Mannen und verheißt ihnen Schutzherrschaft, wie er es wohl zu leisten vermag. Als Matthäus sein Amt verläßt, um ihm zu folgen, da heißt es ausdrücklich, daß der Königsdegen sich einen freigebigeren Schatzkönig erkor, als sein irdischer Herr gewesen war, einen, der ihm dauerndere Fürsorge gewährte (V. 1199 ff.); denn vor allem erwerben sich natürlich Christi Jünger durch treue Dienste jenen himmlischen Lohn.

Für beide gilt unverbrüchliche Treue als die schönste Tugend und Verrat als das schwärzeste Laster. Wenn die Jünger gleichwohl bei der Gefangennahme ihres Königs fliehen und

*) O. Frick: Epische und lyrische Dichtungen erläutert, I². Leipzig 1900, S. 876.

ihn verlassen, so verteidigt sie der Dichter ausdrücklich gegen den Vorwurf der Feigheit und der Untreue: sie hätten ja nicht anders handeln können, da die alten Weissagungen sich notwendig auch an ihnen erfüllen mußten. Und wenn gar Petrus, der unerschütterliche Felsenmann, in der Stunde der Gefahr seinen Herrn verleugnet, so bietet der Dichter alles auf, um ihn von diesem Makel zu reinigen: er schildert nicht bloß in einer ergreifenden Darstellung die bittere Reue, die alsbald auf die Tat folgt, sondern stellt die Tat selbst ausdrücklich dar als eine göttliche Fügung zum Heile der Menschen und benutzt dieselbe zugleich als eindringliche Warnung vor den prahlerischen Trutzreden, womit die deutschen Helden so gern sich ruhmredig zu vermessenen Taten anheischig machten. Bei dem schmählichen wohlvorbedachten Verrat des Judas dagegen wird das Fluchwürdige der unsühnbaren Tat in seinem ganzen Umfange gezeigt. „So ist's den Leuten weh, die hier unter dem Himmel ihren Herrn sollen wechseln" (V. 4631 u. 4632) — mit dieser eigentümlichen Reflexion, nur dem Dichter angehörig, schließt er den Bericht über Judas' Verrat, dadurch in echt deutscher Empfindung die Treue als das eigentliche Lebensband der Menschen und der Welt betonend.

Mit Vorliebe verweilt der Dichter deshalb auch bei Beweisen der Treue. Die kurze Antwort des Thomas: „Laßt uns mit ihm ziehen, daß wir mit ihm sterben" spinnt er zu einer begeisterten Rede aus (V. 3994—4004):

Da sprach einer der Zwölfe
Thomas darauf, ein tüchtiger Held,
Des Fürsten ruhmreicher Gefolgsmann: „Nicht sollen wir ihm das Verhalten tadeln,
Ihn abhalten von seinem Willen! Laßt uns aushalten mit ihm,
Beharren bei unserm Herrn! das ist eines Helden Preis,
Daß er mit seinem Fürsten stehe fest zusammen
Und sterbe ihm zu Ehren: tun wir drum alle so,
Folgen wir seiner Fahrt! Ob wir im Volk auch sollen sterben
Mit unserem lieben Herrn, so wollen unser Leben wir
Doch nichts dagegen achten! dann lebt der Nachruhm uns doch darauf,
Vor Menschen gute Worte."

Vollends geht dem Dichter das Herz auf, als er erzählen kann, wie bei der Gefangennahme des Herrn in Petrus, dem behenden Schwertdegen, die Wut aufkocht, wie er sprachlos ist vor Harm, daß man seinen Herrn binden will, wie dann der kühngemute Held zornentbrannt sich vor seinen Fürsten stellt, hart vor seinen Herrn, das Schwert zieht und mit mächtigem Streiche den vordersten der Feinde trifft, „daß ihm schwertblutig Wange und Ohr von der Mordwunde barst" (V. 4878 ff.).

So erlebt es denn der Leser, „daß das sorgen- und wundenstillende Wirken des Friedefürsten notgedrungen zusammengeschmolzen wird mit dem durch und durch kriegerischen Geiste, der die aus den Stürmen der Völkerwanderung geborene

altheidnische Dichtung durchweht; daß die versöhnliche Lehre von der Friedensliebe sich einen muß mit den Idealen eines deutschen Kampfeshelden, der lieber Wunden austeilt als empfängt, und dem das Zurückweichen vor feindlicher Herausforderung als die größte Schande gilt! Dabei ereignet es sich allerdings häufig genug, wie es bei einem solchen Vermittelungsversuche natürlich ist, daß er seinem Volke zuliebe den evangelischen Berichten eine ungeschichtliche Färbung gibt. Zuweilen bricht auch trotz seiner aufrichtigen Überzeugung von der Wahrheit des Christentums sein Vollblutsachsentum mit elementarer Gewalt durch. Da ist es denn, als wenn man ihn bei seiner Arbeit vor sich sähe, den biedern, kerndeutschen und zugleich dem neuen Glauben treu ergebenen Mann, wie er mit ehrlichem Eifer bemüht ist, die biblischen Tatsachen samt den theologischen Erklärungen in sich aufzunehmen, um sie für sein Volk poetisch zu verarbeiten. Plötzlich aber stockt die Feder bei einer Stelle, die ihm allzu undeutsche Gesinnung zu verraten scheint (s. oben die Anmerkung über den Backenstreich). Und derselbe, der sonst, um den streitbaren Sinn der Seinen nicht unnötig zu entzünden, voll Vorsicht Stellen wie: „Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert", oder die Erzählung von dem Feuereifer der Jünger über die sündigen Samariter überschlägt, wird an einer anderen Stelle plötzlich fast wider seine jetzige bessere Einsicht mitten in der Schilderung der Leiden des Herrn in Gethsemane von der Kampfesfreudigkeit seines Geschlechtes fortgerissen, so daß ihm unter der Hand die Gewalttat des Petrus gegen Malchus zu einem Einzelkampfe aus einem altheidnischen Heldenepos wird (V. 4865 ff.). Doch gleich darauf besinnt sich der Dichter wieder auf den neuen Menschen, den er mit seiner Bekehrung angezogen; darum läßt er, gewissermaßen um selber Buße zu tun für die allzu behagliche Ausmalung des grimmigen Schwertschlages, in fast ebenso vielen Worten den Herrn dem Petrus seine Tat verweisen (V. 4884 ff.)".*)

Der Geist des Alten spielt eben dem Sänger einen Schabernack nach dem anderen. Er weiß, daß er seinen kriegerischen, kampflustigen Landsleuten nicht allzuviel von dem Duldersinn ihres Heilandes erzählen darf, und auch in seiner eigenen Seele sträubt sich etwas gegen die weiche Milde des Herrn. Wer hat jemals sonst gehört, daß ein Recke nicht dreinschlägt, wenn ihn jemand auf den Fuß tritt! So sehr er ferner auch mahnt, die ewigen Freuden des Himmels über die vergängliche Erde zu stellen, er predigt doch nicht Weltverachtung. Das Leben gilt ihm doch auch als etwas recht Schönes und Wünschenswertes. „Er gab dem Todverfallenen, dem Helden, der schon gerüstet war zum Wege zur Hel, das Leben, ließ ihn auf dieser Welt weiterhin der Wonnen genießen", so heißt es von Christus, als er Tote auferweckt. Mit warmer Begeisterung verkündet der Dichter die Botschaft, die sich ihm eben erschlossen hat; aber mit einem Fuße steht er doch immer noch in der Vergangenheit.

*) J. Seiler: Heliand, ausgewählt pp. Halle 1900, S. 8 ff.

Wie der Herr und seine Jünger, so werden auch alle anderen handelnden Personen in ein deutsches Gewand gehüllt. „Der Kreis derselben stellt das gesellschaftliche Leben der Karolingerzeit dar. Wie die Menschheit das Leutegeschlecht und die Leutekinder, so ist das Volk das Leutevolk, verbunden durch Magschaft, (mütterliche Verwandtschaft) und Sippschaft (Blutsverwandtschaft). Deutsch werden die Stände gedacht, der Stand der Hirten auf Bethlehem, wie wir schon gesehen, als Hirten der Pferde, der Stand der jüdischen Hohenpriester als Bischöfe der Leute und des Weihtums Wärter.

Edelgeboren sind die Vornehmen, auch die Weisen aus dem Morgenlande und die Hohenpriester; ein Adelsmann streut selbst mit seinen Händen auf seinen Acker das reine Saatkorn. Der Adel der grimmigen Juden sitzt zum Rate versammelt; Edelfrauen heißen Maria und Martha. Ein Herold des Adelkaisers nennt sich der Zöllner, ein Hochfahrender unter dem Heervolk. Herzöge sind die Fürsten, Met- und Kleinodgeber. So ist Herodes und Pilatus ein Herzog, denen der Degen viele gehorchen (V. 58ff.) und die selbst Degen des Kaisers genannt werden." *)

Dieses Anlehnen an das Volksleben, das sich ja erst vor kurzem aus dem Heidentum erhoben hatte, führt den Dichter auch zu Anklängen an dieses Heidentum, die aber einen reinen, christlichen Ton anschlagen. Der Tod erscheint noch als Werk des Schicksals; er behält den Namen thiu wurd, eigentlich die Todesgöttin, die Schicksalsgöttin, die auch in der nordischen Mythologie als die Norne Urd erscheint; Satan macht sich mit dem Hohlhelm (der Tarnkappe) der heidnischen Sage unsichtbar; das Feuer des Gerichts behält den mythologischen Namen Muspill, Allzerstörer; bei der Taufe Christi setzt sich der heil. Geist in Taubengestalt auf Jesu Achsel, wie dem Wodan der Rabe als Symbol der Allwissenheit auf der Schulter saß; das Federgewand der Engel am Grabe erinnert unzweideutig an das Schwanenkleid der deutschen Göttinnen und Walküren; bei der Auferweckung des Jünglings zu Nain schützt Jesus der Mutter das Leben ihres Lieblings gegen die metodogiscapu, d. h. eigentlich das, was die Messenden, die Götter, schaffen, das von ihnen verhängte Schicksal.

So stellt also der Dichter alles tunlichst im deutschen Gewande dar. „Wo dies nicht anging, wo Sitten vorkommen, welche dem deutschen Leben durchaus widerstrebten und sich daher nicht in entsprechende deutsche Sitten umkleiden ließen, da verfehlt der Dichter nicht, dieselben jedesmal sorgfältig als solche zu bezeichnen: so ist dies namentlich der Fall bei Mariä Reinigung und der Darstellung des Christkindleins im Tempel, bei der undeutschen Feier des königlichen Geburtsfestes und bei dem ebenso undeutschen Tanzen der Jungfrau vor Herodes und seinen Mannen, bei der auf den Ehe-

*) O. Frick, a. a. O., S. 876.

bruch gesetzten Todesstrafe, bei der Feier des Osterlammes (V. 4557) und bei dem Begraben ins Felsengrab (V. 5745). Wo er dagegen fürchten mußte, garnicht verstanden zu werden oder geradezu Anstoß zu erregen, da überging er die Sache lieber ganz mit Stillschweigen; so läßt er die Beschneidung Christi und Johannes des Täufers unerwähnt und beschränkt sich in beiden Fällen lediglich auf die Namengebung, die ja auch bei den Deutschen ein feierlicher Akt war (V. 440); und da der Eselsritt bei den Deutschen zu den schimpflichsten Ehrenstrafen gehörte, so schweigt der Dichter gänzlich davon, daß der Heiland seinen Einzug in Jerusalem auf einem Esel hielt (V. 3673). Bei der dem Deutschen unbegreiflichen Kreuzigung aber laufen geradezu zwei an sich unvereinbare Vorstellungen ineinander: im allgemeinen substituiert zwar der Dichter ganz den deutschen Galgen (V. 5538 ff.) und läßt demgemäß den Herrn am Stricke sterben, wie auch der eine der beiden Schächer ihn auffordert, aus dem Strick zu schlüpfen (V. 5591); auch wird das Kreuz (allerdings neben dem Fremdwort krûcî) vorzugsweise mit den deutschen Namen des Galgens bezeichnet, mit galgo und warag-treo d. i. Holz des warag, des vogelfreien Verbrechers, wie auch schon Wulfila das Kreuz durch galga verdeutschte; gleichwohl aber wird bei dem eigentlichen Akte der Kreuzigung das Einschlagen der neuen scharfen Nägel mit Hämmern anschaulich und nachdrücklich genug geschildert (V. 5541 ff.)".*)

Als nationales Epos stellt sich unser Gedicht schließlich auch durch seine Ausdrucksweise dar, die einen durchaus deutschen Charakter trägt. Hierher sind insbesondere die zahlreichen synonymischen Ausdrücke zu rechnen, für deren schier unerschöpflichen Reichtum wir nach Seiler a. a. O., S. 10, nur ein besonders bezeichnendes Beispiel anführen wollen: „Für den Begriff „sterben" gibt es zunächst sechs verschiedene einfache Wörter, außerdem folgende umschreibende Wendungen: entschlafen, einschlafen, des Lebens entbehren; das Leben verlassen, verlieren, aufgeben; den Atem lassen, aufgeben; das Licht, die Erde, die Schar der Verwandten, das Treiben der Menschen, diese Welt, die Geschicke des Erdenlebens aufgeben; die Menschenkinder, das Treiben der Menschen, die Leute verlassen; von hinnen sich wenden, anderswohin sich bewegen, sich von dieser Welt wenden, sich zum Himmel wenden, sich auf den Weg machen von dieser Welt, die Welt vertauschen, ein anderes Licht suchen; das Leben entweicht, die Seele vergeht; die Seele wird gesendet auf wahrhaftigem Wege; der Tod, die Krankheit, das Schicksal nimmt weg, das Schicksal kommt zu jemand, des Lebens Abend kommt."

Wurzelt der Heliand somit fest auf dem Boden seiner Entstehung, so zeigt er doch auch, freilich nur in nebensächlichen Dingen, wie selbst in dieser fernsten und abgeschlossensten Ecke des damaligen Deutschlands schon christlich römische Kulturelemente aller Art sich heimisch zu machen verstanden hatten, und zwar muß dies geschehen

*) Grein: Der Heliand, Übersetzung in Stabreimen.[2] Kassel 1869, S. 174.

sein schon geraume Zeit ehe er gedichtet wurde. Wir finden eine Anzahl von Ausdrücken für Gegenstände und Beziehungen der christlichen Kirche und Religion, die nicht erst der Dichter des Heliand eingeführt hat, sondern die er schon als eingebürgertes Sprach- und Begriffsgut vorfand. Teilweise sind es um- oder angedeutschte Fremdwörter, teilweise Bildungen aus deutschem Material, aber nach einem fremden Begriffsmodell.

„Zu der ersten Kategorie gehören Wörter wie alamôsna, Almosen; altari, Altar; biskof, Bischof; diubal, Teufel; fern, infern, Unterwelt, d. i. christliche Hölle; krûci, Kreuz; nôn, nôna, die kirchliche None; palma, Palmzweig; paradîs, pascha, segnôn usw.

Zu der andern die fremdartig oder christlich umgeprägten: god, god fadar, drohtîn, hel oder hellia, hêlag gêst, ôlât, sundia, upôd, rôkfat, wîhrôk u. dergl. Außerdem treten auch noch eine Anzahl äußerst populärer Wörter weltlichen Bezuges aus derselben Quelle der antiken Kultur, wahrscheinlich noch viel älter importiertes Gut auf: brêf, breve, Schreiben; ekid, acetum, Essig; kastel, castellum, Kastell; kelik, calix, Kelch; kêsur, Caesar, Kaiser; klûstar, claustrum, Verschluß; kôpôn, ein caupo sein, Handel treiben; lilli, lilium, Lilie; mêstar, magister, Meister; olbendeo, elephantus (nicht das slav. wolblend, das selbst nur eine populäre Metamorphose von elephantus ist) in der Bedeutung Kamel; mangôn, ein mango sein = kôpôn; munitôn, von moneta deutsch abgeleitetes Verbum, münzen; ork, urceus, Krug; palencia, palatium, Pfalz; pêda, Mantel, unlateinischen aber gewiß auch undeutschen Ursprungs; pîna, poena, Pein; skriban, scribere, schreiben; segina, sagena, großes Netz; sikur, securus, sicher; soleri, solarium, Söller; skamel, scamnum, scabellum, Schemel; strâta, strata via, Straße; tins, census, Zins; tolna, telonium, Zoll; tresur-hûs, thesaurus, Schatzhaus u. a.“*)

3. **Die Quellen der Heliandbdichtung.** Die Dichter hat seinen Stoff nicht selbst unmittelbar aus den vier Evangelien zusammengestellt. Als Quelle diente ihm vielmehr die damals in der fränkischen oder deutschen Kirche beliebte lateinische Evangelienharmonie des sog. Tatian, richtiger des Ammonius von Alexandrien, von der schon eine hochdeutsche Übersetzung vorhanden war,**) ein planmäßig

*) H. Rückert: Heliand. Leipzig 1876, S. XVIII.

**) Eine Probe dieser Übertragung möge hier folgen:

Die Weisen aus dem Morgenland.

Mitthiû[1]) ther Heilant giboran ward in Bethleem Judenô burgi[2]) in tagon Herodes thes kuninges, sênu thô magi ôstana quâmun[3]) zi Hierusalem sus quedante[4]): „Wâr ist ther thie giboran ist Judenô kuning? wir gisâhumês sînan sterron in ôstarlante inti quâmumês inan zi betonne.“ Thô thaz gihôrta Herodes ther kuning, ward gitruobit inti al Hierusalem mit imo, inti gisamanôta then hêrduom therô biscofô[5]) inti thiê gilêrton thes folkes, eisgôta[6]) fon im, wâr Christ giboran wâri. Siê thô quâdun[7]) imo: „in Bethleem, Judenô burgi, sô ist gescriban thuruh then wizagon[8]): Thu Bethleem, Judenô erda, nio in altere bist thu minnista in then hêriston Judenô[9]), wanta, fon thir quimit tuomo[10]) ther rihtit mîn folc Israhel.“ Tho Herodes, tougolo gihalôten magin[11]), gernlîcho lernêta fon in thie zît

in Kapiteln eingeteiltes Mosaik von Stellen aus allen vier Evangelien nach der Übersetzung der Vulgata des Bischofs von Capua. Doch verfuhr er bei der Benutzung dieser Quelle sehr frei, so daß er beinahe die Hälfte des Stoffes als ihm unbrauchbar beiseite liegen ließ, sich auch Umstellungen erlaubte usw.

Außerdem sind aber auch die damals gangbarsten Evangelienkommentare fleißig benutzt worden, vor allem die Kommentare des Beda zu den vier Evangelien, die des Hieronymus zum Matthäus und Markus, der Kommentar des Rhabanus Maurus zum Evangelium des Matthäus, der Traktat des Augustin über die Bergpredigt und einige der Homilien Gregors des Großen über verschiedene Sonntagsevangelien.

4. Der Dichter des Heliand und die Zeit der Abfassung des Gedichtes. Über den Dichter des Heliand sind uns keine direkten Nachrichten aufbewahrt. Eine alte, uns zufällig nur durch eine Aufzeichnung aus dem 16. Jahrhundert erhaltene Nachricht eines unbekannten Zeitgenossen Ludwigs des Frommen erzählt jedoch, Kaiser Ludwig der Fromme habe vor einiger Zeit, um auch den Ungelehrten des deutsch redenden Volkes in seinem Reiche die Kenntnis der heiligen Schrift näher zu bringen, einem Manne vom Volke der Sachsen, der bei seinen Stammesgenossen für einen nicht unberühmten Dichter gegolten habe, den Auftrag erteilt, das alte und neue Testament in deutscher Sprache poetisch zu übertragen, und dieser habe auch wirklich von der Weltschöpfung beginnend alles Bedeutende des alten und neuen Testaments in seinen Hauptpunkten der geschichtlichen Wahrheit gemäß dargestellt und zwar ganz in der hergebrachten Weise der vaterländischen Poesie; bisweilen habe er auch einiges, wo es ihm passend erschien, im mystischen Sinne behandelt.

Nachdem nun vor zehn Jahren (1894) in einer vatikanischen Handschrift des 9. Jahrhunderts außer einem Stück des „Heliand" auch drei Fragmente der „Altsächsischen Genesis" gefunden worden sind, nach ihrer ganzen Behandlungsart dem Heliand so ähnlich

des sterren, ther sih in araugta[12]), inti santa sie in Bethleem sus quedanti: „faret inti fragêt gernlîcho fon themo kinde. thanne ir iz findet, thanne kundet iz mir, thaz ih thara queme inte betô inan." Thô siê gihôrtum then kuning, fuorun, sênu thô sterro, then siê gisâhun in ostarlante, forafuor sie, unz her quementi stuont obda thâr thie kneht was[13]). Siê thô gisehentê then sterron gifâhun mihhilemo gifehen thrâto[14]). inti ingangantê in hûs fundan then kneht mit Mariûn, sînero muoter, inti nidarfallentê betôtun inan inti gioffonôtên irô tresofazzon[15]), brâhtun imo geba, gold inti wîhrouch inti myrrûn. inti inphanganemo antwurte in troume, thaz siè nie wurbin[16]) zi Herode thuruh anderan weg wurbun zi irô lantsceffi.

[1]) Als. — [2]) einer Stadt der J. — [3]) kamen (quimu, quam, quâmumes). — [4]) sprechend (quidu, quad, quâdumes). — [5]) die höchsten der Priester. — [6]) fragte, erforschte. — [7]) sagten. — [8]) Propheten. — [9]) unter den Fürsten Judas. — [10]) Richter. — [11]) nachdem er heimlich die Weisen gerufen hatte. — [12]) erschienen war. — [13]) bis er kommend stehen blieb über dem Ort wo das Kind war (kneht = Knabe). — [14]) sie wurden erfüllt mit sehr großer Freude. — [15]) Schatzgefäße (treso = Schatz, faz = Gefäß). — [16]) zurückkehrten.

daß man in ihnen ein Stück der bis dahin vermißten alttestamentlichen Dichtung desselben Verfassers glaubt gefunden zu haben, ist man heute allgemein der Ansicht, daß sich diese Angaben auf den „Heliand" beziehen.

Danach war also der Verfasser des Gedichtes ein Sänger sächsischen Stammes, der als solcher seinen Volksgenossen schon längere Zeit rühmlich bekannt war. Wohl hat man ihn auf Grund der umfassenden theologischen Kenntnisse, die das Gedicht verrät, zugleich für einen Geistlichen gehalten; aber manches spricht doch dagegen. Nicht nur, daß dem Verfasser manche für einen Geistlichen merkwürdige Irrtümer unterlaufen (vgl. z. B. Anmerk. zu Vers 359); durchschlagender ist noch, daß sein Interesse unstreitig nicht auf theologischem, sondern auf dem religiösen, allgemein menschlichen Gebiete liegt. So ist es denn nicht unwahrscheinlich, daß ihm, einem Sänger von Beruf, der Stoff seines Werkes nur durch die mündlichen Mitteilungen eines Klerikers zugegangen ist, und daß es auch mehr als eine überlieferte Formel ist, wenn er sich in seiner Dichtung immer nur auf das Hörensagen, niemals auf schriftliche Quellen beruft. Ausgeschlossen ist es allerdings nicht, daß der berühmte Sänger, als er den Heliand dichtete, Mönch oder doch Priester geworden war. Jedenfalls aber hatte dieser Mönch oder Priester den Zusammenhang mit seinem Volkstum nie verloren.

Früher hielt man den Verfasser allgemein für einen Westfalen, aus der Gegend von Werden a. d. Ruhr oder Münster. Aus der völligen Vertrautheit mit dem Seewesen, der Liebe zur See usw., die sich in dem Gedichte kund gibt, wird heute vielfach geschlossen, daß er ein Ostfale, ein Bewohner des nordöstlichen Sachsens gewesen ist, und von der „Wasserkante" zwischen Weser und Elbe stammte.

Da für die Dichtung der um 820 erschienene Kommentar des Hrabanus Maurus benutzt ist, andererseits diese nach der oben wiedergegebenen alten Aufzeichnung vor 840, dem Todesjahre Ludwigs des Frommen, verfaßt ist, so muß die Abfassung des Gedichtes innerhalb dieser Zeitgrenze fallen.

5. **Die Überlieferung des Gedichtes.** Der Text ist uns in zwei Handschriften überliefert. Die eine, 1794 durch den Franzosen Gérard Gley in der bischöflichen Bibliothek zu Bamberg entdeckt, befindet sich jetzt in der Hof- und Staatsbibliothek zu München. Sie ist noch im 9. Jahrhundert in rein niederdeutschem Dialekt geschrieben, jedoch im Anfang, in der Mitte und am Schlusse einiger Blätter beraubt. Am vollständigsten erhalten und am längsten bekannt ist eine Handschrift des britischen Museums in London, die im 10. Jahrhundert geschrieben sein mag, und zwar in einem niedersächsischen Dialekt, in dem sich auch einige fränkische Eigentümlichkeiten finden, die wohl darauf zurückzuführen sind, daß der Verfasser unfern der Grenze gewohnt hat. Einige angelsächsische Formeln lassen auf einen angelsächsischen Abschreiber schließen. Das Fragment einer dritten Handschrift ist neuerdings in Prag gefunden worden.

6. **Die Würdigung des Gedichtes.** Über keine unserer ältesten Dichtungen besteht wohl ein so großer Meinungsunterschied wie über den „Heliand". Während Vilmar von ihm urteilt: „Der Heliand ist bei weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalte eines der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat und welches sich in einzelnen Teilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen kann. Es ist das einzige, wirkliche christliche Epos,"*) — läßt sich W. Scherer folgendermaßen vernehmen: „Dieser Heliand ist überhaupt kein Epos, er ist ein Lehrgedicht und sollte nach der Intention des Verfassers auch nichts anderes sein. . . . Eine produktive Phantasie kann man dem Verfasser nicht nachrühmen. Weder erfindet er wesentliche neue Details, welche das Gegebene objektiv fortbilden, noch wirkt er durch subjektive Erhebung. Sein Werk ist eine Leistung der Seelsorge und wir müssen ihn als Prediger betrachten."**)

Eine mittlere Linie hält Ad. Bartels ein, und wer vorurteilsfrei an die Dichtung herantritt, wird ihm beipflichten, wenn er zwar Vilmars Begeisterung nicht teilen kann, aber Scherers Auffassung als geradezu unsinnig, dem Wesen aller Poesie zuwiderlaufend abweist, und dann weiter schreibt: „Unwillkürlich wird man beim Lesen der Dichtung in die frühe Jugendzeit zurückversetzt, wo man selber das neue Testament zum erstenmal in die Hand nahm, von der Poesie des Geburtsevangeliums wunderbar entzückt und von der Leidensgeschichte aufs tiefste gerührt, auch wohl von den Reden und Gleichnissen Christi, von ihrer inneren Wahrheit tief ergriffen wurde."***)

Wenn dies schon bei uns der Fall ist, welchen Eindruck muß dann diese Dichtung auf die edlen Sachsen ausgeübt haben, denen in diesen Gesängen im heimischen Gewande, die heimische Sprache redend und nach heimischer Weise handelnd, der göttliche Held, der gewaltige Gefolgfürst, der Führer auf der großen Heerfahrt zum Himmelreich entgegentrat? Ob und wie dieses Gedicht für die Bekehrung der Sachsen gewirkt hat, darüber sind uns keine Nachrichten erhalten; allein der Umstand, daß in der kurzen Zeit von zwei Menschenaltern nach den furchtbaren Tagen bei Verden, welche diesen Volksstamm mit glühendem Hasse gegen seinen grausamen Bezwinger, der zugleich als Bringer des Christentums erschien, erfüllen mußten, dies mit dem Schwerte bezwungene Volk sich mit einer solchen Innigkeit und Treue an Christus, seinen König und Herrn, anschloß, erklärt sich nicht aus der Macht des Schwertes, nicht aus der Macht der Überredung — Begeisterung geht nur aus Begeisterung hervor, und diese hervorzurufen, dazu war der Heliand vorzüglich geeignet.

---

*) Geschichte der deuschen Literatur[17]. Marburg 1875, S. 29.
**) Geschichte der deutschen Literatur[3]. Berlin 1885, S. 48.
***) Geschichte der deuschen Literatur I. Leipzig 1901, S. 75.

Unvergleichlich schön hat den Eindruck, den der Heliand auf die Sachsen seiner Zeit ausüben mußte, F. W. Weber in den „Dreizehnlinden" ([6], Paderborn 1880, S. 241) geschildert, wenn er den weisen Abt zu Elmar, dem Sachsenjüngling, sprechen läßt:

Dies und andres, was in dürrer,
Dürft'ger Red' ich dir entfaltet,
Hat ein gottgeweihter Sänger
Reich zum Heilandslied gestaltet;

Einer von den Unsern, Elmar:
Nicht in weichen welschen Zungen,
In der Heimat vollen Klängen
Hat er herrlich es gesungen.

Hörst du es, du glaubst im tiefen
Grünen Sachsenwald zu weilen,
Himmelhoch die Astgewölbe,
Himmelhoch der Stämme Säulen!

Zwar der Vogelsang, das Rauschen,
Dünkt dir neu und fremden Schalles
Doch ist alles dir so nahe,
Heimatlich vertraut dir alles.

Klar vor deinen Sinnen liegen
All des Waldes Heimlichkeiten.
Alle Fragen kannst du lösen,
Alle Rätsel kannst du deuten.

Und du staunst, wenn all die Laute,
All das Rauschen und das Singen,
Andachtsvoll zu einem großen
Gotteslob zusammenklingen.

Hören mußt du, selber hören
Ihn, den Sänger ohnegleichen . . . .

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

In welchen Stücken weicht die Heliandbichtung in den mitgeteilten Abschnitten von dem biblischen Berichte ab und aus welchen Gründen?

Wodurch erreicht der Dichter einen kunstvollen Aufbau seines Werkes?

Weise nach, daß der Verfasser des Heliand ein wirklicher Dichter ist!

Aus welchen Gründen muß der Heliand als ein Epos angesprochen werden?

Wodurch hat der Dichter es erreicht, daß der Heliand sich als ein nationales Epos darstellt?

In wiefern erscheint Christus im Heliand in der vollen Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs?

Weise nach, daß der Dichter die stärkste sittliche Macht im sozialen Leben der Germanen, die Mannentreue, auch für die Religion in Anspruch nimmt!

Weise nach, daß sich im Heliand das gesellschaftliche Leben der Karolingerzeit darstellt!

Welche Anklänge an das Heidentum finden sich im Heliand?

In wiefern trägt die Ausdrucksweise in der Heliandbichtung einen durchaus deutschen Charakter?

Wie führt der Dichter die Grundidee seines Werkes: „Der Heliand — ein König" im einzelnen durch?

Literatur.

Schmeller: Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie. München 1830 Wörterbuch und Grammatik nebst Einleitung und zwei Faksimiles 1840.
Moritz Heyne: Heliand. Mit ausführlichem Glossar.[3] Paderborn 1878. 6 Mk.
Heinrich Rückert: Heliand. Mit Wort- und Sacherklärungen (Deutsche Dichtungen des Mittelalters, Bd. IV). Leipzig 1878. 3,50 Mk.
Eduard Sievers: Heliand. Mit kritischer Einleitung. Halle 1878. 8 Mk.
Kannegießer: Der Heliand. Altsächsische Evangelienharmonie, übersetzt. Berlin 1847.
J. R. Köne: Heliand, oder das Lied vom Leben Jesu. In der Urschrift, nebst nebenstehender Übersetzung. München 1855. 9 Mk.
Georg Rapp: Heliand. Sächsische Evangelienharmonie aus dem 9. Jahrhundert, übertragen. Stuttgart 1856. 2,50 Mk.
Simrock: Heliand. Christi Leben und Lehre. Nach dem Altsächsischen.[2] Elberfeld 1866. 2,25 Mk.
C. W. M. Grein: Der Heliand oder die altsächsische Evangelienharmonie. Übersetzung in Stabreimen.[2] Kassel 1869. 2,40 Mk.
Paul Herrmann: Heliand. Nach dem Altsächsischen. Leipzig, Reclam. 0,40 Mk.
Joh. Seiler: Heliand nebst einem Anhang über Otfrieds Evangelienbuch, ausgewählt, übersetzt und erläutert (Denkmäler der älteren deutschen Literatur II, 3). Halle 1900. 0,80 Mk.
O. Frick: Andeutungen zur Behandlung des Heliand (Epische und lyrische Dichtungen, erläutert von Dr. O. Frick u. Fr. Polack, 1. Abt.[3] S. 371—381). Leipzig 1900. 4 Mk.
A. F. C. Vilmar: Deutsche Altertümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte.[3] Marburg 1862. 1,50 Mk.
C. W. M. Grein: Heliandstudien. Kassel 1869. 9 Mk.
Ernst Windisch: Der Heliand und seine Quellen. Leipzig 1868.
J. W. Schulte: Über Ursprung und Alter des Heliand. Glogau 1878.
Edm. Behringer: Zur Würdigung des Heliand. Programm der Kgl. Studienanstalt Aschaffenburg. Würzburg 1891.

VI.

Otfrieds Evangelienbuch.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 79.

Etwa 40 Jahre nach dem Heliand erschien noch eine Evangelienharmonie, in poetischer Hinsicht von unvergleichlich geringerem Werte als der Heliand, aber literarhistorisch doch sehr bedeutungsvoll, weil sie das erste deutsche Werk ist, das statt der Alliteration als Bindemittel der Verse den Endreim anwendet — Otfrieds von Weißenburg Evangelienbuch.

I. Darbietung.

1. Der Aufbau des Evangelienbuches nebst Erläuterungen. Dem eigentlichen Werke gehen mehrere Einleitungen voraus: eine Widmung an Ludwig den Deutschen, eine lateinische Widmung an den Erzbischof Liutbert in Mainz, eine deutsche gereimte Zuschrift an den

Bischof Salomo von Konstanz, Kapitel I: Cur scriptor hunc librum theodisce dictauerit (Warum der Schriftsteller das Buch in deutscher Sprache gedichtet hat) und Kapitel II: Invocatio scriptoris ad Deum (ein Gebet des Schriftstellers an Gott).

Wir geben von diesen Einleitungen das erste Kapitel wieder, da es in mancher Beziehung sehr lehrreich ist. Der Abschnitt erscheint zunächst sehr verworren und verschwommen. Daß er aber einen wohlüberlegten und wohlgeordneten Gedankengang enthält, hat O. Erdmann*) in feinsinniger Weise nachgewiesen:

A. V. 1—10. Allgemeiner Satz: Viele haben ihre Namen durch schriftliche Aufzeichnung bekannt gemacht (1. 2), sie haben in Büchern ihre kühnen Taten darstellen lassen (3. 4), dabei aber auch ihre Kenntnis und Zierlichkeit in reiner dichterischer Form bewiesen (5. 6). Andeutung der Eigentümlichkeiten und Wirkungen derselben (7—10).

B. V. 11—30. Spezieller Nachweis: Beispiele für diesen allgemeinen Satz bieten viele Völker (11. 12), besonders passend und kunstvoll die Griechen und Römer (13. 14) in Prosa und Poesie (dreifach ausgeführter Gegensatz 15—20). Eigentümlichkeiten ihrer poetischen Technik (21—28). Sie haben dieselbe auch an biblischen Stoffen bewiesen (29. 30).

C. V. 31—56. Anwendung auf die Franken: Auch die Franken können in ihrer Sprache, die jener metrischen Regel (der Griechen und Römer) sich nicht fügt und bis jetzt nur geraden Ausdruck in schöner Einfachheit (der Prosa) besitzt, Gottes Lob zu singen anfangen (31—36), wenn sie Gottes Gesetz und Willen sich zu eigen machen; dann werden jene Erforderniſſe der Dichtung in anderm Sinne erfüllt, und es entstehen doch schöne Verse (37—50). Den würdigsten Gegenstand dazu bieten die Evangelien (51—56).

D. V. 57—112. Begründung durch die Eigenschaften der Franken: Sonst stehen sie ja keinem der genannten Völker nach (57—64); spezielle Ausführung: Fruchtbarkeit und Reichtum des Landes, weise ausgenutzt (65—70); Kampfesmut und Unüberwindlichkeit im Kriege, motiviert durch ihre Verwandtschaft mit den Macedoniern (75—92); Anhänglichkeit an ihren angestammten weisen, kühnen, gerechten König (93—104); Gottesfurcht, mit der sie Gottes Wort lernen, hersagen, erfüllen (105—112).

E. V. 113—126. Schluß: Deshalb will der Dichter ausgewählte Stücke aus den Evangelien in fränkischer Sprache singbar darstellen (113—118) zum Heile der Franken, die keine andere Sprache verstehen (119—122), und zur Freude aller, die ihnen hold sind (122—126).

Das Werk selber, nahe an 15000 Langzeilen enthaltend, zerfällt in folgende fünf Bücher: 1. Christi Geburt und Jugendleben, 2. sein

*) Otfried von Weißenburg, herausgegeben und erklärt. Halle 1882.

Auftreten und seine Lehre, 3. seine Wunder, 4. sein Leiden und Tod, 5. seine Auferstehung und Himmelfahrt.

In fünf Bücher hat der Dichter es eingeteilt, weil der Mensch fünf Sinne habe: was er mit denselben fasse, solle durch Lesung dieser fünf Bücher wiederum gut gemacht und jeglicher Sinn dadurch geläutert und erleuchtet werden.

Jedes Buch zerfällt in Kapitel mit lateinischen Überschriften: das erste in 28, das zweite in 24, das dritte in 26, das vierte in 37, das fünfte in 25 Kapitel.

Der Gang der Erzählung wird fortwährend durch breite, lehrhafte Einschaltungen unterbrochen, die das eben Erzählte bald moraliter (moralisch), bald spiritaliter (in geistlicher Übertragung), bald mystice (mit geheimem, tiefer liegendem Sinne) auslegen.

So knüpft Otfried an die Erzählung von den Weisen aus dem Morgenlande, die wir den Sachsensänger rein episch ausgestalten sahen, die Erörterung, daß die Gaben der Weisen, Weihrauch, Gold und Myrrhen, Christi Priestertum, Königtum und Tod bedeuten, und die Heimfahrt der Magier wird als Symbol für den christlichen Lebenswandel benutzt, der nach der wahren Heimat, dem Paradiese, führe, aus dem wir in die Fremde, das irdische Jammertal, verstoßen sind (*I, 18).*) Den Esel, den der Sachsensänger, wie wir gesehen, bei der Schilderung von Christi Einzug in Jerusalem verschweigt, macht Otfried sogar zum Gegenstande eines besonderen exegetischen Kapitels. Er sei als das dem gröbsten Sinnengenusse huldigende Tier mit dem Menschen zu vergleichen, der, wie der Esel von der Last, so von seiner Sünde niedergedrückt sei, bis ihn Christus durch die beiden Jünger, d. h. die beiden christlichen Hauptgebote, Gott und den Nächsten zu lieben, rettet. Die Gewänder, die sie auf den Esel legen, das ist ihre Lehre und ihr Beispiel; die Stadt Jerusalem ist das Himmelreich, in das wir eingehen sollen; das Volk, das seine Kleider auf den Weg wirft, sind die Märtyrer, die ihr Leben hingeworfen haben; die Zweige, die gestreut werden, sind die Lehren der heil. Schrift. So wird uns der Weg ins Paradies bereitet.

2. **Das Versmaß des Gedichtes.** Otfrieds Werk ist die erste deutsche Dichtung, die den Reim (Endreim) mit Konsequenz durchgeführt hat. Der Endreim stammt aus der vulgärlateinischen Dichtung, aus der er dann in den lateinischen kirchlichen Hymnus überging. Daß Otfried die von ihm gewählte Form den lateinischen Kirchengesängen, mit denen er als Geistlicher vertraut war, entlehnt und sie auch wohl aus Opposition gegen die alten heidnischen Gesänge mit ihrem Stabreim in Anwendung gebracht hat, ist wahrscheinlich.

Damit ist aber durchaus nicht gesagt, daß der Reim zu uns aus der Fremde gekommen ist, vielmehr mußte er sich naturgemäß aus der deutschen Sprache selbst entwickeln. Das Streben derselben ging

*) Die Hinweise, denen ein Stern vorgesetzt ist, können im unserm Werke „Aus der deutschen Literatur" nachgelesen werden.

von jeher, wie wir schon einmal (S. 21) bemerkt haben, dahin, das Logische vor dem Phonetischen zu berücksichtigen. Der Ausdruck des Logischen ist die Betonung, die in dem Satze den logischen Wert der Wörter, in dem Worte den logischen Wert der Silben bestimmt. Der Ton kommt also dem Teile des Satzes zu, der für den Ausdruck der Gedanken die größte Bedeutung hat, und dem Teile des Wortes, das den Begriff am wesentlichsten bezeichnet.

In der altdeutschen Poesie hat dieses Streben der Sprache, dem für den Gedanken Wesentlichsten den Ton zu geben, zunächst zur Alliteration geführt. Die Wörter, die auf den auszudrückenden Gedanken am bestimmtesten einwirkten, wurden mit Kraft und Energie ausgesprochen. Aber in diesen Wörtern waren es wieder aus derselben Ursache die Stammsilben, die den besonderen Ton hatten. Auf sie wurde das größte Gewicht gelegt. Die Endungen wurden nach und nach bedeutungsloser, ihr Unterscheidendes schliff sich mehr und mehr ab, sie wurden ähnlicher und gleicher, also für den Reim geeigneter, der gewissermaßen als Ersatz für den Verlust der voller klingenden Formen eintrat. Das Abschleifen der vollen Endungen wirkte aber auch wieder auf die Aussprache der Stammsilben zurück. Sie wurden matter und weicher, die Alliteration hörte infolgedessen allmählich auf, und der Reim gewann in demselben Maße an Umfang.

Daß er in der Natur der deutschen Sprache selbst seinen Grund hat, zeigt auch sein Vorkommen in sehr frühen alliterierenden Gedichten. Wir haben schon bei der Besprechung der Merseburger Zaubersprüche (S. 33) und des Muspilli (S. 37) darauf aufmerksam gemacht.

Es muß dann eine Zeit gekommen sein, in der der Reim mit der Alliteration im Kampfe lag. Wir können diesen Kampf nicht verfolgen, da uns die Denkmäler fehlen. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts ist dieser Kampf entschieden, und der Reim hat vollständig den Sieg davongetragen, mußte ihn aus den obigen Gründen davontragen. Dazu mag noch gekommen sein, daß das Ohr sich vergröberte, daß ihm also der Stabreim nicht mehr genügen konnte.

Otfrieds Werk ist, wie gesagt, das erste, das den Reim in ausgedehntem Maße durchführt. Im übrigen schließt sich der Dichter möglichst dem altgermanischen Versbau an.

Waren es in den alliterierenden Gedichten vier betonte Wörter gewesen, die in jeder Langzeile besonders hervorgehoben wurden und zu denen unbestimmt viele Senkungen hinzutraten, so ruht der Vers Otfrieds auf demselben Gesetze. Er hat vier Haupthebungen (zwei in jeder Vershälfte) und vier Nebenhebungen (auch zwei in jeder Vershälfte). Dazu kommen noch Senkungen von nicht fester Anzahl; sie können die Zahl der Hebungen ebensowohl übersteigen als auch ganz fehlen. In den später bearbeiteten Partien seines Werkes hat sich der Dichter allerdings bemüht, möglichst regelrechten Wechsel zwischen Hebung und Senkung eintreten zu lassen.

Jede Langzeile zerfällt wie in den alliterierenden Gedichten in zwei Halbzeilen, die aber nun nicht mehr durch die Alliteration, sondern durch einen einsilbigen oder stumpfen (männlichen) Reim verbunden sind. Der Reim fällt also wie die letzte Nebenhebung auf die letzte Silbe des Halbverses, die, in der Prosa meist unbetont, unmittelbar auf die Haupthebung folgt. Zuweilen läßt Otfried den Reim auch durch zwei oder drei Silben hindurchgehen, so daß Analoga unser klingenden (weiblichen) Reime entstehen.

Die Verse sind mit Akzenten versehen, die gewöhnlich so verteilt sind, daß in jedem Halbverse zwei stehen oder in dem einen Halbverse zwei, im andern einer, und zwar auf den Haupthebungen, analog den zwei Haupthebungen der alten alliterierenden Halbzeile.

Zwei Langzeilen bilden eine Strophe. Das beweisen die eigenen Worte des Otfried, der da sagt, daß der Sinn gewöhnlich mit zwei Zeilen abschließe, nur zuweilen über zwei oder drei oder vier Verse hinausgehe. In den Handschriften beginnt jede Strophe mit einem roten Anfangsbuchstaben.

Wenn auch in der Regel die Verse Otfrieds mit dem Reime versehen sind, so finden sich doch auch Ausnahmen. Es gibt — insbesondere in den zuerst bearbeiteten Partien seines Buches — Verse, die durchaus keine Bindung haben,*) andere haben statt des Reimes Alliteration,**) noch andere haben Alliteration und Reim***) — ein Beweis, wie sehr der Dichter mit der Form gerungen hat.

Der Reim soll nicht dazu dienen, dem Ohre gefällig zu sein, sondern nur die einzelnen Advershälften zu binden. Deshalb hat sich Otfried oft mit bloßer Assonanz begnügt.†) Ganz besonders häufig geschieht es, daß die liquiden Konsonanten für einander eintreten; weniger oft kommt es bei den Muten††) vor.

Weil dem Dichter die neue Form oft einen schweren Kampf mit dem spröden Material verursachte, so warf er sich auch in Wiederholungen, die ihm so zur Gewohnheit wurden, daß er den gleichen Vers zwei= oder dreimal mit anderen Worten sagen kann und oft nur, um ein neues Attribut zu nennen, einen ganzen Vers aufwendet, während es sich mit einem Worte sagen läßt.

3. **Die Mundart.** Das Evangelienbuch ist in althochdeutscher Sprache und zwar in rheinfränkischer Mundart verfaßt worden.

---

*) Máhtig drúhtin wih namo sîner! (I, 7, 9)
Nú intfiang druhtin drutlint sinan (I, 7, 19).

**) Thar ist lîp âno tôd lioht âno finstri (*I, 18, 9)
(aus Muspilli V. 14 entnommen).
Floug er súnnum pad stérrono straza
Wega wolkóno si dero ítes frono (I, 5, 5. 6).

***) Uuáhero dúacho werk wírkento
díurero gárno thaz déda siu ió gérno (I, 5, 11. 12)
ni uuollen héim uuison uuir uuenegon uuéison (*I, 18, 24).

†) Thoh hábet er mo irdéilit joh selbo geméinit (I, 5, 57).
Gilónba thin, in uuara thiu deta thih hiar heila (III, 14, 49).

††) thaz sélba ingégin onh inquád thiu áttera heriscof (IV, 4, 56).

Näheres darüber siehe weiter unten in dem Abschnitte: „Das Althochdeutsche und das Altniederdeutsche."

4. **Der Titel.** Der Verfasser hat seinem Buche den Titel gegeben: Liber Evangeliorum domini gratia theodisce conscriptus, d. h. Evangelienbuch, durch des Herrn Gnade deutsch geschrieben. Der erste Herausgeber Graff hat es fälschlich „Der Krist" genannt, unter welchem Namen es heute aber kaum noch angeführt wird.

II. Vertiefung.

1. **Veranlassung und Zweck der Dichtung.** Wie der Dichter selber in der lateinischen Vorrede sagt, hat er das Werk unternommen auf Bitten einiger namhafter Brüder und besonders infolge der dringlichen Forderung einer hochehrwürdigen Frau namens Judith, in der man mit hoher Wahrscheinlichkeit die Kaiserin, die Gemahlin Ludwigs des Frommen, hat finden wollen, weil der anstößige weltliche Volksgesang (laicorum cantus obscenus) die Ohren frommer Männer verletze.

Otfried hat also sein Buch mit der ausgesprochenen Absicht verfaßt, durch dasselbe der Volkspoesie, den Spott-, Liebes-, Tanz- und Zauberliedern aus der heidnischen Zeit, denen die Geistlichkeit aus leicht begreiflichen Gründen besonders feind war, entgegenzuwirken. Diese Lieder sollten durch das Singen seiner Dichtung verdrängt werden.

Daß diese wenigstens teilweise zum Singen bestimmt war, davon zeugen die liedartigen Abschnitte, in die sie zerlegt ist, refrainartig wiederkehrende Strophen, die Aufforderung an die Hörer, mit einzustimmen, die Beifügung von „Neumen", einer Art unvollkommener Notenschrift, zu einigen Versen, der teilweise lyrische Charakter der Dichtung, auch Otfrieds Bestreben bei den zahlreichen späteren Korrekturen, die er vorgenommen hat, eine feststehende Silbenzahl und regelrechten Wechsel von Hebung und Senkung zu erzielen.

Daneben schwebt ihm aber als Ideal auch eine Kunstdichtung in seiner Muttersprache vor, ein „feines" Buch, das es mit der lateinischen Dichtung aufnehmen konnte, die nach Otfrieds Worten so glatt ist wie Elfenbein (*I, 1, 18) und so schön geputzt, wie der Landmann sein Korn reinigt (*I, 1, 28). Sind doch die Franken, so schreibt er, das tapferste Volk, dem kein anderes widerstehen könne und das keineswegs irgend einer weltbeherrschenden Nation der alten Zeit nachstehe; sind sie doch durch christlichen Glauben und göttliche Gnade ausgezeichnet: warum sollten sie keine eigene Literatur haben? (*I, 1, 57ff). Und so hat er zur Feder gegriffen.

In der Tat trägt Otfrieds Evangelienbuch ganz den Charakter eines gelehrten Werkes an sich — zunächst schon der äußeren Erscheinung nach. Es zerfällt in bestimmte Bücher; die Bücher sind in Kapitel eingeteilt, die lateinische Überschriften tragen; in einer lateinischen Vorrede gibt der Verfasser Auskunft über seine Absichten und Grundsätze; Inhaltsverzeichnisse, mancherlei durch Akrosticha verzierte

Vorreden, rhythmische Akzente sind hinzugefügt usw. Und auch der Inhalt entspricht, wie wir im nächsten Abschnitt sehen werden, der äußeren Erscheinung.

Seltsam genug, daß der Weißenburger Mönch glauben konnte, diese beiden grundverschiedenen Zwecke miteinander vereinigen zu können. Er scheint der naiven Meinung gewesen zu sein, wenn er seine Gedanken und Meinungen nur in Reime bringe und bäurisch deutsch rede, dann würde er die Liebesgedichte, die Gedichte weltlicher Freude, das Volkslied aus dem Munde der Laien verdrängen.

3. **Das Evangelienbuch — das Werk eines gelehrten Geistlichen, nicht eines Volkssängers.** Der Dichter schreibt mit bewußter Absicht für das Volk, und doch vermißt man jede Volkstümlichkeit: er zeigt sich überall als Prediger vor der Gemeinde und als Lehrer vor den Schülern stehend, nicht wie der Heliandbichter als Sänger mitten unter dem Volke.

Otfried wurzelt völlig in den geistigen Bewegungen der Zeit Karls d. Gr., die keinen deutschen, sondern einen universellen Charakter trugen, und bewegt sich darum auch in einem den Deutschen zum Teil fremden Ideenkreise. Während im Heliand das Christentum Volksreligion geworden ist, finden wir es bei Otfried schon in der bestimmt ausgeprägten Gestalt, zu der wir es im Mittelalter entwickelt sehen, wo zu den Offenbarungen der Bibel das Beiwerk der Tradition getreten ist. „Das ganze Gedicht durchweht der Geist mittelalterlicher Askese. Die Erde ist dem Dichter ein Jammertal (V, 23, 108: thiz dal zah aro), wo wir in der Verbannung aus unserer alten Heimat leben. Erinnert uns schon seine Schilderung des Verhältnisses der Apostel zu Gott (IV, 9, 25), sein Preis der Märtyrer (V, 23, 8) an die Heiligenverehrung, so wird dies noch klarer, wenn wir ihn die Fürbitte der Apostel erflehen sehen (I, 7, 27). Damit hängt natürlich der Marienkultus eng zusammen. Otfried preist Maria als die selige Blume, die hochberühmte Mutter Gottes, die traute Jungfrau, die reiche Königin, die die Scharen der Engel im Himmel verehren. Wer auf Erden die Seligkeit erringen will, der muß ihre Gnade suchen (I, 3, 27 ff.), sie muß er anflehen, um von ihr zu ihrem Sohne geleitet zu werden (I, 7, 25).“*)

Otfried besaß alles, was die damalige Zeit an gelehrter Kenntnis hatte, aber damit war er auch um jede Unmittelbarkeit der Auffassung und Darstellung gebracht. Der Heliandbichter ist Volksprediger, in dem Evangelienbuch aber macht sich der gelehrte Theolog der damaligen Zeit geltend, dem die mystischen, durch das Studium der Kirchenväter gewonnenen Auslegungen wichtiger sind als die schlichte Darstellung der Sache, der keine Tatsache ruhig gelten lassen kann. Durch diese Auslegungen wird der Gang der Erzählung nicht nur unterbrochen, diese bekommt dadurch auch einen lehrhaften,

*) Dr. Grünhagen: Otfried und Heliand. Eine historische Parallele. Breslau 1855.

dem deutschen Epos bis dahin ganz fremden Anstrich, der um so unangenehmer wirkt, da das Lehrhafte gewöhnlich mit einer großen Weitschweifigkeit ausgeführt wird und nicht selten etwas theologisch Gezwungenes und Gekünsteltes hat. Beispiele dafür haben wir schon oben (S. 66) angeführt.

Aber nicht allein in diesen lehrhaften Auslegungen macht sich die Subjektivität des Dichters geltend, sondern auch in den eingefügten lyrischen Ergüssen. Otfried ist, zum Nachteil seines Werkes, mehr eine lyrische als epische Dichternatur. In seinem Werke haben wir daher nicht nur die ersten Anfänge der didaktischen Poesie, sondern auch die ersten und ältesten Klänge der deutschen Lyrik, die unter den Hohenstaufen ihre Blüte erreichte. Der hohe Schwung, zu der sie sich später erhob, geht ihr bei Otfried noch ab, namentlich in der Form, dennoch zeugen einige Stellen von einem tiefen Gemüt des Dichters. So überfällt ihn z. B. bei der Erzählung von der Rückkehr der Weisen in ihr Vaterland das ganze Gefühl der Heimatsehnsucht, das ihn gequält haben mochte, als er zu seiner Ausbildung jahrelang in der Fremde weilte,*) und er ruft aus (*I, 18, 25—30):

„O weh, du fremdes Schreckensland, wie hab' ich dich als hart erkannt
Ach, wie so schwer ertrag' ich dich, das sage ich dir sicherlich!
Nur Müh' und Not wird dem gegeben, der nicht kann in der Heimat leben.
Ich hab's erfahren ja an mir, nichts Liebes fand ich je an dir.
Ich fand an dir kein ander Gut als Jammer und betrübten Mut,
Ein tief verwundet wehes Herz und mannigfaches Leid und Schmerz!"

Aus diesen Darlegungen geht schon hervor, daß „Otfried vor allem jener reiche sinnliche Stil des Volksepos fehlt, den der Heliandbichter so völlig beherrschte. Wohl ist ihm manche traditionelle Formel geläufig, er macht auch von dem Stilmittel der Variation in seiner Weise Gebrauch, aber von der Vertrautheit seines niederdeutschen Kunstgenossen mit der nationalen Epik ist er weit entfernt. Ihre Formeln konnte er ja überdies für die dem Epos bis dahin fremde metrische Form seiner Dichtung nur in sehr beschränktem Umfange brauchen. Er mußte sich seinen eigenen Stil zurichten, und dazu fehlte es ihm ganz an Kraft der Phantasie. Er denkt abstrakt, wo der Sachse gegenständlich denkt; er bringt Tautologien und leere Versflickereien, wo der andere sich in buntem Wechsel des Ausdruckes ergeht.

Der Verfasser des „Heliand" schaltet seiner Erzählung hin und wieder ein „erfuhr ich" ein, ganz im Stile des Volkssängers, dem sein Stoff aus lebendiger mündlicher Überlieferung zuströmt; im übrigen tritt er persönlich völlig zurück wie der echte Epiker; jede Berufung und jeden Verweis auf die Quelle meidet er. Otfried füllt wieder

*) So wird die Stelle gewöhnlich gedeutet. „Der Zusammenhang beweist allerdings, daß der Dichter mit dem „fremden" Schreckensland zunächst die Öde des irdischen Lebens meint und erst in zweiter Linie auf persönliche Erlebnisse anspielen will." (J. Seiler.)

und wieder seinen Vers mit Hinweisen auf „die Bücher", auf die Bibel, mit dem Zitieren bestimmter Schriftsteller. Der Heliandbichter läßt wohl die redend eingeführten Personen hier und da ihre Aussagen mit ähnlichen Wendungen bekräftigen, wie sie die Bibel gebraucht; er selbst aber enthält sich jeder Beteuerung seiner Erzählung. Otfried dagegen verwendet bis zum Überdruß solche nichtssagenden Wendungen wie: „das sage ich dir fürwahr", „das glaubt mir", „das möget ihr gewiß wissen", und die überflüssigsten Bemerkungen darüber, daß er gegenwärtig irgend etwas sage, früher etwas gesagt habe, später etwas sagen wolle oder auch nicht sagen wolle. Auf diese Weise und mit der Einfügung von allerlei nicht minder gleichgültigen, farblosen und lästigen Worten behilft er sich nur gar zu oft, um den Reim herauszubringen, den Vers und die Strophe auszufüllen."*)

Daneben finden sich aber auch schöne Partien in seinem Werke, insbesondere im Anfange desselben. „Der Engel Gabriel fliegt der Sonne Pfad, der Sterne Straße, die Wege der Wolken; er fliegt zu einer adligen Dame, der Enkelin von Königen. Er geht in den Palast, findet sie nachdenklich mit dem Psalter in der Hand, den sie bis zu Ende sang, ein kostbares Tuch wirkend aus kostbarem Garne. Diese Auffassung Marias ist freilich sonderbar, aber der Poesie kommt es zugute, daß sich der Erzähler ein festes Bild des Vorganges gemacht hat. Nachdem die bekannten Reden gewechselt sind, preist der Verfasser die Demut der Jungfrau, und der Engel fliegt zum Himmel zu Gott dem Herrn, um über den Erfolg seiner Botschaft zu berichten (*I, 5). Ebenso schwebt Maria dem Dichter als Mutter vor, wie sie das heilige Kind in die Krippe legt, es stillt oder auf ihren Schoß setzt, es einschläfert oder neben sich legt (*I, 11). Auch den bethlehemitischen Kindermord sucht er durch Erfindung wahrscheinlicher Details der Phantasie näher zu bringen. Und nie verfehlt er, Frauenklagen auszumalen."**)

„Mit nicht unbedeutendem Geschick hat Otfried auch manchmal die Reden ausgeführt, mit hübschen Ansätzen zur Charakteristik des Sprechenden. Höheren lyrischen Schwung nimmt seine Dichtung, wo sie jene großartigen christlichen Vorstellungen berührt, die wir auch im „Wessobrunner Gebet" und im „Muspilli" die deutsche Poesie erfüllen sahen: wo Otfried im Anschluß an den Anfang des Johannesevangeliums von der Existenz Gottes vor der Welt und allem, was sie umfaßt, handelt, und wo er vom jüngstem Gericht singt (*V, 19); beidemal läßt er da Refrainstrophen in seinen volltönenden Hymnus wirkungsvoll hineinklingen.

Was also der fränkische Mönch an dichterischer Anlage besitzt, das weist ihn auf dieselbe poetische Gattung, von der auch seine Neuerung der metrischen Form ausgegangen war, auf die Lyrik. Die

*) Vogt und Koch: Geschichte der deutschen Literatur I², Leipzig 1904, S. 40.
**) W. Scherer: Geschichte der deutschen Literatur. ³ Berlin 1885, S. 49.

Schöpfung einer episch-didaktischen Dichtung im großen Stile mußte ihm mißlingen; dazu stand er nicht genug im Zusammenhange mit der epischen Kunst seiner Nation, und dazu war er selbst zu wenig Dichter, zu sehr Gelehrter."*)

4. **Nationale Elemente bei Otfried.** Wie sehr aber auch Otfried in der durch Karl d. Gr. geschaffenen, auf dem klassischen Altertum beruhenden Kultur wurzelte, wie sehr er auch dem politischen Leben seiner Nation fernstehen mußte, so war doch die Stellung, die Karl d. Gr. eingenommen, eine zu großartige und bedeutende, seine Verbindung mit der Kirche eine zu innige gewesen, als daß nicht Strahlen seines Glanzes sogar bis in die einsame Zelle des Klosterbruders gedrungen wären. So finden wir denn gleich zu Anfang in dem Kapitel: „Warum der Verfasser sein Buch deutsch geschrieben hat" (*I, 1, 57 ff.) eine Lobpreisung des fränkischen Volkes und seiner Herrscher. Er ist stolz auf den Ruhm seiner Franken, er preist ihr Land und das Volk, und wir haben schon gesehen, daß nationaler Wetteifer ihm die Feder führt. Er ist nicht so sehr Mönch, um seine nationalen Gefühle zu unterdrücken. Eigentümlich aber ist, daß auch die nationale Begeisterung wiederum eine Färbung trägt, welche mit dem universellen Charakter des Ganzen vortrefflich stimmt. Otfried lebt in seinen Anschauungen noch ganz in der Zeit Karls d. Gr.: so spricht er von einem Volke der Franken und einem Könige derselben, obgleich er recht wohl von der Teilung des Reiches weiß. Aber es scheint fast, als habe Otfried eine Ahnung gehabt von der welthistorischen universellen Aufgabe der Franken. Er preist diese als das tapferste Volk, dem kein anderes widerstehen könne, das viele andere sich unterworfen habe, und dem nur das Meer eine Schranke setze. Kein fremder Herrscher regiert über sie, weise und kühn waltet ihr König über sie und viele andere Völker. Die Franken, sagt er weiter, ständen keineswegs irgend einer weltbeherrschenden Nation der alten Zeit nach, weder den Griechen noch den Römern, weder den Persern noch den Medern, und um ihren Ruhm noch zu erhöhen durch das Relief einer berühmten Abstammung, läßt er sie von den Medern abstammen, von des großen Alexander Geschlecht.

Charakteristisch für die Anschauungen der damaligen Zeit ist, wie sich derselbe Mann der Sprache gegenüber verhält, in der er schreibt. Man kann keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß er Lateinisch als die Sprache der höheren Bildung, als Literatursprache und darum auch als seine eigentliche Sprache ansieht. Nicht nur, daß er sein Werk durch eine lateinische Vorrede einleitet, er rechtfertigt sich sogar in dem oben genannten Kapitel (*I, 1, 112), wie er dazu gekommen, das Buch deutsch zu schreiben, und klagt in der Widmung an Luitbert ausdrücklich darüber, wie schwer es sei, die Feinheiten theologischer Forschung in fränkischer Sprache darzustellen.

Wie im Heliand, so ist ferner auch hier der Stoff nicht in dem fremden Gewande der Bibel geblieben, sondern Otfried hat ihn mehr oder weniger, ob mit Absicht oder unwillkürlich, muß dahin-

*) Vogt und Koch a. a. O. S. 40.

gestellt bleiben, dem Verständnis seiner Landsleute zu nähern gesucht, indem er ihn dem Judentum entrückte und mit einer germanischen Einkleidung versah.*)

Zunächst sind Jesus und seine Mutter und ihr ganzes Geschlecht nicht als Juden aufgefaßt; auch der jüdische Charakter des Zacharias und seines Weibes ist geflissentlich mit Stillschweigen übergangen. Weder bei der Namengebung des Johannes noch bei der Jesu wird die Beschneidung erwähnt. Dem Kinde wird an dem antdage**) (I, 14, 1) ein Name gegeben, und damit ist die Zeremonie zu Ende. Auch sonst vermeidet er, von jüdischen Gebräuchen zu erzählen. Bei der Verwandlung des Wassers in Wein z. B. spricht er nicht davon, daß Fässer dagewesen wären zur jüdischen Reinigung, wie in der Bibel steht, sondern zu der Reinigung, wie sie in dem Lande Sitte gewesen sei (II, 8, 26).

Die Ortsnamen des jüdischen Landes nennt er nicht gern. Jerusalem ist für ihn eine Burg, in welcher sich druhtines hus***) befindet (II, 4, 51, 52; II, 11, 4), Nazareth der Ort, in dem Maria nach der Rückkehr aus Ägypten das Jesuskind erzieht (II, 11, 1, 2), Bethlehem die Burg, in der die Ahnen der Maria wohnten und ihre Verwandten ansässig sind (*I, 11, 21—24). Der Jordan, an welchem die Bibel Johannes taufen läßt, wird nirgends genannt; Johannes befindet sich in einer Einöde und tauft daselbst (II, 7).

Wenn er so nach der einen Seite hin dem Christentum die jüdische Hülle abstreift, so sucht er es nach der anderen Seite hin zu germanisieren. Der Christ ist edil in geburti†) (I, 3, 24), und sein ganzes Geschlecht ist adalkunni††) (I, 3, 4). Maria ist aus königlichem Stamm entsprossen (I, 3). Sie ist ein Edelfräulein (ediles frowa), und als der Engel des Herrn zu ihr kommt, befindet sie sich, wie wir schon gesehen, in ihrem königlichen Gemache und ist mit Arbeiten beschäftigt, wie sie einer deutschen Jungfrau ziemen: sie webt und spinnt, nachdem sie am Morgen ihren Psalter gesungen hat. Auch der Engel Gabriel tritt in deutscher Gestalt auf. Bescheiden nähert er sich ihr und spricht, wie ein Bote zu einer so vornehmen Jungfrau sprechen soll (*I, 5, 1—14). Zum Zwecke der Schätzung zieht sie in Begleitung des Joseph zur Burg ihrer Ahnen, die jetzt in der Hand von edilingen†††), ihrer Verwandten, ist (*I, 11, 23—28). Es versteht sich von selbst, daß Joseph nicht der Zimmermann sein kann, als welchen ihn die Bibel aufführt, sondern er ist ein Burgherr. Nach dem Tode des Herodes kehrt er aus Ägypten zurück und begibt sich in eine feste Burg, in der er den Knaben erzieht (I, 21, 14).

*) Vgl. zu dem folgendem: Fr. Wolffgramm: Otfrieds Evangelienbuch, ein Denkmal der deutschen Literatur. Stargard 1869.
**) achter Tag.
***) des Herrn Haus
†) adliger Abkunft.
††) ein edles Geschlecht.
†††) Edelleute.

Zacharias, der Vater des Johannes, soll aufgefaßt werden wie ein deutscher biscop, der da zu bestimmten Zeiten umherzog, um in den zerstreuten Gemeinden zu predigen. Um seine Verheiratung zu erklären, setzt der Dichter ausdrücklich hinzu, daß das damals noch Sitte gewesen sei (I, 4, 4). Das Volk muß sich also schon zu Otfrieds Zeiten daran gewöhnt haben, die Priester unverheiratet zu sehen.

Christus ist ein König, nicht allein im geistlichen, sondern auch im germanischen Sinne. Er heißt kuning therero lantliuto*) (II, 7, 68; IV, 4, 48. 44) und herrscht, wie sein Vater David geherrscht hat. Er ist gekommen in sein Eigentum und sein Erbe und zu seinen lantsidelon**) (II, 2, 21—24). Ihn begleitet ein großes Gefolge, in dessen Mitte er sich befindet. Er zieht in Jerusalem ein, wie es einem König geziemt (IV, 4, 39. 40). Seine Begleitung ruft ihm zu: Du waltest vielen Volkes, Davids Sohn des Königs, du bist auch König aller Landleute (IV, 4, 48. 44). Ihm fehlt auch nicht die Tapferkeit, die eigenste Eigenschaft eines deutschen Königs. Als das Heer des Verräters im Anzuge ist, erinnert er daran, daß sie Schwerter bei sich haben, sich also wohl verteidigen könnten, wenn sie wollten (IV, 14, 18—18). Als die Feinde schon Hand an ihn legen, kann er sich wohl erretten, wenn er nur will. Aber er geht freiwillig in den Tod, und weder seine Begleiter sollen für ihn kämpfen noch die himilisge thegana***), die er zur Hilfe rufen könnte (IV, 17, 15—20).

Das Verhältnis der Jünger zu dem Herrn ist aufgefaßt wie das der nächsten Umgebung eines irdischen Königs zu ihrem Herrscher. Die Jünger Jesu bilden seine Degen (II, 7, 24, 55; III, 8, 20; IV, 7, 1, 18, 24), sein githingi†) (III, 8, 19; IV, 12, 7), seine Lieben (druta III, 10, 14), seine Knechte (geknihti, scalka III, 8, 19); Petrus ist sein eigan scalk (IV, 11, 22).††). Überall ist das Abhängigkeitsverhältnis klar und bestimmt ausgedrückt. Aber die Jünger haben sich freiwillig in Christi Dienstbarkeit begeben: sie haben ihm ihre Huldigung dargebracht (IV, 12, 9) und wollen ihm auch treu bleiben bis in den Tod (IV, 12, 10; IV, 13, 51), also in germanischer Weise die freiwillig übernommene Pflicht bis ans Ende durchführen. Deshalb geht der Herr auch liebreich und freundlich mit ihnen um, er behandelt sie als seine Freunde und Genossen (IV, 15, 49).

Auch sonst sind die Verhältnisse des jüdischen Landes nach deutscher Weise aufgefaßt. An der Spitze des Landes steht der herizoho†††) (IV, 7, 17; IV, 20, 2). Das Haupt der Geistlichkeit ist der biscop (III, 25, 22, 81; IV, 20, 2). Nikodemus ist ein edil

*) König der Bewohner des Landes.
**) Landsleute.
***) himmlische Degen.
†) Gefolge.
††) leibeigener Knecht.
†††) Herzog.

thegan*) und furisto thero liuto**) (II, 12, 1, 2). Der Hauptmann von Kapernaum heißt sculdheizo***) (III, 3, 5, 10). Die Kaufleute, die Jesus aus dem Tempel treibt, sind mezalara****) und koufman (II, 11, 7, 26). Otfried wird dabei an die Jahrmärkte gedacht haben, die an Festtagen bei den Gotteshäusern abgehalten wurden.

Die Schriftgelehrten und Pharisäer heißen biscofa und heroti†) (III, 25, 8), die sich im ringe††) zu einem thinge†††) versammeln, um zu raten und zu richten. Die Ehebrecherin steht mitten in einem solchem Ringe, um abgeurteilt zu werden (III, 19, 9, 10). Am letzten Tage wird alles zi thinge kommen müssen (IV, 7, 89). Christus wird ganz in deutscher Form gerichtet: wer ihn findet, soll ihn erschlagen (IV, 7, 89).

Das Land ist nach deutscher Weise bebaut und bewohnt. Es sind in dem Lande zahlreiche Burgen (I, 9, 35; I, 11, 18), die auch in der Erzählung verwandt werden. Der König, der seinem Sohne Hochzeit macht und dessen Einladung verschmäht wird, verbrennt die Burgen der Verächter (IV, 6, 22). Jerusalem (I, 22, 31), Nazareth (I, 21, 18), Bethlehem (I, 9, 28, 24) sind Burgen und die Bewohner Burgleute (IV, 4, 60). Der Flecken der Maria und Martha ist ein kastel††††) (III, 24, 41; IV, 4, 8). Die Provinzen des jüdischen Landes sind Gaue. Galiläa ist des Herrn eigener Gau (selbaz gewi sinas†*) II, 14, 2). Der Tempel zu Jerusalem heißt druhtines hus†**) (II, 11, 4), gotes hus†***) (II, 11, 19), betahus†****) (II, 11, 21) oder nur hus (II, 11, 33), so daß der Leser nicht an den Prachtbau in Jerusalem erinnert wird, sondern vielmehr an die Gotteshäuser und Kapellen in Deutschland.

Wie der Heliandbichter, so hat also auch Otfried den fremden Stoff seinen Landsleuten zu nähern gesucht, und er hat darin mehr getan, als gewöhnlich angenommen wird. Allerdings von da bis zur volkstümlich-epischen Gestaltung des Heliand ist noch ein weiter Weg.

4. **Die Quellen der Dichtung.** Otfried hat nicht wie der Verfasser des Heliand die sog. Evangelienharmonie des Tatian benutzt, sondern in gelehrter Arbeit sich selber eine solche aus der Vulgata hergestellt. Außerdem hat er die theologischen Kommentare des Beda, Rhabanus Maurus und Alkuin, die Schriften des Gregor und Augustin, auch lateinische christliche Dichter wie Juvencus, Arator

*) edler Gefolgsmann.
**) Fürst des Volkes.
***) Schultheiß.
****) Fleischer.
†) Obrigkeit, Herrschaft.
††) Kreis.
†††) Rats- oder Gerichtsversammlung.
††††) (kleine) Stadt, Burg.
†*) Gau, Landschaft.
†**) des Herrn Haus.
†***) Gottes Haus.
†****) Bethaus.

und Prudentius für sein Werk, insbesondere für die lehrhafte Erklärung der biblischen Abschnitte, herangezogen.

5. **Der Dichter und die Zeit der Abfassung seines Werkes.** Das Evangelienbuch ist die erste deutsche Dichtung, deren Verfasser wir kennen. Allerdings wissen wir über Otfrieds Lebensumstände auch nicht mehr, als sich aus Andeutungen seines Werkes selber hat zusammenstellen lassen. In der Zueignung an sein Frankenvolk spricht sich der eingeborene Franke aus. Heimat und Familie bleiben unbekannt; wir wissen nur aus dem seinem Werke vorgesetzten Gebete, daß er armer Leute Kind gewesen ist. Daß Otfried seine Knabenzeit in der Schule, die zur Benediktinerabtei Weißenburg im Speiergau, einem der reichsten und ältesten Kloster des Elsaß, gehörte, verlebt habe, ist nur eine ziemlich unsichere Konjunktur. Später besuchte er die Domschule in Konstanz, wo er den Unterricht des berühmten Salomo genoß, des späteren Bischofs von Konstanz 839—871, dem er in einem seinem Werke vorgedruckten Akrostichon seinen Dank sagt. (In diesem Widmungsgedichte ergeben die Anfangsbuchstaben der ersten Zeile eines Reimpaares und die Endbuchstaben der zweiten die Worte: „Salomone episcopo Otfridus“). Von da begibt er sich nach Fulda, wo der berühmte Rhabanus Maurus, der Beförderer deutscher Sprache und Literatur, segensreich wirkte und auch seinen Schüler Otfried mit Liebe für seines Volkes vernachlässigte Sprache erfüllte. Wahrscheinlich ist er von Fulda fortgegangen, als Rhabanus 848 auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz berufen wurde; eine Fuldaische Urkunde des Jahres 846 zeigt noch die Unterschrift eines Mönches Otfried. Zurückgekehrt in seine Heimat, verschaffte ihm seine Gelehrsamkeit die wichtige Stelle eines Meisters der Klosterschule zu Weißenburg. Hier begann er nun bald mit der Arbeit an dem Evangelienbuche. Die Vollendung des Ganzen, an dem er ungefähr 40 Jahre gearbeitet hat, dürfen wir um das Jahr 868 setzen, wenigstens zwischen das Jahr 863, wo Luitbert Erzbischof wird, und 871, wo Salomo von Konstanz stirbt. Das Jahr 868 paßt am besten auf die fridozamo ziti, die Otfried in der Zueignungsschrift an König Ludwig, V. 29, rühmt. Über seine letzten Lebensjahre ist uns nichts bekannt.

6. **Die Überlieferung der Dichtung.** Wir besitzen vier Otfriedhandschriften, eine Wiener, eine Heidelberger, eine nur in Bruchstücken in Berlin, Wolfenbüttel und Wien erhaltene und eine zum Teil in bayrischen Dialekt umgestellte Münchener. Die ersten beiden sind wahrscheinlich von Otfried selbst geschrieben, die anderen rühren nahe an seine Zeit heran. Im Gegensatz zum Heliand ist das Evangelienbuch eigentlich niemals der Gelehrtenwelt ganz aus dem Gesichtskreise entschwunden; schon 1571 besorgte Mathias Flacius aus Illyrien die erste Ausgabe, der dann fast in jedem weiteren Jahrhundert eine neue Ausgabe gefolgt ist.

7. **Otfrieds Persönlichkeit und literarhistorische Bedeutung.** Wir haben vom ästhetischen Standpunkte aus manches an Otfrieds Werk

tadeln müssen, um so freudiger stimmen wir Paul Piper bei, wenn er über die Persönlichkeit des Dichters schreibt: „Ein Gefühl der Rührung ergreift uns, wenn wir einen Blick zu werfen suchen in die mönchische Werkstatt, in welcher das Gedicht entstanden ist. Das Ideal der Jugend blieb dem Greise unverrückt vor Augen, nur rückte er es immer höher, und sein Streben wurde immer geläuterter. Stolz ist er darauf, in deutscher Sprache den Franken das Heil singen zu können, stolz ist er auf den Stamm der Franken selbst, dem er angehört. Alle Leiden und Freuden des Lebens läßt er in seinem Gedichte wiederhallen. Er hat die Selbstüberhebung und den sündigen Hochmut des menschlichen Herzens scharf erkannt, er hat aber auch den einzig wahren Trost in der Lehre vom Kreuz gefunden. Was uns hier quält an Krankheit, Schmerzen und Not, der Husten des Alters, das Leben in der Fremde, und was für Leiden er sonst aus Erfahrung kennt, sie sind ihm alle nichts gegen die Freuden des Himmelreichs, wo Leben ohne Tod ist, Licht ohne Finsternis, wie er (I, 18, 9) gleichlautend mit Muspilli singt (dem er sich auch an anderen Stellen nähert, so V, 19, 2, 5, 57, 22, 7) und wo ewige Freude für den Schmerz hienieden entschädigt.

Nur ein edles, reines Gemüt konnte eine Dichtung schaffen wie diese, nur ein wahrhaft frommer Mann so wie er Leben und Dogma vereinigen, nur eine kräftige deutsche Natur in dem Grade sein Gewissen und seine Überzeugung als Norm festhalten mitten unter tausend Schwierigkeiten. Nicht mit Unrecht hat sein immer auf den Kern gehendes Christentum ihn als Vorläufer Luthers erscheinen lassen. Willensstark und treu, deutsch und gläubigfromm war er wie dieser, das ist keine Frage."*)

Und auch Grünhagen urteilt gerecht, wenn er seine Otfriedstudie mit folgenden Worten über Otfrieds literarhistorische Bedeutung schließt, mit denen auch wir Abschied von dem Dichter nehmen wollen: „Der Heliand zeigt uns in all seinem Glanze doch nur das Abendrot einer ausgelebten, hinabsinkenden Epoche. Seine Dichtungsweise schließt mit ihm selbst ab, selbst bei den großen Volksepen der späteren Zeit finden wir kaum noch eine Verwandtschaft mit ihm. Auf Otfried dagegen baut die gesamte deutsche Poesie des Mittelalters fort. Gewiß steht der Heliand, vom ästhetischen Standpunkte aus als einzelnes poetisches Produkt betrachtet, viel höher als Otfried. Dieser wird dafür den Preis erhalten müssen, wenn wir die Dichtung in der kontinuierlichen Reihe literarhistorischer Entwickelung betrachten. Die sächsische Dichtung ist bewunderungswürdig in ihrer Art, aber diese letztere ist eine solche, die keine Zukunft mehr haben konnte. Otfrieds Werk muß man als einen wenig gelungenen Versuch ansehen, sich in neuen Formen auf einer neuen Bahn zu bewegen; ob auch die Ausführung noch nicht gelungen, die Form war glücklich gefunden, die

*) Die älteste deutsche Litteratur. Stuttgart und Berlin o. J. S. 191.

die Zeit bedurfte, die Bahn, auf welcher glücklichere und talentvollere Nachstrebende sich hohe Preise des Ruhms erringen konnten."*)

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Inwiefern brachte die geschichtliche Entwickelung unserer Sprache es mit sich, daß in Otfrieds Evangelienbuch an Stelle der Alliteration der Reim treten konnte?

Welche Berührungspunkte bestehen zwischen dem Alliterationsverse und Otfrieds Reimverse?

Worin zeigt es sich, daß das Evangelienbuch das Werk eines Geistlichen, nicht das eines Volkssängers ist?

Vergleiche das Evangelienbuch und den Heliand miteinander nach Aufbau, Inhalt und Form!

Welche nationalen Elemente finden sich bei Otfried?

Warum mußte dem Weißenburger Mönch Otfried die Schöpfung einer volkstümlich episch-didaktischen Dichtung mißlingen?

Literatur.

E. G. Graff: Krist. Das älteste von Otfried im 9. Jahrhundert verfaßte hochdeutsche Gedicht. Königsberg 1881. 16 M.

J. Kelle: Otfrieds von Weißenburg Evangelienbuch. Text, Einleitung, Grammatik, Metrik, Glossar. Regensburg 1856—1881. 8 Bde. 54 M.

O. Erdmann: Otfrieds Evangelienbuch. Herausgegeben und erklärt. Halle 1882. Geb. 11,50 M. Kleine Ausgabe 8 M.

P. Piper: Otfrieds Evangelienbuch. Mit Einleitungen, erklärenden Anmerkungen und ausführlichem Glossar. Bd. I. Paderborn 1878, 2. Ausgabe, Freiburg 1882. 8 M. Bd. II. Freiburg 1884. 26 M. Kleine Ausgabe 4 M.

G. Rapp: Otfrieds von Weißenburg Evangelienbuch. Aus dem Althochdeutschen übersetzt. Stuttgart 1858. 2,25 M.

J. F. Kelle: Otfried. Christi Leben und Lehre besungen. Aus dem Althochdeutschen. Prag 1870. 6 M.

E. Behringer: Krist und Heliand. Eine Studie. Berlin 1870. 2 M.

Dr. Grünhagen: Otfried und Heliand. Eine historische Abhandlung. Breslau 1855.

J. Wolffgramm: Das Evangelienbuch Otfrieds von Weißenburg, ein Denkmal der deutschen Literatur. Stargard i. Pomm. 1869.

L. Tesch: Zur Entstehungsgeschichte des Evangelienbuches von Otfried. 1890.

VII.

Das Waltharilied.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 118.

Der fränkischen Renaissance, der wir die in den vorigen Kapiteln behandelten Dichtungen verdanken, folgte im 10. Jahrhundert unter den glanzvollen Ottonen die sächsische Renaissance. Aber die deutsche

*) Otfried und Heliand. Eine historische Parallele. Breslau 1885.

Literatur der Karolingerzeit fand keine Nachahmung. Sprache und Bildung der höheren Kreise, insbesondere der Geistlichkeit, waren inzwischen völlig lateinisch geworden. Was schon Otfried von Weißenburg zu beklagen hatte: „Alle ihre schöne Gaben widmen sie einer fremden Sprache; in der eigenen haben sie den Gebrauch der Schrift nicht“, das gilt jetzt in noch weit höherem Maße.

Aus der ganzen Zeit der sächsischen Kaiser und der beiden ersten Salier, aus einem Zeitraume von anderthalb Jahrhunderten, besitzen wir kein deutsches Gedicht. Einzig die lateinische Dichtung wird neben der Prosa in den Klöstern wie an den Höfen gepflegt und der Aufzeichnung für würdig geachtet. Die deutsche Poesie lebt nur noch in der mündlichen Überlieferung weiter. Sie findet ihre Pflege bei den fahrenden Sängern, die sie auf Burgen und Schlössern und auf den Marktplätzen vortragen, oder auch bei den Männern des Volkes, die sich nach wie vor am prasselnden Herdfeuer an den alten Heldensagen erfreuen.

Und doch, wenn auch das, was von Poesie aus diesem Zeitraume erhalten ist, uns im lateinischen Gewande entgegentritt, stofflich und im Kerne sind doch auch diese Dichtungen fast alle deutsch. Es sind dieselben Stoffe und Gattungen, welche die ungeschriebene Poesie der Spielleute umfaßte.

Das gilt insbesondere von einer der köstlichsten Perlen des deutschen Heldengesanges, Ekkehards von St. Gallen Meisterwerk, Walthari poesis oder Waltharius manu fortis genannt, gewöhnlich kurz als das „Waltharilied“*) bezeichnet, für uns ein um so schätzbareres Denkmal, als es seit dem Hildebrandsliede die erste Dichtung ist, die uns wieder einen Blick in die hohen ehrwürdigen Hallen der Heldensage vergönnt und als uns in ihm, abweichend vom Nibelungenliede, germanische Heldenart noch unberührt von der Sitte der ritterlichen, in vieler Beziehung undeutschen und unwahren höfischen Zeit entgegentritt.

I. Darbietung.

1. **Wort- und Sacherklärung** (nach San Marte: Walter von Aquitanien 1853, Linnig: Walter von Aquitanien 1900, und Althof: Das Waltharilied 1900).

Erstes Abenteuer. V. 1. Der Dichter redet hier die Klosterbrüder an, für die sein Werk bestimmt ist.

Drei Weltteile: Amerika und Australien waren damals ja noch nicht entdeckt. Ebenso Ovid metam. V, 372: Agitur pars tertia mundi.

V. 4. Pannonien war eine römische Provinz, die die Landschaften Westungarn, Slawonien und Bosnien umfaßte. Um 400 n. Chr.

*) Wálthari ist zu betonen, nicht wie bei Scheffel, Walthári, da in zusammengesetzten deutschen Wörtern (Walt-hari d. i. der waltende Herr) stets die Stammsilbe des ersten Teiles den Hochton hat.

drangen die Hunnen bis in diese Landschaften vor und haben hier auch bis zur Auflösung ihres Reiches ihre Wohnsitze gehabt.

V. 6ff. Unter Attila (got. = Väterchen; sein eigentlicher Name ist uns unbekannt) erstreckte sich die Herrschaft der Hunnen vom kaspischen bis zum baltischen Meere — unter „des Ozeans Küsten" werden wahrscheinlich die Küsten dieses Meeres zu verstehen sein, nicht die des atlantischen Meeres, da die Unterwerfung des hier liegenden Aquitaniens erst im folgenden erzählt wird —, von der Wolga bis zur mittleren Donau und umfaßte außer sarmatischen und slavischen auch zahlreiche Germanenstämme.

V. 10. Von einer tausendjährigen Herrschaft der Hunnen in Europa weiß die Geschichte nichts. Allerdings beherrschte schon seit grauen Zeiten ein Volk, die Hjong-nu genannt, das chinesische Reich; vielleicht sind die Hjong-nu mit den Hunnen identisch.

V. 28. Der Dichter leitet die Herkunft Hagens von den alten Trojanern ab, wie überhaupt die alten Franken von den Trojanern abstammen sollten. Im Nibelungenliede heißt er Hagen von Tronje oder Tronege, worunter man verschiedene Orte versteht: Troneck, eine Burg auf dem Hunsrück an der Dron; Tronia, d. i. Kirchheim im Elsässischen Nordgau, früher Nova Troja genannt; den alten fränkischen Königssitz Tournay im Hennegau, das alte Tornacum. Ob es nun ursprünglich Volkssage gewesen ist, daß Hagen aus Tronje stammt und dieses Wort von den Mönchen in ihrem klassischen Bildungseifer zu Troja umgedeutet wurde, oder ob umgekehrt die halbgelehrte Ableitung von Troja später volkstümlich zu Tronje wurde, darüber gehen die Ansichten auseinander. Linnig nimmt das erstere an: „die fränkische Trojasage entstand erst im 8. Jahrhundert, als Hagen von Tronje in der Sage längst feststand."

V. 29. „Da die anderen Könige ihre eigenen Kinder als Geiseln geben, so folgt schon daraus Hagens vornehmer und ebenbürtiger Stand" (W. Grimm).

V. 38. Abweichend vom salischen Gesetz gestattet das burgundische und das alemannische Recht auch die weibliche Erbfolge.

V. 40. Schon von Paulus Diakonus sind die Avaren mit den Hunnen verwechselt worden. Sie waren ein den Hunnen ähnliches tatarisches Nomadenvolk, das sich nach dem Zerfall des Hunnenreiches in Pannonien niederließ.

V. 50. Die geographische Vorstellung des Dichters ist hier unklar. Die Rhone fließt ja bedeutend südlicher als die Saone, an deren rechtem Ufer.

V. 52. Chalon sur Saône liegt. Um von Worms nach Chalon zu gelangen, können die Hunnen also unmöglich die Rhone überschritten haben. Die Stadt war eine mächtige Handelsstadt. Der Dichter denkt sich den Sitz der Burgunden im südöstlichen Gallien, wo sie jedoch erst später, in merowingischer Zeit, saßen.

V. 77. Aquitanien = Wasconoland, Wasconia, Gascogne (heute Basken), zwischen Frankreich und Spanien gelegen.

Alpher, Alp-her zu sprechen.

Über die geschichtlichen Verhältnisse, die in diesen Abschnitt hineinspielen, siehe weiter unten den Abschnitt: „Geschichtliche und mythische Grundstoffe.“

Zweites Abenteuer. V. 96ff. Wir haben uns Attila hier wie einen Germanenfürsten vorzustellen, wie ja auch die Hunnen in der Tat durch ihre mehr als zwei Menschenalter hindurch bestehende Verbindung mit den Germanen einen höheren Kulturgrad erreicht hatten.

V. 101. Der Dichter überträgt hier die Klosterschulbildung der „sieben freien Künste“ auf den Hunnenhof.

V. 183. Das Geschrei hatte den Zweck, die Angreifer zu ermutigen und die Feinde zu schrecken.

V. 186. Außer dem zähen Eschenholze wurde auch das harte Holz des Kornelbaumes (Cornus mascula) von den Deutschen zu Speerstangen viel verwandt.

V. 195. Buckel des Schildes = eine kleine, runde, oft in eine Spitze auslaufende Erhebung in der Mitte des Schildes, die zum Schutze der Hand über dem kreisförmigen Loche angebracht war, das in der Mitte des Schildes ausgesägt war. Man konnte mit dem Schildbuckel auch stoßen und verwunden.

V. 210. Grünender Lorbeer, keine deutsche Sitte; Entlehnung aus Virgils Äneïs.

Drittes Abenteuer. V. 220. Die Stelle ist schwer zu verstehen. Walter ist müde und eilt deshalb in des Königs Zimmer: will er dort ausruhen? Eigentümlich ist auch, daß er dort Hildegunde findet.

V. 222. Es war alte deutsche Sitte, daß ebenbürtige Personen sich beim Empfange durch Umarmung und Kuß begrüßten; auf ein schon bestehendes näheres Verhältnis zwischen Walter und Hildegunde dürfen wir daher aus dem Kusse nicht schließen.

V. 264. „Nach V. 965 war Attilas Brünne Wielands, des kunstreichen Schmiedes, Werk. Es ist zunächst auffallend, daß Walter Hildegunde kein bestimmtes Zeichen angibt, an dem sie das begehrte Waffenstück von den andern Panzerhemden unterscheiden konnte. Nach der Überlieferung brachte Wieland auf den für seinen Sohn Wittich verfertigten Waffen als Zeichen einen goldenen, giftspeienden Drachen an, welchen der Sohn zum Andenken an seinen Vater auch in seinem Wappen führte. Außerdem trug er aber gemäß dem Gebote Wielands auch einen Hammer und eine Zange auf seiner Fahne, und die Bewohner von Velandsherrad in Schonen, die den Namen ihres Ortes auf den sagenberühmten Schmied zurückführen, haben diese Werkzeuge in ihrem Siegel. Vielleicht hat nun Wieland den Lindwurm um seiner zauberhaften Wirkung willen für die Waffen seines Sohnes gewählt und war sein gewöhnliches Handwerkerzeichen Hammer und Zange. War dies der Fall, so hat Walter seiner Braut allerdings

ein bestimmtes Merkmal der von ihm gewünschten Brünne Attilas gegeben, nämlich eben das Zeichen, das auf die Schmiede als solche hinweist. Nur auf diese Weise ist auch der Plural erklärt, da sonst in der Heldensage nicht erwähnt wird, daß Wieland mit Gehilfen arbeitete" (Althof).

V. 266. Spangen = die beliebten Armringe oder Baugen, schon in der Vorzeit der begehrteste Schmuck des germanischen Kriegers.

V. 299. Migma = Mischtrank, nach Althof u. a. eine warme Bowle, vielleicht aus weißem, mit Gewürzen oder Kräutern versetztem Wein und Honig gemischt; nach anderen eine Brühe oder Sauce, da von den Getränken erst V. 301 und 302 die Rede ist.

V. 337. Ekkehard nennt irrtümlich die Sitte, außer dem Langschwerte ein zweites, einschneidiges Schwert, das berühmte Sachs, zu führen, eine spezifisch hunnische; sie ist eine echt germanische gewesen, war allerdings zu Ekkehards Zeiten, wo ein kurzer Dolch an die Stelle des zweiten Schwertes getreten war, nicht mehr gebräuchlich. Daher mag der Dichter die ihm auffällige Angabe der Quelle sich in der gedachten Weise erklärt haben.

Viertes Abenteuer. **V. 475.** Die Zwölfzahl spielte im Leben unserer Vorfahren eine große Rolle: „12 Helden hat das Nibelungenlied, 12 Helden bewachen den Rosengarten zu Worms, Markgraf Rüdiger hat 12 Recken, König Rother 12 Herzoge, Karl d. Gr. 12 Paladine usw.

Fünftes Abenteuer. **V. 490.** Vgl. zum Folgenden weiter unten das Kapitel: „Der Schauplatz des Walthariliedes."

V. 555. Franci Nebulones. Nebulones ist Latinisierung von Nibelungen. Ob hierin eine Anspielung auf die Nibelungensage liegt, ist zweifelhaft. Es scheint, als ob „Nibelungen" auch Bezeichnung eines fränkischen Stammes gewesen ist. Ekkehard braucht hier den Ausdruck Nebulones mit verächtlicher Nebenbedeutung = Nebelleute, Windbeutel.

V. 557. Da Walter seinen Freund Hagen aus der Ferne an dem ihm wohlbekannten Helme erkennt, so muß dieser ein dem Träger eigentümliches Zeichen gehabt haben. Im großen Rosengarten wird sein Wappen bezeichnet: Ein silber wissen schilt fürt er in der haut, Do fürt er uf dem helme zwei guldin horn.

V. 564. Nachdem Walter eine echt heidnische Trotzrede gehalten hat, läßt der Dichter ihn reumütig den Himmel um Vergebung anflehen. Damit hat er aber auch sein Gewissen beruhigt; denn der Held ist nachher ebenso trotzig-stolz wie vorher.

V. 587 ff. Wie wir schon aus dem Hildebrandliede wissen, waren auch dem deutschen Altertume wie dem griechischen Wortkämpfe, die dem Waffenkampfe vorausgehen, eigen.

V. 613. Ringe und Armspangen (Baugen) waren das älteste Gold. Vgl. Hildebrandslied V. 32.

V. **618.** Wie Hagen hier den König als Oberhaupt des Staates gleich dem der Familie mit „Vater“ anredet, so finden wir diese Anrede auch in anderen mittelalterlichen Dichtungen.

V. **632.** Der Vorwurf der Feigheit war für den Germanen so ehrenrührig wie kein anderer. Vgl. Hildebrandslied.

Sechstes Abenteuer. V. **647.** Gunter hält an der Auffassung fest, daß Walter die als Tribut von seinem Vater dargebrachten Schätze habe.

V. **657.** Das meist den Juden überlassene Ausleihen auf Zins galt im Mittelalter für schimpflich.

V. **662.** Gleichsam als Zoll für den Durchzug, als Schutz für die Weiterreise. Da ein Fremder sich nicht in der Rechtsgenossenschaft der Mark oder Landschaft befand, in der er gerade verweilte, so konnte er auch auf Schutz und Frieden derselben keinen Anspruch machen: ein Grundsatz, der jedoch schon sehr früh gemildert worden ist. Anderseits war Gastfreundschaft für durchreisende Fremde durch Sitte und selbst Gesetz geheiligt. Sache des Fremden aber war es, sich in dem fremden Lande Schutz zu verschaffen, woraus das Geleitsrecht entsprang. Hieraus erklären sich die Anerbietungen Walters und dessen Vorwürfe gegen Hagen, V. 1245ff. Hagen konnte allerdings als Dinggenosse der Franken dem fremden Walter Schutz gewähren.

V. **690/691.** Den Mord oder Totschlag eines Familiengliedes zu sühnen, Blutrache zu nehmen, war bei den alten Deutschen eine heilige Pflicht des nächsten männlichen Verwandten.

V. **718.** Dem Besiegten den Kopf abzuschneiden, war ziemlich allgemeine Sitte der alten Völker. Wir finden sie bei den Galliern, den Skythen, Angelsachsen &c. Das christliche Mittelalter und auch schon das Nibelungenlied kennt diese Sitte nicht mehr.

V, **727.** Eine Anlehnung an die oben erwähnte Sage von der trojanischen Abstammung der Franken.

Pandarus, Sohn des Lykaon, wurde von Athene in Laodokos' Gestalt aufgereizt, einen Pfeil auf Menelaos abzuschießen und durch die Wiedereröffnung der Feindseligkeiten den Abschluß eines Friedens zwischen Trojanern und Griechen zu verhindern (Ilias 4, 70ff.).

V. **751.** Ein ungermanischer Zug, Vergil entlehnt. Den germanischen Helden war die Furcht vor dem Tode im Kampfe fremd; war der Tod ihnen doch ein Mittel, der Freuden der Walhalla teilhaftig zu werden.

Siebentes Abenteuer. V. **847.** Der Oheim mütterlicherseits stand nach Tacitus dem Neffen besonders nahe.

V. **851.** Römische Anschauung. Die germanischen Schicksalsgöttinnen weben das Schicksalsgewand bei der Geburt.

V. **857.** Diese Betrachtung, die allerdings den geistlichen Dichter verrät, erinnert aber gleichzeitig an den Fluch des Goldes, den die nordische Nibelungensage veranschaulicht.

Achtes Abenteuer. V. **1070.** Hagen gibt hier Gunter dessen höhnende Rede (V. 630) zurück.

V. 1083. Herrscher der Welt: ein Anachronismus. Der Dichter denkt an die spätere Zeit der Franken und Ottonen, wo der deutsche Herrscher als Schutzherr der christlichen Kirche und Nachfolger der römischen Imperatoren für den ersten Herrscher der Welt galt.

V. 1109. Auch hier wieder die durch das ganze Gedicht gehende strenge Auffassung des Dienstverhältnisses. Dem germanischen Gefolgsmann ging die Ehre seines Herrn über alles. Schon nach Tacitus Germ. c. 14 war es die größte Schmach des Gefolges, seinen Herrn zu verlassen.

V. 1126. Der Kuß, mit dem Gunter Hagen umarmt, ist ein Sühnekuß, das Symbol vergessener Feindschaft und erneuter Zuneigung, zugleich für Hagen eine Auszeichnung, weil der Kuß nur Gleichberechtigten zukam.

Neuntes Abenteuer. V. 1131. Thule: nach der Vorstellung der Alten eine Insel im äußersten Nordwesten.

V. 1132. Iberien: zunächst die Gegend des Ebroflusses (vask. ibarra Stromtal), dann die Pyrenäenhalbinsel überhaupt.

V. 1158. In Walhalla setzten die germanischen Helden nach germanisch-heidnischer Vorstellung im Geisterleben fort, was auf Erden ihre Ehre und Lust war, Kampf, Jagd, Gelage. So greift Walters Handlung hier augenscheinlich in die heidnische Vorstellung zurück, daß die Gefallenen im Jenseit ohne Kopf erscheinen, wenn er fernab getrennt vom Rumpfe bliebe und vielleicht kein Begräbnis fände. Ganz christlich ist dagegen das unmittelbar sich anschließende Gebet für die Gefallenen gedacht.

V. 1189. Taprobane: die Insel Ceylon, die den Alten als äußerstes Land des Ostens galt, wie Thule des Westens.

V. 1192. Die Beraubung der erschlagenen Feinde war in der älteren Zeit allgemein Sitte. Vgl. Hildebrandslied V. 55—57; auch V. 207 unserer Dichtung.

V. 1208. „Die im Texte als Entfernung angegebenen 1000 passus oder römischen (Doppel-) Schritte (= $^1/_5$ deutsche Meile) heißen spätlateinisch milliare; das Wort wird in ahd. Glossen mit rasta übersetzt, was ein Wegemaß von verschiedener Länge, u. a. eine Strecke von etwa 3 Wegestunden bedeutet. Ungefähr in derselben Entfernung liegt westlich vom Wasenstein an der Heerstraße nach Bitsch auf der Wasichenfirst, einem Plateau, der kleine Weiler Herzogs Hand, franz. La main du prince genannt, und auf dem Felsen neben der Straße findet sich (natürlich infolge der Sage) eine Menschenhand eingehauen. Auch eine auf letztere bezügliche Volkssage weist darauf hin, daß wir hier die Örtlichkeit zu suchen haben, wo nach der Dichtung der Entscheidungskampf zwischen Walter und seinen Gegnern ausgefochten wurde" (Althof).

V. 1221. den Zügel des Leun: vgl. V. 327.

V. 1224. grüßen: das Wort ist hier ironisch zu verstehen.

Zehntes Abenteuer. V. 1237. In Gunters Worten liegt der

Vorwurf der Feigheit; sie waren deshalb verletzend und ungerecht zugleich. Darum wendet sich Walter verächtlich vom Könige ab.

V. **1263.** Zur Buße für den erschlagenen Neffen bietet Walter ein Reuegeld dar. Die Zahlung des Wehrgeldes geschah häufig in gewölbten Schilden.

V. **1285.** Das war die zweite Stunde: also um 8 Uhr morgens, da der Tag nach römischer Sitte von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends gerechnet wird. Nach V. 1343 währte der Kampf bis zur neunten Tagesstunde, also etwa 7 Stunden.

V. **1293.** Der Nagel heftete das Speereisen an den Schaft; also war von dem Eisen nichts mehr zu sehen.

V. **1304.** Gunter hatte seinen Speer allzu eilig verschossen und versucht ihn nun wiederzuholen. Das war sein gutes Recht. Aber die Art und Weise, wie er sich des Speeres zu bemächtigen sucht, hinterlistig, heimlich und leise wie ein Dieb, statt ihn offen an sich zu reißen, wird hier vom Dichter getadelt.

V. **1320.** Vgl. Vers 1378.

V. **1327.** Hungrige Hölle (orcus esuriens; daz ungesatlîche hoi): eine Mischung von christlicher und heidnischer Vorstellung.

V. **1337.** Einen deutschen Helden mit einem numidischen Bären zu vergleichen, ist immerhin auffallend und bezeichnend für die Nachahmung der Antike.

V. **1351.** Walter redet Hagen mit Hagedorn an, eine volksetymologische Deutung, die nahelag, als man den ursprünglichen Sinn des Namens nicht mehr verstand.

V. **1373.** Die Klinge berstet erschreckt: sie wird also als ein belebtes, fühlendes und handelndes Wesen gedacht.

V. **1378.** Seiner nicht mächtig mehr: Auf diesen Moment spielte oben V. 1320 an.

Elftes Abenteuer. V. **1404.** Da das Nibelungenlied, das doch die Begebenheiten unseres Liedes voraussetzt, nichts von diesen Verstümmelungen weiß, so nimmt man an, daß sie spätere Zusätze sind.

V. **1408.** Die Pflege der Verwundeten war schon zu Tacitus Zeiten (Germania cap. 7) eine Obliegenheit der deutschen Frauen.

V. **1419.** Die Anerkennung der Heldentüchtigkeit Walters aus dem Munde eines ebenbürtigen Gegners ist für ihn das höchste Lob.

V. **1424.** Wie wir schon oben (Anmerk. zu V. 751) gesehen, ziemte es sich für den germanischen Krieger, körperliche Schmerzen würdig und lautlos zu ertragen. Walter und Hagen können sogar über ihre grausigen Verstümmelungen scherzen; Gunter dagegen empfindet nach V. 1443, seinem ganzen Charakter entsprechend, heftige Schmerzen.

V. **1435.** Sikamber: „gelehrte Bezeichnung der Franken, die aber eigentlich nur für den Unterrhein paßt" (J. Grimm).

V. **1436** ff. Die Äußerung Walters ist nicht leicht zu verstehen. Althof deutet sie also: „Walter hat seine rechte Hand verloren.

Folge: er muß einhändig daherschreiten; Abhilfe: binde dir einen ausgestopften Handschuh an den Armstumpf. Jetzt ist es an Walter zu erwidern. — Hagen hat a) ein Auge und b) sechs Backenzähne verloren. Folgen: er wird a) scheeläugig dreinschauen und b) Eberfleisch oder (die Art für die Gattung) Fleisch überhaupt vermeiden müssen, weil er nicht mehr kauen kann. Abhilfe: Mache dir Mehlbrei: den kannst du a) zu heilsamen Umschlägen verwenden, damit dein Auge besser werde, und b) ohne zu kauen, essen."

V. **1443.** Blutbund: In Skandinavien schnitten schwörende Bundesbrüder einen langen Streifen grasbewachsener Erde auf, doch so, daß er an beiden Enden am Grunde hängen blieb. In der Mitte wurde durch einen untergestellten Spieß der Rasen in die Höhe gehoben. Unter diesen Rasen traten sie, jeder stach oder schnitt sich in die Fußsohle oder Hand, das herausfließende und zusammengelaufene Blut mischte sich mit der Erde. Dann fielen sie auf die Knie und riefen die Götter an, daß sie einer des anderen Tod wie Brüder rächen wollten. — Ob aber der Dichter hier an diesen Gebrauch gedacht hat, ist zweifelhaft; eher ist wohl anzunehmen, daß der Ausdruck „Blutbund" lediglich eine Anspielung auf die unter Blut und Wunden stattfindende Erneuerung der alten Freundschaft ist.

V. **1453** ff. Der Dichter deutet hier auf seine Jugend hin. Vgl. darüber unten den Abschnitt: „Entstehung des Gedichtes und sein Verfasser."

V. **1456.** Diesem üblichen Schluß deutscher Volksepen werden wir später noch öfter begegnen.

2. **Inhaltsangabe** (nach L. Uhland, Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage. Stuttgart 1865—1873). Etzel, mit Heeresmacht die Westreiche durchziehend, empfängt von den Königen Zins und Geisel. Gibich, der Frankenkönig in Worms, dessen eigener Sohn Gunter noch zu klein ist, gibt den Jüngling Hagen aus edlem Trojerstamme samt großer Schatzung. Der Burgundenkönig Herrich zu Cavillon (Châlon sur Saône), gibt sein einziges Töchterchen Hiltgund, Alphar, König in Aquitanien, seinen jungen Sohn Walter, durch Gelöbnis der Väter für Hiltgund bestimmt. Hagen und Walter werden bei Etzel wohl erzogen; sie tun es allen Hunnen in den Künsten des Kriegs zuvor und führen des Königs Heere. Hiltgund, der Frauenarbeit kundig, gewinnt die Huld der Königin und wird der Schatzkammer vorgesetzt. Indes stirbt Gibich; sein Nachfolger Gunter kündigt Bündnis und Zins den Hunnen auf. Als Hagen dies erfahren, flieht er bei Nacht. Damit nicht auch Walter, des Reiches Trost, entfliehe, will Etzel nach dem Rate der Königin ihn mit einer hunnischen Fürstentochter vermählen. Walter lehnt die Heirat ab, als würde sie ihn im Dienste des Königs säumig machen.

Als er nun einst von einer Heerfahrt sieghaft zurückkehrt, trifft er Hiltgunden allein. Er küßt sie, läßt sich von ihr den Becher reichen und drückt ihre Hand, zur Erinnerung des Verlöbnisses; dann beredet er mit ihr die Flucht aus der langen Verbannung. Längst

wäre er entflohen, wenn er die Jungfrau hätte zurücklassen wollen. Der Abrede gemäß gibt Walter dem König ein großes Mahl, wobei sämtliche Gäste in Trunkenheit und tiefen Schlaf versenkt werden. Hiltgund ladet zwei Schreine mit goldenen Armringen aus der Schatzkammer. Die Schreine werden Walters Roß Leo an die Seiten gehängt, das die Jungfrau am Zügel führt. Der Held schreitet in voller Rüstung, mit Schild und Speer, Hiltgund trägt eine Angelrute. So ziehen sie in der Nacht davon und streichen, das bebaute Land meidend, durch unwegsame Wälder und Gebirge, mit Vogelstellen und Fischfang sich nährend. Der Jungfrau schlägt das Herz, wenn der Wind die Zweige rührt oder ein Vogel hindurchrauscht. Vergeblich aber hat Etzel sein Gold ausgeboten, wer ihm den Flüchtling zurückbringe; kein Hunne wagt es, den Helden zu verfolgen.

Am vierzigsten Abend gelangen Walter und Hiltgund zum Ufer des Rheines bei Worms. Für die Überfahrt gibt Walter Fische, die er früher gefangen. Diese bringt der Ferge zur Stadt, und sie kommen auf den Tisch des Königs Gunter, der sich wundert, in Frankenland solche Fische zu sehen. Der Fährmann, befragt, woher die Fische seien, erzählt von dem wandernden Recken und der schönen Jungfrau, auch daß beim Tritte des Rosses die Schreine wie von Gold und Edelsteinen erklungen. Hagen, der mit am Tische sitzt, errät, daß sein Geselle Walter von den Hunnen zurück kehre. Da jubelt König Gunter, daß der Schatz, den sein Vater gezinst, in sein Reich zurückgekommen. Sogleich wählt er zwölf Recken, den Wandernden nachzujagen; Hagen selbst, obgleich er abrät, ist von der Zahl.

Derweil ist Walter in den Wasgenwald gekommen, ein wildreiches Waldgebirge, das oft von Hörnern und Hunden widerhallt. Dort bilden zwei überhangende Berggipfel eine Kluft mit frischbegrüntem Boden. An dieser sicheren Stelle will Walter ruhen, er hat bisher nie anders geschlafen, als auf den Schild gestützt; jetzt entledigt er sich der Waffen und legt sein Haupt in den Schoß der Jungfrau, die, über ihm wachend, von hier aus weit die Gegend überschaut. Ferne den Staub von Rossen gewahrend, weckt sie Waltern. Er wappnet sich, faßt Schild und Speer und stellt sich an den Eingang der Höhle. Hiltgund, die Hunnen fürchtend, bittet ihn, ihr das Haupt abzuschlagen, damit sie keines andern werde. Der Held aber erkennt die Nibelunge und am Helm seinen Gesellen Hagen, der allein ihm Sorge macht. König Gunter hat die Spur im Sande verfolgt; mit seinen Recken herangesprengt, sendet er den Kamelo von Metz, um Walter das Pferd mit den Schreinen zusamt der Jungfrau abzufordern. Der Held bietet, wenn man ihm den Kampf erlasse, hundert Goldringe. Hagen rät dem Könige, solches anzunehmen; als aber all seine Warnung vergeblich ist, reitet er hinweg und setzt sich auf einen nahen Hügel. Kamelo wird nochmals abgeschickt, von Walter den ganzen Schatz zu verlangen und, wenn er zögere, ihn zu bestehen. Vergebens bietet Walter 300 Goldringe. Kamelo wirft den Speer, dem Walter ausweicht; den seinigen werfend, lähmt er

Kamelos Rechte und durchsticht ihn mit dem Schwerte. Der Reihe nach kämpfen Skaramund, Kamelos Neffe, Werhard, der Sachse Eckevrid, Hadwart, Patavrid, Hagens Schwestersohn, vom Oheim und von Walter selbst vergeblich abgemahnt, Gerwit, Randolf, Helmnod, Trogunt von Straßburg, Tanast von Speyer. Der enge Pfad gestattet je nur einem den Angriff, und so werden sie nacheinander von Walter in mannigfachem Kampf erlegt.

König Gunter, allein noch übrig, flieht zu Hagen und fleht ihn, sich zum Streit zu erheben: nach langer Weigerung rät Hagen, zuvörderst Walter aus der Feste zu locken. Sie reiten weg und legen sich auf die Lauer. Indes ist die Sonne zur Rast gegangen, Walter will nicht wie ein Dieb in der Nacht entweichen, er verhegt den Weg zur Höhle mit Dornen und bindet die erbeuteten Rosse fest. Auf den Schild gelagert, schläft er die erste Hälfte der Nacht, indes die Jungfrau, zu seinem Haupte sitzend, mit Gesange sich wach erhält. Dann legt Hiltgund sich zum Schlummer und Walter, auf den Speer gelehnt, hält Wache. Am Morgen beladet er vier jener Rosse mit den Waffen der Erschlagenen, auf das fünfte setzt er die Braut und das sechste besteigt er selbst. Nicht weit sind sie im Tale gezogen, als hinter ihnen Gunter mit Hagen daherjagt. Sogleich heißt Walter die Braut mit dem Rosse Leo, das den Schatz trägt, in das nahe Gehölz reiten; er selbst stellt sich dem Angriff. Hagen, um seinen Neffen Rache suchend, wird umsonst von Walter der alten Freundschaft gemahnt, umsonst ihm ein Schild voll Goldes geboten. Von der zweiten bis zur neunten Stunde wehrt Walter sich im Fußkampfe gegen die beiden. Jetzt wirft er auf Hagen gewaltig den Speer, und zugleich Gunter mit dem Schwert anlaufend, haut er diesem ein Stück vom Schenkel, daß der König auf seinen Schild niederstürzt. Walter will ihm den Todesstreich geben, aber Hagen streckt sein Haupt dazwischen, an seinem Helme zerspringt das Schwert, und als Walter zürnend das Heft wegwirft, schlägt ihm Hagen die rechte Hand ab. Mit dem wunden Arme faßt Walter den Schild, mit der gesunden Hand sein hunnisches Halbschwert und schneidet Hagens rechtes Auge samt dem Kiefer hinweg. Als so jeder sein Zeichen hat, ruhen sie beisammen im Grase. Hiltgund, herbeigerufen, verbindet die Wunden und schenkt den Wein. Der König, weil er streitträge, bekommt zuletzt. Umher liegen Gunters Bein, Walters Hand, Hagens zuckendes Auge. Die zwei Helden aber scherzen beim Becher: Walter soll Hirsche jagen zu Lederhandschuhen, wovon der Rechte wohl auszustopfen sei; das Schwert werd' er rechts angürten und sein Weib einst links umfangen; Hagen werde statt Eberfleisch gelinden Brei essen und scheel blickend die Helden begrüßen. So erneuern sie blutig die Genossenschaft. Den ächzenden König heben sie zu Pferde. Die Franken kehren gen Worms, Walter in sein Heimatland.

3. **Die Form des Liedes.** Das Gedicht ist in lateinischer Sprache und in der Form von Hexametern abgefaßt.

II. Vertiefung.

1. Geschichtliche und mythische Grundstoffe. Wie das Hildebrandslied, so ist auch das Waltharilied mit den Hunnen aufs engste verbunden; ohne diese Verbindung würde es allen Halt und das weltgeschichtliche Interesse einbüßen.

Die Hunnen, ein mongolisches Wandervolk aus den Steppen von Hochasien, waren um das Jahr 375 in Europa eingebrochen. Sie hatten zunächst die Ostgoten unterworfen, die Westgoten aus ihren Wohnsitzen vertrieben und machten dann die ungarischen Steppen zu ihrem Haupttummelplatz. Von 433—453 herrschte Attila, der Etzel der Sage, über sie. Unter seiner Herrschaft erreichte die Macht der Hunnen den höchsten Gipfel. Völker und Könige unterwarf er, machte sie zinspflichtig oder zwang sie zur Waffengemeinschaft. Die skythischen und germanischen Völker vom kaspischen bis zum baltischen Meere, von der Wolga bis gegen den Mittellauf der Donau waren ihm sämtlich tribut- und heerespflichtig und mußten die jungen Männer ihrer edlen Geschlechter, bald als Geiseln, bald als Krieger und Leibwächter, an den Hunnenhof senden. Durch einen Eroberungszug bis an den Atlantischen Ozean wollte er sein Werk krönen. Da wurde er 451 auf den katalaunischen Gefilden besiegt. Auf dem Rückzuge fiel er 452 in Italien ein, ließ sich aber vor Rom angeblich vom Papst Leo I. zum Abzuge bewegen. Im nächsten Jahre verheiratete er sich mit der Burgunderin Ildico, starb aber in der Nacht an einem Blutsturze.

Wir haben uns gewöhnt, in Attila die „Gottesgeißel" der Völker, den rohen, blutgierigen, länder- und beutesüchtigen Eroberer und Zerstörer zu sehen. In Wahrheit zeigt der historische Attila menschlich schöne Charakterzüge und einen gewissen Grad von Kultur. Durch ihre enge Verbindung mit den Germanen hatten die Sitten der Hunnen zur Zeit Attilas schon ein mehr germanisches Gepräge angenommen, und vollends die Hofhaltung Attilas glich der eines germanischen Königs. So berichtet der oströmische Gesandte und Geschichtsschreiber Priscus, der 448 den Hof besuchte, über einen Abend nach einem festlichen Mahle an Attilas Hofe folgendes: „Der Abend war angebrochen. Fackeln wurden angezündet. Zwei Barbaren (d. h. Deutsche) traten vor Attila und trugen Gesänge vor, in denen die Siege des Herrschers und seine Kriegstugenden verherrlicht wurden. Auf die Sänger richteten alle Teilnehmer des Mahles ihre Blicke. Die einen ergötzten sich am Wohlklange der Verse, über die anderen kam die Erinnerung an alte Kriege. Einige, die das Alter schwach gemacht hatte, brachen in Tränen aus. Attila allein blieb unbeweglich, während alle anderen bei den mimischen Darstellungen und Nachahmungen fremder Gebräuche in lautes Lachen ausbrachen. Sein Gesicht veränderte keinen seiner Züge. Nur mit einer Bewegung oder einem Worte gab er dann und wann seine gute Stimmung zu erkennen. Als der jüngste seiner

Söhne, Ernak mit Namen, in den Saal trat und zu ihm kam, streichelte ihm Attila die Wange und betrachtete ihn liebevoll und mit leuchtenden Augen." Sein Hoflager hatte er in Ungarn, bei Tokay an der Theiß. Dort in weiter Ebene zwischen Theiß und Donau lagen die stroh- und moosbedeckten Hütten des großen Fleckens um einen niederen Hügel, der den Palast Attilas trug — einen Komplex niederer Gebäude, umschlossen von einem Bohlenzaun, um den die Leibwache des Königs lagerte, Mannschaften aus allen unterworfenen Stämmen. Die Häuser bestanden aus Brettern, die mit Bildhauerarbeit geschmückt und wohl zusammengefügt waren, aus Balken, die man meisterlich behauen und aufgerichtet hatte. Über diesen befanden sich hölzerne Bogen, die an der Erde begannen und sich allmählich nach oben wölbten. Ein buntes Völkergewimmel erfüllte die Hofburg; unterworfene Fürsten und Gesandte der Nachbarstaaten huldigten hier Etzel, Flüchtlinge und Abenteurer suchten seinen Schutz, Geiseln aus den unterworfenen Ländern waren die Stützen seiner Herrschaft; wie Walter in unserem Gedichte eine Säule der Hunnenmacht genannt wird.

Um diese Zeit grenzte das hunnische Reich im Westen an das Gebiet der Burgunden am Main, mit der Hauptstadt Worms. Da das burgundische Reich der Ausdehnung der hunnischen Macht bis zum Rhein im Wege stand, so erfolgte 437 oder 438 ein Zusammenstoß zwischen beiden Völkern, der mit der Zerstörung des burgundischen Reiches am Rhein und Main endigte. Auch König Gunter fiel in diesem Kampfe. Die Reste der burgundischen Streitmacht waren aber noch stark genug, entlang der Saône und Rhone bis ans Meer ein neues burgundisches Reich zu gründen.

Aquitanien umfaßte zur Zeit der Völkerwanderung im allgemeinen das Gebiet von den Pyrenäen bis zur Loire und vom Atlantischen Ozean bis zu den Cevennen. Bekanntlich ließen sich in der Völkerwanderung die Westgoten unter Athaulf hier nieder und stifteten unter Wallia, Athaulfs Nachfolger, ein Reich mit der Hauptstadt Toulouse. —

Die geschichtlichen Verhältnisse der Hunnen hat das Waltharilied im allgemeinen richtig wiedergegeben. Der Begriff des Riesenhaften, unbändig Wilden verband sich mit dem Worte Hun, Hune, Heune erst im Mittelhochdeutschen; in unserem Gedichte ist davon noch nichts zu spüren. Das Volk ist rein historisch, und sogar als auf einer höheren Kulturstufe stehend geschildert, als die Geschichte sie ihm beilegen kann. Nach der Schilderung unseres Gedichtes steht es darin nicht einmal hinter den Burgunden und Franken zurück.

Im übrigen haben Volksphantasie, Sänger und Dichter die historischen und geographischen Verhältnisse gründlich verwirrt. Unser Gedicht läßt die zu Worms residierenden Könige Franken sein, trotz ihrer burgundischen Namen. Die Erinnerung an ein burgundisches Reich am Rhein war dem Volksbewußtsein entschwunden; auch hatten die Franken

selbst die Könige Gibich und Gunter in die Reihe ihrer Vorfahren aufgenommen, obgleich die Gegenden am Rhein und Main, die jene vor ihnen besessen hatten, nicht unmittelbar an die Franken gefallen waren. Sie fielen zunächst an die Alemannen und erst 496 an die Franken.

König Gibich (zu got. giban = geben gehörig) der in unserem Gedichte das Bündnis mit den Hunnen schließt, wird, wenn er überhaupt der Geschichte angehört, spätestens schon im 4. Jahrhundert gelebt und entweder in der östlichen Heimat der Burgunden zwischen Oder und Weichsel oder auf ihrem Wanderzuge geherrscht haben, nicht aber am Rhein. Die lex Burgundionum stellt ihn als Gibica an die Spitze des burgundischen Königsgeschlechtes.

Sein Sohn, der Gunter unseres Gedichtes (von ahd. gund, Kampf und hari, Heer), im burgundischen Gesetze Gunduharius genannt, ist der historische Burgundenkönig Gundicar, der 437 oder 438 mit dem größten Teile seines Heeres von den Hunnen besiegt und getötet wurde.

Hagen (die etymologische Ableitung des Namens ist noch nicht aufgeklärt) ist als rein mythische Person zu betrachten. „Die altn. Nibelungensage stellt ihn in das Geschlecht der Giukinge; er hat dieselbe Mutter wie Gunter, aber zum Vater ein elbisches Wesen; in unserem Nibelungenliede ist er ein Verwandter der burgundischen Könige. Die gleiche Stellung scheint Ekkehards Bericht vorauszusetzen; denn es ist nicht anzunehmen, daß Etzel den jungen Edeling als vollgültiges Friedenspfand angenommen hätte, wenn er nicht dem Königshause so nahe stand, daß er als Vertreter des noch unmündigen Gunter gelten konnte.“ (Linnig.)

Da unser Gedicht die Franken am Rhein und Main wohnen läßt, so konnte es die Burgunden in das südöstliche Gallien versetzen, wo sie später, in merowingischer Zeit, auch wirklich saßen und sie zu Nachbarn der Franken auf der einen, der Westgoten auf der andern Seite machen, ferner Châlon sur Sâone als ihre Hauptstadt nennen.

König Herrich (von ahd. hari Herr und rîchi mächtig) von Burgund, der Vater Hildegunds, ist sonst in der Sage unbekannt. Auch eine Anlehnung der Sage an die Geschichte ist nicht erweislich. Wohl kommt bei Gregor von Tours († 593) ein König namens Chararicus als Beherrscher eines fränkischen Gebietes vor. Es wäre möglich, daß dieser von den Burgunden nach der Eroberung ihres Reiches durch die Franken als ein einheimischer König aufgefaßt ist.

Hildegunde (von ahd. hilta und gund, was beides Kampf bedeutet) ist als eine walkürische Jungfrau zu betrachten. Eine burgundische Prinzessin oder eine andere ältere historische Person dieses Namens ist nicht bekannt.

Ebenso verhält es sich mit Walter von Aquitanien (Walthari, der waltende Herr) und seinem Vater Alpher (ahd. Alt-hari, d. i. Herr der Elfen). Beide sind keine geschichtlichen Persönlichkeiten;

unter den westgotischen Fürsten ist weder ein Walter noch ein Alpher zu finden.

Wenn der Dichter Attila mit großer Heeresmacht nach Westen ziehen läßt, so ist das wohl eine Erinnerung an den bekannten Heereszug Attilas vom Jahre 452, der aber nicht mit der Unterwerfung dreier germanischer Fürsten, sondern mit Attilas Niederlage auf den katalaunischen Gefilden endete. Von einem früheren Zuge nach Gallien weiß die Geschichte nichts, und wenn es auch nicht ausgeschlossen ist, daß der Hunnenkönig auf seine Heerfahrt nach Westen ein Bündnis mit den Franken geschlossen hat, sein Bündnis mit den Burgunden und Westgoten widerstreitet aller Geschichte.

So sehen wir, daß sich auch hier wie beim Hildebrandsliede durch Volksphantasie und die Kunst des Sängers frei umgestaltete geschichtliche Ereignisse und mythische Vorstellungen und Überlieferungen miteinander verbinden. Allerdings ist es zu weit gegangen, so überraschend und verlockend es auch ist, wenn man glaubte, in dem des Auges beraubten Hagen den einäugigen Odin, in dem seiner Hand beraubten Walter den einhändigen Thor, in dem des Fußes beraubten Gunter den lahmen, boshaften Loki der deutschen Mythologie sich wiederspiegeln zu sehen, wie es auch zweifelhaft ist, ob man wegen der persönlichen Verhältnisse der beiden Hauptpersonen und wegen der Wiederkehr der wesentlichen Züge (der Name Hilde, Entführung einer Jungfrau, Kampf um sie, der Name Hagen für den Gegner des fliehenden Helden, nächtlicher Gesang Walters u. a.) in der Waltersage denselben Mythus finden kann, welcher den Hildesagen der Skandinavier, über die wir später zu berichten haben, zugrunde liegt.

Jedenfalls ist das Waltharilied in der Form, wie es uns überliefert ist, im wesentlichen nichts weiter als ein poetisches Abbild historischer Zustände und Begebenheiten des 5. Jahrhunderts: Geiselschaft vornehmer Kinder bei Attila, Befreiung gefangener Frauen durch Entführung von Attilas Hofe sind natürliche Begebenheiten, die durchaus das Gepräge der Völkerwanderungszeit an sich tragen, werden zum Teil auch in historischen Berichten wirklich erwähnt und haben, ohne daß ein einzelner bestimmter Fall zugrunde liegt, ihren typischen Ausdruck in der Sagenbildung gefunden. Mit dieser poetischen Darstellung gehen dann einzelne mythische Vorstellungen und Überlieferungen, wie sie als Erbgut der Väter im Volke lebten, Hand in Hand.

2. **Die heidnische Grundanschauung des Gedichtes; christliche und antike Elemente.** Die Grundanschauung ist in unserem Gedichte durchaus heidnisch. Das Christentum, das die Helden bekennen, ist noch weit mehr äußerlich und tritt noch mehr in den Hintergrund als im Nibelungenliede. Selbst das Gebet umgibt sich unwillkürlich mit heidnischen Formen, und die Gesinnung und Gesittung der Helden, die Norm ihres Handelns gründet sich weniger auf die Lehren des Heilandes und die Gebote der Kirche als auf den Brauch und die

Anschauungen, wie sie in den alten in der vorchristlichen Zeit wurzelnden Gesetzen der Burgunden und Franken vorkommen.

Die bescheidenen christlichen Elemente lassen sich leicht von der nationalen Überlieferung unterscheiden, da sie nur äußerlich aufgeheftet sind. So wenn Walter in jener Nacht für die Seelen der Erschlagenen betet (übrigens zeigt dieses Gebet eine schöne Verschmelzung christlicher und heldenhafter Gesinnung) (IX, 1160ff.), oder wenn Hagen sich in einer längeren moralischen Betrachtung über die Habsucht ergeht (VII, 857ff.), oder wenn Walter, als er zuerst die Feinde erblickt, in eine vermessene Trotzrede ausbricht, dann aber gleich niederfällt und Gott dafür um Verzeihung bittet (V, 561ff.). Ferner gehört hierher noch die vom Heldentum sich abwendende Vorstellung der Hölle als eines gierigen, hungrigen Abgrundes, desgleichen die Wendung Walters beim Gebet nach Osten — der heidnische Germane schaute beim Opfer oder Gebet nach Norden — das Bekreuzen des Bechers u. a.

Wie diese, so sind auch die antiken Elemente in unserem Gedichte nur äußerlich aufgeheftet. Es hing mit dem Zwecke unserer Dichtung zusammen (vgl. weiter unten den Abschnitt über die Entstehung des Walthariliedes), daß der Dichter viele kleinere Züge den lateinischen Dichtern, insbesondere Vergil, entlehnte, so daß man den Helden des Stückes nicht unzutreffend einem mit römischen Beutezügen behangenen Germanen der Völkerwanderung verglichen hat. So war (V. 167) das Tragen von Hochzeitsfackeln keine deutsche, sondern eine römische Sitte; die Reiterschlacht (V. 180ff.) ist nach Vergils Äneïde XI, 597ff. geschildert; auch die Charakterschilderung Werners (V. 727ff.) ist dem Vergil (Äneïs IV, 495ff.) nachgebildet, wie auch der siebenfältige Schild diesem Dichter entlehnt ist (Äneïs XII, 925); dem germanischen Krieger, dem die Furcht vor dem Tode fremd war, sind hier und da (V. 751, 981) Züge vergilianischer Krieger beigebracht, wie bewegliches Flehen um Schonung des Lebens, die jenem nicht zur Zierde gereichen, und die sich um so leichter als nur äußerlich herübergenommen kennzeichnen, da gerade in unserem Gedichte die Helden sich durch trotzige Todesverachtung auszeichnen.

3. **Die Auffassung des Heldentums im Walthariliede.** „Der Inhalt des „Waltharius" kann sich an Größe der Motive und Probleme mit Dichtungen wie das Hildebrandslied, die Nibelungen, die Gudrun nicht messen. Die Handlung schneidet nicht so tief in das Seelenleben des Helden ein. Nur einmal führt sie zu einem psychischen Konflikt, der charakteristisch wieder die alte Grundfeste germanischer Heldenmoral, die Treuepflicht, betrifft. Aber es ist nicht der Held selbst, sondern Hagen, der in diesen Streit, den Streit zwischen Freundestreue und Mannentreue, verwickelt wird. Und der Konflikt wird nicht sonderlich tief aufgefaßt. Was das Schicksal dem Helden selbst auflegt, stellt nur seine List, Gewandtheit und Tapferkeit auf die Probe. Die Auffassung des Heldentums ist weniger ideal als in der mittelhochdeutschen Epik. Gegen den Feind ist so

ziemlich alles erlaubt. Walter und Hildegunde scheuen sich nicht, des hunnischen Königspaares Großmut mit Betrug zu lohnen. Gunter und Hagen fallen vereint über Walter her, ohne daß diese Kampfesweise, wie in der späteren Epik, als unritterlich bezeichnet wurde. Für den Helden ist es keine Schande, wenn er angesichts eines gefährlichen Feindes sich den Frieden durch Gold zu erkaufen sucht. Freilich ist doch schließlich die Ehre im Verein mit der Treue, die sie mit umfaßt, die stärkste sittliche Macht im Leben des Helden. Nur sind die Pflichten, die sie auferlegt, noch nicht überall dieselben wie später, und bei den einzelnen Handlungen gesellen sich zu ihr meist noch andere Motive, teilweise weit reellerer Art.

Trotzige Todesverachtung hat allezeit zum germanischen Heldenideal gehört; aber solche Felsenhärte, wie sie hier die Recken in dem Spott über ihre Verstümmelungen zeigen, ist doch der hochdeutschen Dichtung der späteren Zeit fremd geworden. Härtere und realistischere Helden sind diese alten Helden durchweg. Jede Spur von Sentimentalität fehlt ihnen, auch den Frauen. Treue Kameradschaft und demütige Hingabe kennzeichnen Hildegunds Verhältnis zu Walter. Auch dem Weibe ist die Ehre das höchste Gut. Keusch bleibt der Verkehr der beiden Verlobten, und als Hildegund die Feinde nahen sieht, bietet sie dem Geliebten den Nacken zum Todesstreich dar, um keines anderen Umarmungen ausgesetzt zu sein.“*)

4. **Charakteristik der Helden.** Auf diesem gemeinsamen Untergrunde weiß der Dichter einzelne Gestalten glücklich zu nuancieren.

„W a l t e r ist das Ideal eines altgermanischen Helden. Er sucht den Kampf nicht, aber wenn er ihm aufgezwungen wird, ist er ein furchtbarer Gegner. Mit der größten Meisterschaft in der Handhabung von Speer und Schwert verbindet er eine bewundernswerte Ausdauer. Bei aller Tapferkeit im Kampfe ist er von edler Gesinnung. Er ehrt seinen Freund Hagen in dessen geliebtem Neffen und bietet alles auf, ihn vom Kampfe zurückzuhalten, und schont ihn, solange dies mit der eigenen Sicherheit sich verträgt. Es ist ihm ein schwerer Kummer, daß ihm zuletzt auch der Jugendfreund mit den Waffen feindlich entgegentritt, jener Geselle, den er so liebte, daß er in seinem Anblick des Vaters und der Heimat vergessen konnte! Und nun noch dies zarte Verhältnis zu Hildegunde, das sich den Worten scheu entzieht und doch den romantischen Schimmer reiner Weihe über die Dichtung ausgießt und zu dem Erhabensten gehört, was unsere alte Poesie hervorgebracht hat!

H a g e n steht an Heldenhaftigkeit Walter nicht nach. Toller Wagemut ist ihm ebenso fremd wie diesem, darum spielt er dem jugendlich stürmischen Gunter gegenüber die Rolle des besonnenen Warners, wie er sie ähnlich im Nibelungenliede hat, als die Fahrt ins Hunnenland beraten wird. Im übrigen ist er von dem grimmen Helden dieses Liedes verschieden. Er zeigt eine väterliche Zärtlichkeit

*) V o g t u. K o c h: Geschichte der deutschen Literatur I². Leipzig 1904, S. 49.

für den in erster Mannheit aufblühenden Neffen; wir hören, daß ihm unendlich schwer geworden ist, sich den Umarmungen des Jugendgefährten bei seiner Flucht von Etzels Hofe zu entwinden; wir erfahren aus seinem eigenen Munde, daß ihn nicht einmal die Pflicht der Blutrache vermocht hätte, dem Freunde mit den Waffen entgegenzutreten, und erkennen mit Bewunderung, wie ihm die Mannentreue über alles geht und wie er für seinen Herrn und König sein Leben hinzugeben bereit ist.

Die Hildegunde des Waltharius hat nichts Walkürenhaftes an sich, wie die nordischen Hilden oder die nibelungischen Frauen Brunhilde und Krimhilde; sie ist ein Kind einer milderen, frauenhafteren Zeit. Aber eben dadurch wird eine wohltätige Kontrastwirkung und größere Mannigfaltigkeit der Charaktere erzielt."*)

Gunter spielt in unserem Gedichte gewissermaßen die Rolle des Intriganten und wird demgemäß vom Dichter schlecht behandelt. Anfangs ist er übermütig, schrankenlos begehrlich, ein gewissenloser Herr, der nur zu hetzen versteht, seine Mannen in den sicheren Tod schickt und seine besten Streiter durch unbedacht freches Wort verletzt; dann wird er hilfsbedürftig und demütig, zuletzt ganz still mit seiner Wunde; sie tut ihm sehr weh; er muß aufs Pferd gehoben und von Hagen nach Worms geleitet werden.

Auch die anderen Recken werden zum Teil gut individualisiert, und Attilas Charakter wird mit einer seltsamen Mischung von Achtung und Ironie behandelt.

5. **Der Schauplatz des Walthariliedes.** Schon früh (vgl. Nibelungenlied Str. 2344) hat die Sage den Kampf Walters mit den Franken am Wasgenstein im Wasgenwald lokalisiert. Das ist sicherlich in erster Linie eine Folge der Eingliederung unserer Sage in den Sagenkreis der um Worms ansässigen Helden: mitgewirkt hat dabei aber jedenfalls auch eine falsche Auffassung des alten Beinamens unseres Helden: Walthari ab Wascôm = Walter von Aquitanien. Aquitanien heißt nämlich bei den Schriftstellern des 8. und 9. Jahrhunderts Wasconolant, Wasconia = Gascogne, und das keltische Wort Vosagus, die Bezeichnung des Vogesengebirges, war in deutschem Munde frühzeitig zu Wasago, Wasgo geworden.

„Das im Waltharius freudig geschilderte vogesische Gebirge, dessen Name silva Vosagus schon auf der Peutingerschen Tafel erscheint, war eine silva regalis, der Frankenkönige Bannforst und Jagdgrund. In der schattendunkeln Wildnis dieser Hochwälder hauste jagdbares Wild, das der Weidmann unserer Tage vergebens aufsucht. Venantius Fortunatus erwähnt, wie es hallte und schallte, wenn des Vosagus Edelhirsche, Elche und Bären den Pfeiltod fanden; und Gregor von Tours erzählt, wie der König Gunthram mit grausamer Eifersucht darob wachte, daß niemand dort den wilden bubalus (ûr oder wisent des Nibelungenliedes) jage denn er selber." (Holder.)

*) F. Linnig: Walter von Aquitanien. Paderborn 1900, S. XII.

Böttichet (Hildebrandlied und Waltharilied [7]. Halle a. S. 1903) schildert aus eigener Anschauung die Gegend folgendermaßen: „Wer, von Hagenau kommend, mit der Bahn durch das Sauertal über das Schlachtfeld von Wörth bis zur Station Lemberg gefahren ist, befindet sich bereits in den Ausläufern der Vogesen. Noch eine Stunde zwischen den von Buchen und Eichen prächtig bestandenen Höhenzügen des Sauertales aufwärts, und wir sind mitten drin. Immer enger zieht es sich zu, bald treten Quertäler heran, und hier und da erscheint, auf rotem Sandsteinfelsen hoch in die Lüfte ragend, eine Burgruine — ganz eigenartige Gebilde! Hoch über dem Walde erhebt sich der rote Fels mit gewaltigen übereinander geschichteten Platten, und auf diesem, wie mit ihm verwachsen, strebt Turm und Mauerwerk empor in äußerst beschränkten räumlichen Verhältnissen, aber in dieser Lage uneinnehmbar. In mäßigem Umkreise kann man ein halbes Dutzend solcher unantastbaren Raubnester sehen, die einst gewiß der Schrecken der Kaufleute gewesen sind. So werden wir allmählich auf die interessanteste und schönste aller dieser Ruinen vorbereitet, auf den Wasgenstein selbst, den wir nach etwa zweistündiger Wanderung erreichen. Wir befinden uns eine halbe Stunde nördlich von dem an der großen Straße von Weißenburg nach Bitsch gelegenen Dorfe Niedersteinbach. Nur mit Schwierigkeit gelangen wir auf Stufen und Leitersprossen auf den Felsen, der von dem Bergrücken mit senkrechten Wänden weit in das Tal vorspringt. Zwei Felsen stoßen eng zusammen; der Spalt, der sie scheidet, ist an der engsten Stelle wohl nicht breiter als 1—2 Fuß und erweitert sich nach oben und unten.

Auf diesen Felsen ist in der Hohenstaufenzeit eine Burg erbaut worden, halb in den Sandstein eingehöhlt, halb denselben durch kühnes Gemäuer übertürmend, deren Ruinen uns noch heute mit Staunen erfüllen. Wie man sich hier überhaupt wohnlich hat einrichten können, ist kaum zu begreifen. Sie beherrschte die zu Füßen durch das Tal führende Straße nach Nieder- und Obersteinbach, von dem man in der Ferne etliche Häuser sieht, aber sonst ist die Aussicht beschränkt. Die nächsten Höhenzüge begrenzen das Gesichtsfeld sehr bald; tiefe Waldeinsamkeit ist das Gepräge der Landschaft.

Als der Waltharius geschrieben ward, war die Burg nicht vorhanden; ob Ekkehard den Wasgenstein mit seiner Schilderung meint, können wir nicht wissen, denn er nennt ihn nicht. Daß aber Walters Kämpfe seit uralten Zeiten hier gedacht wurden, beweist die Stelle aus dem Nibelungenliede, in der Hildebrand zu Hagen sagt (Str. 2344):

nu wer was der ûfme schilde vor dem Waskensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der friunde sluoc?*)

Und da ein Felsspalt die wesentlichste Eigentümlichkeit des von Ekkehard geschilderten Schauplatzes ist, so dürfen wir kaum zweifeln, daß bereits seine Quelle diesen Wasgenstein als Schauplatz der Kämpfe im Auge hatte.

*) Wir zitieren das Nibelungenlied stets nach der Ausgabe von Bartsch, die auf der St. Galler Handschrift (B) beruht.

Eine andere Frage ist, ob Ekkehard den Wasgenstein selbst gesehen hat und die Örtlichkeit nach eigener Anschauung schildert. Dies ist sehr unwahrscheinlich, denn abgesehen von dem charakteristischen Felsspalt passen die Einzelheiten seiner Schilderungen gar nicht. Schon die V. 493—497*) geschilderte Höhle ist nicht vorhanden und kann auch — wenigstens in dieser Ausdehnung — früher nicht vorhanden gewesen sein. Hatten doch nach Ekkehards Schilderung Hiltgunde und sechs Rosse darin Platz! Es ist Felsboden, der Spalt ist unten nicht breiter, als daß man eben hindurch gehen kann, und diesseit und jenseit des Spaltes fällt der Boden sogleich ziemlich steil ab.

Dazu kommen noch andere Schwierigkeiten, wie die, daß Hiltgunde vom ‚vertex montis', vom „Berggipfel" aus weite Umschau hält (V. 532ff.) und schon in weiter Ferne den Staub der heranstürmenden Reiterschar wahrnimmt. Dies ist mit der Örtlichkeit nicht zu vereinigen und widerspricht auch der Angabe, daß Hiltgunde am Eingang der Höhle (also unten) sitzt und Walters Haupt im Schoße hält. Ferner soll doch nur ein schmaler Pfad zum Höhleneingang führen, auf dem immer nur einer angreifen konnte; darin lag Walters Überlegenheit. Und doch greift Gerwich (V. 914ff.) zu Pferde an und tummelt sein Roß in weiten Kreisen um Walter (V. 932), um ihn zu überlisten. Und überhaupt tritt die Bedeutung des Felstores und des schmalen Zugangs zu ihm in den späteren Kämpfen ganz zurück. Es läßt sich zeigen, daß der Dichter durch die Beeinflussung Vergils die angenommene Situation zeitweise ganz vergißt.

So ergibt sich über das Verhältnis Ekkehards zu dem von ihm geschilderten Schauplatz etwa folgendes: Seine Quelle schilderte Kämpfe Walters mit seinen Gegnern am Eingang einer Felsschlucht, mit der vielleicht schon damals der Wasgenstein gemeint war. Ekkehard gab diese Kämpfe frei wieder mit starker Anlehnung an Vergil und schilderte die Örtlichkeit in größerer oder geringerer Anlehnung an seine Vorlage teils nach freier Phantasie, teils durch Vergil beeinflußt.

Sollte er wirklich selbst den Wasgenstein gesehen haben, so hat sich seine Phantasie doch durchaus nicht an die Wirklichkeit gebunden."

6. **Zur Würdigung des Gedichtes.** An künstlerischem Werte übertrifft der Waltharius eigentlich alles, was wir an Gedichten aus der Heldensage besitzen, das Nibelungenlied nicht ausgenommen. „Frische Wasgauwaldesluft durchweht es, die Stimmen der hohen Wipfel, das Rauschen des Rheinstromes und das Plätschern der Wasgaubäche, Vögelgesang und Waffenklang bilden die Musik, welche sich durch dasselbe hinzieht, Tatendurst und gewaltiges Wollen, trotziger Mut und Heldentreue, aber auch lustiges Zechen und wilder Humor sind der

*) Die lateinischen Verse lauten:

sunt in secessu bini montesque propinqui,
inter quos, licet angustum, specus exstat amoenum,
non tellure cava factum, sed vertice rupum.
Apta quidem statio latronibus ille cruentis
Angulus hic virides ac vescas gesserat herbas.

Pulsschlag seiner Helden. Wunderbar ist die Mannigfaltigkeit, mit welcher die einzelnen Kämpfe dargestellt werden. Kein einziger derselben läßt uns gleichgültig, alle packen uns gleich gewaltig. Wie künstlerisch schön ist die abgekürzte Schilderung von dem Kampfe des Walthari mit Eleuter, Trogus und Tanast, ohne daß wir doch mit geringerem Anteile dem Schicksale der dreie folgen; und dann die Pause gespannter Erwartung vor dem entscheidenden blutigen Kampfe mit Hagano und Gunter! Wie Schwertschlag auf Schwertschlag folgt, Speer gegen Speer blitzt, so schlagfertig folgt der Herausforderung die Antwort, dem Hohne des Gegners der wohlgezielte Hieb des andern."*)

„Von Anfang bis Ende folgt man der Entwickelung der reichen und doch streng in sich geschlossenen Handlung mit lebhafter Spannung. Denn der Dichter vermeidet im Gegensatz zu den überlieferten mittelhochdeutschen Epen alle Breite, alle Wiederholung, alles Ausspinnen nebensächlicher und gleichgültiger Dinge. Seine Darstellung hält das rechte Maß, wie das „Hildebrandslied" und die Idealepen, welche die Kritik aus der überlieferten Fassung mittelhochdeutscher Epen herausgeschält hat."**)

Einzelne Stellen sind von besonderer Schönheit. „Schön, wie Walter in Hiltgunds Schoß einschläft und sie, wachend, nach Gefahr und Feinden späht; wie sie dann glaubt, die Hunnen kämen, und vor Walter auf die Knie sinkt und ihn um den Tod bittet, damit sie nicht eines anderen Mannes Beute werde. Schön vor allem die Nacht zwischen dem ersten und zweiten Kampftage: Walter verschanzt sich in der Höhle, fügt jedem Rumpfe der Erschlagenen das Haupt wieder an, treibt die erbeuteten Rosse ein und bindet sie mit Zweigen; dann schläft er wieder in der ersten Hälfte der Nacht in Hiltgunds Schoß, die sich die Augen offen hält durch Gesang; den Rest der Nachtzeit läßt er das Mädchen ruhen und hält selber die Wacht. Mit Recht bemerkt Jakob Grimm, diese Szene gehörte zu dem Erhabensten, was unsere alte Poesie aufweisen könne."***)

7. **Entstehung des Gedichtes und sein Verfasser.** Entstanden ist das Waltharilied in den stillen Mauern des Klosters St. Gallen, jener in kirchlicher und politischer Beziehung so hervorragenden Abtei, die besonders im 10. Jahrhundert sich durch Pflege der Wissenschaften und Künste auszeichnete und zu einer weithin strahlenden und erwärmenden Leuchte wurde. Hier ging zur Zeit Ottos d. Gr. ein Mönch daran, aus dem Sagengewebe des Heldenzeitalters unseres Volkes einen in sich abgeschlossenen Stoff, die Waltersage, zum Vorwurf für ein lateinisches Heldenepos zu nehmen (930—940). „Es war Ekkehard I., als Abkomme eines altadeligen Geschlechts im Tale der Thur geboren, der sich dem geistlichen Stande und dem Kloster=

*) Paul Piper: Die älteste deutsche Literatur. Berlin o. J., S. 820.
**) Vogt u. Koch a. a. O. S. 49.
***) W. Scherer: Geschichte der deutschen Literatur[3]. S. 56. Berlin 1885.

leben mit ganzer Seele gewidmet hatte. Eine nicht gewöhnliche Begabung und angeborener eifriger Trieb gestatteten ihm, sich die Bildung seiner Zeit in vollstem Maße zu eigen zu machen, so daß er nicht nur unter den Brüdern, sondern weit über sein Kloster hinaus als ein bedeutender Mann galt und auf einer Romreise vom Papste in seltener Weise ausgezeichnet wurde. Vorübergehend führte er für den erkrankten Abt Krahlo die Verwaltung des Klosters, lehnte aber bei dessen Ableben die Würde des Nachfolgers ab. Er starb am 14. Januar 973, von seinen Mitbrüdern lange Zeit tief betrauert.

Ekkehard war von sanfter, milder Gemütsart, gegen die Armen freigebig bis zur Übertreibung, von christlicher Liebe und Demut beseelt, selbstlos und ohne Ehrgeiz. Am liebsten lebte er zurückgezogen seinen Studien und geistlichen Übungen. Der Neigung zur Poesie blieb er sein ganzes Leben hindurch getreu. Im reiferen Alter verfaßte er kirchliche Hymnen, außerdem Sequenzen und Antiphone, ohne der weltlichen Dichtung sich ganz zu entfremden. In der Geschichte seines Klosters (Casus Sancti Galli) wird ihm ein lidius Charomannicus zugeschrieben, ein Preisgesang auf Karlmann, der bis jetzt nicht wiederaufgefunden worden ist.

Wollen wir es begreiflich finden, wie gerade diese keineswegs heroisch angelegte Natur dazu gekommen sei, den Waltharius zu dichten, so müssen wir die Gepflogenheiten der damaligen Klosterschulen, sowie die Zeitverhältnisse etwas näher ins Auge fassen.

Waren die Zöglinge der inneren Schule soweit vorgeschritten, daß sie lateinische Autoren ohne allzugroße Schwierigkeit lesen und sich in dem fremden Idiom mit einiger Geläufigkeit ausdrücken konnten, dann begannen die metrischen und rhythmischen Übungen. Erstere bestanden darin, daß man zunächst an den alten Mustern das Skandieren und Rezitieren lernte; dann folgten schriftliche metrische Aufgaben: ein gegebener Stoff war unter Berücksichtigung der Quantität der Silben in einem vorgeschriebenen klassischen Versmaße, zumeist in Hexametern wiederzugeben. Die Exerzitien wurden von dem Lehrer durchgesehen und verbessert. Naturgemäß begannen solche Übungen mit kleinen Stücken von wenigen Versen, erweiterten sich mit dem Fortschritt der Schüler und gingen bei hervorragenden Talenten gar in zusammenhängende, umfangreiche Erzählungen über. Den Stoff gab der Lehrer, und zwar als dictamen, die Schüler hatten ihn in die rechte Form zu gießen. Gewöhnlich gaben Erzählungen aus der hl. Schrift oder aus dem Leben der Heiligen den Diktierstoff für die metrischen Übungen ab; mit besonderer Vorliebe wurde zu St. Gallen das Leben des Stifters des Klosters behandelt.

Da geschah es, daß die Einfälle der Ungarn in Süddeutschland die Erinnerung an die Heerzüge der Hunnen und Avaren neu belebten. Die Stürme und Schrecknisse, die durch sie hervorgerufen wurden, schlugen ihre Wellen bis in die entlegenen Alpentäler, und da das, was alle Gemüter mit Angst und Besorgnis erfüllte, in der alten Volksüberlieferung sich wiederspiegelte, brachten die Zeitverhältnisse

es mit sich, daß diese Überlieferungen ein besonderes Interesse für die Gegenwart gewannen und im Munde der Zeitgenossen wieder lebendig wurden.

In solcher Veranlassung mag es geschehen sein, daß die Geschichte von der Hunnen Heerfahrt nach Westen, von der Vergeiselung edler Kinder und der heldenhaft erfochtenen Heimkehr Walters an Stelle der üblichen Legenden als Diktierstoff in die Klosterschule kam und den Schülern zu metrischen Übungen überliefert wurde. Die Worte des St. Gallener Berichts über Ekkehard: scripsit et in scholis metrice magistro etc. finden bei dieser Annahme ihre natürlichste Erklärung. Notwendig ist sie nicht; Ekkehard konnte, wenn er sein Heldengedicht in Wirklichkeit als Schüler verfaßt hat, den Stoff ebensowohl aus dem elterlichen Hause mitgebracht, er konnte ihn von einem fahrenden Sänger oder von einem mit dem Volksgesang vertrauten Bruder vernommen haben; genug, die Einfälle der Ungarn gaben den Anstoß, daß der Dichter sich des Stoffes bemächtigte, um aus ihm ein Epos nach dem Muster der Antike zu schaffen. Daß dies nicht nach der der Niederlage der Ungarn auf dem Lechfelde geschehen sein kann, darf man sicher annehmen, weil dieses Ereignis, wenn es vor oder während der Dichtung eingetreten wäre, notwendig seinen Glanz in der einen oder anderen Weise auf die Arbeit hätte werfen müssen.

Für die Beurteilung des Werkes Ekkehards ist von entscheidender Bedeutung die Frage, in welcher Form ihm der Sagenstoff zugekommen ist. Man war lange Zeit geneigt anzunehmen, daß ihm alte, stabreimende Lieder oder gar ein vollständiges Spielmannsepos in deutscher Sprache vorgelegen habe, so daß seine Arbeit als eine mehr oder weniger treue Übertragung in lateinische Hexameter anzusehen sei. Wäre dem so, so müßten die Spuren des Originals in seiner Dichtung unzweideutig hervorbrechen. Was man als solche hat aufweisen wollen, ist so unbedeutend und unsicher, daß sich die Annahme eines deutschen Originals verbietet. Nicht besser steht es mit der Hypothese, die eine lateinische Prosaerzählung als Quelle ansetzt. Von einer solchen Erzählung ist auch nicht eine Spur gegeben, und der ganze Charakter der Dichtung widerspricht der Möglichkeit, daß wir eine rhythmisierte, ursprünglich prosaisch aufgesetzte Erzählung vor uns haben. Wir sehen uns daher lediglich auf die dritte Möglichkeit verwiesen: der Stoff kam dem Dichter aus der mündlichen Überlieferung zu, die er zwar in den wesentlichen Zügen festzuhalten hatte, die ihm aber zugleich erlaubte, in der Anlage seiner Dichtung und in der Ausführung des einzelnen lediglich künstlerische Rücksichten walten zu lassen. Freilich, auch diese Annahme läßt eines unerklärt, — den hohen Kunstverstand des Dichters, der, wenn wir diesen als Klosterschüler festhalten wollen, geradezu wunderbar erscheint und in den uns hinterlassenen übrigen Dichtungen Ekkehards ein bestätigendes Zeugnis nicht findet.*)

*) Dabei ist allerdings nicht zu übersehen, daß die Arbeit des Schülers von seinem Lehrer Geraldus verbessert worden ist — Geraldus widmete später das aus

Es bezeichnet in der Walthariusforschung einen sehr dankenswerten Fortschritt, daß man der Arbeitsweise des Dichters sorgsam nachgegangen ist und an einer ganzen Reihe von Stellen nachgewiesen hat, wie er nicht bloß Worte, Wendungen, Versteile und selbst ganze Verse dem Vergil und Prudentius entlehnt, sondern auch ganze Szenen nach seinen Vorbildern entwirft oder von dort entlehnte Motive für seine Zwecke umgestaltet. Die Namen W. Meyer, Althof und Strecker verdienen hier rühmlichst genannt zu werden; denn ihre Forschungsmethode hat für die Beurteilung der Dichtung unstreitig wichtige Ergebnisse zutage gefördert.

Wir erkennen jetzt, daß die überlieferte Fabel dem Dichter nur das Rohmaterial für sein Kunstwerk gegeben hat; er beschneidet und erweitert, wie es sein Zweck im einzelnen erfordert; er ist in seiner freischaffenden Tätigkeit nur insoweit gebunden, als er den überlieferten Stoff in seinen wesentlichen Zügen zu wahren, die Charaktere der handelnden Personen im allgemeinen festzuhalten hat. Es ist aber entschieden zu weit gegangen, wenn man aus dem Umstand, daß der Dichter an einigen Stellen nach lateinischen Vorbildern arbeitet, die Folgerung zieht, sein Werk als Ganzes könne nicht weiter Anspruch darauf haben, ein Spiegel altgermanischen Lebens und Heldentums genannt zu werden, vielmehr trügen die Personen des Gedichts und ihre Lebensäußerungen römische Farbe an sich, — und was der Übertreibungen mehr sind. Besonnene, vorurteilslose Betrachtung des Ganzen und Einzelnen kann unmöglich übersehen, daß das dem Urstoffe innewohnende Leben, so sehr es in seinen Äußerungen gemildert und den Vorbildern angenähert sein mag, seine naturwüchsige Kraft bewahrt, während die Durchgießung mit einem ihm fremden Geiste den

---

dieser gemeinsamen Arbeit hervorgegangene Gedicht seinem Freunde und Gönner, dem Bischof Erchambold von Straßburg (965—991), ohne allerdings Ekkehard zu erwähnen — und daß im Anfang des 11. Jahrhunderts Ekkehard IV, auch ein Mönch desselben Klosters, in seiner Stellung als Vorstand der Mainzer Schulen das Gedicht seines Namensbruders, das er zu „teutonisch", d. h. voll von Germanismen fand, einer stilistischen Nachbesserung unterzogen hat. Was etwa an den verschieden überlieferten Texten des Walthariliedes auf Kosten dieses Revisors zu setzen ist, muß dahingestellt bleiben.

Ekkehard IV. berichtet darüber in den von ihm verfaßten Casus St. Galli (nach der Übersetzung von Meyer v. Knonau, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit XI) folgendes: „Viel ist über Ekkehard (I.) nachher zu sagen. Es schrieb nämlich jener Gelehrte (folgen Titel lateinischer Gedichte, Romanzen und Hymnen) . . . . und in der Schule metrisch (d. h. in lat. Hexametern) für den Lehrmeister, zwar noch in wankender Weise (d. h. unbeholfen), weil er in seiner Denkweise, nicht jedoch in seinem Äußeren noch ein Knabe war, das Leben des Waltharius Starkhand, welches wir nach unserem Können und Kennen verbessert haben, indem der Erzbischof Aribo es uns befahl, als wir nach Mainz versetzt worden waren; denn das barbarische Wesen und dessen eigentümliche Laute gestatten demjenigen, welcher sich als Deutscher kund gibt, nicht plötzlich, ein Lateiner zu werden. Daher pflegen die Halbschulmeister (d. h. ungeschickte Lehrer) ihre Schüler schlecht zu unterrichten, wenn sie sagen: „Sehet zu, wie am geläufigsten vor irgend einem Deutschen die Sache auszusprechen euch zieme, und wendet dann die Worte in derselben Reihenfolge in das Lateinische!" Diese Täuschung hat bei jenem Werke den Ekkehard, als er noch ein Knabe war, betört.

Lebenskern notwendig hätte ertöten müssen. Dem Dichter sind die Personen, von denen er erzählt, doch mehr als Skelette, die er mit römischer Gewandung zu umkleiden suchte. Sie sind voll ursprünglichen Lebens; er hat seine innigste Freude an ihrer stolzen Haltung, an ihrem Zorn, an ihrer Kraft und Tapferkeit, weil sie Wesen seines Blutes sind. Die epische Handlung mit all ihren Einzelheiten ist ein ununterbrochener Preis auf die altgermanische Kampffreude, auf ein totverachtendes Waffenspiel, wie es Jahrhunderte lang die Lust und Leidenschaft unserer Väter gewesen und wie es der junge Edeling selbst in der Mönchskutte mit Ergötzen nachzuempfinden fähig ist."*)

8. **Die Überlieferung des Gedichtes; Bekanntes und Verwandtes.** Ekkehards Gedicht muß bald ein beliebtes und weitverbreitetes Schulbuch geworden sein; davon zeugen die zahlreichen aus den verschiedensten Gegenden stammenden, zum Teil mit Glossen von Lehrerhand versehenen Handschriften.

Aber auch abgesehen von Ekkehards Bearbeitung muß der der Dichtung zugrunde liegende Sagenstoff sich ehemals großer Beliebtheit erfreut haben. Das beweisen die vielen Anspielungen, die sich in den Dichtungen des Mittelalters auf die im Waltharius erzählten Begebenheiten finden. Es ist doch kaum anzunehmen, daß die Dichter und Sänger dieser mittelalterlichen Dichtungen mehr Latein verstanden, als zum Verständnis der im Leben oder im Kultus vorkommenden Ausdrücke für den Laien notwendig war; im Gegenteil bezeichnen sie öfter die ihnen unverständliche Sprache, z. B. den Gesang der Vögel, mit Latein. Ihre Kenntnis des epischen Stoffes müssen sie also aus anderen Quellen als unserem Gedichte, können sie nur aus den ihm zugrunde liegenden deutschen Dichtungen geschöpft haben.

Zunächst im allgemeinen (vgl. San Marte, Walter von Aquitanien, Magdeburg 1853, S. 13ff.) spielt Walter von der Vogelweide auf Hiltgunde an, und er mußte sicher sein, verstanden zu werden, wenn er ihren Namen als Bezeichnung der Geliebten nannte, die wohl Herzenswunden zu heilen vermöge:

mînes herzen tiefiu wunde
diu muoz iemer offen stên, si enküsse mich mit friundes munde;
mînes herzen tiefiu wunde
diu muoz iemer offen stên, si enheiles ûf und ûz von grunde.
mînes herzen tiefiu wunde
diu muoz iemer offen stên, sin werde heil von Hiltegunde.

Sodann das Lied der Nibelungen, wobei zu beachten, daß wie gesagt, die Handlung unseres Gedichtes der gesamten Handlung in jenem Gedicht der Zeit nach vorangeht. — Vermöge der im Waltharius erzählten Vergeiselung Hagens an Etzel ist jener in dessen Landen wohl bekannt, und weiß die Wege dahin:

Str. 82, 1: Dem sint kunt diu rîche und ouch diu vremden lant.

Str. 1205, 2 rät er ab, Kriemhilden mit Etzel zu vermählen:
Het ir Ezelen kunde, als ich sîn kunde hân.

---

*) Fr. Linnig a. a. O. S. Xff.

Er kennt Rüdiger bereits, Str. 1180; 1201; 1189, 8.

Str. 1359 4 sagt Kriemhilde zu dem Boten nach Worms über Hagen:

Dem sînt die wege von kinde her zer Hiunen wol bekant.

Str. 1524, 8: Dar leite si dô Hagene; dem was ez wol bekant.

Etzel äußert sich über Hagen und dessen Vater Aldrian, als dieser mit den Burgunden zu ihm gekommen:

Str. 1755: Wol erkande ich Aldriânen; der was mîn man.
lop und michel êre er hie bî mir gewan.
ich machte in ze ritter und gap im mîn golt.
Helche diu getriuwe was im inneclîchen holt.

Str. 1756: Dâ von ich wol erkenne allez Hagnen sint.
ez wurden mîne gîsel zwei waetlichiu kint,
er und von Spâne Walther; die wuohsen hie ze man.
Hagenen sand ich wiedere: Walther mit Hiltegunde entran.

Str. 1757: Er gedâhte langer maere, diu wârn ê geschehen.
sînen vriunt von Tronege den het er reht ersehen,
der im in sîner jugende vil starkiu dienst bôt.
sîd frumter im in alter vil manegen lieben vriwent tôt.

Ein hunnischer Dienstmann weicht Kriemhildens Aufforderung, Volker und Hagen anzugreifen, mit folgender Äußerung aus:

Str. 1796: Ouch erkenne ich Hagenen von sînen jungen tagen;
des mac man von dem recken lîhte mir gesagen.
in zwein und zweinzec stürmen hân ich in gesehen,
dâ vil maniger vrouwen ist herzeleide geschehen.

Str. 1797: Er und der von Spâne die trâten manigen stîc,
dô si hie bî Etzel vâhten manegen wîc
ze êren dem künege. des ist vil geschehen.
dar umbe muoz man Hagnen der êren pillîche jehen.

Str. 1798: Dannoch was der recke sîner jâre ein kint.
daz dô die tumben wâren, wie grîse die nu sint.
nu ist er komen ze witzen, und ist ein grimmec man.
ouch treit er Palmungen, daz er vübele gewan.

Als Hildebrand und Hagen in den letzten Kampf gehen, und Hagen ihm vorwirft, aus dem Saale geflohen zu sein:

Str. 2344: Des antwurte Hildebrant: zwiu verwîzet ir mir daz?
nu wer was, der ûfme schilde vor dem Waskensteine saz,
dô im von Spanje Walther sô vil der friunde sluoc?
ouch habt ir noch ze zeigen an iu selben genuoc.

Reicher und mannigfaltiger sind die Anspielungen im Gedicht von Biterolf und Dietleib, das, gleich den vorigen, aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts stammt, und aus dem wir nur vorzugsweise das hervorheben, was sich unmittelbar auf den Inhalt unseres Gedichts bezieht: Biterolf begegnet Walter auf seiner Fahrt an Etzels Hof in Paris; er ist sein Oheim, und Dietleib, Biterolfs Sohn, ist Walters Geschwisterkind; Walters Mutter war Biterolfs Schwester (V. 9923):

V. 575: Walther, so was er genant;
es was der kunig von Spanilant,
der was von Hünen ee bekomen
als ir wol habt ee vernomen.

Vor dem Kampf Biterolfs mit Walter

V. 616: Da sach auch Pitrolf der Degen
an dem schild güt genüg
bey dem waffen, das er trüg,
daz er was von Spanilant.
da gedacht er ye so ze hant:
dez wider komen were
Walther der degen märe
aus Hunischen reichen
im selben angstleichen
mit seinen nicht ze güte; —

und nach dem Kampf

V. 703: Sy sassen nider uf den plan
den recken fragen er (Biterolf) began
von Hunischen reichen
vil beschaidenleichen
sagt er im, das im was erkannt
der hayden site, und wie das lant
berichtet mit ir herren was,
und daz vil lutzel der genas
die er in sein achte nam;
und wie der küniginne zam
ir leben in Hünisch reichen,
und wie recht wunnikleichen
die recken lebten dar en lant,
und wie sich des heldes hant
het erfochten an dem Rein.

Walter spricht zu Biterolf:

V. 755: Das Etzele golt rot
mag er geben, wem er wil.
er hette mir auch wol also vil
gegeben unde mere;
Helche die here
di pot mir tugentlichen
krone unt landt richen;
so bedacht ich mich das,
ich wisset on zweivel das,
daz ich selber hette lant.
Etzele und Helchen hant
hetten mir und Hildegunde
verlihen in der stunde
wes wir hetten da begert.
von Etzele wir namen schwert,
bede, ich und Hagene;
umb uns ellende degene
liess sichs der künig here
kosten michels mere,

ze dreissig tausent march oder bas
und tet vil williclichen das.

Die Boten von Etzel, die nach Worms kommen, um Fehde anzusagen,

V. 4797: die truogen in der maze kleit,
als Hagen, do er von Hiunen reit;

und V. 4845 spricht Hagen hunnisch mit ihnen.

V. 6275: Her Walther lachende gie
da er den markman (Rüdiger) emphie.
er gedaht an diu märe
wie er geschieden wäre
von Hiunischen riche.
sie redeten schimpfliche.
er fraget an der stunde
nach der schönen Hildegunde.

V. 6754: Walther sprach: so ist nicht rat
er (Rüdiger) kusse auch Hildegunde,
die in vil langer stunde
mit mir zen Hiunen hat erkant.

Als Walter und Hiltgunde bei Gunter zum Besuch sind:

V. 6854: da ging auch das von Spanielant
die mynnicliche Hildegunt.
ir suessen rosenroten munt
bot sy in (Guntern und Brunhilden) minniclichen an.

V. 6891: Frau Hildegund do fragen
von Helchen und ir magen
den edlen gast (Rüdiger) begunde.

Der alte Hildebrand ordnet die Scharen zum Ernst-Turnier bei Gunter zwischen Burgunden und Hunnen.

V. 7646: So sol des Etzeln golt rot
dienen der helt Rudeger.
von Spanielant den kunig her
sol er mit seiner hant bestan,
daz er frawen Hildegunde dan
emphuerte Helchen der reichen;
er richt es auch billeichen.
vor zorn roten do began
des reichen kunig Etzels man
Rudiger der vil reiche,
der sprach do schimphleiche:
was weyset ir mir, Hildebrant?
war euch Walther so wol bekant,
als mir ist der kuene degen,
ir het mich nymmer im gewegen
ze einem widerstreiten.
ia liess ich in noch reiten
und naeme er mir die tochter mein,
so solt er ungefangen sein
ymmer von der meinen hant.

er raumbte meines herren lant
gar an alle schande
daz ich so rechte erkande
seine site, des jungen man,
das müst ich in do reiten lan.

Walter wird als Alpheres Sohn bezeichnet:

V. 9902: hie kumbt des Alpkeres kindt;
V. 10111: da sach des Alpkeres kint; desgl. V. 10187, 10427,
V. 10492: Walther, der Hildegunde man, V. 11637, 11923.

Walters Schwert wird so genannt, wie im Nibelungenlied Str. 1988,$_4$ Irings Schwert

V. 12285: Walther von Spanilant
der truoc Waschen in der hant.

Hiltgunde spricht scherzend zu Rüdiger, dem Etzels Mann:

V. 12632: „Der helt gedachte nyndert mein
wie ich im schanckte meinen wein
do ich von den Hiunen rait,
den ich vil ellende maid
Etzelen und seinen recken trug."
des wart auch gelacht genug
vor der küniginne.
ir sass darinne
vierzehn und mere,
die bei Etzele dem künig here
lagen in der trunkenheit."

In der Folge ist das Gedicht Jahrhunderte lang vergessen gewesen, und erst im Jahre 1780, zu derselben Zeit, da man die erste Ausgabe des Nibelungenliedes zum Drucke vorbereitete, wurde es wieder aufgefunden und zum ersten Male gedruckt.

Unserem Geschlechte ist das Lied insbesondere durch Meister Scheffels Umdichtung in seinem bekannten Roman „Ekkehard" wieder nahegebracht worden; davon später.

Ist es auch zu bedauern, daß sich das Waltharilied in lateinischem Gewande darbietet: in einem Punkte stimmt der deutsche Held des Gedichtes mit dem lateinischen Dichter überein:

Utpote qui nidis nondum petit alta relictis.
Denn da er kaum das Nest verließ, strebt er schon zum Höchsten.

III. Verwertung zu Stil- und Sprachübungen.

Der Inhalt des Walthariliedes unter Berücksichtigung der Hauptcharaktere.

Etzel und sein Hof. Dargestellt nach dem Walthariliede.

Hagen im Walthariliede, ein Charakterbild.

Welche Gründe bewegen Hagen zum Kampfe gegen Walter?

Ist die scharfe Zurechtweisung Gunters am Ende des Walthariliedes gerechtfertigt?

Wodurch weiß der Dichter in die Kämpfe am Wasgenstein Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu bringen?

Weise nach, inwiefern die Männerfreundschaft das oberste Motiv des Walthariliedes ist?

Germanische Sitten und Gebräuche im Walthariliede.

Die Gleichheit im äußersten Aufbau des Hildebrands- und des Walthariliedes.

Welche besonderen Züge kennzeichnen das altdeutsche Heldentum, wie es im Hildebrands- und Walthariliede geschildert wird?

Das altgermanische Sittengesetz, nach dem Hildebrands- und dem Walthariliede entwickelt.

Literatur.

Jakob Grimm: Lateinische Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts. Göttingen 1888. S. 1—126.
R. Peiper: Ekkehardi I Waltharius. Berlin. 1878.
Scheffel und Holder: Waltharius. (Urtext und Scheffels Übertragung). Stuttgart 1874.
San Marte: Walter von Aquitanien. Heldengedicht aus dem Lateinischen des 10. Jahrhunderts übersetzt und erläutert. Magdeburg 1858.
A. Geyder, Walter von Aquitanien. Breslau 1854.
Prof. Dr. Herm. Althof: Das Waltharilied. Ein Heldengesang aus dem 10. Jahrhundert, im Versmaße der Urschrift übersetzt und erläutert.[2] Leipzig 1900. 0,80 Mk.
Franz Linnig: Walter von Aquitanien. Heldengedicht in zwölf Gesängen[2]. Paderborn 1900. 1,50 Mk.
Gotthold Bötticher: Hildebrandslied und Waltharilied übersetzt und erläutert[7]. Halle 1908.
Heinzel: Über die Waltersage. Wien 1888.
Becker: Der Schauplatz des Walthariliedes. (Westermanns Monatshefte, Mai 1885.)

Das Althochdeutsche und Altniederdeutsche.

Wie wir bei der Betrachtung der vorstehenden Literaturdenkmäler gesehen haben, schied sich im Anfange dieser Periode, etwa vom 6. bis 8. Jahrhundert, das Urdeutsch in zwei Hauptgruppen: Ober- oder Hochdeutsch und Nieder- oder Plattdeutsch.

1. **Die Sprachgebiete.** An Gebiet umfaßte das Althochdeutsche Süd- und Mitteldeutschland mit den Ausdehnungen: nach Norden bis zur niederdeutschen Sprachscheide, die sich von Westen nach Osten von Aachen über Düsseldorf nordöstlich bis zur Elbe hinzog, nach Osten nur bis zur Elbe, March und Raab als damaliger Slavengrenze, nach Süden den größten Teil der Mittelalpen samt der Schweiz, nach Westen Lothringen, Elsaß und Teile Burgunds. Das übrige deutsche Gebiet, also Norddeutschland, war Gebiet und Bestand des Niederdeutschen.

Die Benennungen rühren also von dem Charakter der betreffenden Gegenden her: Nieder- oder Plattdeutsch, weil dieses in dem in der Niederung, dem platten

= flachen Lande gelegenen Norddeutschland, Ober= oder Hochdeutsch, weil dieses in dem höher gelegenen Mittel= und Süddeutschland gesprochen wurde.

2. **Die Lautverschiebung.** Diese Scheidung war die Folge eines sprachlichen Vorganges, den wir die Lautverschiebung nennen. Vom 6.—8. Jahrhundert fand nämlich in unserer Sprache eine Verschiebung der Konsonanten statt, welche sich nach bestimmten Gesetzen vollzog, die allerdings in der Wirklichkeit des sprachlichen Lebens mannigfache Einschränkungen und Ausnahmen erlitten.

In Ober= und Mitteldeutschland verwandelte sich damals

	Gotisch		Hochdeutsch mit den (Ausnahmen)
Kehllaute (Gutturales)	Hartlaut (Tenuis) k	in	Hauchlaut (Spirans) ch, hh, h (k)
	Hauchlaut (Spirans) h (ch)	„	Weichlaut (Media) g (gh, h)
	Weichlaut (Media) g	„	Hartlaut (Tenuis) k (g)
Zahnlaute (Dentales)	Hartlaut (Tenuis) t	in	Hauchlaut (Spirans) th, z (= s), sz
	Hauchlaut (Spirans) th	„	Weichlaut (Media) d
	Weichlaut (Media) d	„	Hartlaut (Tenuis) t.
Lippenlaute (Labiales)	Hartlaut (Tenuis) p	in	Hauchlaut (Spirans) f, ph, v
	Hauchlaut (Spirans) f, ph	„	Weichlaut (Media) b (bb), f
	Weichlaut (Media) b	„	Hartlaut (Tenuis) p (b)

Es wechseln also nur diejenigen Konsonanten, die mit ein= und demselben Sprachorgane hervorgebracht werden, und zwar:

Gotisch	Tenuis	Spirans	Media
	in	in	in
Hochdeutsch	Spirans,	Media	Tenuis.

Also ein Kreislauf, nach Grimm gleichsam drei im Kreise fahrende Wagen, von denen keiner den andern völlig einholt, aber stets ein Rad unmittelbar dem vorhergehenden folgt.

Beispiele (nach: Deutsche Sprach= und Stilgeschichte von Franz Evers. Berlin 1899, § 91).

		got.	ahd.	mhd.	nhd.
Zu a)	1.	kniu	chniu	knie	Knie
		juk	joh	joch	Joch
	2.	augô	auga	ouge	Auge
		ahtau	ahtô	ahte	acht
	3.	gards	karto	garte	Garten
		laigon	lekôn	lecke	lecke
Zu b)	1.	tunthus	zand	zan	Zahn
		itan	ezan	ezzen	essen(atzen)
	2.	thanja	dennu	dene	dehnen
		threis	drî	drî	drei
	3.	daurô	tôr, turî	tôr, tür	Tor, Tür
		midja	mitti	mitte	Mitte

Zu c)	1.	hlaupan	loufan	loufen	laufen
		(hanps)	hanaf	hanef	Hanf
	2.	fleotan	fliozan	vliessen	fließen
		ufar	ubar	über	über
	3.	bairan	piran	bern, gebern	gebären
		brôthar	pruodar	bruoder	Bruder

Wie gesagt, nahm das Niederdeutsche nicht an dieser Lautverschiebung teil, sondern blieb auf der Stufe des Gotischen stehen.

Wissenschaftlich betrachtet, ist die obige Lautverschiebung der neun Mutae (nach einem von J. Grimm entdeckten und so genannten Gesetze) schon die zweite, die unsere Sprache erfahren hat. Die erste, die außerhalb des Rahmens unseres Buches liegt, haben alle germanischen Sprachen durchmachen müssen beim Übergange aus der I. Stufe (der indogermanischen Ursprache) zur II. Stufe (dem Germanischen, d. i. dem Nordischen, Gotischen und Urdeutschen). Sodann hat sie, wie wir hier sehen, zum 2. Male ein Teil der deutschen Sprache für sich durchgemacht beim Übergang von der II. Stufe (dem Urdeutschen) zur III. Stufe (dem Hochdeutschen).

3. **Die Bezeichnung „Deutsch".** In diesem Zeitraume bildete sich auch zuerst das Wort „deutsch", ahd. diutisk, mhd. diutsch, als zusammenfassende Bezeichnung für die gemeinsame Volkssprache der deutschen Stämme gegenüber der lateinischen Fremdsprache der Kirche. Von der Sprache wird es dann auf das Volksganze selbst übertragen und seit dem 11. Jahrhundert allgemeiner Volksname.

Über die Entwickelung dieses Wortes schreibt Franz Evers a. a. O. § 131: „Das Wort lautet got. thiuda thiudisks, ahd. diot diotisk, mhd. diet diutsch = Volk, volksmäßig (vgl. noch nhd. in Dietrich, Dietleib, Detlef, Detmold u. a.). Für die Volkssprache gegenüber der lateinischen Kirchensprache ist es in der Lateinform theodiscus schon 786 nachweisbar im Briefe eines päpstlichen Legaten über die englische Synode d. J. Sodann in einer Verordnung Karls d. Gr. von 803, daß die Geistlichen dem Volke das Evangelium lingua diutiska predigen sollen. Otfried von Weißenburg um 870 sagt statt theodisce auch: in frenkisga zungûn, auf fränkisch. Schon seit 840 aber wird es auch im Gegensatz zur romanischen (welschen) Sprache gebraucht. So namentlich in den für unsere Sprachgeschichte auch sonst wichtigen Straßburger Eiden vom 14. Febr. 842, welche Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle vor und samt ihren Heeren zum Bündnis wider Lothar schwören. Um ihrer Bedeutung willen seien sie hier aufgeführt — nach dem Berichte des berühmten Historikers Nithard (Enkels Karls d. Gr., schrieb als Zeitgenosse 4 Bücher Historiae). Interessant ist, daß die Fürsten je in der Sprache des Bundesgenossen, also Ludwig „romana", Karl „teudiska lingua" schwören, die Heere dagegen je in ihrer eigenen Sprache, so daß also die Sprachscheidung schon das Volksbewußtsein durchdrungen hat.

Die Eide lauten:

I. Der Fürsten:

Ludwigs
romana lingua

Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, d'ist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in aiudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

Karls
teudiska lingua.

In godes minna ind in thês christiânes folches ind unsêr bêdhêro gehaltnissi, fon thesemo dage frammordes, sô fram sô mir got gewizci indi mahd furgibit, sô haldih thesan mînan bruodher [hier fehlt der Name Ludwigs und das Stück von *et—cosa*], *sôsô man mit rehtû sînan bruodher scal, in thiu thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in nohheiniu thing negegango, thê mînan willon imo ce scadhen werdhên.*

Nhd.

Aus Liebe zu Gott und zu des christlichen Volkes und unser beider gemeinsamer Erhaltung von diesem Tage an, soweit mir Gott Wissen und Macht gibt, halte (schütze) ich diesen meinen Bruder Karl, sowohl zur Hilfe wie in jeglicher Sache, so wie man mit Recht seinen Bruder (halten) soll, in dem daß (damit) er mir ebenso tun, und mit Lothar werde ich in kein Ding (Vertrag) eingehen, das meines Willens ihm zum Schaden werde.

II. Der Heere:

Der Franken
romana l.

Si Lodhwigs sagrament, que son fradre Karlo iurat, conservat, et Karlus meos sendra de sua parte non los tanit, si io returnar non l'int pois, ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodwig nun li iv er.

Der Deutschen
teudiska l.

Oba Karl then eid, then er sînemo bruodher Ludhwîge gesuor, geleistit, inti Ludhwig mîn hêrro, then er imo gesuor, forbrihchit, ob ih inan es irwenden nemag, noh ih noh thero nohhein, then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti newirdhit.

Nhd.

Wenn Ludwig (bezw. Karl) den Eid, den er seinem Bruder K. (bezw. L.) schwur, hält, und Karl (bezw. L.) mein Herr, den, den er ihm schwur, bricht, wenn ich ihn davon nicht abwenden kann, so werde weder ich noch deren irgend einer, die ich davon abwenden kann, wider Ludwig (bezw. Karl) ihm beistehen.

4. Mundarten. Sowohl das Althochdeutsche als auch das Altniederdeutsche zerfielen, wie uns schon die mitgeteilten Denkmäler gezeigt haben, in verschiedene Mundarten.

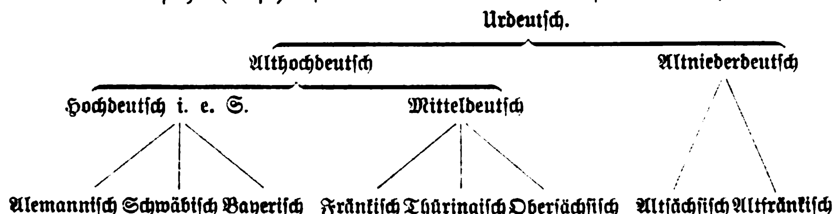
Das Altniederdeutsch umfaßte die beiden Hauptgruppen altsächsisch und altfriesisch. In jener Mundart sind das Hildebrandslied und der Heliand geschrieben; diese ist uns hauptsächlich in Rechtsurkunden überliefert, die keine weitere sprachgeschichtliche oder literarische Bedeutung haben.

Im Althochdeutschen sind gleichfalls zwei Hauptgruppen zu unterscheiden: „das Mitteldeutsche im Norden als Übergang zum Niederdeutschen, mit den vier Hauptzweigen des Fränkischen zwischen Main

und Donau einer-, Saar und Fichtelgebirge andererseits, des **Hessischen** und **Thüringischen** nordwestlich und des **Obersächsischen** nordöstlich davon bis zur niederdeutschen Sprachscheide. Sodann, durch eine Sprachscheide etwa von den Saarquellen, Heilbronn bis Regensburg und zum Böhmerwald hin davon geschieden, das eigentlich süddeutsche **Hochdeutsch** oder **Oberdeutsch** im engeren Sinne, von da bis über den Alpenkamm südwestlich ins heutige Österreich, Tirol und Schweizerland, mit den drei Hauptgruppen: **Alemannisch** im Westen, **Schwäbisch** östlich davon bis zum Lech, **Bayerisch** östlich vom Lech bis nach Ungarn, Steiermark und Krain" (Evers). In der bayerischen Mundart sind das **Wessobrunner Gebet** und **Muspilli**, in der rheinfränkischen **Otfrieds Evangelienbuch**, in der thüringischen die **Merseburger Sprüche** geschrieben.

Wir ersehen hieraus, daß das Altdeutsche noch keine über den Mundarten stehende Gemeinsprache (Schriftsprache) besaß, sondern daß jeder Dichter in seiner Mundart schrieb. Doch waren damals die deutschen Mundarten einander so ähnlich, daß sie gegenseitig leicht verständlich waren und nach außen hin als eins erschienen — Bayern, Sachsen und Langobarden nennt Paulus Diakonus noch Menschen derselben Zunge —; sie waren nicht entfernt so verschieden von einander wie heute etwa das Provenzalische vom Nordfranzösischen oder Berntütsch vom westfälischen Platt.

Übersicht (anschließend an die Tabelle auf Seite 12).



5. **Das Althochdeutsche im besonderen.** Zur herrschenden Schrift-, Bildungs- und Literatursprache hat sich später bekanntlich das Hochdeutsche aufgeschwungen. In dieser Zeit kam es noch nicht dazu, trotz der eifrigen Bemühungen Karls d. Gr. Wohl hat sich dieser gewaltige Herrscher um Grammatik und Sprachschatz seines geliebten Deutsch sehr verdient gemacht; den Winden und Monaten gab er deutsche Namen, ja er versuchte sogar, eine deutsche Grammatik zu schreiben. Aber wenn er auch die fränkische Mundart zur Hofsprache erhob, so vermochte er doch nicht, ihr die Geltung einer über allen Mundarten stehenden Gemein-(Schrift-)sprache zu verschaffen.

Auch dem Althochdeutschen sind die tönenden Vokale der Vorsilben und Endungen noch erhalten, so daß es an Kraft und Wohlklang dem Gotischen nur wenig nachgibt.

Im einzelnen zeigt das Ahd. allerdings schon manche **Verluste** (vgl. Franz Evers a. a. O. § 141): „Vokativ, Dual, Reduplikation,

innerlich organische Passivbildung sind verschwunden. Anderseits ist z. B. im Verb die Form der 1. Pluralperson voller (fundumes gegen Got. funthum u. a.), Vokallängen und Diphthonge erscheinen vermehrt, in Wortbildung und Satzbau herrscht noch große Mannigfaltigkeit. Später freilich, schon seit dem 9. Jahrh., zeigt sich jene allmähliche Verschleifung, die ein allgemeines Entwickelungsgesetz aller Kultursprachen ist. Anlautsaspiranten, Auslautsvokale werden vielfach geschwächt oder gehen ganz verloren (aus hloufu bildet sich das mhd. loufe-laufe, aus hwedarêr wird weder, aus hianaht, hînaht (diese Nacht) wird heint usw. Im 10. Jahrh. steigert sich dann diese Erscheinung bis zu wirklichem Verfall: mehr und mehr tritt Eintönigkeit und Verwilderung ein, bis dann im 11. Jahrhundert eine Besserung folgt und die Blüte der mhd. Sprach- und Literaturgeschichte sich anbahnt."

Den Gesamtcharakter des Ahd. hat wundervoll G. Freytag in seinen „Bildern aus deutscher Vergangenheit" geschildert (I, S. 297 f.): „In diesem Deutsch, das klangvoll mit vokalbunten schweren Flexionen von den Lippen rollte, hing fast allen Wörtern noch das Sinnliche des ersten Eindrucks an, welcher ursprünglich das Wort aus der Seele gelockt hatte. Abstraktionen, Wörter für Begriffe, welche der sinnlichen Anschauung entkleidet waren, fehlten ganz. Das Wort Grund bedeutete nicht Ursache, sondern nur Boden; das Wort Ursache noch nicht die schöpferische Vorbedingung einer Wirkung, sondern die Veranlassung zu einem Streithandel; auch Ursprung bezeichnet nur den Quell, der aus der Erde springt; bei dem Worte Geist empfand die Phantasie noch den wehenden Lufthauch, und bei dem Worte Seele sah der Deutsche noch das rastlose Wogen der bewegten See vor sich, welcher er die unablässig arbeitende Gewalt seines Innern verglich. Wollte er einen Gedanken aussprechen, so erfand er ihn in ein Bild gehüllt; die für alle Zeiten geltende Wahrheit drückte er aus wie einen Vorgang, den er aus der Vergangenheit berichtete; wollte er eine Lebensmaxime in Worte fassen, so erschien sie als Sprichwort ... Sprach er aber in gesteigerter Stimmung, frei schaffend, so ordnete sich ihm die Rede unwillkürlich in kleine parallele Satzglieder, von denen sich leicht je zwei zu einem Vers zusammenbanden. Es lag im Wesen seiner Sprache, besonders kräftig den anlautenden Buchstaben der Stammwörter hervorzuheben und zwei benachbarte Satzglieder dadurch einander anzupassen, daß in beiden die wichtigsten Wörter denselben Anlaut erhielten: die Allitteration. Auch einzelne Wörter gesellte er so zusammen: Stock und Stein, Flur und Feld, Haus und Hof. Der Drang nach solchem Gleichklang des Anlauts gab seiner gehobenen Rede etwas Formelhaftes und Starres, er trug dazu bei, hergebrachte schöne Wortverbindungen und poetische Prädikate stehend zu machen. Die Verbindung der einzelnen kleinen Satzteile war sehr einfach; häufig wurden die näheren Bestimmungen als Apposition angeschoben; die relativen Verbindungswörter waren merkwürdig schwach entwickelt; so auch alle Partikeln, welche einen

Nebensatz dem Hauptsatze unterordneten. **Für geschickte Unterordnung fehlte der Sprache** ebenso der Sinn wie dem demokratischen Leben des Bauern.

Literatur.

Wilh. Braune: Althochdeutsche Grammatik[2]. Halle a. S. 1891. Mk. 5,20.
Wilh. Braune: Abriß der althochdeutschen Grammatik mit Berücksichtigung des Altsächsischen[3]. Halle 1900. Mk. 1,50.
Th. Schauffler: Althochdeutsche Literatur. (Darin: Abriß der althochdeutschen Grammatik, S. 22—89.) Leipzig 1898. Mk. 0,80.
K. H. Hahn: Althochdeutsche Grammatik[4]. Leipzig 1875. Mk. 3.
H. Zimmermann: Althochdeutsche Grammatik. 1890. Mk. 2,40.

Rückblick.

1. **Die heidnische Zeit** (— 400). Die ältesten Nachrichten über germanische Poesie hat uns der römische Schriftsteller **Tacitus** übermittelt. In dem 2. und 3. Kapitel seiner 98 n. Chr. veröffentlichten Germania, in der er alles zusammenfaßte, was man damals über unsere Vorfahren wußte, schreibt er: „In alten Liedern, ihren einzigen Urkunden und geschichtlichen Denkmälern, feiern sie den erdentsprossenen Gott Tuisto und seinen Sohn Mannus, die Urahnen und Stammherren des Volkes." „Auch Herkules,*) so erzählen ihre Sagen, sei bei ihnen gewesen, und beim Auszuge aus dem Kampfe besingen sie ihn als den ersten aller Helden. Sie haben auch solche Lieder, durch deren Gesang, den sie barditus**) nennen, sie den Mut anfachen und aus deren bloßem Schalle sie schon den Ausgang der nahen Schlacht ahnen."***) Und in einem anderen Werke, den Annalen (II, 88),†) berichtet Tacitus, daß die Germanen auch Arminius, den Befreier Deutschlands von dem römischen Joche, noch immer — also ein Jahrhundert nach der Befreiungsschlacht — besängen.

Lieder auf Götter und Lieder auf Helden waren es also, die unsere Vorfahren sangen: festliche Lieder beim Opfermahle, Kriegslieder beim Beginn der Schlacht, feierliche Gesänge bei Begräbnissen.

---

*) Der Hammerschläger Donar, der lebhaft an den Keulenträger Herkules erinneret

**) D. i. Bartrede, „sie ahmen durch ihr Gebrüll den Donnerruf, die Bartred. Gottes nach" (Müllenhoff). Doch wird das Wort auch als Schildgesang (von altnord. bardhi, Schild) erklärt. Mit „Barde", der Bezeichnung des alten keltischen Sängerstandes, hat das Wort nichts zu tun.

***) Germ. 2. Celebrant carminibus antiquis, quod unum apud illos memoriae et annalium genus est, Tuistonem deum terra editum et filium Mannum, originem gentis conditoresque. Germ. 3. Fuisse apud eos et Herculem memorant primumque omnium virorum fortium ituri in proelia canunt. sunt illis haec quoque carmina, quorum relatu, quem barditum vocant, accendunt animos.

†) Ann. II, 88: Arminius, liberator haud dubie Germaniae . . . caniturque adhuc barbaras apud gentes.

Diese Lieder waren Chorgesänge, die gewöhnlich mit Marsch oder Tanz, zuweilen auch mit mimischen Darstellungen verbunden waren. Lyrisches, Episches und Dramatisches war in ihnen vereinigt.

Die körperliche Bewegung schuf auch sofort ein bestimmtes Versmaß, die beiden Halbverse des altgermanischen Verses. Vermutlich lag dieser Halbvers, jedoch in viertaktiger Gestalt, überhaupt der Urpoesie zugrunde. Das Wesen und die Entstehung desselben erklärt W. Scherer durch folgende, auf wissenschaftlichem Grunde ruhende Vermutung: „Der Massengesang war zugleich Massenbewegung . . . Wir erblicken einen Kreis von Menschen um die Opferstätte versammelt; sie bewegen sich vier Schritte vorwärts, vier Schritte rückwärts, oder vier Schritte rechts, vier Schritte links. Die Bewegung begleitet gemessener Gesang. Und jede solche Bewegung von einem Ausgangspunkte weg bis zu diesem Punkte zurück entspricht einem Verse von acht Takten oder doppelt so vielen Silben in dem gleichzeitig gesungenen Liede."*)

z. B. Phol ende Uuodan vuorun zi holza

oder:

Hiltibrant enti Hadubrant untar herium tuêm.

Man spreche in $^4/_4$-Takt den ersten Vers etwa so:

den zweiten so:

Neben den Chorliedern gab es aber auch noch eine Spruchpoesie, z. B. Zaubersprüche und Segensformeln, Liebesgrüße und Rätseldichtungen. Selbst feierliche Rechtshandlungen waren von Poesie begleitet: man hatte Eidesformeln, Verbannungsflüche, Gesetzesregeln und Rechtssprüche in poetischer Form.

Und endlich besaßen unsere Vorfahren, teilweise schon als ein Erbteil aus ihrer Urheimat, eine Menge kindlicher Wundergeschichten, die von Königssöhnen und Prinzessinnen, von Riesen, Zwergen und Kobolden, von Feen und Elfen gar merkwürdige Dinge erzählten — die Vorläufer unserer Volksmärchen.

Kein einziges dieser poetischen Ereignisse ist uns in seiner ursprünglichen Gestalt erhalten geblieben. Nur schwache Nachklänge vernehmen wir aus jener Zeit. An der Spitze der altgermanischen dichterischen Hinterlassenschaft stehen die nicht vor dem 9. Jahrhundert aufgezeichneten Eddalieder, Götter- und Heldenlieder, wie sie vorliegen wohl spezifisch skandinavisch, aber trotzdem geeignet, uns von der alten Poesie der Germanen einen Begriff zu geben. Ein Ton aus der deutschen Urzeit klingt uns in den beiden Merseburger Zaubersprüchen entgegen, von denen wir allerdings nur eine erst im 10. Jahrhundert aufgezeichnete Handschrift besitzen (S. 31—34). Und auch unsere Volksmärchen, jahrhundertelang nur von Mund zu Mund fortgepflanzt und erst im vorigen Jahrhundert niedergeschrieben,

*) Geschichte der deutschen Literatur[3]. Berlin 1885, S. 5.

weshalb spätere Zeiten vielfach auf sie abgefärbt haben, beschwören doch noch heute nebst uralten Naturanschauungen Götter und Helden, wenn auch verkappt (Frau Holle = die Göttin Hulda; Dornröschen = die Walküre Brunhilde), insbesondere aber die ganze niedere mythische Welt des germanischen Heidentums, die der Zwerge vor allem, in lustiger Fülle herauf.

Inzwischen waren von den germanischen Stämmen die Goten schon zum Christentum übergetreten. Bei ihnen ist aus dem christlichen Geiste das älteste Denkmal germanischer Sprache und Schrift hervorgegangen, das einzige Erzeugnis, das hinsichtlich seiner Abfassung in diese Zeit zurückreicht: Wulfilas Bibelübersetzung, allerdings kein poetisches, ja nicht einmal ein selbständiges Werk seines Urhebers und doch als Sprachdenkmal von unschätzbarem Werte (S. 1—10).

2. **Das Heldenzeitalter unseres Volkes** (400—800). Die gewaltige Zeit der Völkerwanderung mit ihren ungewöhnlichen, die Gemüter unseres Volkes aufs tiefste aufwühlenden Ereignissen schuf neue hervorragende Heldengestalten, deren Taten nun vom Volke verherrlicht wurden. In diesem Heldenzeitalter unseres Volkes muß die deutsche Dichtung ein neues Leben gewonnen, wohl gar sich zu einer Blüte erhoben haben. Aufs höchste muß damals die dichterische Fähigkeit entwickelt gewesen sein, den Ereignissen und Personen eine ewig gültige Kraft zu geben, unter der sie im Herzen des Volkes fortlebten. Wir dürfen das daraus schließen, daß die gewaltigen Ereignisse dieser Zeit fort und fort von den fahrenden Sängern auf Burgen und Schlössern oder von den Männern des Volkes am prasselnden Herdfeuer gesungen wurden, so daß die Poesien dieser Zeit im 12. und 13. Jahrhundert, mit bedeutenden Veränderungen in der Form, mit geringen des Gehalts, von neuem ihren Platz in unserer Literatur einnehmen konnten (Näheres vgl. S. 22 u. 23).

In ihrer ursprünglichen Gestalt sind uns nur ganz spärliche Reste des germanischen Heldengesanges erhalten — die ganze altgermanische Dichtung ist ja nichts weiter als eine großartige Trümmerwelt —: das Hildebrandslied (S. 14—31) und das angelsächsische Epos Beówulf, beide im 8. Jahrhundert aufgezeichnet. Das letztere schildert die Taten des Geaten- oder Jütenkönigs Beowulf, namentlich seinen siegreichen Kampf mit dem Seeungeheuer Grendel; später tötet der Held einen „Wurm“ d. h. Drachen, muß aber selbst an dessen giftigen Bissen sterben.

3. **Die Zeit der Karolinger** (800—900). Inzwischen hatte das Christentum bei sämtlichen deutschen Stämmen seinen Einzug gehalten. Wenn auch dadurch in gewissem Sinne die nationalen Eigentümlichkeiten geschwächt wurden, so waren doch mit der Herrschaft der alten Götter keineswegs die heidnischen Vorstellungen einer jahrhundertlangen Überlieferung gebrochen; vielmehr lebten dieselben unter den Formen des Christentums vielfach im Volke weiter. Besonders waren es die alten nationalen Gesänge, welche, von Munde

zu Munde gehend, die Verbindung mit der heidnischen Vergangenheit aufrecht hielten. In seiner Achtung vor dem nationalen Wesen ließ Karl d. Gr. jene Lieder aufzeichnen.*) Was indessen der Vater verständig gehegt, ging unter dem Sohne, Ludwig dem Frommen, zugrunde. Von ihm begünstigt, entwickelte die lateinisch geschulte Geistlichkeit in dem an sich gerechtfertigten Bestreben, dadurch den Zusammenhang mit der heidnischen Vergangenheit zu zerreißen, einen gewaltigen Vertilgungseifer gegen die alten heidnischen Lieder, weshalb diese kostbaren Gesänge, wie wir schon oben sahen, bis auf dürftige Reste verloren gingen.

Dagegen empfing nun die Dichtung mit der Erstarkung des Christentums einen christlichen Inhalt, zwar zunächst noch mit Nachklängen heidnischer Vorstellung: so in dem um 800 aufgezeichneten Wessobruner Gebet (S. 35 u. 36) und im Muspilli (S. 36—40) um 870 aufgeschrieben, dann aber sofort sich dem Höchsten zuwendend in den Epen: der Heliand, um 830 gedichtet (S. 41—64), und Otfrieds Evangelienbuch, um 868 vollendet (S. 65—79).

Andere Dichter besangen in dieser Zeit die geschichtlichen Taten der Könige in christlicher Auffassung. Ein solches Lied ist das Ludwigslied, von dem flandrischen Mönche Hucbald (?) gedichtet, das in frischem Jubelton den Sieg Ludwigs III., eines Enkels Karls d. Gr., über die Normannen bei Saucourt (881) besingt. Die Haltung ist völlig geistlich: der König singt ein heiliges Lied, die Seinen antworten mit Kyrieleison.

4. **Die Zeit der sächsischen Herrscher** (900—1000). Als das deutsche Karolingerhaus ausstarb, traten die Sachsen das Erbe der Franken an. Nach innen wie nach außen wurde unser Volk unter der Herrschaft der Ottonen frei und selbständig. Aber so Großes die sächsischen Kaiser auch für Deutschland getan haben und so bedeutend die seit Ottos d. Gr. Kaiserkrönung immer enger werdende Verbindung mit Italien für die deutsche Kultur gewesen ist, die schöne Entwickelung der Dichtung unter den Karolingern geriet zur Zeit der Ottonen ins Stocken.

Es tritt nun die lateinische Poesie in den Vordergrund. Antike Studien wurden nicht nur von Geistlichen, sondern von vielen anderen Gebildeten getrieben, so daß man die heimische Sprache, die nur vereinzelt in der Prosa zu wissenschaftlichen Zwecken angewandt wurde, in den höheren Kreisen vernachlässigte und als „Bauernsprache" verachtete. Am Hofe wie in den Klöstern, sogar in Nonnenklöstern, wurden die alten Klassiker studiert, und Hof- und Klosterdichtung, auch wo sie die heimatliche Geschichte und Sage behandelte, erschien in dem fremdländischen Gehalte.

*) Im 29. Kapitel seiner vita Caroli berichtet uns Einhart darüber. Die Stelle lautet: „Barbarische und sehr alte Lieder, in denen die Taten und Kriege der alten Könige besungen werden, ließ er aufschreiben und überlieferte sie der Nachwelt." (Barbara et antiquissima carmina, quibus veterum regum actus et bella canebantur, scripsit memoriaeque mandavit.)

So entstand um 930 in dem altberühmten Kloster von St. Gallen das in lateinischen Hexametern verfaßte, seinem Inhalte nach jedoch durch und durch deutsche Heldengedicht: Walter von Aquitanien (S. 80—108).

Auch die älteste deutsche Dichterin, die Nonne Rosvitha (Hrôthssûth), die in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts in dem Benedektinerkloster zu Gandersheim lebte, bediente sich ausschließlich der lateinischen Sprache. Nicht ohne Geschick dramatisierte sie um 980 sechs Heiligengeschichten nach dem Muster und doch als Gegnerin des römischen Komikers Terentius († 159 v. Chr.) und dichtete ein Loblied auf die Taten Ottos I., des Oheims ihrer Äbtissin Geriberga, in gewandten Hexametern.

In demselben Versmaß, aber mit Reimen verziert, so daß Zäsur und Versschluß reimen (z. B. Ecbasis 106: Talibus a culpis facta est expulsio vulpis), in sog. leoninischen Hexametern, schrieb schon um 940 ein Mönch in Toul die Ecbasis captivi (Flucht des Gefangenen), die älteste Tiersage, worin unter dem Bilde eines Kalbes, das dem sicheren Stall entschlüpft ist, ein dem Kloster entronnener Mönch verspottet wird. Der wichtigste und ausgedehnteste Teil der Dichtung ist eine eingeflochtene Erzählung des Wolfes, die von den Ursachen seiner Feindschaft mit dem Fuchse handelt und in der der Kern zu erkennen ist, aus dem sich eine seit dem 12. Jahrhundert besonders gepflegte Abart der epischen Dichtung, das Tierepos, entwickelt hat.

Etwas später, um 1030, entstand in dem bayerischen Kloster Tegernsee der „erste Sittenroman der Weltliteratur", Ruodlieb, auch in gereimten Hexametern geschrieben. Ruodlieb, früh vaterlos und unbeschützt, hat seine Heimat verlassen und ist in den Dienst des Königs von Afrika getreten. Nachdem er ihm zehn Jahre treu gedient, erhält er zum Abschied zwei Brote, von denen er eines bei seiner Mutter, das andere aber erst an seinem Hochzeitstage anschneiden soll, dazu noch zwölf goldene Lehren, die er durch seine Erfahrungen als wertvoll erprobt. Schließlich wird Herburg, die Erbin eines mächtigen Reiches, seine Gemahlin. Die abenteuerlichen Schicksale des Helden deuten bereits auf die später durch die Kreuzzüge aufblühende ritterliche Poesie. Zugleich finden sich hier auch die ersten leisen Spuren des erwachenden Minnegesanges. Eine vornehme Dame sendet dem Ruodlieb einen zarten Liebesgruß, in dem sich deutsche Worte unter die lateinischen mischen: „Holdes sage ihm so viel, als Blätter stehen auf den Bäumen, Liebes so viel, als Lieder singen die Vögel, Ehrendes so viel, als Blumen entsprossen der Wiese."

Im Volke lebte indessen die deutsche Dichtung fort. Auf dem Lande und in den Städten wurde gesungen, was sich von der Heldensage erhalten, und manches neue kam hinzu und vererbte sich dann als Volkslied auf die Nachkommen. Die Namen der dichtenden Sänger und der die Lieder mit Saitenspiel vortragenden Spielleute blieben ungenannt und unbekannt.

5. **Die Zeit der salischen Herrscher** (1000—1100). Die sturmbewegte Zeit der salischen Könige wirkte vielfach schädlich auf die Literatur ein. Der Sinn für dieselbe sank; viele Klöster wurden zerstört, das heilige Feuer erlosch an vielen Stellen, wo es lange geleuchtet hatte. Dafür hebt sich aber langsam der Sinn für die deutsche Sprache; die Geistlichen, die noch immer die Literatur beherrschen, beginnen wieder sich ihrer mehr zu bedienen. Dieser neue Aufschwung zeigt das Althochdeutsche schon sehr stark im Übergange zum Mittelhochdeutschen und dient diesem geradezu als Vorbereitung. Die Stoffe sind ausschießlich kirchliche, da die Kirche mit ihren Reformbestrebungen (Gregor VII.) die deutsche Laienwelt für ihre Zwecke zu begeistern suchte.

Für die große Pilgerfahrt ins heilige Land schrieb der Bamberger Scholastikus Ezzo ein strophisches Gedicht, das vom Sündenfall ausgeht und in einem Jubelgesang über die Erlösung durch Christus gipfelt. Die tiefempfundene Dichtung ergriff die Zeitgenossen mächtig.

Andere feierten die Mutter des Heilandes in epischen und lyrischen, oft sehr lieblichen Marienliedern.

Ein fränkischer Geistlicher verfaßte um 1080 das Annolied, einen Abriß der Weltgeschichte, der mit der Verherrlichung Kölns und seines großen Bischofs Anno († 1075) schließt und sich hier zum echten Dichterschwunge erhebt.

So erscheinen Vorboten einer neuen eigentümlichen Entwickelung, die nach vorübergehendem Herabsinken in den letzten Unglücksjahren Heinrichs IV. und der nüchternen Zeit des letzten Saliers rasch zu einer hohen Blüte führt.

Literatur.

J. Kelle: Geschichte der deutschen Literatur bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts. Berlin 1892.

Paul Piper: Die älteste deutsche Nationallitteratur bis um das Jahr 1050. Stuttgart 1882.

Ferd. Khull: Geschichte der altdeutschen Dichtung. Graz 1886.

W. Golther: Geschichte der deutschen Literatur von den ersten Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters. Stuttgart 1892.

E. Sievers: Altgermanische Metrik. Halle 1898.

R. M. Meyer: Die altgermanische Poesie nach ihren formelhaften Elementen. Berlin 1869.

J. Grimm: Deutsche Mythologie⁴. 8 Bde. Berlin 1875—78.

E. H. Meyer: Germanische Mythologie. Berlin 1891.

E. H. Meyer: Mythologie der Germanen, gemeinschaftlich dargestellt. Leipzig 1895.

W. Golther: Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig 1895.

E. Mogk: Germanische Mythologie. Straßburg 1898.

Edda: Übersetzung von H. Gering. Leipzig 1892 — von Hans v. Wolzogen. Leipzig, Reclam.

Merseburger Zaubersprüche: S. Seite 84.

Wulfila: S. Seite 9.

W. Grimm: Die deutsche Heldensage[3]. Gütersloh 1889.
O. L. Jiriczek: Deutsche Heldensagen. Bd. 1. Straßburg 1898.
B. Symons: Germanische Heldensage. Straßburg 1898.
A. Maßmann: Die deutsche Heldensage. 2 Bde. Hannover 1868.
Hildebrandslied: S. Seite 80.
Beowulf: Aus dem Altsächsischen von Hans v. Wolzogen. Leipzig, Reclam.

L. Traube: Karolingische Dichtungen. Berlin 1888.
Wessobrunner Gebet: S. Seite 86.
Muspilli: S. Seite 40.
Heliand: S. Seite 64.
Otfrieds Evangelienbuch: S. Seite 79.
Ludwigslied: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert, von Möllenhoff und Scherer[3]. Nr. XI. Berlin 1892.

Walter von Aquitanien: S. Seite 108.
Ecbasis captivi: Herausgegeben von E. Voigt in: Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, 8. Heft. Straßburg 1874.
Hrotsvith: Werke, herausgegeben von P. Winterfeld. Berlin 1902; Übersetzung von Bendixen. Altona 1850—58 — von Ottomar Pilz. Leipzig, Reclam.
Ruodlieb, herausgegeben von F. Seiler. Halle 1882 — Übersetzung von M. Heyne. Leipzig 1897.

Annolied: herausgegeben von J. Kehrein. Frankfurt a. M. 1865 — Übersetzung von Alb. Stern. Leipzig, Reclam.
Ezzolied: Denkmäler deutscher Poesie und Prosa aus dem 8.—12. Jahrhundert, von Müllenhoff und Scherer[3], Nr. XXXI. Berlin 1892.

Zweites Buch.

Die mittelhochdeutsche Zeit.

Erster Abschnitt.

Epische Dichtungen.

I.

Das Nibelungenlied.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 142ff.

Dreihundert Jahre hatte die deutsche Dichtung in der Ungunst der Zeiten geruht. Dem Dornröschen des Märchens gleich hatte sie geschlafen und harrte des Erwachens. Da im Zug einer großen neuen Zeit, während der glanzvollen Regierung der Staufer, erhob sie sich in wunderbarer Frische. Ein Singen und Klingen begann, ein Brausen und Rauschen der Poesie, wie Deutschland es noch nie vernommen. Es wallete und wanderte von Burg zu Burg, von Hof zu Hof das Lied, der Gesang der Ritterzeit.

Was in den Gemütern der Besten lebte, das schlug heraus als eine lichte Sangesflamme und pflanzte sich zündend fort vom Herzen zum Herzen.

Der Dichter dieser ritterlichen Periode wurzelt mit seinen Erinnerungen und Anschauungen noch tief im Heidentum. Wohl hat das Christentum die Herzen veredelnd angehaucht, wohl spürt man die Wirkung der idealen Lehre; aber Heldenkraft und Heldenweise sind noch so ausgiebig vorhanden wie vor tausend Jahren. Draufgehen, Dreinschlagen, Kriegen und Siegen ist des Mannes Element. Gibt's keine Fehde, so sucht man Abenteuer; mangeln diese, so müssen in den Wäldern Eber, Bär, Auerochs und Elen herhalten. Je gefährlicher der Kampf, desto besser. Blut ist ein wunderbarer Saft!

Seine Waffen sind des Mannes Stolz, prächtig verziert, blinkend von kostbaren Steinen. Das Schwert erhält einen besonderen Namen. Siegfried hat seinen „Balmung", der Cid seine „Tizonada". Die altdeutsche Treue gegen den Lehnsherrn lebt noch, sie wird verklärt durch die Treue zum himmlischen König.

Wie in einem Spiegel sehen wir in den Dichtungen dieser Zeit die ganze Weltanschauung des Ritters, was ihn lockt, reizt, anzieht, gefällt, die Seele belebt, die Phantasie erfüllt; darum müssen

diese Gesänge zunächst volkstümlich heldenhaft erscheinen und in ihrer Zusammenfassung als **epische Dichtungen**, als Epos in die Literatur treten.

Fast immer knüpft der Sänger an die Sagen der Vorzeit an, die urwüchsige Heidenkraft taucht noch einmal empor und wird vergoldet von der Sonne der neuen Zeit. Altgermanisches Heidentum und christliches Rittertum erscheinen wunderbar verschlungen und durchdrungen in den epischen Volksgesängen der Nation.

Aber diese Männer der Heldenlieder voll Kraft und Mark und Riesenstärke haben gleichwohl ein Herz im Busen, weich wie Wachs, das vor edlen Frauen in Liebe hinschmilzt.

Dagegen zeigen die Jungfrauen und Frauen neben dem minniglichen einen heldenhaften Zug; voll der zartesten Empfindungen begehren sie doch dem stärksten und tapfersten Recken anzugehören. Ist dieser gefunden, so gehen sie in ihm in holdester Hingabe auf, ihre Liebe dauert über Tod und Grab.

So ist der ernste, harte Stamm des Epos umwunden von Efeugrün und von der Rosenglut schöner Gefühle.

Ein heidnischer Zug, sagten wir, geht durch die Heldenlieder. Wohl sehen wir im Hintergrunde der Bilder den Münster, der fromm betreten wird; den Kaplan, der einen Ritterzug begleitet; man betet in der Not zum gewaltigen Christengott; — aber auch Meerweiber schweben in den Nebeln über den Fluten, geheimnisvolle Schwäne schwimmen heran, der Drache fehlt nicht, dessen Blut unverwundbar macht, Riesen und Zwerge treiben ihr Wesen, und übernatürliche Zaubermittel verleihen Erfolge und Siege. Irdisches Glück suchen die handelnden Personen, so daß, wenn es gestört wird, die furchtbarste Rachsucht das einst so sanfte und milde Herz erfüllt, die süßeste Liebe in bittersten Haß umschlägt.

Zwei solcher Heldengedichte sind uns aus grauer Zeit erhalten geblieben.

Das wertvollste derselben, eine wahre Perle des deutschen Heldengesanges, ist das Lied von der Nibelunge nôt, von dem Johannes Müller hoffte, daß „es eine nordische Ilias werden könne“, während August Wilhelm v. Schlegel den Wunsch aussprach, „jede höhere Schule möge das Buch neben die Bibel stellen.“

I. Darbietung.

1. Die Sprache und Metrik des Nibelungenliedes.

A. Ein Anschauungsbeispiel (Präparation zu einigen Strophen der 1. Aventiure).

a) Text.

1. Uns ist in âlten maérén[1]) wúnders vil geseit[2])
von héleden[3]) lóbebaérén von grô'zer ârebeit
von fröuden, hô'chgezî'tèn[4]) von weinen únd von klâgen
von küéner récken[5]) strî'tén muget ir nu wúnder hœren sâgen.

2. Ez wuôhs in Burgóndén[1]) ein vil édel[2]) mágedî'n,[3])
dáz in állen lándèn niht schóeners móhte sî'n,
Kriemhílt geheizèn: si wárt ein scóene wî'p
dar úmbe múosen[4]) dégenè[5]) vil verliesen[6]) den lîp.[7])
4. Ir pflâ'gen[1]) drîe kúnegè édel únde rî'ch,
Gúnther únde Gê'rnô't die récken lóbelî'ch
und Gî'selhér der júngè ein ûź erwélter[2]) dégen.
diu froúwe[3]) wás ir swéstèr die fúrsten héten's[4]) in ír pflégen.
13. In disen hô'hen ê'rén troúmte Kriemhilde,
wi si zúge einen válkén, stárc scóen unde wildè
den ir zwên[1]) áren[2]) erkrúmmèn[3]) daz si daz múoste séhen:
ir enkúnde[4]) in dírre[5]) wérldè[6]) leider nimmèr gescéhen.
14. Den troúm si dô ságetè ir múoter Uótèn,
sine kúndes[1]) niht bescéidèn[2]) báz[3]) der gúotèn:
„der válke dén du ziúhést[4]) daz ist ein édel mán:
in wélle[5]) Gót behúetèn, du múost in sciére[3]) vlóren[7]) hâ'n.[8])
15. Waz ságet ir mir von mánnè, vil liebiu[1]) múoter mî'n?
â'ne[2]) réken mínnè[3]) sô wíl ich immer sî'n.
sus[4]) scoéne ich wíl belî'bèn[5]) únz[6]) an mî'nen tô't,
daz ich von mánnes mínnè sól gewinnen[7]) nimmer nô't.
16. Nu versprích[1]) ez niht ze[2]) sê'rè sprách ir múoter dô',[3])
soltu[4]) immer hérzenlî'chè[5]) zer wérlde wérden[6]) vrô',
daz[7]) gesciht von mánnes mínnè, du wirst ein scóene wî'p,
ób dir gót gefúegèt[8]) eins réhte gúoten ritters lî'p.
17. „Die réde lâ't belî'ben[1]) vil liebiu froúwe mî'ń;
ez ist an mánegen[2]) wíbèn[3]) vil dícke[4]) wórden scî'ń[5])
wie liebè mit leidè ze júngest[6]) lônen kán,
ich sól si mî'den[7]) beidè son[8]) kán mir nimmer missegân.[9])

b) Präparation.*)

Vorbemerkung: Die Akzente zeigen die Hebungen an, und zwar der Akut (´) den Hauptton, der Gravis (`) den Nebenton. Die Nibelungenstrophe zerfällt in 4 Verse zu je zwei Halbzeilen. Die erste Halbzeile hat jedesmal 4, die zweite 3 Hebungen, nur die letzte Halbzeile hat 4 Hebungen. Die Senkungen werden nicht gezählt. Eine oder mehrere Senkungen vor jeder ersten Hebung bilden den Auftakt. Der Reim ist stets männlich (Paarreim); zwei kurze Silben, wie klagen, sagen werden verschleift und als eine schwere Silbe gerechnet.

Wie das Mhd. zu lesen ist, darüber vergl. weiter unten B: Abriß der mhd. Laut- und Formenlehre.

Str. 1. [1]) maere, ahd. mâri = Erzählung (davon nhd. Märchen).

[2]) geseit, zusammengezogen aus gesaget, so wird häufig oge in oi, age, ege, ede in eit zusammengezogen, voit, jeit, eislich, reiten für voget (von lat. vocatus = der Gerufene, der Schützer, Richter: Vogt), jaget = Jagd mhd. neutrum, egeslich = schrecklich, redeten.

*) Nach: Martin-Vorbrodt, Schulgrammatik der deutschen Sprache.[11] Breslau 1908.

³) helt, ahd. helid = Held.
⁴) hôchgezît = hohe Zeit, Festzeit.
⁵) reke (recke) von mhd. rechen = verfolgen, = der Verfolgte, Verbannte, dann der Kriegsmann.

Str. 2. ¹) in Burgund. Die Länder werden im Mhd. durch den Namen ihrer Bewohner bezeichnet, entweder durch eine Umschreibung mit diesem im Gen. und lant: der Burgonden lant, oder durch ze oder in mit dem Dat.: ze Sahsen, ze Priuzen.
²) Die attributiv gebrauchten Adjektive werden sehr oft unflektiert gebraucht. edel geht nur auf die Abstammung, nicht auf die Gesinnung.
³) = Mägdlein, von maget, zusammengezogen meit: Magd, Maid.
⁴) = mußten, Ind. der Vergangenheit, von müezen = müssen.
⁵) degen, ursprünglich = Knabe, dann Held. Das Wort ging verloren, wurde aber durch Uhland wieder eingeführt. Degen = Schwert, von franz. dague.
⁶) = verlieren, Ablautreihe verliesen, verliuse, verlôs (wir) verlurn, Part. verlorn.
⁷) lîp = Leib, Leben.

Str. 4. ¹) von pflegen, pflige, pflac, Pl. pflâgen, gepflegen = pflegen, mit etwas zu tun haben, sich jemandes annehmen.
²) ûz erwelt, auserwählt, vortrefflich, tapfer.
³) = Frau, wird auch frowe, vrowe, vrouwe geschrieben; die Aussprache bleibt aber dieselbe.
⁴) hatten sie; hete wird gleichbedeutend neben hâte gebraucht. Die Zusammenziehung des Zeitworts mit einem folgenden Fürwort ist häufig, so waerer = wäre er, kusten = kuste in, vander = vant er.

Str. 13. ¹) zwêne, zwo, zwei, die drei Geschlechter von 2. Die Grundzahlwörter werden im Mhd. noch dekliniert, z. B. Nom.-Akk. viere, neutrum vieriu, Gen. vierer, Dat. vieren.
²) ar = Adler (adel — ar = Edel — Ar); ar dekliniert schwach, hat also in allen Fällen außer dem ersten der Einzahl arn.
³) Vergangenheit von erkrimmen = mit den Krallen zerhauen.
⁴) en ist Verneinung, kunde = konnte, von kunnen = können, verstehen. Die Verneinung wird wie hier mit dem folgenden Wort verbunden oder in der Form ne mit dem vorhergehenden verbunden: sine = sie nicht. Sehr häufig wird die Verneinung zu ihrer Verstärkung doppelt bezeichnet, so hier: enkunde — nimmer (aus ne — iemer = nicht — jemals).
⁵) dirre = dieser, 3. Fall Fem. von dirre, disiu, ditze oder ditz.
⁶) von werlt = Welt, ahd. werald (von wer = Mann [Wergeld = Lösegeld für einen Mann, Werwolf = Mannwolf, Mann, der sich in einen Wolf verwandeln kann] und alt, also eigentl. Mannesalter, dann Zeitalter, Menschheit, Erde, Welt).

Str. 14. 1) kundes = kunde es, konnte es.

2) = zerteilen, auseinandersetzen, erzählen.

3) Kompar. von wol = besser, Umstandswort.

4) ziuhe, zôch, (wir) zugen, gezogen, ziehen = ziehen.

5) wolle, Konj. der Gegenwart von wellen = wollen.

6) = sogleich, bald.

7) = verloren. Das er ist weggelassen: Synkope (siehe Str. 2 6).

8) hân zusammengezogen aus haben.

Str. 15. 1) Weibliche Form: lieber, liebiu, liebez.

2) = ohne, aus â ist im Nhd. häufig ō geworden.

3) minne, urspr. Erinnerung, dann Liebe. Seit dem 15. Jahrhundert nahm es verächtlichen Sinn an und kam außer Gebrauch; im 19. Jahrhundert wieder belebt. liebe im Mhd. = Freude, Lust.

4) = so.

5) = bleiben, Ablautreihe: belîbe, beleip, beliben, beliben.

6) = bis.

7) gewinne, gewan, (wir) gewunnen, gewunnen.

Str. 16. 1) versprechen = abreden, ablehnen. Die Ablautreihe von sprechen ist: spriche, sprach, wir sprâchen, gesprochen.

2) ze oder zuo = zu.

3) dô = da, wenn von Zeit oder Grund die Rede ist.

4) Zusammenziehung aus solt du; 1. Person sol, ein sogen. Praeteritopraesens, d. i. ein Zeitwort, das in der Gegenwart die Form der Vergangenheit hat; ebensolche Zeitwörter sind, ich darf, kan, mac, muoz, tar (von türren = wagen), weiz (von wizzen = wissen).

5) = herzlich, Umstandswort; die Umstandswörter werden von den Eigenschaftswörtern durch Anhängung von e (ahd. o) gebildet, so rehte von reht, sêre von sêr (= Schmerz) also mit Schmerzen, sehr.

6) Ablautreihe: wirde, wart, (wir) wurden, worden.

7) daz, das Frohwerden.

8) füegen, ein schwaches Verbum = verbinden, zufügen; die schwachen Zeitwörter fügen in der Vergangenheit ein t zwischen Stamm und Endung.

Str. 17. 1) = bleiben, Ablautreihe s. Str. 15 5.

2) von manec, daneben kommt manic vor = manch.

3) = Weibern, Frauen. wîp, ist ein dekliniertes Neutrum. Die vier Fälle der Mehrzahl heißen: wîp, wîbe, wîben, wîp. Die heute viel gebrauchte mehrzahlbildende Silbe er (ahd. ir), die Umlaut bewirkt (Mann — Männer), war im Mhd. nicht häufig, im Ahd. sehr selten. Ursprünglich war sie ein Bildungszeichen von geschlechtslosen Wörtern (Neutra), das aber schon im Ahd. aus der Einzahl verschwunden war.

4) = oft.

5) = offenbar.

6) = zuletzt (von junc, vergl. jüngster Tag = letzter Tag.

[7]) **meiden**, Ablautreihe: mîde, meit, (wir) miten, gemiten.
[8]) = so — ne, so nicht.
[9]) = **übel ergehen**. Die Ablautreihe von gân ist: gange, gienc, (wir) giengen, gegangen. Es gehört zu den ursprünglich reduplizierenden Verben. Im Ahd. zerfielen diese in zwei Klassen, solche mit ê und solche mit eo oder io in der Vergangenheit, im Mhd. sind sie zusammengefallen und bilden die Vergangenheit mit ie.

B. Abriß der mittelhochdeutschen Laut- und Formenlehre.

a) Lautlehre.

1. **Vokale.** Die **einfachen Vokale** sind entweder kurz — geschrieben: a, e, i, o, u, oder lang — geschrieben â, ê, î, ô, û. Die Länge wird also durch den Zirkumflex bezeichnet.

Die **Diphthonge** werden natürlich nur lang gesprochen:
ei;
ou, gesprochen wie au, aber mehr nach o hin, also dumpfes au;
öu, gesprochen wie unser eu;
ie, gesprochen wie i mit nachklingendem kurzen e;
uo, „ „ u „ „ „ o;
üe, „ „ ü „ „ „ e.

Die **Umlaute** sind entweder kurz — geschrieben: ö, ü, oder lang — geschrieben: ae, oe, iu (sprich ü).

Der Umlaut entwickelte sich unter dem Einfluß eines ursprünglich folgenden i oder î der Ableitungs- oder Flexionssilbe, auch wenn diese Vokale im Mhd. oder Nhd. in e abgeschwächt oder ganz ausgefallen sind.

Es wird meist
a zu e (nhd. ä): kraft, krefte; â zu æ: gâben, gæbe.
o zu ö: mohte, möhte; ô zu œ: rôr, rœre.
u zu ü: für (ahd. furi), tür (ahd. turi); û zu iu: brût, briute.

(**I-Umlaut**. Vgl. Kraft, kräftig; Rom, römisch; Rohr, Röhricht; Graf, Gräfin.)

Durch ein ursprünglich folgendes i der Endung wird ferner e zu i: gëben, gibt (ahd. gëban, gibit); geberen, gebirt. (Vgl. Erde, irden; Herde, Hirte; Berg, Gebirge; Feld, Gefilde.)

Durch ein ursprünglich folgendes a der Endung wird u zu o, iu zu ie, auch i zu e **gebrochen**: wir buten, geboten, er biutet, bieten (ahd. butum, gibotan, biutit, biotan); quec, erquicken. (Vgl. voll, füllen; Zorn, zürnen. **A-Umlaut**.)

Der **Diphthong** ei ist oft durch Zusammenziehung mit age, ege entstanden, z. B. geseit, aus gesaget, meit aus maget, gein aus gegen.

e **nach kurzer Stammsilbe** ist stumm, d. h. nicht hörbar, z. B. legen (spr. legn, einsilbig), sagen (spr. sagn), nach langer tonlos, aber doch hörbar z. B. frâgen (also zweisilbig).

Ein auf ein stummes e folgendes e der nächsten Silbe ist tonlos, z. B. sagete (spr. sagte), ein auf ein tonloses e folgendes e der nächsten Silbe ist stumm, z. B. isenes (spr. isens).

Stummes e fällt häufig aus, besonders nach l und r, z. B. zaln, varn, auch das tonlose, z. B. teil(e)te.

Unterschiede zwischen Mhd. und Nhd.

Mhd. ou entspricht nhd. au, z. B. boum, ouge, Baum, Auge.
„ î „ „ ei, z. B. mîn, dîn, mein, dein.
„ û „ „ au, z. B. bûch, brûn, Bauch, braun.
„ iu „ „ eu, äu, z. B. tiure, vriunt, teuer, Freund. hiuser, miuse, Häuser, Mäuse.
„ öu „ „ eu, äu, z. B. vröude, böume, Freude, Bäume.

Mhd. trägen, klägen, sägen (kurz zu sprechen) entspricht dem Nhd. trägen, klägen, sägen. (Die kurzen Vokale des Mhd. dürfen also nicht nach dem Nhd. lang ausgesprochen werden.)

Mhd. ie ist stets getrennt, nie wie im Nhd. als langes i zu sprechen; also die = di-e, Kriemhilt = Kri-emhilt.

2. Konsonanten. Die Aussprache der Konsonanten weicht im allgemeinen von der neuhochdeutschen nicht ab.

k und c, sowie f und v sind verschiedene Zeichen für einen und denselben Laut und wechseln ziemlich willkürlich miteinander; z. B. vrouwe, frouwe (Str. 4[3]), valken, slave (Str. 13); c ist wie k zu lesen.

z ist als stimmloses s zu lesen, wenn im Nhd. das entsprechende Wort ß, ss, s, sch zeigt, sonst als z (ts), z. B. grôzer, daz, hirz = größer, das oder daß, Hirsch. Im Anlaute ist z immer = z, z. B. zît, zwên = Zeit, zwei. Die Verdoppelung des z wird im Inlaute nach kurzen Vokalen zz geschrieben: gesezzen.

h wird am Ende eines Wortes, sowie vor t und s und nach l und r wie ch gesprochen, z. B. sah = sach; mohte = mochte, vürhten = fürchten.

Über die Veränderung der Konsonanten ist zu merken: Wenn ein weicher Verschlußlaut in den Auslaut tritt, so wird er zum harten: wîbes, wîp (Str. 17, 3) lande, lant; pflege, pflac (Str. 4, 1); — lîp, lîbes; wint, windes; tugent, tugende; helt, helden; — ligen, lac; künec, künege. Im Auslaute erscheint also nur harter, im Inlaute weicher Verschlußlaut. Wenn infolge von Zusammensetzungen der Verschlußlaut im Wortinnern vor einen stimmlosen anderen Laut tritt, so wird er ebenfalls stimmlos, z. B. wintspil, Windhund, wintsbrût, Braut des Windes, aber: windeo, windig; — wîpheit, Weiblichkeit, aber: wîbin, weiblich.

Doppelkonsonanz findet nur im Inlaut vor einem Vokale statt, z. B. vosses, grimme, brennen, also nicht im Auslaute, z. B. vos, grim, und im Inlaute nicht, wenn ein Konsonant folgt, z. B. brante.

Im Inlaute werden d und z vor t oft zu s, z. B. last, laden; muost, ich muoz; ch, k und g werden zu h, z. B. dahte, denken; mohte, mugen; t nach einer Liquida oft zu d, z. B. kante und kande, solde, troumde.

Unterschiede zwischen Mhd. und Nhd.

Mhd.	v	entspricht nhd.	f (v),	z. B. volle, Fülle.
„	z	„ „	ß, ss, s, sch oder z,	z. B. daz, daß, zît, Zeit.
„	sl, sw	„ „	schl, schw,	z. B. slac, Schlag, swîn, Schwein.
„	h	„ „	ch,	z. B. wehsel, Wechsel.
„	tw, dw	„ „	zw,	z. B. twingen, zwingen.

Der Unterschied zwischen In- und Auslaut ist im Nhd. aufgegeben, vgl. nhd. Tag, Namen, brannte.

Doppelkonsonanz im Inlaute tritt im Nhd. nach kurzer Stammsilbe ein, z. B. mhd. genomen, nhd. genommen.

b) Formenlehre.

1. Deklination.

1. **Die Substantive.** Wie das Nhd., so unterscheidet auch das Mhd. eine starke und eine schwache Deklination. Die Stämme der starken oder vokalischen Deklination gingen ursprünglich auf einen Vokal aus, die der schwachen auf einen Konsonanten.

a) Starke Deklination.

		Maskulinum		Femininum		Neutrum	
		ohne, Umlaut	mit	ohne, Umlaut	mit	ohne, Umlaut	mit
Sing.	Nom.	tac	gast	zal	kraft	wort	lamp (Lamm)
	Gen.	tages	gastes	zal	krefte	wortes	lambes
	Dat.	tage	gaste	zal	krefte	worte	lambe
	Akk.	tac	gast	zal	kraft	wort	lamp
Plur.	Nom.	tage	geste	zal	krefte	wort	lember
	Gen.	tage	geste	zaln	krefte	worte	lember
	Dat.	tagen	gesten	zaln	kreften	worten	lembern
	Akk.	tage	geste	zal	krefte	wort	lember

Eigennamen haben im Akk. auch en: Sîfriden, Gunthern.

vater, brouder, muoter, swester, tohter erhalten im Sing. kein Kasuszeichen, im Dativ Plural nur -n.

b) Schwache Deklination.

		Maskulinum	Femininum	Neutrum
Sing.	Nom.	bote	zunge	herze
	Gen.	boten	zungen	herzen
	Dat.	boten	zungen	herzen
	Akk.	boten	zungen	herze

Plur.	Nom.	boten	zungen	herzen
	Gen.	boten	zungen	herzen
	Dat.	boten	zungen	herzen
	Akk.	boten	zungen	herzen

Neutra sind nur herze, ôre, ouge, wange.

Weibliche Eigennamen auf e gehen nach der schwachen Deklination, z. B. Hilde, Hilden; die auf -hilt, -gunt, -lint, -rûn ausgehenden haben im Gen., Dat. und Akk. oft -e, wie -hilde, -gunde, -linde.

Abweichungen vom Nhd.

Die Neutra bilden den Plural ohne Endung: daz wort, diu wort. Daneben tritt die Endung er ein: daz rat, diu reder.

Die Feminina wie gâbe, zît sind im Plur. noch nicht schwach, sondern lauten gâbe, gâben, gâben, gâbe; zîte, zîten, zîten, zîte.

Die schwachen Feminina wie frouwe und Neutra wie herze gehen auch im Sing. schwach: frouwen, herzen.

2. **Die Adjektive.** Auch beim Adjektiv wird starke und schwache Deklination unterschieden; außerdem kann es ohne alle Flexion stehen.

Die starke Deklination tritt ein, wenn das Adjektiv attributiv ohne Artikel steht:

Sing.	Nom.	blind-er	blind-iu	blind-es
	Gen.	-es	-er	-en
	Dat.	-em (e)	-er	-em
	Akk.	-en	-e	-ez
Plur.	Nom.	-e	-e	-iu
	Gen.	-er	-er	-er
	Dat.	-en	-en	-en
	Akk.	-e	-e	-iu

Die schwache Deklination, die eintritt, wenn vor dem Adjektiv der Artikel steht, ist gleich der schwachen Substantivdeklination.

Die unflektierte Form wird gebraucht, wenn das Adjektiv hinter dem Substantiv steht.

Die Steigerung der Adjektive erfolgt durch Anhängung von -er im Komparativ, von -est im Superlativ. Die Deklination ist dieselbe wie beim Positiv.

Unregelmäßige Formen sind:

guot (Adv. wol)	bezzer (Adv. baz)	bezzist, best
übel (böse)	wirser (Adv. wirs)	wirs(es)t
michel (groß)	merre, mêrer, mêr, mê	meist
lützel (klein)	minner, minre, min	min(ne)st

Die Steigerung der Adverben erfolgt wie bei den Adjektiven, aber ohne Umlaut, z. B. langer, langest.

Abweichungen vom Nhd.:

Nom. Sing. Fem. stark endigt auf iu: schoeniu maget. Neutr. im Nom. und Akk. Sing. ez: guotez wort. Plur. iu: guotiu wort.

Akk. Sing. Fem. schwach endet auf en: die shoenen maget.

3. **Das Pronomen.** Das persönliche Pronomen:

a) Das geschlechtslose persönliche Fürwort.

Sing.	Nom.	ich	dû (du)	—
	Gen.	mîn	dîn	sîn
	Dat.	mir	dir	—
	Akk.	mich	dich	sich
Plur.	Nom.	wir	ir	—
	Gen.	unser	iuwer	—
	Dat.	uns	iu	—
	Akk.	unsich (uns)	iuch	sich.

Die fehlenden Kasus der 3. Person werden durch die entsprechenden Kasus des geschlechtigen persönlichen Fürworts ersetzt.

b) Das geschlechtige persönliche Fürwort.

Sing.	Nom.	er	siu (sî, si)	ez
	Gen.	—	ir	es
	Dat.	ime (im)	ir	ime (im)
	Akk.	in	sie (sî, si)	ez
Plur.	Nom.	sie (sî, si)	für alle Geschlechter, doch im Neutrum. Nom. und Akk. häufig siu.	
	Gen.	ir		
	Dat.	in		
	Akk.	sie (sî, si)		

Das Possessivum ist gebildet aus dem Gen. mîn, dîn, sîn, unser, iuwer, ir und wird dekliniert wie das starke Adjektiv; also mîner, mînin, mînes.

Das Demonstrativum:

a) Das einfache Demonstrativum der, diu daz, das zugleich als bestimmter Artikel und als Pronomen relativum dient.

Nom.	der	diu, die	daz	die	die diu
Gen.	des	der (e)	dez	der	für alle 3 Geschlechter.
Dat.	dem (e)	der (e)	dem (e)	den	
Akk.	den	die	daz	die	die diu

b) Das spezielle, in die Nähe herweisende Demonstrativum.

Sing.	Nom.	dirre	disiu	diz (ditze)
	Gen.	dises	dirre	dises
	Dat.	diseme	dirre	diseme
	Akk.	disen	dise	diz (ditze)
Plur.	Nom.	dise	dise	disiu
	Gen.	dirre	für alle 3 Geschlechter.	
	Dat.	disen		
	Akk.	dise	dise	disiu

c) Das spezielle, in die Ferne hinweisende Demonstrativum.

Sing.	Nom.	jener	jeniu	jenez
	Gen.	jenes	jenere	jenes
	Dat.	jeneme	jenere	jeneme
	Akk.	jenen	jene	jenez
Plur.	Nom.	jene	jene	jeniu
	Gen.	jenere	für alle 3 Geschlechter.	
	Dat.	jenen		
	Akk.	jene	jene	jeniu

Ebenso wird flektiert: selber, selbiu, selbez.

Die Interrogativa: wer, waz wird dekliniert wie der Artikel; weder (welcher von beiden); welich, welch, welh, wel (was für ein) deklinieren wie das starke Adjektiv.

Relativa eigentlicher Art gibt es nicht; an Stelle derselben treten der, diu, daz; swer, swaz; swelch, swelher (jeder welcher); sie deklinieren wie der, wer, welich.

Indefinita sind dehein, dekein (keiner); ieman, iemen; nieman, niemen; manec, manc (mancher); iht (irgend etwas und nichts; im letzteren Falle oft verstärkt zu nihtes-niht).

Die Verneinung wird ausgedrückt durch die Negationen -ne (ne wird stets an das unmittelbar vorhergehende Wort angehängt: ichne vernam, ich vernahm nicht)). und en (en tritt immer vor das unmittelbar folgende Wort: er enkam, er kam nicht). Oft findet sich Verdoppelung, z. B. sine kundes niht bescheiden.

4. Das Zahlwort ein, flektiert einer, einiu, einez; — zwêne, zwô, zwei, flektiert Mask. zwêne, zweier, zwein, zwêne, Fem. zwô, zweier, zwein, zwô, Neutr. zwei, zweier, zwein, zwei; — drî, flekt.: Mask. drî, drîer, drin, drî; Fem. drî, drîer, drin, drî; Neutr. driu, drîer, drin, driu.

5. Das Adverb wird aus dem Adjektiv gebildet durch Anhängung von e, z. B lanc, lange; hôch, hôhe.

Die Steigerung erfolgt wie bei den Adjektiven, jedoch ohne Umlaut, z. B. langer, langest.

2. Konjugation.

Im Mittelhochdeutschen sind die Stammformen:

1. Die erste Person des Sing. im Präsens;
2. Die erste Person des Sing. im Präteritum;
3. Die erste Person des Plur. im Präteritum;
4. Das Partizipium des Präteritums.

Die Verba sind stark (sie bilden das Prät. durch eine Veränderung des Stammvokals, Ablaut) oder schwach (sie bilden das Prät. durch Anhängung der Silbe te, und das Part. Prät. geht auf t aus).

1. Die starke Konjugation.

Ablautreihen.

	Präsens	Prät. Sing.	Prät. Plur.	Part. Prät.		
1.	hilfe	half	hulfen	geholfen	(i, a, u, o u. u)	Ablautende Verben
2.	nim	nam	nâmen	genomen	(i, a, â, o)	
3.	gibe	gap	gâben	gegeben	(i, a, â, e)	
4.	rîte	reit	riten	geriten	(î, ei, i, i)	
5.	liuge	louc	lugen	gelogen	(iu, ou, u, o)	
6.	var	vuor	vuoren	gevarn	(a, uo, uo, a)	
7 a)	halte	hielt	hielten	gehalten	(a, ie, ie, a)	Redupliz. Verben
b)	slâfe	slief	sliefen	geslâfen	(â, ie, ie, â)	
c)	heize	hiez	hiezen	geheizen	(ei, ie, ie, ei)	
d)	loufe	lief	liefen	geloufen	(ou, ie, ie, ou)	
e)	ruofe	rief	riefen	geruofen	(uo, ie, ie, uo)	

Beispiele:

Präs.	Ind.	gibe,	gibest,	gibet,	geben,	gebet,	gebent.
		var,	verst,	vert,	varn,	vart,	varnt.
	Konj.	gebe,	gebest,	gebe,	geben,	gebet	geben.
		var,	varst,	var,	varn,	vart,	varn.
	Imp.	gip,	gebet.				
		var,	vart.				
	Part.	gebende.					
		varnde.					
Prät.	Ind.	gap,	gæbe,	gap,	gâben,	gâbet,	gâben.
		vuor,	vüere,	vuor,	vuoren,	vuoret,	vuoren.
	Konj.	gæbe,	gæbes,	gæbe,	gæben,	gæbet,	gæben.
		vüere,	vüeres,	vüere,	vüeren,	vüeret,	vüeren.
	Part.	gegeben.					
		gevarn.					

Zu beachten ist in der 2. und 3. Person der Umlaut infolge der ursprünglichen Endung -is und -it.

Abweichungen vom Nhd.

In bezug auf die Ablautung: Im Neuhochdeutschen hat das starke Verbum für das Prät. nur einen Ablaut. Vollständiger Ablaut zeigt sich nur bei: werde, ward wurden, geworden; der Konj. Prät. einzelner Verba weist noch hin auf den verloren gegangenen Ablaut, wie: stürbe, begönne.

In bezug auf die Endungen: 1) die 3. Person Plur. Präs. Ind. hat immer (wie im Lat. und Franz.), die 2. Person Plur. zuweilen die Endung nt (sie vallent, ir vallent); 2) die 2. Person Sing. Präter. Indik. geht nicht auf st, sondern auf e (ahd. i) aus und richtet sich immer nach dem Präter. Konjunktiv (ich nam, du næme; ich gap, du gæbe); 3) das Partizip. Präs. endet auf ende (selten unflektiert ent).

2. Die schwache Konjugation. Im Ahd. gab es drei Klassen, die aber im Mhd. zusammengefallen sind, da die alten Vokale i, ô und ê in e abgeschwächt wurden, das häufig ausfiel.

Die Endungen im Präsens des Ind. und Konj. sind dieselben wie bei den starken Verben.

Beispiele:

Präs.	Ind.	frâge	frâgest,	frâget,	frâgen,	frâget,	fragent
		lege,	legest,	leget	legen,	leget,	legent.
	Konj.	frâge,	frâgest,	frâge,	frâgen,	frâget,	frâgen.
		lege,	legest,	lege,	legen,	leget,	legen.
	Imp.	frâge,	frâget				
		lege,	leg(e)t.				
	Part.	frâgende					
		legende.					
Prät.	Ind.	frâgete	frâgetest,	frâgete,	frâgeten	frâgetet,	frâgeten.
		leg(e)te,	leg(e)test,	leg(e)te,	leg(e)ten,	leg(e)tet,	leg(e)ten.
	Konj.	ebenso.					
	Part.	gefrâget					
		geleg(e)t,	geleit.				

3. Unregelmäßige Konjugation.

a) Das Verbum sîn (wesen), sein.

Präs. Ind.	bin,	bist,	ist,	sîn,	sît,	sint
Präs. Konj.	sî,	sîst,	sî,	sîn,	sît,	sîn
Prät. Ind.	was,	wære,	was,	wâren,	wâret,	wâren
Prät. Konj.	wære,	wærest,	wære,	wæren,	wæret,	wæren
Imp. Sing.	bis (wis), Plur. sît, weset					
Part. Präs.	wesent, Prät. gewesen, gesîn					

b) Die Präteritopräsentia, d. h. Verben mit starkem Prät. in Präsensbedeutung mit einem dazu neu gebildeten schwachen Prät: dürfen, kunnen, müezen, mügen, süln, tugen, turren, gunnen, wizzen, wellen.

durfen (dürfen, nötig haben). Präs. Ind. darf, darft, darf, dürten (durfen) usw.; Konj. dürfe, dürfest usw. Prät. Ind. dorfte, dorftest usw. Konj. dörfte. Part. Prät. gedorft.

kunnen (können). Präs. Ind. kan, kanst, kan, kunnen, kunnet, kunnen; Konj. künne, künnest usw. Prät. Ind. kunde und konde; Konj. künde (kunde, konde).

müezen (müssen). Präs. Ind. muoz, muost, muoz, müezen, müezet, müezen; Konj. müeze (muoze). Prät. Ind. muoste und muose; Konj. müeste und müese.

mügen (mugen) (können, vermögen). Präs. Ind. mac, maht, mac, mügen, müget, mügen; Konj. müge. Prät. Ind. mohte (mahte); Konj. möhte (mehte, mohte).

süln (suln) (sollen). Präs. Ind. sol, solt, sol, suln, sult, suln; Konj. sül; Prät. Ind. solte (solde); Konj. solte (solde).

tugen (tügen) (taugen). Präs. Ind. touc, —, touc, tugen, tuget, tugen; Konj. tüge. Prät. Ind. tohte; Konj. töhte (tohte).

turren (wagen). Präs. Ind. tar, tarst, tar, turren usw. Konj. türre. Prät. Ind. torste; Konj. törste.

gunnen (gönnen). Präs. Ind. gan, ganst, gan, günnen; Konj. günne. Prät. Ind. Konj. gunde (gonde). Imp. günne. Part. gegunnen.

wizzen (wissen). Prät. Ind. weiz, weist, weiz, wizzen, wizzet, wizzen; Konj. wizze. Prät. Ind. Konj. wisse, wesse, wiste (weste) usw. Imp. wizze. Part. Präs. gewizzen, gewezzen, gewist, gewest.

wellen (wollen). Präs. Ind. wil, wil (wilt), wil, wellen, wellet, wellent; Konj. welle. Prät. Ind. Konj. wolte (wolde, welde). Imp. welle.

c) Das Verbum tuon (tun). Präs. Ind. tuon (tuo), tuos (tuost), tuot, tuon, tuot, tuont. Konj. tuo (tüeje) usw. Prät. Ind. tete, tæte (tête), tete (tat), tâten (tæten, têten), tâtet, tâten; Konj. tæte. Imp. tuo. Part. Präs. tuonde. Prät. getân.

d) Die Verben haben und lâzen (haben und lassen) erleiden in den meisten Formen eine Zusammenziehung, ersteres aber nur in der Bedeutung „haben" (nicht „halten"). Präs. Ind. hân, hâst, hât, hân, hât, hânt; Konj. habe, habest, habe, haben, habet, haben. Prät. Ind. hâte (hête, hete, hêt, het, hatte); Konj. hæte (hête, hete, hette). Präs. Ind. lân, lâst, lât, lân, lât, lânt. Prät. Ind. lie (liez). Imp. lâ. Part. Präs. lân.

e) Abweichende Präterita bilden: bringen (brâhte), denken (dâhte), dunken (dûhte), vürhten (vorhte), würken (worhte).

f) Die Verben gân (gên, gehen), stân (stên, stehen), vâhen (fangen) und hâhen (hangen), haben das Präs. regelmäßig, wie stân, stâst, gân (gên), gâst (gêst), dagegen im Prät. gienc und gie, stuont, vienc und vie, hienc und hie.

C. Die Metrik der Volksepen, insbesondere des Nibelungenliedes.

Der mhd. Vers besteht aus zweigliedrigen Takten (Versfüßen) und zwar aus einer Hebung und aus einer Senkung. Hebung und Senkung sind metrisch (nicht grammatisch) als einsilbig zu betrachten. Die Senkungen können auch fehlen. Dieses letztere, bereits im Ahd. herrschende und bis ins 15. Jahrhundert gültige Gesetz unterscheidet vornehmlich die mittelhochdeutsche und die gewöhnliche neuhochdeutsche Metrik.

Der Versfuß (Hebung und Senkung zusammen) hat mindestens die Dauer einer langen Silbe, umfaßt selten mehr als zwei Längen,

besteht aber gewöhnlich aus einer langen Silbe (Hebung) und einer kurzen (Senkung). Die Senkung muß stets schwächer wiegen als die Hebung.

Zwei kurze Silben in der Hebung gelten als eine lange, z. B. manegen wiegt gleich zîten. Man nennt diesen häufigen Vorgang Silbenverschleifung.

Die Senkung kann zwischen zwei Hebungen nur dann fehlen, wenn die erste der beiden Hebungen lang oder besonders nachdrücklich betont ist, da, wie eben gesagt, der Versfuß mindestens eine lange Silbe umfassen muß.

Die Hebung ruht in mehrsilbigen Wörtern auf der Stammsilbe. Einsilbige Wörter können die Hebung tragen, wenn sie nicht durch den Satzton hinter die nächste Hebung zurücktreten.

In zusammengesetzten Wörtern ist meist die erste Silbe die höchst betonte, doch ist auch die Stammsilbe des zweiten Wortes die Hebung zu tragen geeignet, z. B. lébetáge.

Die mit den Vorsilben be, ent, er, ge, ver, zer gebildeten Zusammensetzungen haben wie im Nhd. den Ton auf der zweiten Silbe, oft auch die mit al, ur, un gebildeten. Doch können auch Ableitungs- und Flexionssilben die Hebung tragen, namentlich bei vollem, nicht zu e geschwächtem Vokal, z. B. küniginne.

Silben mit tonlosem e sind nur dann der Hebung fähig, wenn unmittelbar eine lange, die Hebung tragende Silbe vorausgeht, aber nur a) am Schlusse eines Verses, b) innerhalb des Verses, wenn das folgende Wort mit einem tonlosen e beginnt, z. B. diu wás ze Sántén genánt, oder wenn innerhalb desselben Wortes entweder die Silbe en oder aber zwei Konsonanten und wieder ein tonloses e folgen, z. B. daz Etzélen wîp, ze triuténne hân.

Gleiche Vokale im Aus- und Anlaut verschmelzen miteinander, z. B. ein lieht bat si ir bringen (lies: sir).

Folgt auf auslautenden vollen Vokal ein unbetontes e, so verschwindet dieses, wobei der vorhergehende lange Vokal der einsilbigen Wörter dâ, jâ, dô, sô, nû verkürzt wird, z. B. dâ ensî (lies: dansî).

Auslautendes stummes oder tonloses e verschwindet in der Regel vor folgendem Vokal, z. B. ir enkunde in dirre werlde (lies: enkundin). Selbst wenn ein Konsonant dazwischen steht, kann eine solche Verschleifung eines auslautenden e eintreten, z. B. ez sint die gedanke des herzen mîn (lies: g'dankes). —

Im Nibelungenliede besteht jede Strophe aus vier paarweise gereimten Versen. Jeder Vers zerfällt regelmäßig in zwei Hälften (Halbverse), und zwar so, daß die Zäsur sich immer zwischen der dritten und vierten Hebung befindet. Der Schluß der ersten Vershälfte ist in der Regel weiblich oder klingend, weshalb man die Zäsur als weiblich bezeichnet. Der Reim der zweiten Vershälfte ist stets männlich. Zwei kurze Silben (săgĕn, klăgĕn) gelten auch hier metrisch als eine einzige lange. Weibliche Reime werden nur durch Wörter mit langer Tonsilbe (maeren, boeren) gebildet.

cf S. 125

Jede Vershälfte enthält drei **Hebungen**, die zweite Hälfte des vierten (letzten) Verses in der Regel **vier**. Es haben sonach die drei ersten Verse der Nibelungenstrophe **sechs** Hebungen, während in der vierten **sieben** vorkommen. Die Zahl der Senkungen ist beliebig, doch wechseln sie am häufigsten mit den Hebungen, so daß vorzugsweise Jamben (⏑ –) und Trochäen (– ⏑) entstehen. Die Senkung kann auch wegfallen, wenn die Hebung von einer langen volltonigen (in beschränktem Maße auch kurzen starktonigen) Silbe gebildet wird. Der Auftakt vor der ersten Hebung jedes Halbverses kann stehen oder fehlen, das erstere ist allerdings das bei weitem häufigere; er besteht nicht selten aus zwei, vereinzelt sogar aus drei Silben.

Schematisch läßt sich die regelmäßige Strophe so geben:

× –́ × –́ × –́ ⏑̀   × –́ × –́ × –́
× –́ × –́ × –́ ⏑̀   × –́ × –́ × –́
× –́ × –́ × –́ ⏑̀   × –́ × –́ × –́
× –́ × –́ × –́ ⏑̀   × –́ × –́ × –́ × –́

Mit dem Zeichen × sind die Senkungen und Auftakt gemeint, die fehlen können. Mit ´ ist der Hauptton, mit ` der Nebenton bezeichnet. Für die Länge können auch zwei Kürzen stehen, also statt – auch ⏑ ⏑.

Zur Veranschaulichung des bisher Erörterten mögen hier ein paar Übungsbeispiele folgen:

Str. 1—4.

Uns ist in álten mæ´rèn wúnders vil geseit
von héleden lóbebæ´rèn, von grô´zer árebeit:
von fröúden, hô´chgezî´tèn, von wéinen únd von klágen,
von kü´ener récken strî´tèn muget ir nu wúnder hœ´ren ságen.

Ez wúohs in Búrgóndèn ein vil édel mágedî´n,
dáz in állen lándèn niht schœ´ners móhte sî´n,
Kriemhilt gehéizèn: sie wárt ein scœ`ne wî´p.
dar úmbe múosen dégenè vil verliésén den lî´p.

Ir pflâ´gen drî´e kü´negè édel únde rî´ch,
Gúnther únde Gê´rnô`t, die récken lóbelî´ch,
und Gî´selhér der júngè, ein úz erwélter dégen.
diu frówe wás ir swéstèr: die hélde hê´tens in ir pflégen.

Ein rî´chiu kü´neginnè frou U´ote ir múoter hiez:
ir váter dér hiez Dáncrâ`t, der iu diu érbe liez

sî't nâch sî'me lébenė ein éllens rî'cher mán,
der óuch in sî'ner júgendė grô'zer ê'ren vil gewán.

Str. 118 u. 119.

Daz zúrnde hárte sê'rė der hélt von Niderlánt:
er sprách: „sich sól vermézzėn niht wider mich dîn hánt.
ich bin ein kü'nec rî'chė, sô bistu kü'neges mán:
jane dórften mich dîn zwėlvė mit strite nimmér bestâ'n.

Nâch swérten rief dô sêrė von Métzen O'rtwî'n:
er móhte Hágenen swéstersùn von Trónege vil wol sî'n.
daz dér sô lánge dágetė, daz wás dem kü'nege léit.
dô únderstúondez Gê'rnô't, der ritter kü'ene únd geméit.

Str. 996—998.

Dô sprách vil jǽmerlî'chė der vérchwúnde mán
'wélt ir, kü'nec édelė, triuwnen iht begâ'n
in der wérlt an iemėn, lât iu bevólhen sî'n
ûf iuwér genâ'dė die lieben triutinne mî'n,

Und lâ't si dés geniezėn, daz sí iu swéster sî':
durch áller fü'rsten túgendė wont ir mit triuwen bî'.
mir mü'ezen wárten lángė mîn váter und mî'ne mán:
ezenwárt nie frówen mê'rė an liebem vriundė getâ'n.'

Die blúomen állenthálbėn von blúote wâ'ren náz
Dô ráng er mit dem tô'dė: unlánge tét er dáz,
wánde in des tô'des wâ'fėn, ie ze sê're snéit:
dô móhte rédėn niht mê'rė der récke kü'en únt geméit.*)

Von der Ansicht ausgehend, daß zu der Zeit der Entstehung des Nibelungenliedes die Tonlosigkeit der letzten Silbe noch nicht stark ausgebildet war, werden neuerdings der ersten Vershälfte vielfach vier Haupthebungen zugeschrieben.

Die Auffassung vertritt z. B. Bartsch in der Einleitung zu seiner Nibelungenausgabe. Wir lassen seine Ausführungen über die Metrik des Nibelungenliedes in teilweiser Ergänzung des oben Gesagten im Zusammenhange hier folgen:

*) Fr. Zarncke: Das Nibelungenlied. Leipzig 1856, S. LXXII ff.

„Die Nibelungenstrophe ist vierzeilig: jede Zeile zerfällt durch die feststehende Zäsur in zwei Teile; die vordere Hälfte hat vier, die hintere drei Hebungen, nur in der letzten Zeile ist die Zahl der Hebungen in beiden Teilen gleich, dies nach einem in der deutschen Strophenbildung häufig hervortretenden Grundsatze, gegen das Ende hin eine Verlängerung des Verses eintreten zu lassen. Die Zäsur geht gewöhnlich klingend oder weiblich aus, d. h. der weibliche Ausgang wird für zwei Hebungen gerechnet, indem nur die Senkung zwischen der dritten und vierten Hebung fehlt. Bezeichnen wir die Hebung durch den Akutus, so sind gleich die Halbverse

dô wúohs in Níderlándén
des váter dér hiez Sigemúnt.

Die vierte Hebung kann in diesem Falle ebensogut wie sonst durch zwei verschleifbare Silben gebildet werden, z. B.

er spräch nu sí't mir willekómen
û'f dem vrô'nen vrí'thóve.

Die Senkungen können an jeder Stelle fehlen, nur in der letzten Halbzeile waltet das durch den Wohllaut bedingte Gesetz, daß, wenn eine Senkung fehlt, dies nur zwischen der zweiten und dritten Hebung der Fall sein kann. So lautet die achte Halbzeile mit Ausfüllung sämtlicher Senkungen

des ích genénnen níene kán,

und mit Auslassung einer Senkung

díu wás ze Sántén genánt.

Wenn, was äußerst selten vorkommt, zwei Senkungen fehlen, so können es nur die beiden zwischen erster, zweiter und dritter Hebung sein, z. B.

der mórtgrímmige mán;

es tritt dieser Fall nur ein, wenn die drei ersten Hebungen der Halbzeile auf ein Wort fallen.

Der Reim geht stumpf oder männlich aus: eine scheinbare Ausnahme bilden Verse wie

Den troum si dô sagete ir muoter Úotén.
sine kunde's niht besceiden baz der gúotén;

aber auch hier gilt der weibliche Reim für zwei Hebungen und das eigentliche Tongewicht des Reimes lag ursprünglich wie immer beim stumpfen Reime auf der letzten Silbe; bei der zunehmenden Tonlosigkeit der Flexionsvokale zog sich das Gewicht auf die Stammsilbe zurück. Auch solche Reime sind ein Beweis, daß zu der Zeit, wo das Gedicht abgefaßt wurde, die Tonlosigkeit der letzten Silbe noch nicht in dem Grade vorhanden war. Beschränkt aber bleiben die klingenden Endreime auf die erste und zweite Zeile aus dem oben

erwähnten Grunde, weil in der achten Halbzeile die Senkung nicht zwischen den beiden letzten Hebungen fehlen darf, was der Fall wäre, wenn eine Strophe mit einem Reimpaare wie Uote: guote schlösse."

2. Wort- und Sacherklärungen.*)

Abkürzungen.

stm. = starkes Maskulinum; swm. = schwaches Maskulinum;
stf. = starkes Femininum; swf. = schwaches Femininum;
stn. = starkes Neutrum; swn. = schwaches Neutrum;
stv. = starkes Verb.; swv. = schwaches Verb.

I. Abenteuer.

1, 1 mære, stn., Erzählung, Bericht. — wunders gen. von dem substantivischen Neutrum vil abhängig; viel Wunderbares. — geseit, kontrahiert aus gesaget. — 2 heleden von helet, der ältern und ursprünglichen Form für das spätere helt. — lobebære, lobenswert, preiswürdig. — arebeit stf., Anstrengung, Mühsal. — 3 von hängt von geseit Z. 1, wie von sagen Z. 4 ab. — hôchgezît, stf.. auch hôchzît, Fest; die Freuden und Festlichkeiten stehen dem Weinen und Klagen gegenüber. — 4 recke, swm., eigentlich der Verbannte, dann jeder Kriegsdienst suchende wandernde Held, und Held überhaupt. — muget ir, könnt ihr. — wunder, Wunderbares.

2, 1 Burgonden, eigentlich nur das Volk, zugleich Name des Landes. — vil, verstärkend: sehr, gar. — edel, von edeler Geburt. — magedîn, stn., von maget abgeleitet, Jungfrau. — 2 daz, zu ergänzen ist vorher: von solcher Beschaffenheit. — schœners, gen. von niht abhängig: nichts Schöneres. — 3 scœne, gewöhnlich schœne. Nach älterer Weise steht häufig im Nibelungenlied noch sc für sch, doch wohl nicht mehr wie sk zu sprechen. — 4 dar umbe, um derentwillen. — muose oder muoste, praet. von muoz. — degene gen. pl., von vil abhängig (wie 1, 1); degen, Mann, besonders der tapfere Mann, Held. — verliesen, stv., verlieren. — lîp, Leben.

4, 1 pflâgen praet. von pflegen mit gen., für sie sorgten, sie beschützten. — drîe flektierte Form von drî. — rîch, mächtig. 2 lobelich, löblich, preiswürdig. — ûz erwelt, auserwählt, vortrefflich, tapfer. — 4 frouwe, hier zur Bezeichnung einer edeln Jungfrau. — ir gen. pl. eorum: ir erscheint im Nibelungenliede noch nicht als flektiertes Pronomen possess. — pflegen, dat. plur. von pflege, Obhut, Fürsorge; in diesem Sinne gern im Plur. gebraucht.

5, 1 milte, freigebig; eine in mittelalterlichen Dichtungen an Fürsten hauptsächlich gerühmte Eigenschaft. — arde, dat. von

*) Nach Karl Bartsch: Das Nibelungenlied[6], Leipzig 1886, und E. Henrici: Proben der Dichtungen des Mittelalters[8], Berlin 1892.

art, Abstammung. — erborn, geboren. — 2 unmâzen, dat. pl. von unmâze, in sehr hohem Maße. — 3 dâ zen Burgonden, dort bei den Burgunden, dort in Burgund; im Nhd. nur: Burgund. Im Mhd. steht ze, für uns pleonastisch, vor Ortsnamen nach lant, stat. — 4 frumten praet. von frümen, vollbringen. — starkiu wunder, große, wunderbare Taten. — sît, adv., später. Ein der mittelalterlichen Dichtung eigentümlicher Hinweis auf die Zukunft, wie Str. 6, 4.

6, 1 kraft, hier die Menge der Dienstmannen. — 2 stolz, herrlich, stattlich. — 3 unz, bis. — 4 jæmerliche, adv., auf klägliche Weise. — sint, dasselbe was sît (5, 4). — von, durch, infolge von. — nît, Haß.

7, 2 diu erbe, pl. von daz erbe, die ererbten Länder. — liez, hinterließ. — Im Walter von Aquitanien (V. 14) hieß der Vater, wie wir gesehen, Gibich, ohne Zweifel die ältere Überlieferung. Des Vaters, der drei Söhne (Str. 4, 2, 3) und der Tochter (grim-hilt, die unter dem Helm Kämpfende) Namen alliterieren, wie dies in der Sippe üblich war. — sîme aus sîneme, sînme, seinem. — ellen, stn., Kraft, Mut; der Genitiv hängt von richer ab.

8, 1 als, wie. — hân kontrahiert aus haben (mit beibehaltenem n der 1. pers.), ich habe. — 2 in, ihnen. — 3 beste, wie der Positiv guot, in der Bedeutung: tapfer. — 4 scarpfen, scharfen.

9, 1 Tronege Hagen, vgl. auf S. 81 die Erklärung zu V. 28 des Waltharliedes. — 2 snel, urspr. „stark", dann „schnell". — 3 marcgrâve, swm., königlicher Richter eines Grenzlandes. — 4 ganz, vollständig, voll. — bewart, part. von bewarn, ausgerüstet.

10, 3 des hoves, sie hatten die Hofämter inne. — der êren, sie hatten für die Repräsentation zu sorgen, zumal bei der Ankunft von Gästen und bei Hoffesten. — man, pl., Mannen. — 4 si, die Könige. — des abhängig von niene, welches wie niht mit dem Genitiv verbunden wird.

11, 1 marscalch, gewöhnlich marschalc, Marschall, der für die Pferde und die Herberge zu sorgen hat. — dô, dagegen. — 2 truhsæze, der die Speisen auftragende Hofbeamte. — 3 scenke = schenke, swm., Mundschenk. — 4 kamerære, Kämmerer: er hatte vorzugsweise die Aufsicht über die Schatz- und Kleiderkammer. — si, die genannten Hofbeamten, verstanden es, für die Etikette des Hofes Sorge zu tragen.

13, 1 Während sie in solcher Herrlichkeit lebte. — 2 züge, praet. conj. von ziehen, aufzöge. — einen valken, der Falke wird bei Kürnberg Bild des Geliebten. — 3 aren, pl. von ar, swm., Aar. erkrummen, praet. pl. von erkrimmen, stv., mit den Krallen zerhacken. — daz — sehen, vor ihren Augen. — 4 werlde, Welt (nom. werlt); dirre aus disere, disre, dieser. — leider,

comp. des Adverbiums, größeres Leid; nämlich als in dem Traume, wo sie dies sehen mußte.

14, 2 kunde's = kunde es, konnte ihn, den Traum; der Genitiv hängt wieder von niht ab. — besceiden, deuten, auslegen. — baz, adv., besser. — 4 in welle für in enwelle, es sei denn, daß ihn wolle, wenn ihn nicht will. — sciere, gewöhnlich schiere, bald. — vloren für verloren, inf., vliesen für verliesen.

15, 2 âne, praep., ohne. — 3 sus, so; so schön wie ich jetzt bin. — 4 daz, so daß. — von, durch.

16, 1 versprechen mit acc., etwas verreden, etwas von sich weisen, das Gegenteil der heutigen Bedeutung von versprechen. — sprach aber, antwortete. — 2 immer, jemals, überhaupt. — herzehlîche, herzlich, von Herzen. — zer werlde, auf der Welt. — 3 daz, das Frohwerden. — wîp, Eheweib; Gegensatz maget oder juncvrouwe. —. 4 ob, wenn. — gefüeget, zuteil werden läßt. — rehte, adv., verstärkend: sehr. — ritters lîp = ritter; lîp häufig zur Umschreibung der Person.

III. Abenteuer.

20 u. **21** sind des Zusammenhanges wegen aus der 2. Aventiure herübergenommen. 20, 1 Dô, damals, zu jener Zeit. — 2. vgl. 21, 1: Alliteration wie bei den Burgundenfürsten. — Nach der nordischen Sage ist Sigmund ein Sproß des berühmten, von Odin selbst abstammenden Wölsungengeschlechtes. Er fiel im Kampfe gegen einen Nebenbuhler, nachdem Odin selbst sein Schwert in zwei Stücke zersprengt hatte. Sterbend gab er seiner Gattin Hjördis die Bruchstücke zur Aufbewahrung für seinen Sohn Sigurd, der erst nach des Vaters Tode geboren wurde. Sigmund hatte einen anderen Sohn, Sinfjötli, gehabt, dessen Mutter des Vaters eigene Schwester Signy war: in dem deutschen Sigfrid, Siglindens Sohn, ist die offenbar ursprüngliche Einheit beider Söhne Sigmunds noch erhalten; daher gehört auch der Mutter Name zur Sippe. — 3 bürge, dat. von burc, Stadt. — wîten, weithin. — 4 nidene, unten, am Niederrhein. — ze Santen, nhd. Xanten.

21, 2 er versuochte, er erprobte; nämlich im Kampfe, im Kriege. — vil der rîche, viele Reiche. — ellenthaft, kräftig, tapfer. — muot, stm., Sinn, Gesinnung. — 3 reit, praet. von rîten, ritt. — menegin für manegin, manche. — 4 hey, Ausrufspartikel. — waz mit gen, wieviel.

23 bis **44** vgl. zu Str. 60—66.

44, 1 Den herren, Siegfried. — muoten, praet. von müejen, swv., kränken. — selten, mit leichter Ironie, soviel wie niemals. — herzen leit, Leiden des Herzens (herzen, gen.). — 2 wie. ein leichteres daz. — 3 ze wunsche, wie man nur wünschen konnte. — wol getân, wohl beschaffen, schön. — 4 arebeit,

stf., Mühe, Not; in ouch liegt ein Gegensatz: und auf der andern Seite.

45, 2 hôhgemüete, stn., hohe Gesinnung. — stunt, stf., Zeit. — 4 ez, entweder auf hôhgemüete oder besser auf den ganzen vorhergehenden Satz zu beziehen: der Umstand, daß sie so schön und hochgesinnt war. — ladete, hier die schw. Form des praet., — daz, für uns pleonastisch; vor einem Eigenamen im im Nibelungenliede häufig.

46, 1 Swaz mit gen., wieviel auch. — nâh, zu werbenden gehörig. — 2 ir (das zweite), dat., sich selbst. — verjach, praet. von verjehen, gestand zu, räumte ein. — 3 ze eime, zum. — trût, stm., Geliebter. — 4 er, derjenige. — sider, was sît und sint, nachher, später.

48, 1 genuoge sîne man, nhd. viele seiner Mannen. Die Verwandten haben bei der Wahl der Frau die erste Stimme, aber auch die Lehnsträger (Untertanen) werden gehört. — 2 sît, causal, da. — stæte, beständig, treu. — wân, stm., Absicht; da er auf treue Liebe denken wollte. — 3 zemen, stv., geziemen, angemessen sein; in Hinsicht auf edele Geburt. — 4 sô, Nachsatz, zu welchem der Vordersatz leicht zu ergänzen ist.

50, 2 reiten, kontrahiert aus redeten. — sîne liute, seine Dienerschaft. — 3 der wille ist Subjekt zweier Sätze, der Verba wart und was. — harte, adv. von herte, sehr.

51, 1 gevriesc, praet. von gevreischen, stv., erfahren. — 2 lîp, hier: Leben. — 3 erkande, kannte. — 4 gewerp, stm., Werbung. — leiden, swv., verleiden.

52, 3 ih enwurbe, es sei denn, daß ich werben sollte, wenn ich nicht werben sollte. — dar mîn herze — hât, wohin sich die Zuneigung meines Herzens richtet. — 4 kunde, könnte. — slahte, stf., Art, Weise: das ist in keiner Weise zu umgehen, ich werde von meiner Absicht nicht lassen.

53, 1 wil 2. pers. = wilt. — erwinden, stv., ablassen, abstehen. Der Vater, der sich einerseits der hohen Gesinnung seines Sohnes freut, kann anderseits den Gedanken an die Gefahr nicht unterdrücken. — 2 wærlîchen, adv., in Wahrheit, aufrichtig. — 3 so, wie. — beste, adv., aufs beste. — 4 doch, eine nochmalige Warnung einleitend. — hôhferte, hôchverte, adj., hoffärtig, stolz.

54, 1 ander niemen, niemand anders. — wan, außer, als. — 2 übermüete, stf., Übermut. — der, solcher; davon hängt daz ab. — hôhverte, gen. von hôhvart, d. h. der hat Fertigkeit darin, auf verletzende Weise seinen Stolz zur Geltung zu bringen. — 4 wellen, wollen.

55, 1 gewerren, stv., hinderlich sein. — 2 friwentlîche, adv., freundschaftlich; im Guten. — 3 aus, sonst, auch ohne das. — 4 trouwen, swv., sich getrauen. — erdwingen, gewöhnlich

ertwingen, etwas an einem, jemand etwas abzwingen, abnötigen. Das Recht des Siegers ist es, dem Besiegten sein Eigentum zu nehmen.

56, 2 wurden, conj., würden. — ze Rine, am Rheine. — 4 lange, seit langer Zeit.

57, 1 rewerben, durch Metathesis für erwerben. — mac, kann. — 4 iht mit gen. (vriwende), etwas von Freunden, irgendwelche Freunde. — besant, part., von besenden, swv., holen lassen.

58, 1 mir ist ze muote mit gen., ich habe etwas im Sinne. — 2 volgen mit, begleiten. — 3 hervart, stf., Kriegszug. — 4 dâ mit, wodurch, auf hervart bezüglich.

59 1 sus, so, auf andere Weise, alias. — 2 selbe zwelfte, selbzwölft, ich mit elf Genossen; eine kleine Ungenauigkeit, indem 64, 3. 161, 3. 197, 3 ihm zwölf Begleiter gegeben sind. Die andere Bearbeitung entfernt dieselbe, indem sie hier hat mit zwelf gesellen. Die Zwölf ist in dem altgermanischen Zahlensystem die Grundzahl. — 3 dar — helfen, dahin verhelfen. — 4 grâ, Grauwerk, eine Art Pelzwerk; bunt, zweifarbiges Pelzwerk, romanisch vaire et gris.

60—66 Die Bearbeitungen der Heldensage im 12. und 13. Jahrhundert entstanden unter dem Einflusse der höfischen Denk- und Darstellungsweise; die der Ritterdichtung eigentümlichen und damals beliebten Schilderungen von Hoffesten, Kleiderpracht und Turnieren sind von den Bearbeitern in den seiner Natur nach diesen Anschauungen fremden Stoff eingeschoben; hier wird die Herstellung der Kleider in einigen Strophen geschildert, wie Strophe 23—44 ein Hoffest und Sigfrids Schwertleite, d. h. Wehrhaftmachung, Umgürtung mit dem Schwerte, welches nur der Ritter tragen durfte.

67, 1 dan mit reise zu verbinden: ihre Abreise von dort; zen Burgonden bezeichnet das Ziel der reise: nach Burgund. — 2 um, verkürzt aus umb, umbe. — 3 immer, jemals. — 4 in, für sich. — soumen, swv., aufladen (auf die soume, soumære, Packtiere).

70, 1 ez weinte, darüber weinte; weinen mit acc. — 3 dâ von, infolgedessen. — gelæge, liegen sollte. — 4 von sculden, mit Recht. — mir gât nôt mit gen., ich habe etwas nötig, ich habe Ursache zu etwas. — Ausdruck der eigenen Stimmung des Dichters, daß diese Fahrt Anlaß zum Tode vieler würde; denn von Siegfrieds Mannen verliert in der Folge keiner das Leben.

71, 1 sibenden: sieben wie zwölf runde Zahl. — sant, Ufersand, Ufer; dazu gehört ze Wormez. — 4 ebene, adv., sanft. — man, dat. pl., der durch das vorausgeschickte in (ihnen) angedeutet ist.

72, 1 niuwe, adj., neu. — 2 ze hove, an den Hof des Königs, in die Königsburg. — 4 sô, wie sie es trugen.

73, 1 ort, stn., Spitze; swerte ist gen. pl. — 2 gêre, swm., ge-

wöhnlich gêr, stm., Wurfspieß. — 3 ir einen, einen der Wurfspieße. — wol zweder spannen breit: das kreuzförmig erweiterte Eisen hat diese Breite. — 4 ze, an. — ecke, stf., Schneide. — vreislîchen, adv., schrecklich. — sneit, praet. von snîden, schneiden.

74, 1 goltvar, adj., gen. goltvarwes, goldfarbig. — 2 fürbüege, stn., Brustriemen der Pferde. — kômen, præt. pl. von komen, auch kâmen, quâmen, letzteres die ursprüngliche Form. — 3 kapfen, swv., gaffen. — 4 man, gen. pl.

75, 1 kneht ist der noch nicht Ritter gewordene ritterbürtige junge Mann. — 2 herren sind die Ankommenden. Den Gästen entgegenzugehen forderte die Sitte; darauf bezieht sich die Parenthese. — 4 mœre, pl. von môr, ursprünglich wohl ein schwarzes Pferd bezeichnend; dann überhaupt Roß, namentlich zur Reise. — mit, samt, soviel wie und.

76, 1 ros, mœre, marc: nhd. nur noch das barbarische Fremdwort Pferd. — an gemach, wo sie (die Rosse) ruhen könnten, ihre Bequemlichkeit hätten. — 2 wie, ausrufend. — 4 hinnen, fort von hier. — des, dazu (zu dem baldigen Fortreiten) habe ich guten Willen, es ist meine ernste Absicht.

77, 1 verdagen, swv. mit acc. der Person (und Sache), verschweigen. — 2 wa, wâ, wo. — vinde, finden kann.

78, 2 ein sal ist ein im Schloßhofe einzelstehendes Gebäude; er ist gegrêdet, d. h. Stufen führen zu ihm hinauf.

79, 1 Nu, während der Zeit. — 2 gemeit, adj., fröhlich, lebensfroh. — 3 fuorten wie erkande (4) ist Konj. im Sinne der Berichtenden. — wîz, weiß: Beiwort der brünne wegen ihres hellen Glanzes. — 4 erkande, kannte.

80, 1 mich hât wunder eines dinges, ich wundere mich über etwas. — 2 lieht gevar, lichtgefärbt, leuchtend. — 4 sagte, sagen konnte.

81, 1 Des antwurt, darauf antwortete; antwurte aus antwurtete (aber mhd. immer synkopiert) mit gen., auf etwas antworten. — œheim und neve bezeichnen oft auch entferntere Verwandtschaft.

82, künde, adj., bekannt. — tuot bekant, teilt mit. In den Nibelungen ist Hagen ein landfremder Mann, der viel herumgekommen ist; im Walter von Aquitanien haben wir ihn als Verwandten Gunters kennen gelernt. — 4 hêrlîche, adv., stattlich.

83, 1 Was der König von ihm wollte, begehrte. — vrâgen mit gen., nach etwas fragen. — 2 unkunde, fremde. — 3 bekennen, kennen. — 4 jehen, stv., sagen, mit gen. (wârheite), und von wârheite hängt des ab: die Wahrheit in bezug darauf, ob ihr sie je gesehen habt. — reht, grade, unverfälscht. — Ihr und du wechseln in der Anrede an Niedere oft ab.

84, 1 eim' aus eineme, einme, eime verkürzt. — 2 wenken, swv.,

schweifen. — 3 geverte, stn., Ausrüstung. — 4 sie schienen ihm fremd in Burgund.

85, 1 von swannen, von wo auch. — kœmen, gekommen wären (conj. præt.). — 4 Übergang erst aus direkter Rede (3) in indirekte (4a) und dann wieder gleich in direkte (4b). — hôhe, adv., hoch; hôhe gemuot dem Sinne nach = hôchgemuot.

86, 1 ich wil, ich habe Lust, dient hier und 86, 3 wie öfter nur zur Umschreibung des Konjunktivs: ich möchte wohl glauben. — 2 swie, obgleich, mit conj. — nimer, überhaupt nie. — 3 swie, wie auch immer: wie es sich damit auch verhalte, wie es auch zu erklären sei. — 4 daz hängt sowohl von verjehen als von gelouben ab.

87, 1 niuwemære, Neuigkeiten. — ditze, neutr. von dirre, dieser. Nach der in diesem Punkte sehr verworrenen Auffassung unserer Dichtung heißt Nibelung stets derjenige, welcher den Schatz besitzt: zuerst die beiden Könige, dann Siegfried, zuletzt die Wormser. — Nach der nordischen Überlieferung entstand der Schatz so: Drei Götter, Odin, Loki und Hönir, trafen in Andwaris Wasserfall den Otr, der, in einen Fischotter verwandelt, in dem Wasser einen Lachs gefangen hatte und verzehrte. Loki warf den Otr zu Tode; sie zogen ihm das Fell ab und kamen zu Hreidmar, dem Vater des Otr; dieser fesselte sie und forderte Mordbuße. Loki fing den Zwerg Andwari, der als Hecht im Wasserfall lebte, und nahm ihm seinen Schatz ab, darunter auch einen Ring, den der Zwerg erst nicht hergeben wollte. Er verkündete aber, daß er jedem Besitzer Verderben bringen werde. Mit dem Golde, unter dem auch der Ring war, lösten sich die Götter; Fafnir aber, des Bauern Sohn, tötete den Vater und hütete als Drache den Schatz. Regin, ein anderer Sohn Hreidmars, war ein Schmied und erzog den Sigurd (vgl. zu 20, 2), dessen Mutter den König Alf geheiratet hatte. Aus den Stücken von Siegmunds Schwert verfertigte Regin eine neue Waffe Gram, mit welcher Sigurd auf seines Meisters Geheiß den Fafnirdrachen erschlug, als er zur Tränke ging. Sterbend verkündete er ihm die verhängnisvolle Kraft des Schatzes und sein künftiges Geschick. Als Sigurd auf Regins Verlangen das Herz des Drachens briet, kam vom Blute desselben etwas in seinen Mund und verlieh ihm die Fähigkeit, der Vögel Sprache zu verstehen: die verrieten ihm, daß Regin ihn töten wolle. Da erschlug er diesen auch, belud seinen Hengst Grani, der von Odins Roß Sleipnir abstammte, mit dem Horte und ritt davon.

88, 1 helfe, stf., Hülfe; seltener hilfe. — 3 horde, dat. von hort, Schatz. — 4 die, mit Beziehung auf das kollektive manegen man. — künde gewinnen mit gen., etwas oder jemand kennen lernen.

89, 1 Hort der, die Nachsetzung des Artikels, wenn auf denselben ein Genitiv oder Adjektiv folgt, ist im Nibelungenliede häufig.

— 2 hol, adj., hohl. — 4 mich wundert mit gen., ich wundere mich über, vgl. zu 80, 1. — In der deutschen Überlieferung scheint der Hort als Eigentum der unterirdischen Mächte (Niflheim, die Nebelwelt) zu gelten, denen er durch ein Unrecht entfremdet ist und zu denen er zurückkehren soll. Der hier unaufgeklärte Zwist der Besitzer desselben und die Teilung sind in der nordischen Darstellung verständlicher.

90, 2 ir einer drunder, einer von ihnen darunter; ir oder drunder ist für uns pleonastisch. — 4 seltsæne, adj., seltsam. — vant, erfuhr, lernte kennen.

91, 2 gemeine, allgemein, gemeinsam: mit gemeinsamem Beschlusse. — 4 mit vlîze, eifrig. — loben, einem etwas geloben. — began dient hier wie häufig nur zur Umschreibung des Verbums.

92, 1 sô wir: sô bezieht sich nicht auf das erste sô, sondern leitet einen Zwischensatz ein: wie. Dem ersten sollte ein daz entsprechen (daz ez möhten), statt dessen ein unabhängiger Satz. — 2 kanzwagen, stm., Rüstwagen. — 3 mê, mehr: des Goldes war noch mehr als der Steine.

93, 1 miete, stf., Belohnung. — 2 mit dem Dienste, den ihnen Siegfried leisten sollte, war ihnen schlimm Gewähr geleistet; der Dienst hatte schlimme Folgen für sie. — 4 verenden, swv., zu Ende führen. — zornec, über seine Teilung. — gemuot, gesinnt.

94, 1 friunde ist gen. pl. — man, ebenfalls gen. pl., von zwelf abhängig. — 2 daz, relat., wie wir demonst. auch das, es mit Bezug auf Personen brauchen. — vervân = vervâhen: mich vervâhet etwas, mir nützt etwas. — 4 dwang, gewöhnlich twang. — von Nibelunge lant mit recken zu verbinden.

95, 3 die, auf vorhte (stf., Furcht) bezüglich. — zem swerte und an den man, beides von vorhte abhängig: vor, gegenüber. — 4 zuo, samt, mit, etwa soviel wie und (zu 75, 4). — si nimmt den Begriff manec recke (2) auf.

96, 1 Dar zuo knüpft an 94, 3 an. — 2 von, durch. — 3 wânde, praet. von wænen, glauben, hoffen. — zehant, auf der Stelle.

97, 1 gestrîten, stv., mit dat. der Person, es im Streite mit jemand aufnehmen. — getwerc, stn., der Zwerg. — 2 lewe, Löwe. — si, Albrich und Siegfried. — perc, gewöhnlich berc, und so oft im Anlaute p für b. — 3 tarnkappe, swf., unsichtbar machender, verbergender Mantel. — ane (an) gewinnen einem ein dinc, jemand etwas abgewinnen, abringen. — 4 dô, da, als die Tarnkappe sein geworden.

98, 1 torsten, praet. von turren, præs. tar, wagen, Mut haben. — 3 dâ (das erste) dorthin wo (oder woher); dâ vor, vorher; das dritte dâ verstärkt das erste. — nâmen, genommen, geholt hatten. — 4 dô, Zeitadv., dâ, adv. des Ortes. — kamere, swf., Kammer; hier das Kämmereramt (zu 11, 4): er wurde Hüter des Schatzes.

99, 1 muose, praet. von muoz, wechselt mit muoste. — diente,

conj., wollte dienen. — 2 gereht, bereit; mit dat. der Person, gen. der Sache (zu etwas): dinge, d. h. zu jeder Art von Leistung war er ihm bereit. — 4 der Genitiv krefte hängt von mêr ab.

100, daz, Relativum, was. — 2 lintrache, swm., Lindwurm; der erste Teil bezeichnet Schlange und hat mit Linde nichts zu tun. — 3 hût, stf., Haut. — hurnîn, adj., von Horn, hörnen. — 4 des, daher. — Daß der Lindwurm mit dem Schatze zusammenhänge, wird hier nicht vorausgesetzt; von dem Bade im Blute weiß wieder die nordische Sage nichts.

101, 1 sullen, mit unorgan. Verlängerung für suln. — baz, adj., besser. — 2 iht für niht, im Absichtssatze. — 3 holden hân, gewogen machen.

104, 1 sî, soll er sein. — nu, begründet. — 3 geniezen, stv. mit gen., Nutzen von etwas haben.

105, 2 zuht, stf., artiges Benehmen; gern im Plural gebraucht; vgl. zu 4, 4. — vil wênec iht, gar wenig etwas, d. h. gar nichts. — gebrast, praet. von gebresten, stv., gebrechen, mangeln; also: daß ihnen an ihrem feinen Benehmen sehr wenig etwas fehlte. — 4 grüezen, abhängig von getân, als Substantiv gebrauchter Infinitiv, aber mit dem Adverbium scône und mit der Rektion des Verbums (in). grüezen tuon = grüßen; also: daß sie ihm einen so schönen Empfang bereitet hatten.

106, 2 wanne soviel als wannen. — 3 werben, ausrichten, betreiben; zugleich liegt darin ein Begriff der Bewegung, daher verbunden mit an den Rîn: was zu betreiben seid ihr an den Rhein gekommen. — 4 unverdaget, unverschwiegen, mit der Rektion des Verbums (zu 77, 1).

107, 4 gewunne, gewonnen, besessen hätte. — bekomen, stv., soviel als komen. Wie hier und auch Str. 55, 4; 76, 3 hervortritt, hat Siegfried die Absicht, nicht gleich friedlich um Kriemhild zu werben, wovon er sich wohl wenig Erfolg verspricht; er will vielmehr erst die Burgunden belehren, daß er auch der Mann sei, seinen Willen durchzusetzen; aber dies beginnt er in einer in der Sache und in seiner stürmischen Natur wohlbegründeten Überstürzung, so daß die übrigen Wormser anfangs glauben, er sei nur hierhergekommen, um Hader anzufangen. Der König jedoch bringt ihn, weil er seine wahren Absichten vielleicht ahnt, durch eine höfliche, den überlegenen, weltgewandten Mann zeigende Wendung (Str. 127) wieder in das richtige Geleise. Der König muß daher während des folgenden Streites geschwiegen haben.

108, 1 degenheit, stf., Tapferkeit. — jehen, zugestehen, iu, euch, der degenheite (gen.), solche Tapferkeit. — 2 dehein, hier in negativem Sinne: kein. — 3 über, die Ausdehnung bezeichnend. — — 4 nu, begründet.

109, 2 füegen, bewerkstelligen, erreichen. — 3 von rehte, von Rechts wegen: weil ich auch persönlichen Mut habe. — 4 Ehre und

Leben verpfändet er, setzt er zum Pfande: er will beides verlieren, wenn er unterliegt.

110, 1 Nu, da nun. — 2 ruochen, swv., sich kümmern, mit einem abhängigen Satze.

119, 2 Zwei Genitive voneinander abhängig: der Sohn der Schwester Hagens von Tronege. Man sah wohl an diesem Benehmen, daß er von Hagens kühnem Geschlechte war. — 3 der, Hagen. — dagen, swv., schweigen. — 4 unterstuond ez, trat dazwischen, verhinderte es.

120, 1 stân, auf sich beruhen, bleiben. — 2 solhes, nämlich daß man deswegen zu den Waffen greifen müßte. — 3 ez sceiden, die strittige Sache beilegen; mit zühten, auf anständige Weise. — dêst, das ist.

121, 1 wesen, sein. — 2 gereit, ritt. — 3 er hätte es unterlassen, bleiben lassen sollen; lân, part. für gelân. — 4 sölher, vgl. zu 120, 2.

122, 3 kiesen, stv., sehen. — 4 wellent, dient zur Bezeichnung des Futurums. — hie ze Burgonden, hier in Burgund.

124, 1 zæme, würde geziemen. — 2 dar under, dazwischen, dabei: bei dem Kampfe. — 3 heten's, hätten davon. — frum, stm., Nutzen.

125, 1 bîten, stv., warten. — 2 gâhen, swv., eilen; mit inf. (strîten). — 4 sie mußten schweigen.

127, 2 geruochet ir's, begehrt ihr es; nâch êren, wie es der Ehre gemäß ist, auf ehrenvolle Weise. — undertân, zur Verfügung gestellt. — Vgl. zu 107; Siegfried merkt die in Gunters höflichen Worten steckende Ironie; Leben und Eigentum zur Verfügung zu stellen ist eine höfische Redensart.

128, 1 behalten, stv., in Behältnissen aufbewahren, aufheben; in ist Dat., ihnen. — 3 knehten, für die Knechte. — gemach, stn., Bequemlichkeit.

130, 1 vlizzen, praet. pl. von vlîzen, stv., sich, mit gen., sich befleißigen. — 2 sô, wenn das geschah, so. — ie, immer. — 3 des, darin. — im gevolgen, es ihm gleichtun. — 4 sô, wenn. stein werfen, eine beliebte ritterliche Übung, wobei es darauf ankam, einen schweren Stein so weit als möglich zu schleudern. Auch den Schaft schießen bezeichnet das Schleudern von Lanzen nach einem Ziele. Der höfischen Zeit waren solche Spiele schon fremd.

V. Abenteuer.

271—324 Ritterdichtung; vgl. zu Str. 60; der Mai und insbesondere Pfingsten sind, wie Wolfram einmal spottend bemerkt, die Zeiten, in denen am Artushofe alles Wichtige geschieht. Die Sommersonnenwende ist auch Festzeit, aber mehr in der Heldendichtung.

272, 3 Die Liebe zu einer Fürstin, welche der Freier nie gesehen, ist ein häufiges Motiv in der Dichtung: Ortnit, Rother, Gudrun.

273, 2 soll die Ehre, die ihr durch dieses Fest einlegt, vollständig sein. — 3 kint sind hier Jungfrauen; darauf bezieht sich die (4), nicht grammatisch genau, sondern dem Sinne nach; vgl. zu 26, 4. Erst in der Ritterzeit nahmen Frauen regelmäßig an Hoffesten teil.

274, vreute ist Conj. praet., freuen könnte. — 2 entæten, wenn es (das Freuen) nicht bewirkten.

275, 1 volgen mit gen., der Sache, folgsam sein in etwas. — 2 erfunden, erfuhren, hörten. — 3 enbieten, stv., durch einen Boten wissen lassen. — 4 ze hove, in die Gesellschaft der Männer.

276, 3 bouc, stm. (von biegen), Armring; meist von Golde. — mit, soviel wie und. — 4 flîzeclîche, adv., mit Sorgfalt.

278, 3 die hundert Mannen bestanden aus Verwandten von ihm und ihr. — enhant, in der Hand. — 4 hovegesinde, stn., Dienerschaft des Hofes.

279, 2 geselleclîch, adv., zur Gesellschaft. — 4 nâch, hinter — her.

280, 2 dar, dahin, wo die Frauen herkamen. Das neugierige Zudrängen gehörte zu den bei Hofe üblichen Zeichen freudiger Teilnahme. — 3 gedinge, swm., Hoffnung.

281, tuot vertritt gât; ebenso 3 het getân = het getragen, d. h. der trennte sich von vieler Qual, der (Siegfried) sie im Herzen trug und schon lange getragen hatte.

282, 1 lûhte, praet. von liuhten, swv., leuchten. — 3 wenn jemand sich das Schönste wünschen sollte. — gejehen, sagen.

283, 1 mâne, swm., Mond. — 2 lûterlîche, adv., hell, klar. — 4 gehœhet, erhöht, freudig bewegt. — ziere, adj., stattlich, herrlich. Ein viel gebrauchtes Bild (Nibelungen 817, 3), das auch in die moderne Geschichtsschreibung überging.

284, 2 niht lân, sine drungen, nicht unterlassen, sich zu drängen. Trotzdem die Hofbeamten voraufgingen, um Platz zu machen, dringen die Degen von den Seiten herbei. — 4 lieb unde leit: er freute sich des holden Anblickes, während die im folgenden ausgedrückten Gedanken ihm das Herz schwer machten.

285, 1 ergân, sich ereignen. — 2 wân, Hoffnung. — 3 vremeden mit acc., meiden. — sanfter, leichter, lieber.

Siegfrieds Zaghaftigkeit kennt nur dieser — höfische — Teil der Dichtung; vor der Fahrt zu Brunhild stellt er dem Gunter ganz kurz die Bedingung, daß er für seine Dienste die Hand der Schwester erhält, und letztere erfüllt auch ohne Weigerung und ohne Werbung die Zusage ihres Bruders.

286, 2 entwerfen, stv., malen. — permint, stn., Pergament. — 3 list, stm., Kunst. — als man ime jach, wie man von ihm sagte.

287, 1 von den wegen, aus dem Wege. — 2 leiste (für leistete), befolgte. — 3 hôhe tragenden, hochstrebenden; hôhe ist Adv.

288, 3 alsam, ebenso: ihr sollt ihm einen Gegendienst erweisen. — 4 gescam von gescamen, geschamen, swv., schämen, also: dieses Rates, nämlich daß Kriemhild den Siegfried grüßte, schäme ich mich nie = ich rühme mich desselben.

289, 2 grüeze: da im Mittelalter die Frauen zuerst grüßten, so gilt es für eine besondere Siegfried gewährte Auszeichnung, daß er von Kriemhild einen Gruß erhalten soll; vgl. 289, 3. — 3 gegruozte, gegrüßt hat. — grüezen pflegen: hier dient pflegen nur zur Umschreibung des Verbums, ähnlich wie beginnen. — ir sult ze hove gân: ihr sollt in Kriemhilds Hofkreis eintreten; der Gruß war das Zeichen der Aufnahme in den Hof, den Kreis, der die Frauen umgibt. — 4 gewunnen, für uns zum Freunde gewonnen.

291, 3 aus der Nähe sehen. — 4 tugenden, feinem Benehmen.

293, 1 flîzeclîche, adv., aufmerksam. — Männer und Frauen pflegten sich, wenn sie nebeneinander gingen, bei der Hand zu fassen. — bi im zweisilbigen Auftakte aus bî verkürzt.

294, 1 friwentlîche, adv., freundlich, liebevoll. — getwungen, gedrückt. — 2 von, aus. — 3 lân, unterlassen. — 4 holden willen, geneigte Gesinnung.

295, 1 gein, temporal, die annähernde Zeit bezeichnend, um. — 3 denne, nach sô vil, für als oder sô, sonst nur nach Kompar. dâ, dort in Worms; d. h. weder der Sommer noch der Frühling bereiteten ihm größere Freude. — 4 enhende, an der Hand, zur Seite. — trût, stn., Lieb, Geliebte; — er war ihr Begleiter und führte sie während des Festes; nur (299, 4) in der Kirche trennen sich die Geschlechter.

299, 2 Kriemhilde, für Kriemhild. — 3 gezogenlîche, adv., anständig. — 4 als man in die Kirche ging, konnte er nicht mehr an ihrer Seite gehen.

300, 1 die Messe sang. — 3 hôher, hochstrebender. — 4 ougen weide, Nahrung, Lust der Augen.

301, 1 kûme, adv., kaum. — erbeite (= erbeitete), erwartete, konnte erwarten. — gesanc, die Messe zu Ende gesungen hatte. — 2 sælde, stf., Glück. — 3 wæge, adj., gewogen.

302, 1 Er war früher aus der Kirche gekommen als sie. — 3 alrêst (aus aller êrst), nun erst. — 4 vor manegem helde, an der Spitze mancher Helden.

303, 3 mit rehten triuwen, in aufrichtiger Gesinnung. — 4 sehen an einen, jemand ansehen.

304, 2 gelegen, zur Ruhe legen. — 3 ih enwerbe, es sei denn daß ich handle. — 4 nâch iuwern hulden, um eure Huld zu erwerben. — mîn frou, ehrendes Prädikat, wie franz. madame.

305, 1 ieslîch, jeder: an jedem einzelnen der Tage. — 3 vor, vor den Augen ihrer Verwandten. — 4 dienest, Dienstleistung, Aufmerksamkeit.

325, In dem Anfange dieses Liedes ist ein Rest älterer Dichtung

bewahrt, die von Rittersitte und dem Hofleben nichts weiß. Eine Jungfrau, die Steine schoß und weite Sprünge machte, konnte das 12. Jahrhundert nicht mehr schildern. Unvermittelt ist dieses Heldentum dem vorangegangenen höfischen Minnewerben angefügt. — 1 Iteniuwe, adj., ganz neu. — sich huoben, machten sich auf, gelangten. — 2 daz dâ wære, daß es da gäbe. — 4 hôhen, swv., hôch, stolz, freudig werden.

326, 1 über sê, jenseit des Meeres. — 2 enheine, irgend eine, keine. — wesse, wußte, kannte. — 4 umbe, den Preis bezeichnend.

327, 1 dar nâch, nach, hinter dem Steine her. — 2 âne wanc, ohne Fehl, sicherlich. — 3 driu, neutr. von drî. — spil, ritterliche Spiele. — wol geboren, von edler Geburt. — 4 gebrast im, mangelte ihm: unterlag er in einem der drei Spiele.

329, 1 nider, weil sie rheinabwärts fahren. — 4 sine werde, es sei denn, daß sie wird.

332, 3 z'eime trûte, zur Geliebten. — 4 wâgen, swv., aufs Spiel setzen, zum Opfer bringen.

333, 2 gîstu = gibest du. — ez tuon, dir helfen. — 4 sô, wenn du mir sie gibst, so.

334, 1 lobe, gelobe. — an dîne hant, in deine Hand, mit Handschlag.

335, arebeiten, swv., Mühsal erdulden; hier substantivisch gebraucht. — verre, zu mêr gehörig: viel.

336, 1 kappe, swf., ein das Haupt mit bedeckender Mantel; vgl. 97, 3. 337, 1. — dan, von dannen. — 2 mit sorgen, mit Gefahr.

352—369, Schilderung der Anfertigung von Reisekleidern, zu den sog. „Schneiderstrophen" des Gedichtes gehörig, wie man diese Verse spottend wohl genannt hat.

376, 2 zuo z'in, dahin, wo sie waren. — 3 ziehen, herbeiführen.

377, dô stuonden in den venstern: traten in die Fensternische. — 2 mit, zugleich mit. — ruorte, praet. von rüeren, swv., in Bewegung setzen. — 3 sâzen, schifften sich ein.

379, 1 scalte, swf., Stange zum Fortstoßen des Schiffes. — gewan, ergriff. — 2 stat, stn., Gestade. — 4 huoben sich, setzten sich in Bewegung. Das Ganze: Klangmalerei.

380, 2 umbe'n = umbe den. — 3 gemach, Bequemlichkeit.

382, 4 erkant, bekannt; Beziehung auf eine frühere Bekanntschaft Siegfrieds mit Brünhild, einen früheren Besuch auf Isenstein, dessen Zusammenhang aber ohne die nordische Sage unverständlich ist. — Nach 326, 1 wohnt Brünhild jenseit des Meeres; ob aber der Isenstein in Island zu suchen sei, ist fraglich. Dagegen lehrt die Stelle, daß diese Dichtung den Rhein und den Westen überhaupt nicht kannte: die Burgunden fahren über das Meer mit einem Rheinschiff, das für den seichten Fluß bei Worms geeignet ist. — Nur Siegfried kennt den Weg, das fremde Land und die Königin; woher, das sagt die Dichtung nicht. Die nordische Überlieferung (vgl. zu 87) erzählt: Auf

den Rat der Vögel ritt Sigurd nach der Erwerbung des Hortes zu einem Berge, welcher von einem Flammenwall umgeben war. Sein Roß Grani trug ihn hindurch, und er fand innerhalb desselben in einer Burg die Walküre Brünhild, welche wegen eines Ungehorsams von Odin in Schlaf versenkt und verurteilt war, eines irdischen Mannes Weib zu werden. Sigurd verlobte sich mit ihr und gab ihr Andwaris Ring. Dann ritt er davon mit dem Versprechen, sie bald heimzuholen, kam aber nach Worms, wo die Königin ihn durch einen Trank bezauberte, daß er das Verlöbnis vergaß und sich mit ihrer Tochter vermählte. Deren Bruder Gunnar begehrte die Brünhild zum Weibe, und Sigurd ritt mit ihm zu ihrer Burg.

VII. Abenteuer.

404, 1 drinne, in der Burg. — 4 dar inne, in dem Saale.

405, 1 entsliezen, stv., aufschließen. — 3 lant ist Acc. — 4 behalden, stv., ihnen abnehmen und aufheben.

419, 3 her, wegen des Begriffs der Bewegung in willekomen, erwünscht gekommen. — 4 meinet, bedeutet, bezweckt. — bekant, erfahren. — Den ihr bekannten Siegfried begrüßt die Königin, er lehnt aber den ersten Gruß ab, weil Gunter sein Herr sei. Warum er dies vorgibt, sagt die Dichtung nicht; wohl aber leuchtet durch, daß Brünhild erwartet hatte, er würde für sich selbst um sie werben und dies nicht für einen anderen tun: daher ihr Haß gegen Siegfried. Die nordische Sage (Str. 382) macht das Ganze verständlicher.

420, 1 genâde, Dank: ich danke euch gar sehr. — 2 ruochen, swv., geruhen. — milt, gewöhnlich milte, freigebig. — 3 vor, eher als. — 4 die Ehre, den ersten Gruß zu erhalten, wollte ich gern entbehren.

422, 4 weigern, mit dat. der Person, gen. der Sache, jemand etwas abschlagen. — verlân, unterlassen.

423, 2 spil teilen, einen Wettkampf zur Wahl vorlegen; franz. partir le jeu, prov. lo joc, im Part. jeu parti, jocs partitz, mhd. geteiltez spil. Er kann in Werken wie in Worten bestehen; letzteres ist der Fall in den romanischen Tenzonen, in denen zwei Dichter über eine Streitfrage handeln, ersteres hier. Geteilt, d. h. richtig geteilt, ist das Kampfspiel, wenn Vorteil und Nachteil auf beiden Seiten gleich sind. — 4 nach 327, 4 soll nur der Werber selbst sterben: hier bringt der Zorn die Drohung hervor, daß alle die Folgen tragen müssen. — getar, wagt. — 3 behaben, swv., behaupten. — meisterschaft, stf., Sieg.

425, 1 schol, die ursprüngliche Form von sol. — Mit dem Steinwerfen war zugleich der Sprung verbunden, indem man sich bemühte, dem geschleuderten Stein möglichst weit nachzuspringen. — 2 gâch, eilig: übereilt euch nicht, bedenkt es euch wohl. Zu lât ist der Infin. sîn zu ergänzen. — 4 ebene, adv., genau.

426, 2 allen sînen willen, alles was er wollte. — 3 Hier wie beim Ausbruch des Sachsenkrieges und im ganzen ersten Teile der Nibelungen wird Gunter als Feigling geschildert: eine zurückhaltende Stellung gebührt ihm als dem Könige allerdings, denn dieser soll zwar der Mittelpunkt der Ereignisse, aber selbst untätig sein (Etzel, Artus — der Schachkönig). Im zweiten Teile ist Gunter ein tapferer Held: er ist aber im Hunnenlande auch nicht König. — Das Eintreten Siegfrieds für Gunter stellt die nordische Sage so dar: Als beide an den Flammenwall kamen (vgl. zu 382), konnte Gunnar weder auf seinem noch auf Sigurds Roß hindurchreiten; da tauschten beide die Gestalt, und Sigurd in Gunnars Gestalt holte die Brünhild heraus, nachdem er ihr Andwaris Ring wieder genommen hatte. Nun folgte sie dem Gunnar als Gemahlin, in dem Wahne, dieser sei durch die Flammen geritten. Bei der Hochzeit aber gedachte Sigurd des Verlöbnisses und der Eide, die er ihr geschworen.

427, 2 swaz ir gebietet, was ihr Lust habt. — wær' es, wäre dessen; es von mêr abhängig. — 4 ir enwerdet, ihr werdet denn, oder ihr müßt werden.

428, 2 gâhen mit gen., eilen, mit etwas. — als — gezam, wie ihr das angemessen war: sie hatte keinen Grund mehr, mit dem Beginn zu zögern. — 3 gewinnen, stv., bringen. — 4 schildes rant, dasselbe was schilt oder rant.

431, 2 erfunde, conj. praet., bemerkte. — 4 slouf, praet. von sliefen, stv., schlüpfen; mundartl. noch schliefen in ein Kleid, es anziehen. — Da erkannte ihn niemand.

432, 3 von listen, aus Klugheit. — 4 alle — wâren, erklärender Zwischensatz zu niemen.

440, 1 truoc, brachte. — 3 ungefüege, ungeheuer.

449, 1 schein, zeigte sich. — 3 wel, adj., rund.

451, 1 want, praet. von winden, zurückschlagen. — 3 zuhte, praet. von zucken, zückte.

452, 4 sorclich, adv., mit Furcht: weil er nicht wußte, was ihn plötzlich anfaßte.

454, 1 von hende, aus der Hand. — 3 mache du die Bewegungen des Schleudernden und Schirmenden. — 4 liebe, adv., angenehm, zur Freude.

456, 4 fiwer, stn., Feuer. — alsam, als ob.

457, 1 al, vollständig. — 2 lougen, swv., lohen, leuchten. — 3 des scuzzes, von dem Schusse, infolge des Schusses. — kreftige, st. Form des Adj. nach dem Artikel. — 4 wan, wäre nicht gewesen. — bestân, part., geblieben.

458, 1 brast, praet. von bresten, stv., brechen (bersten). — 2 widere, zurück. — 4 frumte, beförderte: er sandte ihr denselben Ger wieder zurück.

460, 3 gestân mit gen., vor etwas stehen bleiben: sie fiel nieder (vgl. 461, 1). — 4 hete ist Konjunktiv.

461, 2 danc haben mit gen. bezeichnet mhd. auch: Lob gewinnen für etwas; der Sinn ist also hier: diesen Schuß muß ich loben. — 4 dar, dorthin, nicht mit nâch zu verbinden. — kreftiger, compar.

462, 3 von der hant, aus der Hand, mit swanc, nicht mit verre zu verbinden. — 4 nâch dem wurfe, hinter dem Wurfe her.

463, 1 klâfter, stf., das Maß der ausgebreiteten Arme. — 2 den wurf — sprunge, sie durchschnitt, übertraf mit ihrem Sprunge die Weite des Wurfes, sie sprang weiter als der Stein geflogen war. — 4 wegete, bewegte, schwang. — der helt, Siegfried. — werfennes pflac, pflog des Werfens, warf; trotz des subst. Gebrauchs des Infinitivs steht dabei der Akkusativ (in).

464, 2 verrer, weiter (als Brünhild). — 3 von — listen, durch seine schöne Kunst. — 4 während er sprang, trug er zugleich den König Gunter.

466, 1 ein teil, etwas, zu lûte gehörig, aber der Sinn ist: sehr laut. — 2 ent, verkürzt aus ende, am Ende; Siegfried (mit Gunter) war an das äußerste Ende des bezeichneten Raumes gesprungen. — 3 her nâher, näher heran.

467, 2 sie knieten vor Gunter nieder, als Zeichen der Huldigung. — ûz Burgonden lant gehört zu Gunther.

468, 1 tugende rîch, er verstand sich auf feine Sitte. — 3 sie stellte alles zu seiner Verfügung.

470, 2 abe, wiederum. — behalten truoc, brachte, um sie aufzuheben, sie fort. — 4 wîslîche, adv., klug, schlau.

XIV. Abenteuer.

814, In der Überschrift schulten, praet. pl. von schelten. — 1 vesperzît, die Zeit 3 Uhr nachmittags (im Winter 2 Uhr). — ungemach, Unruhe. — 3 durch kurzewîle wân, in der Hoffnung auf Unterhaltung, um sich zu unterhalten.

815, 2 gedâhten, sprachen von. — 4 zu sînen handen, in seiner Macht: er verdiente Herrscher aller dieser Länder zu sein.

816, 2 wân mit gen., außer ihm und dir. — 4 die wîle, so lange. — kunde'z nimmer ergân, könnte es nimmer geschehen, daß er hier König würde.

818, 2 vor im lân, den Vorzug vor ihm geben.

819, 1 tiwer, wert, ausgezeichnet, meist tiure. — 2 âne schulde, ohne Grund. — 4 genôz, der sich einem gleichstellen kann.

820, 1 ze arge verstân, in bösem Sinne auffassen, übel aufnehmen. 3 aller êrste, zum ersten Male. — 4 der König erlangte seinen Willen an ihr, indem er sie im Zweikampfe besiegte. Denn darauf, nicht auf die Hochzeitsnacht, ist diese und die folgende Zeile zu beziehen.

821, 3 hân ich, halte ich. — 4 so wäre ich übel dran, indem ich eines Dienstmanns Weib wäre.
822, 1 werben, handeln. — 2 eigenman, Leibeigener. — wine, Geliebte, aber auch Ehefrau. — 3 des, deshalb. — 4 durch mich, meinetwegen, mir zu Liebe. — mit güetlîchen siten, in freundlicher Weise.
823, 2 verkiesen mit acc., verzichten auf. — 3 degene, Siegfried.
824, 1. 2 dir bî wone deheiner dienste, dir nahe mit irgendwelchen Diensten, dir irgend welche Dienste leiste; immer, je. — 2 tiwerr, compar. — sî, sein kann. — 4 erlâzen, überheben.
825, 2 daz für sît daz, da. — beidiu, die neutrale Form, ist Regel, wenn beide sich auf ein Paar beiderlei Geschlechts bezieht. — 3 versitzen, zu lange sitzen bleiben und dadurch etwas versäumen: daß er so lange versäumt hat, dir den Zins zu zahlen. — 4 haben rât, überhoben sein.
826, 1 du erhebst dich zu hoch. — 2 gerne ist nicht mit sehen, sondern mit wil zu verbinden. — 3 habe ze êren, ehre.
827, 1 daz, nämlich das Erproben, wen man mehr ehrt. — 2 verjehen eines für, etwas, jemand für etwas ausgeben. — 4 gegân, verstärktes gân.
830, 2 so mußt du dich mit deinem Gesinde von dem meinigen absondern. — 4 entriuwen, in Treuen, fürwahr; en geschwächt aus in.
831, 3 und habt ir, wenn ihr habt. — 4 si und Prünhilt sind dieselbe Person. Sie (Brünhilt) hat Grund, das zu verleugnen, was sie behauptet hat.
832, 1 sie kamen der Aufforderung gerne nach. — 3 küniges, Gunters; gie, kam.
834, 4 Hindeutung auf den tragischen Ausgang. — sorclîchen, adv., mit Sorge, Furcht.
835, 3 ware, die ursprüngliche Form von war, ahd. wara.
836, 2 ir, Kriemhildens. — 4 erziugen, aufweisen, aufbringen. — tete vertritt erziugte.
837, 1 wünschen, nämlich die prächtigsten Kleider zu sehen. — 4 wan, elliptisch: hätte sie es nicht Brünhilden zu Leide, zum Tort getan. — verlân, unterlassen.
838, 2 ez, das folgende. — hûsvrouwe, Herrin des Hauses, Brünhilt. — 3 übelîche, adv., in böser Weise.
839, 3 gescendet dînen lîp, Schande über dich gebracht. — 4 kebse, Kebsweib. — immer, jemals.
840, 1 verkebsen, swv., zum Kebsweib machen, Kebsweib nennen. — 4 magetuom, stm., die Jungferschaft.
841, 1 arc, böse, nichtswürdig. — list, stm., Geschicklichkeit, Klugheit. — 3 klagen, daß ich dich Kebsweib genannt habe.
842, 2 du hast mit Worten behauptet, daß ich dir zu Diensten verpflichtet sei, mich mit Worten (Behauptungen) zu deiner Dienerin gemacht. — 4 heinlîche, Vertraulichkeit. — umbereit, nicht bereit,

mit gen., zu. Mit der Vertraulichkeit zwischen uns hat es ein Ende.

843, 1 lie, unterließ. — 4 starke, adv., sehr.

844, 2 des von wîle abhängig: die Zeitdauer dessen. — 4 engelten, stv., Strafe für etwas bezahlen, Nachteil von etwas haben (mit gen.); Gegensatz geniezen. — muosen, plur. des Verb. bei dem kollektiven manic helet.

845, 2 mêre, noch weiteres; davon hängt des ab. — 3 zîhen, mit acc. und gen., einen einer Sache beschuldigen. — wortræze, scharf in Worten. — 4 er und Sîfrit wieder dieselbe Person (831, 4).

846, 3 jehen mit gen. und ze, jemand für etwas ausgeben. — lâzen sehen, beweisen. — 4 spruch, Rede.

847, 1 möht = möhtet, ihr hättet Grund. — 2 erziugen, beweisen. — golt, goldner Ring. — deich = daz ich. — 3 vriedel, Geliebter, Mann. — êrste, zuerst.

848, 1 versteln, stehlen. — 2 ist mich vor verholn, ist vor mir verborgen worden. — übele, adv., in böser Weise. — 3 eines dinges an ein ende komen, etwas vollständig erforschen. — 4 ungemüete, stn., Verstimmung, Unmut.

849, 1 wil, glaube; es hängt von diep ab. — 2 möhtes die zweite Person auf s statt des gewöhnlichen st. — 4 dîn man: er gewann deine Minne (in sinnlicher Bedeutung); in demselben Sinne steht nachher andererseits wîp (851, 4).

850, 1 zu verbinden: den porten der sîden von Ninnivê. — 2 guot genuoc, sehr gut, sehr prächtig. — 4 vreischen, erfahren, vernehmen: sie konnte nicht umhin, es ihn wissen zu lassen.

851, 2 vonme = von deme. — 3 hœnen, beschimpfen.

852, 3 wer — getân, wer hat euch (etwas) getan. — 4 muoz, habe guten Grund.

853, 3 gihet 3. Person praes. von jehen, behauptet. — kebesen, zum Kebsweibe machen.

854, 3 riuwet mich, reut mich, beklage ich. — bereden mit acc. und gen., jemand gegen etwas vor Gericht verteidigen; wenn du mich nicht verteidigst.

855, 2. 3 er muß entweder eingestehen, daß er sich dessen gerühmt hat, oder er muß es von sich abweisen.

856, 1 ungemuot, verstimmt, betrübt, zornig. — 2 der mære, die Sache, den Sachverhalt. — 3 waz, warum.

857, 4 alrêrst, zuerst. — seit = saget, behauptet.

858, 1 si, Kriemhild. — 2 er droht, nicht zu ruhen, bis er sie dafür bestraft habe. — 3 enpfüeren, eidlich entkräften, durch einen Reinigungseid erhärten. — 4 hôhen, teuern: wie wir sagen „hoch und teuer schwören".

861, 1 geniezen mit gen., Nutzen von etwas haben; konditioneller Satz. — 4 sâhen zuo z'ein ander, sahen einander an: sie wunderten sich über das Vorgefallene.

862, 2 üppeclîch, übermütig. — lâzen under wegen, unterlassen. — 4 ungefüege, stf., unschickliches Benehmen.

863, 1 mit rede, in bezug auf die Rede: sie redeten nicht mehr miteinander. — 4 vrouwen, Herrin.

865, 1 rede, Gespräch. — 2 die helde sind Hagen und Gunter, denn diese müssen wir uns in Brünhilds Zimmer anwesend denken (868, 1); dazu kommen Gernot, Giselher und Ortwin. — 4 getriuweliche, adv., in treuer Gesinnung.

866, 2 gediende, verdiente. — 4 lihte, adj., unbedeutend wenig; der Genitiv (es) steht dabei wie bei lützel, vil: um etwas Unbedeutendes zürnen Weiber miteinander.

867, 1 gouch, stm., Bastard; eigentlich Kuckuck. Der Kuckuck legt seine Eier in fremde Nester, wird von Vögeln anderer Art großgezogen. — 3 sich gerüemet der vrouwen, geprahlt, ihre Liebe genossen zu haben. — 4 entweder ich oder er muß deswegen sterben.

869, 1 vone die ältere Form für von, ahd. fona. — 4 widerseit, die Freundschaft aufgekündigt.

870, 1 niemand verfolgte die Sache weiter; nur Hagen ruhte nicht und stachelte immer aufs neue. — 2 riet, mit seinem Rate in den Ohren lag. — 3 im, Guntern. — 4 der helt, Gunter.

872, 1 mortlich, mörderisch. — 4 grimme, adv., sehr, gewaltig. — starker, flektierte Form des Adjektivums. — wundernküene, wunderbar kühn. — 4 wenn er es bemerkte, würde er auf seiner Hut sein und dann könnte niemand wagen, ihn anzugreifen.

873, 1 nein er, nein, er wird es nicht bemerken. — 2 an getragen, einrichten, anstiften. — Nach alsô folgt hier kein Satz mit daz, sondern ein unabhängiger.

874, 3 wir lassen welche von unsern Leuten als Boten ins Land reiten. — 4 widersagen, um Krieg anzukündigen. Es sollen nicht Leute sein, die man am Hofe kennt, also erkennen würde.

XV. Abenteuer.

878, 1 Urloup si gewunnen, sie bekamen Erlaubnis. — für gân, vor den König kommen. — 2 si'z; ez ist für uns im Nhd. überflüssig. — 4 in ist für uns auch pleonastisch. — brâhte, gebracht hatte.

879, 1 er, Gunther, der 878, 1 gemeint war. — 4 habet ze vinde, habt zum Feinde, als Feind.

880, 2 wilen, dat. pl. von wile, einstmals. — 3 mit her, mit einem Heere. — 4 bevant, erfuhr.

881, 1 meinrœte, adj., verräterisch. Man tat alles so, als wenn es wirklich Boten aus fremdem Lande wären. — 3 daz mit dâ vor zu verbinden, vor dem was. — 4 in selben, ihnen selbst, denen die den Anschlag machten. — wart getân, schlug aus.

882, 1 rûnen, flüstern, sich heimlich beraten. — 3 ez gesceiden, es gütlich beigelegt. — 4 rât, Anschlag.

884, 1 mir ist leit, ich bin betrübt. — 3 rîten, vom feindlichen Einfall gebraucht.

885, 1 Nâch — êren, ganz so wie es eurer Ehre gemäß ist. — understân, verhindern. — 2 noch, auch jetzt noch. — 3 gelege wüeste, mache wüst durch Niederschlagen.

886, 1 bestân, bleiben. — 2 zuo, das Feindliche bezeichnend, wie 880, 3.

887, 2 ernestlîche, adv., im Ernste. — 4 kleine sorge, mit der mhd. Ironie für: gar keine Sorge.

888, 1 schicken, anordnen; dan ist mit reise zu verbinden. — 2 es geschah so, daß Siegfried und die Seinen es sahen, um noch mehr getäuscht zu werden. Die Knechte wurden einstweilen vorausgeschickt, oder wenigstens die Vorbereitungen dazu getroffen.

890, 1 zeichen, Fahne, lat. signum.
— alsô, als ob, wie wenn. — wolden dan, ein Verbum der Bewegung ist zu ergänzen. — 4 viele von Gunters Mannen drängten sich herzu, um Siegfrieds Zurüstungen zu sehen.

891, 2 sich bereite von, schickte sich an, machte sich fertig (zu gehen) aus. — 4 wolden ist Conj. praet.

892, 2 vriunden, Verwandten. — vor gestân mit dat., schützen.

893, 3 von dieser dienstbereitwilligen Gesinnung laßt mich an meinem Manne Nutzen haben: er soll den Nutzen davon haben. — 4 hab' ist Konjunktiv. Kriemhild fühlt sich schuldig, gibt aber nicht zu, daß auch Siegfried es sei.

895, 1 ir, ihr Frauen: ihr und Brünhild; versüenet, versöhnt: euer Streit wird beigelegt werden. — her nâch disen tagen, nach der Zeit von jetzt an. — 4 baz, mehr als euch.

896, 3 übermuot, stf., übermäßiger Mut, Tollkühnheit. — diu übermuot wird als Weib geschildert und abgebildet.

897, 1 habet ir wân, glaubt ihr. — 2 versnîden, verwunden. — 4 ich will beim Reiten und Gehen immer auf seinen Schutz bedacht sein.

898, 1 sô, ebenso. — 2 mit triuwen, aufrichtig. — 4 si—mære, sie machte ihn mit einer Mitteilung bekannt. — verlân, unterlassen, unterblieben.

899, 2 an, bei, vgl. 100, 3. — 4 dehein muß hier des Verses wegen auf der vorletzten Silbe betont werden.

900, 1 iedoch, immer doch, dennoch; noch nicht: jedoch. — 2 gêrscuz, Schuß mit gêr.

901, 1 ûf genâde, im Vertrauen auf deine freundliche Gesinnung; genâde bedeutet ursprünglich: Herablassung, Neigung, also auch Zuneigung. — 2 behaldest, bewährst, nicht brichst. — 3 dâ schließt sich an melde an; ich tue dir kund, wo. — verhouwen, verwunden. — 4 dêst = daz ist.

902, 3 herte, stf., Schulterblatt; der Artikel ist nach altertümlicher Weise ausgelassen. — 4 ist mir bereit, ist mir zur Hand, ist mir nahe.

903, 2 dâ bî—bekant, daran erkenne ich. — 4 vristen, am Leben erhalten. — ez, Hagens Frage und Vorschlag. — ûf, bezeichnet den Zweck.

904, 1 kleine, fein. — 2 tougenlîch, adj., heimlich, kaum bemerkbar. — 3 herte, stf., harter, ernster Kampf.

905, 2 vrume, stf., Vorteil, Gewinn. — 3 dô, dagegen. — dâ mite, durch dies Kreuz.

906, 2 immer in negativem Sinne. — 3 meinrât, Verrat. — 4 sich verlâzen an, sich verlassen auf.

907, 4 geschouwet', betrachtete; in ge liegt das Genaue des Betrachtens.

908, 1 pilde, Bild; das Kreuz ist gemeint. — 2 ander mære, entgegengesetzte Botschaft. — 3 mit vride, im Frieden. — 4 hete, wie solde, conj., im Sinne der Boten.

909, 2 er'n hete, ohne gerochen zu haben. — 3 erwenden, zum Umkehren veranlassen. — kûme, mit Mühe.

910, 3 sol, das erste: werde; das zweite: Ursache habe, Verpflichtung habe. — vor, Vorzug.

911, 3 der Waskenwalt, das Vogesengebirge, wird 927, 1. 1002, 1 von Worms durch den Rhein getrennt gedacht; waren des Dichters geographische Kenntnisse genau, so muß der Wohnsitz der Könige nicht in Worms selbst, sondern auf dem rechten Rheinufer gedacht werden. — hân, gejagt habe. — 4 ungetriuwe, treulos.

912, 2 vruo, früh am Morgen. — 4 daz—getân, das sei mir auch angenehm, wenn jemand (die) hier bleiben will.

913, suochman, Jäger, der das Wild aufsucht, auftreibt. — bracke, swm., Spürhund. — tan, Wald.

914, 2 niht wan, nichts als, nur. — 4 die, auf bracken bezüglich. — fürewîse, adj., verirrt, oder aktiv irreleitend, zu verwîsen, falsch weisen, gehörig. — hereberge bezeichnet hier die Stätte, wo die Jäger sich sammeln: die verhindern, daß ihr die Herberge verfehlt, indem ihr euch verirrt. Vgl. 928, 1.

915, 1 recke, Siegfried. — 3 gewinnen, in die Gewalt bekommen, bezwingen, töten. — 4 gepflegen, verstärktes pflegen, ausüben.

XVI. Abenteuer.

916, 1 vile, gewöhnlich vil (zu 2, 1), sehr. — 2 lobeten, versprachen, veranstalteten. — pirsen, Pirschen, mit Hunden jagen. — 4 wisent, stm., Büffel. — küeners von waz abhängig.

928, 1 herbergen, die Herberge aufschlagen, mit für und acc., nicht vor und dat. — 2 gên, die ungefähre Richtung bezeichnend. — abelouf, der Ort, wo das Wild, das aus dem Walde getrieben wird, herauskommt. — 3 wert, Werder, Insel.

929, 1 bestân, besetzt. — 2 warte, stf., Anstand der Jäger. — in allen enden, nach allen Seiten.
930, 3 dâ bî, daran. — 4 waltreise, Zug in den Wald.
931, 1 gehünde, stn., kollektivisch, die Gesamtheit der Hunde. — — 2 swar, wohin auch. — 3 wir würden erwarten: der sol des haben danc. — 4 sie trennten sich alsbald.
932, 1 hân rât, kann entbehren, entraten. — 2 genozzen, Jägerausdruck; der Hund bekommt von einem blutigen Stück des Wildes zu fressen, damit er die Witterung spürt (die verte erkenne). — 3 verte, pl., aus dem unser Fährte entstanden. — 4 jegede, stn., Jagd.
933, 1 spürehunt und bracke ist dasselbe. — 3 läger, stn., Lager. — stuont, aufstand.
938, 3 meister, Subjekt zweier Verba: kom und bestuont. Der meister ist Siegfried; er heißt der Herr der Jagd, weil er das Vorzüglichste leistet. — slâ, stf. (zu slahen), Spur des Wildes.
939, 2 samfte, leicht. — 3 ervellen, fällen. — vie, fing ein; vgl. 938, 2. — 4 jaget, stn., Jagdbeute.
941, 1 ludem, stm., Lärm. — 2 liut, stn., im Singular nur selten gebraucht. — 3 antwurte, antwortete, widerhallte. — 4 ruore, stf., die in Bewegung gesetzte, losgelassene Meute (zu rüeren, wie meute aus movita). — verlân, losgelassen.
942, 2 füegen, bewirken, erreichen. — 4 fiwerstat, Feuerstätte; das Feuer war hauptsächlich zum Kochen und Braten angezündet; zer, bei der.
943, 3 hiute, pl. von hût, stf., Haut. — 4 des, des Wildes. — ingesinde ist Dat.
944, 2 enbîzen, stv., essen. — 3 z'einer stunt, einmal. — dâ mite, dadurch. — 4 fürsten, Guntern.
946, 1 rûme, wollen verlassen. — 4 hinder sich, zu den ihm Nachfolgenden.
947, 1 wern, gewähren; uns ist accus., kurzewîle, gen. — 2 lâzen, loslassen. — 4 dann' hier noch dem beschränkenden en hinzugefügt; nhd. denn.
948, 1 verlâzen, losgelassen. — 2 errîten, reitend erreichen. — — 3 gevelle, stn., Ort, der durch umgestürzte Bäume, Steine usw. unwegsam ist. — niwet, ältere Form von niht (aus niwiht); er konnte seinen Zweck nicht erreichen.
949, 2 umbehuot, sorglos, weil es vor dem Jäger jetzt sicher zu sein glaubte (947, 4).
950, 2 zuo, an. sân, sogleich, was sâ.
958, 2 erlûten, laut werden. — 3 grôze, adv., sehr.
959, von, infolge von. — 2 schiet, trennte, verjagte. — 3 zefüeret, auseinandergestreut.
960, 2 lân, loslassen. — 4 heten, hätten gehabt.
961, 1 nach lie statt en mit dem Konjunktiv wieder ein unabhängiger Satz. — 3 man schoß nicht, weil man fürchtete, die Hunde zu treffen.

962, 3 erloufen, durch Laufen erreichen, einholen. — 4 fiwer, stn., Feuer.
963, 3 saz, setzte sich. — 4 truoc, brachte.
965, 2 rât, Vorrat. — 3 von wiu, warum; wiu. instrumental. von waz. — 4 man enpflege, wenn man nicht pflegt.
968, 1 undanc, keinen Dank; eine Verwünschungsformel.
969, 3 daz—enzürnet, ihr sollt nicht böse sein, ich sorge für Abhilfe. — 4 Blick in die Zukunft.
972, 1 dannen, von dannen, fort. — linde: unter einer Linde entsprang der Brunnen. — 3 niht, nichts, niemand.
973, 4 jehen, den Preis zuerkennen — eine höfliche Ablehnung der Behauptung Hagens, Siegfried sei der beste Läufer.
974, 1 ouch nicht zu wir, sondern zum Verbum gehörig. — 2 Siegfried sucht für sich die Wette zu erschweren; er trägt außerdem seine Waffen und vollständige Kleidung. — er ist auch Gunter. Als Gunter das hörte, daß Siegfried den Wettlauf unternähme, sich also vom Jagdgefolge trennte, war es ihm lieb.
975, 2 gewæte (collectivum von wât) stn., Kleidung. — 3 zuo, samt; ebenso 4.
976, 2 si. Gunter und Hagen; ebenso in den folgenden Zeilen. — 3 pantel, um die Schnelligkeit zu bezeichnen. — 4 ê, früher als jene beiden. Siegfried kam zuerst an, dann Gunter (978, 4), zuletzt — wohl absichtlich — Hagen (980, 2).
977, 2 leit' er dan, legte er fort. — 3 leinde, praet. von leinen, lehnen. — 4 brunne, hervorsprudelnder Quell; vluz, das Strömen, Fließen.
978, 1 tugende, feines Benehmen. — 2 aldâ, dort wo. — 3 sô gehört zu swie, wie auch immer. — 4 er, der König.
979, 3 rihte sih von dan, erhob sich davon.
980, 1 zühte, feinen Erziehung: nämlich, daß er gewartet hatte. — 2 danewert, fort, seitwärts. — 3 gêr, Siegfrieds. Siegfried trug also das Gewand noch, mit dem er zu dem vorgeblichen Sachsenkriege ausziehen wollte.
981, 4 missewende, stf., unrechte Wendung, schlechte Tat.
983, 1 tobelîchen, adv., wie wahnsinnig. — 4 sô, wenn er das gefunden hätte. — nâch, entsprechend. — gewert, es wäre ihm sein Dienst (ironisch) entsprechend gelohnt worden.
984, 2 den Schild hatte Hagen nicht fortgeschafft.
985, 2 dræjen, sich drehend bewegen, wirbeln, stieben.
986, 1 gestrûchet ze tal, niedergefallen. — 3 enhende, in der Hand.
987, 2 zergên, Ende nehmen. — 3 der Tod hatte ihn mit bleicher Farbe gezeichnet, ihn dadurch gewissermaßen als sein Eigentum bezeichnet.
988, 3 schelten, Beschwerde zu führen ist keine unedle Äußerung, sondern das gute Recht dessen, der auf anderem Wege seine Ansprüche nicht durchsetzen kann: der Gläubiger schilt den säumigen Schuldner, der Verurteilte das Urteil, welches er nicht

für gerecht hält, der Tod die Menschen, wenn er sie als sein Eigentum anspricht. Gewerbsmäßige Schelter verfolgten in fremdem Auftrage mit Scheltliedern diejenigen, welche auf andere Weise für begangenes Unrecht nicht zur Rechenschaft gezogen werden konnten. — 4 râten ûf, einen Ratschlag machen gegen jemand. — den ungetriuwen tôt, Tod durch Verrat.

989, haben meine euch geleisteten Dienste den Tod verdient? — 4 ihr schadet eurer ganzen Verwandtschaft durch diese Tat.

991, 1 die andern kommen hinzu, durch den Lärm gelockt. — 3 gekleit, beklagt.

992, 2 Gunters Mitschuld ist dem Verwundeten klar. — 4 dienet, verdient; michel schelden, großen Tadel, doppelte Vorwürfe, der noch jammert, wenn er eine Untat begangen hat. — ez, das Weinen.

993, 2 allez, gänzlich, für immer. — 4 hêrschaft, Herrenmacht, Herrlichkeit. — ze râte tuon mit gen., Rat, Abhilfe schaffen für: daß ich ihr ein Ende gemacht habe. Hagen trägt ohne Einwand die Verantwortung; aber ein neuer Grund für seine Tat tritt hier in seinen Worten hervor: der Neid auf Siegfrieds Größe und Ruhm.

994, 1 Ir muget euch lîhte rüemen: ihr seid billig zu eurem Ruhm gekommen.

995, 2 itewîzen, verweisen (derselbe Stamm), vorwerfen; hier subst. Vorwurf. — sol, Futurum. Vorwürfe machen, weil er des Vaters Tod nicht rächt, denn die Mörder sind seine Verwandten; so ist nach Zeile 4 zu erklären: könnte ich diese Pflicht erfüllen, so würde ich das mit gutem Grunde noch zum Austrag bringen, nämlich weil er selbst verwundet ist, durch Klage auf Mord und Stellung eines Kämpfers gegen die Beklagten. Aber Siegfrieds letzter Gedanke ist nicht die Rache: um seines Weibes willen sucht er Versöhnung mit den Mördern. — 3 mortlîche, nach Mörderweise.

996, 2 triuwen iht begân, irgendwie Treue beweisen, treu handeln.

997, 2 wont ir bî, steht ihr bei. — 4 wart leider getân, geschah größeres Leid.

998, 2 unlange, adv., nicht lange. — 3 dem Tode wird als gewöhnliche Waffe Pfeil oder Wurfspeer beigelegt.

999, 3 wurden ze râte, berieten sich.

1000, 4 scâchære, stm., Schächer, Räuber.

1001, 2 unmære, gleichgültig. — und, conditional. — 4 mich ahtet ringe, mich kümmert wenig. — Die nordische Schilderung von des Helden Tode: Als die beiden Fürstinnen einst zusammen badeten, gerieten sie in Streit über den Vorrang. Da zeigte Sigurds Gemahlin den Ring, welcher beweisen sollte, daß Sigurd die Brünhild besessen habe, ehe sie Gunnars Weib wurde. Gunnar, Sigurd und seine Gattin versuchten später vergebens, die Erzürnte zu besänftigen, vergebens bot ihr

Sigurd an, sich von seinem Weibe zu trennen und ihr zu folgen: sie forderte des Schuldigen Tod. Nach langem Zögern gab Gunnar nach, besonders da ihn auch die Gier nach dem Golde (vgl. zu 87) reizte; aber Högni, sein Bruder, widersprach noch immer. Endlich bewogen beide den Guttorm, ihren jüngsten Bruder, daß er Sigurd im Schlafe neben seinem Weibe erstach. Nun tötete sich auch Brünhild: sterbend bekannte sie, daß sie nur einen geliebt habe und mit diesem im Tode vereint sein wolle, weil sie ihm lebend nicht gehören durfte.

XXV. Abenteuer.

Die nordische Überlieferung: Nach langer Trauer ließ sich Sigurds Witwe bereden, Atli zu heiraten, wie ihr dies Brünhild einst auf dem Flammenberge vorhergesagt hatte, als sie dorthin kam, um sich den Falkentraum von der weisen Walküre deuten zu lassen. — Atli war ein mächtiger Herrscher, aber habsüchtig, und begehrte Sigurds Schatz. Deshalb ließ er die Brüder seiner Frau zu einem Festmahle laden; diese ahnte Verrat und warnte sie durch Runen, welche sie dem Boten mitgab. Doch der fälschte die Zeichen, und die Brüder folgten der Ladung.

1507,2 sehzec: Hagen hatte achtzig nach Worms gebracht (1475, 2), aber nur sechzig davon ausgewählt, wie aus den dreitausend nur tausend. — 3 gegen, die Richtung wohin bezeichnend. — 4 ez, daß sie zu dem Feste gefahren.

1509,3 mir ist getroumet, mir hat geträumt. — 4 gefügele, stn., Gevögel, collect. zu vogel.

1510,1 sich wendet an, sich kehrt an. — 2 der wird durch Träume sich oft bestimmen lassen, etwas zu tun, was seiner Ehre nachteilig ist. — 4 ze hove, zu den Frauen.

1511,4 gerouw, praet. von riuwen; gewöhnlich lautet dasselbe rou, gerou.

1512,1 wan daz, ausgenommen daß; wenn nicht. — 3 mant' in, erinnerte ihn. — man, gen. sing. in unflektierter Form. — 4 dâ von, deshalb.

1513,1 Furcht hat auf mein Handeln keinen Einfluß. — ich tuo: gewöhnlich ich tuon.

1516,1 Pasûnen ist Verbum wie floytieren auch. Posaunen- und Flötenblasen. — 2 dô—dô, da—nun. — griffen zuo, schritten zur Ausführung ihres Vorhabens. — 4 diesem Herzen (triuten) machte nachher in trauriger Weise vielfach Etzels Weib ein Ende.

1518,1 helt zer hant, tatkräftiger Held. — 2 lâzen, überlassen, anvertrauen. — 3 erwenden, umwenden, ändern.

1519,3 dem trœste sînen lîp, den tröste.

1521,3 ihr Herz sagte ihnen, daß ihr Scheiden auf lange Zeit ihnen zu großem Schaden ausschlagen würde. — 4 daz, was; solche

Ahnung tut dem Herzen niemals wohl. herze ist st. flektierter Dativ.

1522, 1 sich ûz huoben, machten sich auf, um das Land zu verlassen. — 2 uoben, Treiben, Rührigkeit, Bewegung. — 3 beideuthalp mit gen., auf beiden Seiten von. — 4 swie—getæte, wie es auch ihrem Volke dort ergehen mochte.

1524, scihten, rüsteten; dan, fort. — dem denne dan, dem Maine zu. — ûf durch Osterfranken, durch Ostfranken vom Maine zur Donau; von hier an zeigt die Dichtung Kenntnis der Örtlichkeit, welche die Donau abwärts immer mehr zunimmt; vgl. dagegen zu 382.

1525, 1 Swanevelden, ein fränkischer Gau. — 2 da konnte man sehen, daß sie sich stattlich benahmen. — 4 zer Turnouwe: zur Donau; sie kommen am zwölften Morgen an die Donau; ihr Zug geht natürlich langsamer als die Fahrt der Boten.

1526, 1 vorderôst mit altertümlicher Flexion für vorderest, vorderst — 2 den Nibelungen, vgl. zu 87. — helflîch, hilfebringend, hilfreich. — 4 zuo z'einem boume, an einen Baum.

1527, 1 engozzen, auseinander gegossen, übergetreten. — 2 sie waren sehr besorgt. — 3 wâc, stm., Woge, Flut.

1531, 2 verge, swm., Fährmann (zu varn).

1533, 1 wider unde dan, den Strom auf und ab. — 2 giezen, rauschen. — losen, swv., lauschen, horchen. — 3 brune, Quell. — daz, das Rauschen verursachten. — wîsin wîp, nach 1535, 1, Meerweiber, der Volkssage eigentümliche Wesen, deren Freiheit an den Besitz ihres Gewandes geknüpft ist. Die Vermutung, es seien ursprünglich Walküren gewesen, ist wie alle mythologischen Deutungen der Sage mehr als unsicher.

1534, 2 versinnen, gewahr werden. — wart in gâch, eilten sie, hatten sie es eilig; dannen, von dannen, hinweg. — 3 hêr, froh.

1535, 4 zuo den Hiunen mit hovereise zu verbinden. Durch diese Anrede überzeugt sie den Fremden von ihrer Kenntnis der Zukunft.

1536, 2 des, deshalb glaubte er, daß sie sehr weise wären und die Gabe der Weissagung hätten. — 4 hin z'in, in bezug auf sie, von ihnen.

1537, 1 Si, die eine, die 1535 gesprochen hatte. — 2 triuwe, Zusicherung. — Die Verkündigung enthält Wahrheit, verschweigt aber den wichtigeren zweiten Teil.

1538, 3 wunderlîch, wunderbar; an geleiten, angelegt hatten. Ihr Gewand ist in der ursprünglichen Gestalt der Sage ein sogenanntes Schwanenhemd; es sind Schwanenjungfrauen, die die Fähigkeit haben, Menschen- und Vogelgestalt anzunehmen.

1539, 2 daz: der Artikel beim Vokativ; wie 1543, 4. — 3 durch der wæte liebe, dem Gewande zuliebe. — 4 sô—betrogen, so bist du sehr betört.

1540, 2 alsô, in solcher Absicht. — 4 die—hant, denen steht der Tod

nahe, zur Seite: der Tod ergreift den Menschen, um ihn fortzuführen,
1541,4 küntlicher baz, noch weiter genauer.
1542,4 gesunder, flektierte Form, als ein Gesunder.
1543,2 müelich, adj., beschwerlich: es würde meinen Herren Beschwerde, Kummer machen, wenn ich es ihnen mitteilte, ihm selber macht es nicht besondere Sorge. — 3 zen Hiunen, bei den Heunen, im Heunenlande. — en aus den; es könnte auch heißen alle'n lîp, wie umbe'n für umbe den. — 4 über'z wazzer, den Weg über das Wasser. — wiseste: den Meerfrauen wird besondere Weisheit zugeschrieben wie allen Meergottheiten.
1544,1 da du der Fahrt nicht entraten willst. — 2 verkürzte Ausdrucksweise; zu ergänzen: so höre, so will ich dir sagen. — 4 geloubet' er sich, davon stand er ab. Der übrigen Geschichten, nach denen er gefragt hatte, entschlug er sich, weil er keine Antwort weiter haben wollte; aber ungefragt gab ihm das Meerweib weitere Auskunft.
1545,3 baz, weiter. — über sant, an das jenseitige Ufer. — 4 marc, marke, stf., Grenze, Grenzland.
1547,2 mit guoten sinnen, mit freundlicher Gesinnung. — 3 den solt, den ein Fährmann zu verlangen hat: fordert nicht, daß er es umsonst tue. Allerdings ist dies kein gewöhnlicher Fährmann. — 4 disses, gen. für dises. — holt, treuergeben.
1548,2 jehet, sagt. — 3 fientschefte, acc. pl., feindliche Verhältnisse.
1549,1 neic, verneigte sich dankend. — 2 sondern er schwieg stille. — 4 anderthalben, auf der andern Seite.
1552,1 mit der krefte, mit solcher Kraft.
1553,1 aneme = an dem. Er steckt den Armring an das Schwert. — 4 selbe'z = selbe daz, er kommt selbst, nicht einer seiner Knechte.
1554,1 müelich gesit, von solchem Charakter, daß schwer mit ihm umzugehen war. — 2 gît, gibt. — 4 swertgrimmiger tôt, schrecklicher Tod durchs Schwert. Bezüglich der metrischen Bildung dieser Halbzeile vgl. S. 140.
1556,1 benamen, aus bî namen, mit Namen. — 2 sich verwœnen mit gen., vermuten. — 3 von, von seiten. — 4 disehalben, auf dieser Seite bleiben (auf welcher sich der Fährmann jetzt auch befindet); ich setze euch nicht über.
1557,2 sorge ûf, bin besorgt um.
1560,2 er sluoc ez ûf, er schlug damit auf. — ungemeit, unfroh. — 4 kom, begegnete.
1562,3 an den grunt, des Wassers.
1563,1 Zu derselben Zeit: natürlich, weil niemand es lenkte; Hagen war in das Schiff gesprungen, hatte aber den Kampf mit dem Fergen. — 2 en ouwe, den Strom abwärts; zu got. ahva, lat. aqua gehörig. — 3 gerihte widere, zurück lenkte. — 4 zôh: der volle Ausdruck wäre an dem ruoder; vergl. 1564, 2.

1564, 1 kêrte, wendete um. — 3 an einen sant, an das Ufer. — 4 deheinez, kein Ruder.
1565, 1 sciltvezzel, das Band zum Umhängen des Schildes; mit diesem bindet Hagen das zerbrochene Ruder zusammen. — 4 im, Hagen.
1566, 2 riechen, stv., rauchen, dampfen: aus dieser älteren Bedeutung hat sich die heutige später entwickelt. rouchen bedeutet mhd. räuchern. — 3 von, aus.
1568, 1 lougenlîche, adv., verleugnend. — 2 wîde, swf., Weide.
1569, 3 sît, da. — bereite, zur Hand, zur Verfügung.
1570, 2 die Geschirre werden den Pferden abgenommen, damit diese leichter hinüberschwimmen. — ich gedenke, ich erinnere mich der Zeit.
1571, 2 ane sluogen, trieben mit Schlägen in den Strom. — 3 weil keine der starken Wellen ihnen (den Rossen) es (das Schwimmen) benahm. — 4 ouwen, im Strome treiben; vgl. zu 1563, 2; sie kamen nicht gerade hinüber.
1572, 3 meister, der Lenker des Ganzen.
1573, 2 sîne recken, seine sechzig Ritter. — dannoch, noch. — 4 des tages, an jenem Tage.
1574, 2 vremder mære, der sonderbaren Kunde. — 4 nâch, beinahe.
1575, 1 kappelsoum, stm., Gerät zum Gottesdienste. — 2 er leinte an sîner hant, er lehnte sich, stützte sich auf seine Hand. — 3 des, daß er bei dem Heiligtume war. — 4 gotes dient zur Verstärkung von arm.
1576, 2 vâhâ, imper. von vâhen mit verstärkendem â. — 4 er, Hagen ließ von seinem Vorhaben nicht ab, den Kaplan töten zu wollen; im, Giselhern.
1578, 1 swam: dem widerspricht nicht 1579, 3; denn jenes bezeichnet nur, daß er strebte, sich über dem Wasser zu halten. Er glaubte mit dem Leben davonzukommen, wenn ihm jemand Beistand leistete. — 4 niemenne, alte Form des Akkusativs von niemen.
1579, 2 er kehrte an das Ufer zurück, das sie verlassen hatten.
1580, 2 dâ bî sach, daran erkannte. — daz sîn niht wære rât, daß das nicht umgangen werden konnte. — 3 für mære, als Kunde.
1581, 3 er zerschlug es und ließ es die Flut dahintreiben.
1582, 2 widervart, Rückfahrt, Rückreise.
1583, 1 ûf den wân, in der Hoffnung. — 3 durch zagelîche nôt, aus feiger Angst. — 4 auch wenn er umkehrt, kommt er nicht über den Fluß und in die Heimat. — schamelîch, schmählich.

XXX. Abenteuer.

1817, 1 schôner, stattlicher. — 2 maz, stn., Speise. — 4 weil sie so berühmt waren, erwies man ihnen solche Ehre.
1818, 2 si nimmt das Objekt nochmals auf. — ane vaht, focht an, beunruhigte. — 4 bereden mit acc., reden von etwas: Hagen mahnte zum Aufbruche.

1819,2 ihr sollt uns entlassen. — 4 er, Etzel. — duo, vgl. 1830, 4.
1820,1 die geste ist Objekt von dringen, drängen: die Drängenden sind die Heunen. — 4 sich mîden mit gen., sich einer Sache enthalten. — leide ist adverb.
1821,1 gîgen: wieder das Schwert als Geige. — 2 er'z, auf getriuwen iemen zu beziehen. — 3 wîchet uns, geht uns aus dem Wege. — 4 nicht jeder, der ein Degen heißt, ist auch wie ein Degen gesinnt.
1823,1 iemen für niemen. — 4 das haben Helden, die eine solche Absicht (wie ihr) hatten, immer getan: nämlich daß sie am Tage ihre Absicht ausführten.
1824,2 berihten, einrichten, versehen. — den recken, für die Recken. — 4 in riet, gegen sie ersann.
1825,1 kolter, stm. (lat. culcitra), Steppdecke, auf welcher der Schlafende liegt; von Arras, die berühmte Arrasmacherei ist in dem Weberausdruck Raschmacher noch erhalten. — 2 der pfellel: der Genitiv bezeichnet den Stoff, aus dem die Decken gemacht sind. — pettedach, Bettdecke. — 3 die, auf sîden (plur.) bezüglich. — 4 lîste, Leiste, Borte.
1826,1 declachen, stn., Laken zum Zudecken.
1827,3 swie et, wiewohl doch; der Dativ uns ist zu ergänzen. Nur den Giselher hatte Kriemhild freundlich begrüßt.
1828,2 sciltwache: in der Überschrift dieser âventiure steht schiltwaht in gleicher Bedeutung. — 4 danne, dann: wenn es Tag ist. — der, verstärkend zu swer, wer da.
1829,4 wâfen, inf. für wâfenen, aber mhd. immer so synkopiert.
1830, die Gesellschaft, Freundschaft, wird in der mittelhochdeutschen Dichtung für stärker gehalten als die Blutsverwandtschaft.
1831,2 ze, für. gern, selten wie hier mit acc. — 3 swâ ich hete nôt, wo irgend ich in Not käme. — 4 ich werde es euch gern durch Dienste vergelten, lohnen. — mich enwende's, wenn mich nicht daran verhindert.
1832,1 garten sich in ir gewant, zogen ihr Gewand an.
1833,1 zuo, an. — 2 von der hant, aus der Hand. — 3 hin widere, wieder zurück in den Saal.
1834,1 In der Vertiefung der Tür war ein steinerner Sitz angebracht. — 2 küener, compar. — 3 dœnen, swv., tönen, klingen, hier subst. der Ton. — suozlich, adv., lieblich.
1835,2 fuoge, stf., höfisches Benehmen: er war ein starker, aber auch ein gebildeter Mann. Das Saitenspiel gehörte damals zur feinen Bildung und Erziehung. — 3 süezer und senfter; wir würden die adv. Formen suozer und sanfter erwarten. — 4 entsweben, einschläfern.
1836,1 ervant, bemerkte. — 3 gadem: so wird der Saal mehrfach bezeichnet. — turn: diesen Turm müssen wir uns unmittelbar über oder neben der Tür denken; vielleicht daß man durch den=

selben, eine Art Vorbau, in welchem auch der steinerne Sitz war (1834, 1), hinaustrat. — 4 vor, gegen.

1837,1 nach weiz muß ob ergänzt werden.

1838,1 disiu sorge ist subj. von zimet, nicht obj. von tragene. — 3 gewâfent nicht für gewâfente, sondern part. in unflekt. Form. — als ich mich versinne, soviel ich beurteilen kann.

1839,1 nâher baz, weiter näher, noch näher; man kann ergänzen: herankommen. — 2 helmevaz, stn., Helmgefäß; die Helmwölbung für den Helm. — 3 verrucken, von der Stelle rücken. — 4 übele, adv., in üblem Zustande.

1841,1 glanz, adj., glänzend. — 3 lohen, funkeln, leuchten.

1842,2 wider, zu. — 3 von, von dem Hause weg. — 4 mœre, gen., von vrâgen abhängig.

1843,1 Nein, tut es mir zu Liebe nicht.

1844,3 sprungen, würden springen. — diu leit, solches Leid. — 4 das man nimmer verschmerzen könnte.

1845,1 doch, doch wenigstens. — 3 haben lougen mit gen., etwas nicht Wort haben: daß sie das nicht leugnen können (iht = niht). — 4 ungetriuwelîche, adv., verräterisch.

1846,2 wie, warum; wie kommt es, daß. — 3 scâchen, schâchen, rauben. — 4 dar, dahin, dazu.

1847,2 pfî, interj., pfui: ihr erbärmlichen Feiglinge. — 3 wolt = woldet. — 4 sô, wie wir sind. — her, bisher.

1848,2 niht enwurben, nichts ausgerichtet hätten. — 3 fuogte, veranstaltete.

XXXVI. Abenteuer.

2086,4 dâ von, infolge davon. — vreude nimmer mêr, immer dauerndes Leid.

2087,1 sorge, gen. sing. — 3 queln, hier stv. intrans., sich quälen. — ûf, in Erwartung von.

2088,2 bluotvar, blutfarbig. — harnaschvar in unflektierter Form, weil dem Substantiv nachgesetzt: nach dem Harnisch farbig. Das Metall machte schwarz und schmutzig, daher man sich wusch, wenn man den Harnisch ablegte.

2089,2 darum wurde ihre Schar immer größer. — 4 kunde, conj., könnte: schwerlich geschehen.

2090,1 Uf, im Hinblick auf: nach so großem Schaden, wie ihr mir zugefügt habt. — 3 der Schaden wird hier näher bezeichnet. Die Sippe (Menge) wurde nach dem Grade der Verwandtschaft gezählt; aber Eltern und Kinder sind ungezählte Sippe; daher wird der Sohn neben den Magen genannt.

2091,3 hete, hatte; versolt, verdient. — 4 ûf triuwe, im Vertrauen auf deine aufrichtige Gesinnung.

2092,4 wand' ich, da ich ja doch. — vriuntlîche, wie ein Freund; darauf bezieht sich ironisch güete der nächsten Zeile.

2093, mit jâmer, die Güte äußert sich in Jammer, den Giselher angestiftet. — zuo dem lande mit burc zu verbinden; samt dem Lande. — gonden, conj., ohne Umlaut, sonst auch gönden.

2094, 2 wollt ihr diesen bittern Haß in eine Versöhnung mit uns verwandeln, den Haß ablegen, indem ihr euch mit uns versöhnt. — 3 beidenthalben, für euch wie für uns.

2095, 2 diu arebeit des scaden, die Not, die ich habe durch den Schaden. diu arebeit steht außer der Konstruktion: genauer wäre: wegen der Not.

2096, 2 wenn ihr auf unsere Bitte nicht hören wollt, so möge. — 3 slahet uns ellenden: eine Vorwegnahme dessen, was die Folge des Herauskommens ins Freie sein wird. — 4 das gereicht euch zur Ehre, ist ehrenvoll von eurer Seite gehandelt.

2097, Besser ein Ende mit Schrecken als Schrecken ohne Ende.

2098, 1 nâch, beinahe. — 4 gâhes, adv. (gen. von gâch), eilig, sofort. — vride heißt jede Abrede oder Bedingung während des Kampfes. — widerseit, aufgesagt, versagt.

2099, 2 an rehten triuwen, in wirklich aufrichtiger Gesinnung. — 3 mortræche, adj., sich mit Mord rächend. — wenn ihr es tätet, so.

2100, 4 nie zer werlde, niemals auf der Welt, nie im Leben. Trotz des Hasses ist Kriemhild stolz auf ihre Brüder.

2101, 2 des getrouwet ich vil übele, darauf vertraute ich zu meinem Schaden. — 4 verdienet, verschuldet. an den Hiunen, den Heunen gegenüber.

2102, 4 bedenke—genâde, denke darauf gnädig an uns zu handeln. ez—gesîn, wir sind auf deine Gnade angewiesen.

2103, 1 genâden, gnädig sein. — ungenâde ich hân, ich habe (nur) Ungnade (zu erteilen). — 3 unversüenet, ohne Sühne, ohne Versöhnung.

2104, 1 Hagenen einen, den einzigen Hagen. — 4 so bespreche ich es zum Zwecke der Versöhnung mit diesen Helden, so will ich mit ihnen wegen einer Versöhnung reden.

2105, 3 sippe, adj., zu verbinden mit unser: von uns, die zu der Sippschaft deiner Verwandtschaft gehören; eigentlich ein Pleonasmus.

2106, 3 wir sind eben wieder hier, wie vorher, zum Kampfe bereit. — 4 wande anknüpfend an den Gedanken: wir wollen kämpfen, denn usw. — an triuwen, in bezug auf Treue: mit der Treue nie im Stiche ließ.

2108, 4 übermüete, gen., gelônen mit dat. der Person, gen. der Sache.

2109, 1 einen niht, keinen einzigen; über al, überhaupt. — 2 vieren enden, dat., an den vier Ecken.

2110, 1 Die, von den Burgunden. — ûze, adv., außen. — 3 nie gescheiden, sich durchaus nicht trennen. — 4 von ihr triuwen, infolge ihrer Treue.

2111, 3 enbran, praet. von enbrinnen, entbrennen, in Brand geraten. — 4 volc, Schar von Kriegern.

2112,2 gerner, lieber. — 3 möhte, wäre Grund, Ursache.
2113,2 daz grüezen: beim Empfange. — 4 wæn' in den Satz eingeschoben, aber doch den Konjunktiv regierend: deshalb glaube ich, daß — ein Ende nehmen wird.
2114,4 an disen zîten, in den gegenwärtigen (Zeit-) Verhältnissen. — et nu, nun doch einmal: es gibt kein besseres Mittel.
2115,2 er kniete im zuo der wunden, er kniete neben ihm hin an die Wunde, an die Stelle, wo er die Todeswunde empfangen. 4 ungewon, ungewohnt.
2116,2 von, infolge von. — sô wol, so vortrefflich.
2117,4 infolge ihrer wiedergewonnenen Kräfte mußte manches Weib Nachteil haben an ihrem Geliebten, den sie töteten.
2118,2 von in, von sich weg. Sie stießen die Feuerbrände von sich und warfen sie auf die Erde. — 4 immer für nimmer.
2119,1 an der Wand sind sie am meisten vor den von oben herabfallenden Bränden sicher. Es ist anzunehmen, daß nur das Dach brannte, die Wände waren Mauerwerk, der Fußboden Estrich. — 3 tret für tretet.
2120,2 noch, wie früher; aber inzwischen war er mit den andern in den Saal getrieben worden, auch wenn nicht ausdrücklich gesagt wird, daß er wieder heraustrat. — 4 mêre vertritt den Dativ, und von mêre hängt scaden ab.
2121,2 über al, sämtlich. — etelichen ist Dat. plur., abhängig von begegene.
2122,3 lieber, compar., eine freundlichere Zeit. noch mit geleben zu verbinden.
2123,3 gedenket an den lîp, denkt an euer Leben, denkt euer Leben zu erhalten, zu verteidigen.
2124,1 wolde wænen, mochte glauben. — 4 daz, von solcher Beschaffenheit, daß.
2125,1 huote, die als Spione ausgeschickten, um die Fremden zu beobachten.
2126,1 genesen, am Leben geblieben. — 3 von, infolge von. — 4 Übergang aus indirekter in direkte Rede. Ich möchte viel eher glauben; vgl. 2124, 1.
2127,1 genæsen, wären mit dem Leben davongekommen. — 4 sie rächten sich dafür, daß sie sterben mußten, mit kampfbereiter Hand.
2128,1 wider morgen, gegen Morgen. — grüezen in bôt mit urliuge, mit Kampf, kämpfend auf sie losging.
2129,1 erwegen, swv., in Bewegung setzen, aufregen. — 3 dar zuo, außerdem: Gewinnsucht und Mannestreue waren die Motive. — 4 von in, durch sie, die burgundischen Recken (2128, 4).
2130,1 geheiz, stm., Versprechen, Verheißung. — 2 mit schilden, auf Schilden, in Schilden; vgl. 2021, 3. — 4 solden, swv., bezahlen; hier subst. — ûf vînde, gegen Feinde; ûf bezeichnet den, gegen den das solden gerichtet ist.
2131,1 dar zuo, herzu. — 3 ûf vehten, um zu fechten. — 4 vâre,

stf., Nachstellung: uns ze vâre, um uns zu verderben, zu schaden.

2132, 2 und anknüpfend an nâher: kommt näher und laßt uns tun. — 3 belîbet, bleibt auf dem Platze. — doh, ohnehin. Der gewöhnliche Ausdruck wäre hie sterbent wan die veigen.

2133, 2 wider unde dan, wiederholentlich. — 3 knolten ir muot, wie wir auch sagen: den Mut (das Mütchen) kühlen. — mit den wunden, die sie schlugen.

XXXVII. Abenteuer.

2135, 1 guot getân, wacker gefochten. — 2 wine mit nachgesetztem Artikel: der Gemahl. — 3 beidenthalben, auf beiden Seiten.

2136, 1 daß ich jemals geboren wurde. — 2 daz, ausrufend: o daß, daß doch. — 3 ez vriden, es beilegen, Frieden stiften.

2137, 2 si'z: ez, das was ihnen bevorstand, ihr Verhängnis. — 4 Etzel gestattet nicht, daß jemand die Sache (ez) schlichtet. — niemenne, vgl. 1578, 4.

2138, 2 hete's vil getân, hatte dessen viel getan, Rüdiger hatte viel geweint. — 3 der unter Etzels Mannen der mächtigste ist.

2140, 1 wie ez hie umbe gât, wie es hier zugeht; hie nicht mit umbe zu verbinden. — 2 sît daz et er, da er nur, wenn er nur. — 4 bœslîche, adv., schlecht: das hat sich hier schlecht (d. h. mit der gewöhnlichen leichten Ironie für: gar nicht) gezeigt.

2141, 2 den mit in zu verbinden: der Held blickte denjenigen an, den er.

2142, 1 fûst, stf., Faust. — twingen, zusammendrücken, pressen: ballen. — 4 aber, wiederum, aufs neue.

2143, 1 Hin, fort mit dir. — zage bœse, vgl. 1847, 2. — 2 genuoge, adv., in hinreichendem Maße.

2144, 2 niwan daz ich—hân, wenn ich nicht—hätte. — 3 geleite, kann stn. aber auch swm. sein, Begleiter, Geleiter. Sie stehen, da er ihr Geleiter gewesen ist, unter seinem Schutze, er kann also mit ihnen nicht fechten. Diesen Grund stellt er voran, er läßt seine persönlichen Gründe noch ganz beiseite. — 4 ellende, hier wohl schon in dem Sinne des Nhd., unglücklich, der sich aus der ursprünglichen Bedeutung leicht entwickelte.

2145, 2 wie nicht fragend, sondern ausrufend; es liegt ein Vorwurf darin: das also ist eure Hilfe!

2147, 2 daz, relat., was.

2148, 2 allez her, immer bisher. — 4 ich hörte viele Recken euch den Preis erteilen.

2149, und vertritt das Relativum. — 2 zuo Etzeln rietet, rietet Etzeln zu nehmen. — 3 an, bis zu. — 4 des, euer Dienst, eure Hilfe.

2150, 2 die êre, hier etwas mehr Äußerliches; in den folgenden Zeilen liegt der Gedanke, daß Rüdiger, indem er den Frieden an den Königen bricht, ewig verloren zu sein fürchtet, als ein Meineidiger.

2151,2 stæte, stf., Beständigkeit. — 4 ich habe euch niemals etwas abgeschlagen, habe also bisher meine Versprechungen und Schwüre redlich gehalten.
2152,2 für den man, sie knieten vor ihn hin. — 3 unmuotes, sc. wesen: man sah ihn traurig sein.
2153,2 abe stân mit gen., abstehen von etwas. — 3 der, Attraktion für die: die Gott mir verliehen.
2154,1 Swelhez, welches von beiden (für swederez); er wäre den Gästen wie dem Etzel zu helfen verpflichtet. — 2 bœsliche, adv., schlecht, feige, niederträchtig. — 3 si beide, die beiden Dinge, welche 2154, 1 gemeint sind. — 4 der—geriet, der durch seinen Rat mich ins Leben rief: Umschreibung für Gott.
2155,3 dâ, dort wo. — 4 jâmerlichen warp, voll Jammer verfuhr, handelte.
2156,1 wiste gewinnen, wußte, daß er gewinnen würde. — 4 ir. von den Burgunden.
2157,2 hin widere, wieder fort, zurück. — 3 bestên, zurückbleiben, angehören. — 4 ûf mînen füezen, zu Fuß wie ein Bettler. — ellende, stn., Fremde, Verbannung.
2158,2 gib' ich, zu eigen, während es vorher dein Lehen war. — 4 beneben aus bi-in-ebene, neben. — Etzelen, mir.
2159,1 ane vân, anfangen: wie kann ich das möglich machen? — 2 geladen, die starke Form, statt des genauern geladet; vgl. 45, 4.
2160,1 Der Schein der Feigheit kann allerdings leicht auf mich fallen. — 2 widersagen, abschlagen. — 4 riuwet mich, jammert mich. — vriuntschaft, das angeknüpfte verwandtschaftliche Verhältnis. — geworben, betrieben, angeknüpft.
2161,2 verwenden, anbringen. — 3 ûf, in Hinsicht auf.
2162,4 leide, verhaßte, unangenehme.
2163,4 gestân, bleiben: das kann nicht länger anstehen, muß nun sofort geschehen. In dem Widerstreit zwischen der Mannentreue und der Freundespflicht siegt die erste, auch wenn er sein Seelenheil durch die Verletzung des Eides gefährdet.
2164,2 ledec, erledigt. — von, durch die Hand von irgend einem unter ihnen, der mich tötet.
2165,3 wir wollen gut für deine Leute sorgen; doch glaube ich nicht, daß es nötig sein wird, daß du stirbst. — 4 mînem heile, weil der König über Rüdigers Tod selbst unglücklich sein würde.
2166,1 liez an die wâge, setzte aufs Spiel, wagte. — 3 leisten, erfüllen. — 4 die ich sehr ungern bestehe, bekämpfe.
2167,1 trûreclichen, adv., in trauriger Weise.
2168,1 Sie hießen (ihre Knechte) springen, um Waffen zu holen. 2 ez—wære, es mochte nun sein der Helm. Vom Gesinde [illegible] sich der eine den Helm, der andere den Schild bringen. 3 ingesinde, von den Knappen. — 4 sît, als sie Rüdigers [illegible]

vernahmen; denn da waren noch nicht alle seine Mannen gefallen (2224).

2169,2 diese Recken standen in keinem dienstbaren Verhältnis zu Rüdiger, wie bei den Mannen der Fall war. — 4 nâhte, nahe war.

2171,2 gebundem = gebundenem; der Helm wurde unter dem Kinne mit Riemen festgebunden. — wie — verstên, wie konnte er sich darunter denken. — 3 niwan, er konnte nur denken, daß er damit alles Gute bezweckte.

2172,1 vriunde, Verwandte. — 2 ûfe, dasselbe was ûf. — disen wegen, dieser Reise. — 4 hîrât, stm., Verlobung, Vermählung.

2173,1 sich trœsten mit gen., sich eines Dinges getrösten: worauf ihr euern Trost gründet. — 3 gebunden, synkopiert aus gebundenen. — die, auf das collect. manegen helt zu beziehen.

2174,1 Bedaz, während, aus bî daz, indem, geschwächt. — 4 versagen, aufsagen, aufkündigen.

2175,2 über al, sämtlich. — 4 der triuwen — sîn, von dieser Treue will ich mich lossagen.

2176,1 erschrahten, praet. von erschrecken, swv., schreckten auf, erschraken. — nôthaft, in Not befindlich, bedrängt. — 4 der Sinn dieser Zeile ist: ihre Feinde hatten ihnen Not genug gemacht, es war nicht nötig, daß auch noch ein Freund mit ihnen kämpfte.

2177,3 der — muot, die wir doch vermuteten, von euch erwarteten. — 4 baz, vielmehr.

2179,4 elliptisch aufzufassen: es wäre auch alles sehr dankenswert, wenn ihr nicht durch das Ende, euer jetziges Auftreten, es gewissermaßen alles rückgängig machtet, wenn ihr euch jetzt zuletzt freundlicher zeigtet. Die folgende Strophe führt den Vordersatz mit ob weiter.

2180,3 der gâbe mit geben (1) zu verbinden: gegeben von der herrlichen Gabe, den herrlichen Geschenken.

2181,1 gunde, conj., gönnen würde; vgl. 2093, 2. — 2 wegen, stv., zuwägen. — 3 als — wân, wie ich das hoffte.

2183,3 mit etelîchen êren, mit irgendwelcher Ehre, auf irgendwie ehrenhafte Weise. — sit, da ich mit euch kämpfen soll, wünschte ich das eher.

2184,3 an iu verderben, mit euch zugrunde gehen.

2185,1 geswichen, untreu geworden. — 3 lûter, lauter, hell. — stæte, fest, dauerhaft.

2186,4 riuwet ir mich, tut ihr mir leid, dauert ihr mich.

2187,2 iuwer wille, daß ich gefallen wäre. — 4 mein Weib und meine Tochter haben an euch eine Stütze.

2188,1 Giselher redet. — 3 ir grîfet übele zuo, ihr faßt es schlimm an, beginnt etwas Böses. — 4 verwitewen, swv., zur Witwe machen.

2189,2 an euerm unfreundschaftlichen Tun zeigt sich nicht, oder:

nach diesem Tun sollte man nicht denken. -- 4 dâ von, weshalb.

2190,2 gesende, wenn—sendet. — 3 Giselher soll die Verlobung nicht auflösen.

2191,1 das wäre die Jungfrau wohl wert; aber es ist aus mit diesem Verhältnis, wenn ihr einen meiner Verwandten tötet.

2192,1 nun so sei uns Gott gnädig! Das Schicksal ist nun ein unabwendbares. — 2 alsô si, als ob sie, wie solche die. — 3 strîten, um zu streiten.

2193,4 unser, gen. pl., dazu ellender als Apposition. — Etzeln ist Akkusativ.

2194,4 friwentlîche, adv., in freundschaftlicher Gesinnung.

2195,4 dann hätte ich in Kämpfen keinen Panzer mehr nötig; halsperge, hier stf.

2196,1 wære guot, wäre hilfreich, wollte helfen, aushelfen. — 2 vor bezeichnet, was ihn verhindert. — 3 trage'n = trage en; en geschwächt aus in. — 4 lant ist Akkus.

2197,2 wart, sing. des Verbums bei folgendem Plural des Subjektes. — 3 leste, letzte, Superlativ von laz, aus lezziste. — immer mêr, jemals mehr. Der milde, freigebige Rüdiger bewährt noch im Tode seinen Ruf.

2198, 2 erbarmet' im, rührte ihn. — 3 bî zu verbinden mit nâhen.

2199,2 gelîche, swm. — 4 Gott möge wollen, verhängen, daß die Tugend, die ihr besitzt, ewig lebe.

2200,3 derselbe Gedanke, der schon 2176, 4 ausgedrückt war. — 4 das schmerzt auch mich in innerster Seele.

2201,2 gebâren, sich benehmen mögen; gein iu, an euch handeln. — 3 daz mit lôn' zu verbinden: darin, dadurch daß.

2202,4 in Rüdiger starb der Vater aller Tugend, alles ritterlichen, feinen höfischen Wesens. Durch seinen Tod ist die tugent verwaist.

2203,1 von dem hûse, vom Hause her, herunter. — 3 alsô, ebenso. — 4 auf unserer Fahrt hierher.

2204,1 bote: ihr sollt der Markgräfin berichten, wenn ich tot bin, daß ich ihre Armringe bei dem Feste getragen. — 4 geziuc, stm., Zeuge.

2205,4 gesunde, entweder acc. sing. fem. (auf die Markgräfin bezogen) oder sw. Form.

2206,1 gelobete, gelobt hatte, — 2 retobete für ertobete, toben, rasen: des muotes, er kam von Sinnen.

2207,1 sie traten zurück. — 3 er, Rüdiger. — bî dem turne: der Turm über der Eingangstür des Saales.

2208,1 in mörderischer Absicht, — 3 ez, der Kampf. — 4 sich versehen mit gen., Zuversicht haben auf. Er hoffte noch mit dem Leben davon zu kommen, wollte also nicht mit Rüdiger kämpfen.

2210,2 wac, sich neigte: der gleichmäßig und tief eindrang. — 3 verch,

stn., der Sitz des Lebens. — 4 werch, mundartliche Form für werc.

2211,1 Rüdigers Ritter. — 2 hin, herzu.

2212,2 schiltspange, stf., Band am Schilde. — slac, Beschlag; die schiltspangen waren angeschlagen. Indem nun die Beschläge losſprangen, fielen auch die Edelsteine, womit sie geziert waren, herunter. — 3 reis, praet. von rîsen, stv., fallen. — schiltgesteine, stn., die Edelsteine, womit der Schild geschmückt ist.

2213,1 wider unde dan, hin und her, auf und ab; die Kampfreihen durchschreitend. — 3 dem tet gelîch, handelte dem entsprechend, zeigte durch sein Tun.

2215,3 ein Burgonde, Gernot.

2217,1 das Schwert, das ihr mir geschenkt habt; vgl. 2184, 2. — 3 her umbe, um nach dieser Seite. — 4 verdienet—kan, durch Dienste vergolten, bezahlt, so hoch, so teuer ich nur kann. — hôheste, Superlativ des Adverbiums.

2218,1 ehe er durch die Kämpfenden sich zu ihm durcharbeitete. — 4 schermen, sich schützen. für, gegen.

2219,1 gewegen, stv., das Gegengewicht halten: ihren Schwertern konnte nichts widerstehen. — vlinsherte, steinhart.

2220,1 erwegen, emporheben, emporschwingen. — 3 helmgespan, stn., die Stellen, wo der Helm zusammengefügt ist; er schlug also bis durch die Platten, durch welche die einzelnen Helmteile von innen zusammengehalten werden, auf die sie aufgenietet sind.

2221,2 erslagene, flekt. Form, als erschlagene. — 3 gelîch, auf gleiche Weise, zugleich. — 4 erzürnen, intr., zornig werden. — vant, bemerkte.

2222,4 sint unser pfant, sind uns verpfändet, ihr Leben ist uns verpfändet.

2223,1 wahrscheinlich ist Giselher der Redende. — 4 beidenthalben, auf beiden Seiten: in Beziehung auf beide Gefallene.

2224, 2 nachdem Rüdiger gefallen, enthält sich Giselher wie auch Hagen und Volker nicht mehr des Kampfes. — 3 der Tod suchte sich unter den Kämpfenden sein Gesinde heraus, um es mitzunehmen.

2226,1 roubet, beraubt. uns ist Akkusativ.

2227,1 leinen, sich anlehnen, sich aufstützen. — 2 müezec, unbeschäftigt: mit Kampf.

2228,1 dirre dienste mit Beziehung auf Rüdiger. — 2 stæte, zuverlässig. — 4 er unterhandelt mit ihnen; vgl. 2229, 3.

2230,1 Leider steht es nicht so um die Sache. — 2 wenn ich wagen dürfte, einer Lüge zu zeihen jemand, der so edel geboren ist, so würde ich sagen, daß ihr in teuflischer Weise Rüdigern verlogen habt. — 4 er und seine Ritter sind gänzlich um die Sühne gekommen, haben nichts weniger als Sühne erreicht oder beabsichtigt.

2231,3 al umbe, rings umher.

2232,2 daz, das Folgende.
2233,2 schribœre, stm., Schreiber. — geprieven, swv., aufschreiben (zu brief): weder beschreiben noch sagen. — 3 ungebære, stf., übles Benehmen, Traurigkeit.

XXXIX. Abenteuer.

2324,1 Hier tritt Dietrich wieder in den ihm gebührenden Vordergrund: er ist die Hauptgestalt der ganzen deutschen Sage; noch Kaiser Maximilian bezeichnete die ganze Heldensage als Geschichte Dietrichs, dieselbe Auffassung erscheint in der nordischen Dietrichs- (Thidreks-) Sage. Was keiner vermochte, bringt er zustande: er bezwingt Gunter und Hagen. — 4 erdiezen, stv., widerhallen.
2325,2 grimme, stf., Zorn, Wut; er wurde zornig, während er sich waffnete.
2326,4 des besten jehen, den Preis des Kampfes zuerkennen.
2327,1 er kann sich durchaus nicht so stark vorkommen, daß ich nicht wagte, mit ihm zu kämpfen; wie stark und schrecklich er sich auch zu sein dünke, so wage ich's doch. — 3 ez, daz, dasjenige, was.
2328,3 geleinet, angelehnt: sie waren müde. — 4 zetal, was sonst heißt für sînen fuoz.
2329,1 leitlîch, leidvoll. — 2 geworben, gehandelt, getan. — 3 wider mich, an mir. — 4 eine mit gen., beraubt.
2330,1 der volle, das volle Maß, genug. — 4 sölher leide, derartiges Leid, das solche Rache erheischt hätte.
2331,2 tôt und arebeit sind Subjekte von beswæret, die außerhalb der Konstruktion stehend durch ez noch einmal aufgenommen werden. — 4 unsanfte, adv., schmerzlich, weh.
2332,2 übele hat hier die Bedeutung einer Negation: wenig, nicht.
2333,2 giengen, kamen. — 3 gewâfent — vlîze, sehr sorgfältig gewaffnet. — breit, ausgedehnt, groß.
2334,4 dô bütet ir, da hättet ihr geboten.
2335,1 wolden, mit ausgelassenem si, daß sie wollten. — 3 den diuen man nämlich ze leide. — 4 so stand die Sache bis Wolfhart usw. Auch in den Dietrichssagen tritt Wolfhart als der stürmische und schwer zu bändigende Kampfdichter auf.
2336,3 ergetze mich der leide, gib mir Ersatz für das Leid. — di, geschwächte Form für diu, wegen des zweisilbigen Auftaktes. — 4 daß ich das von dir sagen könne, nämlich, daß du es gesühnt hast.
2337,2 behüeten, dafür Sorge tragen.
2338,3 gegen dir, dir gegenüber. — 4 ledeclîche, adv., frei, unbehindert.
2339,3 herze und muot als nähere Erklärung zu mich. — 4 daß ihr wohl Ursache habt, mich zu entschädigen.

2340,1 triuwe, Versprechen. — sicherlich, zuverlässig; sicherliche hant, soviel als sicherheit, Zusicherung. — 3 leite, begleite. nâch den êren, den Anforderungen der Ehre gemäß.
2341,1 muoten, verlangen; vgl. 3, 2 und unser „zumuten". — 2 von uns, über uns. — 3 ergæben, ergeben hätten. — 4 wane, die ursprüngliche Form von wan, außer.
2342,2 der, wenn jemand. — 3 an die stunde, dahin. — möhtet, Ursache hättet. — 4 möht = möhtet, könntet, hättet Grund. — gezemen, gefallen.
2343,4 stân, Stand halten.
2344,1 verwîzen, stv., zum Vorwurf machen. — 2 wer was, wer war derjenige. — 3 sich gegenseitig zu schmähen vor dem Kampfe, gilt nicht als edel; hier sind beide Vorwürfe gleichviel wert, nämlich beide unbegründet. Hildebrands Anspielung bezieht sich auf die Geschichte von Walter von Aquitanien. — 4 zeigen, aufzuweisen, was nicht in der Ordnung ist.
2345,2 scelten, sich zanken. — 4 twinget, sing. des Verbums bei folgendem Plural des Subjektes.
2347,1. 2 ich gestehe, daß ich es versuchen will, mit euch im Einzelkampfe zu streiten. — 4 mir ist zorn, mich ärgert, kränkt es. — ze gîsel, als Geisel.
2348,2 er ergriff rasch den Schild, der vor ihm auf der Erde gestanden (2328, 4). — 4 vgl. zu 1798, 4.
2349,4 erkand' er, kannte er, wußte, wie tapfer Hagen war.
2350,2 under wîlen, dazwischen. — mit listen, kunstmäßig. — wider sluoc, schlug dagegen.
2351,1 erwigen, part. von erwîhe, erwêch, erwigen, ermatten, erschöpfen; in nôt, von der Anstrengung. — 3 sus, auf andere Weise. — 4 mit sorgen, mit Mühe, nicht ohne Gefahr.
2352,3 des, dadurch.
2353,2 gab ir bî der hant, gab in ihre Hand.
2354,3 ergetzet, vergessen gemacht. — 4 mich ensûme's, es sei denn, daß mich darin aufhalte, daran verhindere.
2355,1 ihr sollt ihn leben lassen. — 2 daz, daß er nämlich leben bleibt. — 3 daz für des daz, für das was. — 4 seine Gefangenschaft und Wehrlosigkeit soll ihm keinen Schaden bringen.
2356,1 an sîn ungemach, dahin, wo er es unbequem hatte, in den Kerker.
2357,3 er lief heraus vor den Saal.
2358,1 So sehr Dietrich seit lange berühmt war. — 2 ertobet, rasend geworden: er kämpfte wie ein Rasender. — 3 leide, das ihm Dietrich getan hatte, indem er Hagen bezwang. — 4 ze wunder, als ein Wunder; ebenso sagt man ze mære sagen usw.
2360,2 dem helde, Guntern. — 3 von, infolge von. — 4 nâch müede, in Anbetracht seiner Ermüdung durch die vorangegangenen Kämpfe.
2361,2 swie, wiewohl. — 3 lieze, losließe.

2362,3 mit sînem leide, dadurch, daß ihm Leid geschah, war von ihren Sorgen vieles geendet, hatten viele ihrer Sorgen ein Ende gefunden.

2363,1 nîgen, danken. — 2 ob, wenn. — 4 mich und Hagenen hängt von dem subst. gebrauchten Infinitiv grüezen ab, der jedoch die Rektion des Verbums behält; swache, adv., schlecht, wenig.

2364,3 an in, in ihnen. — 4 ihr sollt sie von mir, von meiner Verwendung für sie, Nutzen haben lassen.

2366,1 sunder, abgesondert. — 2 dewedere, keiner von beiden. — 3 bruoder, gen. sing.

2367,3 genomen: nämlich den Nibelungenhort. Es ist nicht sowohl Habgier als das Verlangen, das ihr zugefügte Unrecht der Beraubung gut gemacht zu sehen.

2368,1 verloren, umsonst. — 3 ibt, nicht. — die wîle daz, so lange. — 4 sô, so lange; sol, werde.

2369,1 bringe'z an ein ende, bringe es zu Ende, mache ihm ein Ende; ebenso 2370, 3. Die furchtbaren Ereignisse steigern sich hier zum Grausenhaften: Kriemhild trägt des eigenen Bruders Haupt und erschlägt den Mörder ihres ersten Gatten. Durch die wunderbar berührende Hindeutung auf die Ursache all des Schrecklichen (2372, 3) mildert die Dichtung den erregten Abscheu.

2370,1 ungemuote, traurige. — 4 rehte ergangen, ganz so gekommen, ausgegangen.

2371,3 den scaz weiz, den Ort, wo der Schatz liegt, kennt. — mîn: der Genitiv hängt von wan ab: außer mir.

2372,1 gelt, Zahlung, Ersatz. Ihr habt übel an mir gehandelt, mir schlechten Entgelt gewährt. — 2 doch, doch wenigstens. — 3 jungest, zum letzten Male.

2373,1 erwern, swv., abwehren, verhindern. — 2 behern, swv., mit acc. und gen., berauben (von her, Heer, abgeleitet).

Durch seinen Tod hat Hagen die Schuld gebüßt; sein anerkannter Heldentod versöhnt die, welche ihn hassen sollten: Etzel beklagt ihn, Hildebrand rächt seinen Tod. Nun ist alle Schuld gesühnt. — Der Schluß in der nordischen Sage: Gleich nach der Ankunft in Atlis Burg begann der Kampf, in welchem alle Fremden fielen. Gunnar und Högni wurden gefesselt, und Atli begehrte von Gunnar Kunde über den Schatz. Aber der verweigerte sie, bis er Högnis Herz gesehen hätte. Man brachte ihm ein blutendes Herz, aber an den Zuckungen erkannte er es als das eines Feiglings. Nun erhielt er das rechte. Aber Gunnar sagte: „Jetzt weiß keiner außer mir den Schatz." Da ließ ihn Atli in einen Hof voll giftiger Schlangen setzen, so fand er den Tod. — Atli wurde von seiner Geliebten im Schlafe erstochen; sie zündete die Halle an, und das ganze Hofgesinde kam darin um, auch sie fand den Flammentod.

2375,2 vgl. 1088, 2. — 3 swie: dieser Satz gehört in den Nachsatz

als Zwischensatz: ich räche ihn, obwohl er mich selbst in Not brachte (im Kampfe).

2376,2 swanc, stm., Schwung, Hieb. swære, weh tuend. — 3 sorge, Furcht: von Hildebrande, von seiten Hildebrands, die sie durch ihn hatte.

2377,1 aller mit lîp zu verbinden: sämtliche zum Tode Bestimmte waren nun gefallen.

2378,1 êre, Herrlichkeit. — 2 die liute, das Volk. — 4 diu liebe, die Freude. — leide, stf., Trauer. — z'aller jungeste, zu allerletzt.

2379,2 wan, nur soviel weiß ich. — 3 tôt, acc. von weinen abhängig. — 4 mære, Erzählung.

Anhang: Namenverzeichnis.

Albrîch, Zwergenkönig in Nibelungeland, dem Siegfried den Nibelungenhort und die Tarnkappe abgewinnt.

Aldriân, der Vater Hagens von Tronege und Dankwarts.

Alzeije, Alzei, nordwestlich von Worms: Herr der Stadt ist Volker.

Amelrîch, Bruder des Fergen an der Donau: Hagen gibt sich für ihn aus.

Amelunge, pl. von Amelunc, die Mannen Dietrichs von Bern.

Arâbî (576, 3), Arâbîn (833, 2), Arabien (arâbisch, arâbisch), namentlich als Heimat des Goldes und der Seide bezeichnet (362, 1, 366, 1, 1826, 3).

Arraz, Stadt in Nordfrankreich, berühmt durch ihre Gewebe 1826, 1.

Astolt, Herr in Mölk 1329, 1.

Azagouc, fabelhaftes Land im Osten, berühmt durch Seide 439, 2.

Balmunc, Palmunc, Name von Siegfrieds Schwerte: nach ihm trägt es Hagen.

Bechelâren, Pöchlarn an der Donau, die Burg Rüdigers.

Beier, Volksname: Bayer.

Bernære, von Bern: Bezeichnung Dietrichs und seiner Mannen (2273, 1, 2312, 1. Berner 1903, 1).

Berne, Verona: der Wohnsitz Dietrichs, daher er auch der von Berne (1721, 3), der vogt von Berne (1730, 1), der fürste von Berne (1804, 1) genannt wird; ebenso heißen seine Mannen die von Berne, dise von Berne, die recken von Berne usw.

Blœdel, Blœdelîn, Etzels Bruder, wird von Dankwart erschlagen.

Botelunc, Etzels Vater, daher Etzel Botelunges kint genannt wird (1314, 2, 1372, 2).

Brünhilt, gewöhnlich Prünhilt, Königin von Island, Gunters Gemahlin.

Burgonde, Burgunde, Burgende, Volksname: Burgunder; der Name des Volks wird auch für das Land verwendet in den Verbindungen in Burgonden, von Burgonden usw.

seine Tochter, die in der Klage Dietlind genannt wird, verlobt er dem Giselher.
Rûmolt, Küchenmeister der burgundischen Könige.
Sahse, Volksname: Sachse; Herr der Sachsen ist Liudeger; dient auch zur Bezeichnung des Landes, von Sahsen 170, 1.
Santen, Xanten, am Niederrhein, Wohnsitz Siegmunds 20, 4, 708, 4.
Schilbunc, Sohn des Nibelung; sein Bruder heißt ebenfalls Nibelung 87, 3, 721, 3.
Schrûtân, an Etzels Hofe, turniert mit den Burgunden 1880, 1.
Sigelint, Gemahlin des Königs Siegmund von Niederland, die Mutter Siegfrieds.
Sigelint ist auch der Name des einen der beiden Meerweiber, die Hagen weissagen 1539, 1.
Sigemunt, König von Niederland, Gemahl der Sieglind, Vater Siegfrieds.
Sigestap, Dietrichs Schwestersohn, wird als herzoge ûzer Berne bezeichnet (2258, 1), von Volker getötet (2284, 4).
Sindolt, Schenke der burgundischen Könige.
Sîvrit, Sîfrit, Siegfried, der Sohn König Siegmunds und der Sieglind, Gemahl Kriemhildens. Siegfried heißt auch der Sohn Gunters und der Brünhild 719, 4.
Spâne, Spanje, Spanien: die Heimat Walters 1756, 3, 1797, 1, 2344, 3.
Spehtshart, Spessart 967, 3.
Spîre, Speier: ein Bischof von Speier wird erwähnt 1508, 2.
Swâben, Landesname: Schwaben, eigentlich dat. pl. des Volksnamens 1493, 3.
Swanevelt, ein Gau in Franken, nördlich von der Donau, ursprünglich Swalevelt 1525, 1.
Swemmelin, Spielmann des Königs Etzel, wird mit Wärbel als Bote nach Worms gesendet.
Tene, Volksname: Däne 2076, 1.
Tenelant, Dänemark; Iring heißt der helt von Tenelant 2064, 2.
Tenelender, so heißt Iring 2045, 4.
Tenemarke, bezeichnet das Land Liudegasts, der König von Dänemark ist, wie das Hawarts und die Heimat Irings; während Tenelant von Liudegast nicht gebraucht wird.
tiutsch, deutsch: die tiutschen geste 1354, 4 sind wahrscheinlich die Thüringer.
Treisem, Flußname: die Traisen, ein Nebenfluß der Donau in Österreich 1331, 1.
Treisenmûre, Treismauer an der Mündung der Traisen, die Burg der Helche 1331, 3, 1336, 1.
Tronegœre, der, heißt Hagen 1560, 4, 1573, 4; die Tronegœre seine Mannen 234, 1, 699, 2.
Tronege, Hagens Geburtsort, wonach er Hagene von Tronege, der helt von Tronege heißt.

Trûne, die Traun, ein Nebenfluß der Donau 1304, 1.
Tulne, Tuln, Stadt an der Donau 1341, 2, 1361, 2.
Tuonouwe, die Donau 1288, 3 usw.
Ungerlant, das Land der Ungarn 1373, 1. Blödel heißt ûzer Ungerlande.
Ungern, Landesname: Ungarn, eigentlich dat. pl. des Volksnamens 1162, 1.
Uote, Gemahlin Dankrats, Mutter der burgundischen Könige und Kriemhildens, die Schwester Pilgrims von Passau.
Vergen, Pföring an der Donau, unterhalb Ingolstadts; hier setzt Kriemhild über 1291, 1.
Vlâche, Volksname: Wallache 1339, 2; Herzog der Wallachen ist Ramunc 1343, 1.
Volkêr von Alzeije, genannt der Fiedler, der Spielmann, Vasall der burgundischen Könige.
Walter von Spâne, als Geisel an Etzels Hofe, entflieht mit seiner Geliebten, Hildegund, von dort und kämpft auf dem Rückwege mit Hagens Freunden, den Burgunden 1756, 3, 2344, 3.
Wärbel (Werbel 1964, 1), Wärbelin, Spielmann des Königs Etzel, wird mit Swemmel an den Hof der burgundischen Könige gesendet.
Waske, das Schwert Irings von Dänemark 2051, 4.
Waskenstein, ein Fels im Vogesengebirge 2344, 2.
Waskenwalt, die Vogesen 911, 3.
Wichart, einer von Dietrichs Mannen 2281, 1.
Wiene, Wien 1162, 3, 1164, 2, 1361, 2, 1365, 3, 1375, 1.
Witege hat Nudung, den Sohn Gotelinds, erschlagen 1699, 4.
Wolfhart, Hildebrands Schwestersohn, Dietrichs Mann, wird von Giselher getötet, den er ebenfalls erschlägt.
Wolfprant, einer von Dietrichs Mannen 2261, 1, 2281, 4, 2322, 3.
Wolfwin, ebenfalls ein Mann Dietrichs 2259, 1, 2278, 3, 2322, 3.
Wormez, Wormz, Worms, die Residenz der burgundischen Könige.
Zazamanc, Stadt, deren Lage im Orient zu denken ist: Seide dorther wird erwähnt 362, 2.

3. Inhalt des Gedichtes mit Bezeichnung der Abenteuer.

A. Der Mord.

I. Abenteuer. Im Lande der Burgunden, zu Worms am Rhein, wuchs Kriemhild, die edle Tochter König Dankrats, zur herrlichen Jungfrau heran; ihrer pflegten nach des Vaters Tode ihre drei Brüder, die Könige Gunter, Gernot und Giselher, welche stark und hohen Mutes waren und die tüchtigsten Recken in ihrem Dienste hatten. Einst träumte Kriemhild, wie zwei mächtige Adler einen Falken erwürgten, den sie manchen Tag erzogen und gepflegt habe. „Der Falke, den du ziehest," erklärte ihr Frau Ute, ihre Mutter, „das ist ein edler Mann; ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald

um ihn getan!" Kriemhild aber wollte von Reckenminne nichts wissen. „Es haben manche Frauen schon oft genug erfahren," sagte sie, „wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann. Wie ich bin, will ich bleiben." Doch ward sie später die Frau eines Ritters; es war derselbe Falke, den sie im Traume gesehen hatte.

II. Abenteuer. Zu derselben Zeit lebte in den Niederlanden, zu Xanten ein herrlicher Jüngling, Siegfried mit Namen, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde, welcher durch seine Schönheit und seinen Heldenmut die Bewunderung der Männer und Frauen erregte. Mit großem Gepränge und unter dem Zuströmen zahlreicher Gäste, mit Gastereien, Ritterspielen und der Verteilung reicher Geschenke an arme Fahrende wurde sieben Tage lang das Fest der Schwertleite gefeiert, in dem Siegfried „Ritters Stand gewann." Tatenlustig zog der Jüngling nun in die Welt und erprobte des riesigen Leibes wunderbare Kraft im Kampfe mit Riesen und Drachen.

III. Abenteuer. Da hörte der junge Held von der schönen Königstochter Kriemhild und entschloß sich, nach Worms zu ziehen und um sie zu werben. Ungern entließen ihn die besorgten Eltern; es ahnte ihnen nichts Gutes. Siegfried aber kannte keine Furcht; es reizte ihn vielmehr, mit den mächtigen Helden an Gunters Hofe zusammenzutreffen. Von zwölf Rittern begleitet, zog er zur Königsburg. Niemand kannte den herrlichen Jüngling; selbst der vielgereiste Hagen hatte ihn nie gesehen, hielt ihn jedoch sofort für Siegfried, als er ihn erblickte. „Dieser ist es," erzählte er, „der die Nibelungen besiegt, diesen ihren unermeßlichen Schatz abgewonnen, dem starken Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen hat; es ist derselbe, der einst einen gräßlichen Lindwurm erschlug, in dessen Blut er sich badete, wodurch seine Haut hörnern wurde, daß ihn nun keine Waffe mehr verwunden kann. Deswegen rate ich," schloß Hagen, „daß man ihn freundlich aufnehmen solle, um seinen Zorn nicht zu reizen." Das geschah. Siegfried wurde herrlich empfangen; es wurden ihm zu Ehren mancherlei Kampfspiele gehalten, denen Kriemhild heimlich aus dem Fenster zusah, den edlen Jüngling bewundernd, der alle an Schönheit und Heldenmut überstrahlte. Aber ein ganzes Jahr blieb Siegfried in Worms, ohne die Jungfrau, die sein ganzes Herz erfüllte, ein einziges Mal sehen zu können.

IV. Abenteuer. Da geschah es, daß Lüdeger (Liudeger, Ludeger, Liutger), der Sachsen König, und Lüdegast (Liudegast, Ludegast, Liutgast), König der Dänen, dem Burgundenkönig Gunter Krieg ansagen ließen; binnen zwölf Wochen wolle man in sein Land einfallen. Darüber erschrak Gunter sehr und ward so traurig, daß Siegfried es ihm ansah und nach der Ursache fragte. Nach einigem Zögern teilte ihm Gunter dieselbe mit, und Siegfried versprach ihm seine Hilfe gegen den übermütigen Feind. Die Burgunden rüsteten sofort. Nachdem ein stattliches Heer zusammengebracht worden, stellte sich Siegfried an die Spitze desselben, brach mit ihm in das Sachsenland

ein, besiegte nach furchtbarem Kampfe, in welchem er vor allen an Mut und Tapferkeit glänzte, die beiden Könige und führte sie mit fünfhundert stattlichen Mannen gefangen nach Worms. Groß war die Freude, als die Siegesnachricht noch vor der Heimkehr der Helden durch vorausgesandte Boten im Burgundenlande bekannt wurde; und als Kriemhild vernahm, wie Siegfried unter allen Helden die kühnsten Taten vollführt habe, „da erblühte ihre lichte Farbe, ihr schönes Antlitz ward rosenrot," und sie gab dem Boten ein Feierkleid und zehn Mark Gold.

V. Abenteuer. Um seine Mannen zu belohnen, ließ Gunter eine große Siegesfeier anstellen, zu welcher sich von nah und fern die tapfersten Helden einfanden, so daß an einem Morgen um Pfingsten fünftausend und mehr beisammen waren. Um das Fest zu verherrlichen, ließ Gunter Kriemhild dazu einladen. Von ihrer Mutter geführt und von hundert Recken und hundert Frauen umgeben, erschien sie zum ersten Male öffentlich.

Da kam die Minnigliche, wie das Morgenrot
Tritt aus trüben Wolken. Da schied von mancher Not
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehn.
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn.

Von ihrem Kleide leuchtete mancher Edelstein,
Ihre rosenrote Farbe gab minniglichen Schein.
Was jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er auf dieser Erde noch nichts so Schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut:
Das mochte wohl erheben so manchem Helden den Mut.

Als Siegfried sie erblickte, ward ihm lieb und leid, und

Er sann in seinem Sinne: „Wie dacht' ich je daran,
Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn;
Soll ich dich aber meiden, so wär' ich sanfter tot."
Er ward von Gedanken oft bleich und oft wieder rot.

Nun aber ließ ihn Gunter auffordern, sich der Jungfrau vorzustellen; sie bewillkommnete ihn freundlich; er neigte sich vor der Holden: „da zwang sie zueinander der sehnenden Minne Not," und „mit liebem Blick der Augen sahen einander an der Held und auch das Mägdelein; das ward verstohlen getan." Doch ward ihr verstattet, den Jüngling zu küssen. Aber erst nach der Messe wagten sie freundliche Worte zu wechseln; die Jungfrau dankte dem Jüngling für die Dienste, die er ihren Brüdern geleistet. „Euch zu Liebe," erwiderte er, „will ich ihnen gerne immer dienen." Das Fest währte zwölf Tage. Nach Beendung desselben beurlaubten sich die Gäste, und auch die gefangenen Könige wurden auf Siegfrieds Rat ohne

Lösegeld gegen das Versprechen entlassen, daß sie Friede halten wollten. Auch dieser wollte sich beurlauben, denn er bezweifelte zu erwerben, worauf sein Sinn gerichtet war; doch hielten ihn des jungen Giselher Bitten und die Liebe zur schönen Kriemhild in Worms zurück.

VI. Abenteuer. In dieser Zeit erscholl der Ruf von einer Königin jenseit der See, die an Schönheit und Kraft ihresgleichen nicht hatte. Wer um sie warb, mußte ihr im Speerwerfen, im Steinschleudern und im Springen den Sieg abgewinnen; gelang das nicht, so verlor er das Haupt, ein Schicksal, das schon mancher Held gehabt. Dennoch beschloß Gunter, um Brunhild zu werben. Siegfried widerrät das Abenteuer und entgegnet Gunter, als dieser mit seiner Kraft prahlt: „Wären auch eurer viere, ihr könntet doch vor ihrem Zorne nicht bestehn." Als Gunter sich aber nicht von seinem Vorhaben abbringen läßt, verheißt ihm Siegfried seine Hilfe, wenn er ihm seine Schwester Kriemhild zum Lohn verspreche. Freudig sagt ihm Gunter das zu. Prächtig ausgerüstet, fahren sie nun in einem Schiffe, von Hagen und Dankwart begleitet, von dannen, und nach zwölftägiger Fahrt kommen sie an vor dem Isenstein, wo Brunhild herrscht.

VII. Abenteuer. Die Helden stiegen ans Land und ritten zu der stattlichen Burg, deren weite Paläste von grünem Marmorstein erbaut sind. Als die Königin von ihrem Ingesinde erfuhr, daß einer von den Recken Siegfried sei, hieß sie ihn willkommen und fragte ihn nach dem Zwecke seiner Reise. Er erwiderte, daß der mächtige König Gunter, dessen Dienstmann er sei, gekommen wäre, sich um ihre Liebe zu bewerben. Da machte sie ihn mit den Bedingungen bekannt, und als Gunter sich zum Wettkampfe bereit erklärte, wurden sogleich die Vorbereitungen zu demselben getroffen. Der Schild, den man der Königin brachte, war so groß und schwer, daß ihn kaum vier Männer tragen konnten und Hagen ausrief, als er ihn erblickte: „Wie nun, König Gunter, müssen wir also Leib und Leben verlieren? Die ihr zu minnen begehrt, die ist ja des Teufels Weib!" Einen Speer brachte man ihr, an den waren viertehalb Stab Eisen verschmiedet; er war so schwer und ungefüge, daß ihrer drei ihn kaum tragen konnten. Endlich ward noch ein Marmelstein in den Ring gebracht, so groß und schwer, daß zwölf Mannen an ihm zu tragen hatten. Darob kam Gunter nicht wenig in Sorge. Siegfried war unterdes nach dem Schiffe gegangen, um seine Tarnkappe (ein unsichtbar machender, wunderbare Kraft verleihender Mantel) zu holen. Unsichtbar kam er zurück, als eben das Kampfspiel begann; er stellte sich neben Gunter und hielt ihm seinen Schild vor. Brunhild warf den Speer mit solcher Gewalt, daß er durch Siegfrieds Schild drang und beide Männer strauchelten. Schnell ergriff Siegfried den Speer und warf ihn, die Schneide hinter sich gekehrt, um nicht zu verwunden, so kräftig zurück, daß Brunhild hinstürzte; sie sprang jedoch wieder auf und rief: „Gunter, edler Ritter, des Schusses habe Dank!" Nun nahm sie den gewaltigen Stein, warf ihn zwölf Klafter weit

und sprang ihm in einem Sprunge nach. Aber Siegfried schleuderte ihn noch viel weiter, und sprang ihm nach, indem er zugleich Gunter mit sich trug. Da erklärte sich Brunhild für überwunden und ließ ihre Mannen dem König Gunter als ihrem künftigen Herrn huldigen. Siegfried trug seine Tarnkappe wieder in das Schiff und stellte sich, da er zurückkehrte, als ob er von dem Kampfspiele und dessen Erfolg nichts wisse. Da aber Brunhild erklärte, nicht eher an den Rhein ziehen zu wollen, als bis sie ihre Verwandten und Dienstmannen um sich versammelt, und als diese, ihrem Aufgebote folgend, in zahlreichen Scharen herbeizogen, befürchtete Hagen Gefahr, und Siegfried bot sich an, in wenigen Tagen tausend der allerbesten Degen zur Hilfe zu bringen.

VIII. Abenteuer. Er bestieg das Schiff und fuhr nach dem Nibelungenlande, das er sich früher dienstbar gemacht hatte. Ohne sich zu erkennen zu geben, griff er die Wächter des Schatzes, einen starken Riesen und den Zwerg Alberich, an und entdeckte sich ihnen erst, als er sie nach heftigem Kampfe bezwungen hatte. Sogleich ließ er dann tausend der tapfersten Nibelungen aufbieten, mit welchen er am andern Morgen nach Brunhildens Land fuhr. Diese erklärte sich endlich bereit zur Reise, übergab das Land ihrem Oheim und fuhr mit den Burgunden nach der neuen Heimat.

IX. Abenteuer. Nachdem sie neun Tage gefahren, ward Siegfried vorausgeschickt, die Ankunft der Königin zu melden. Freudig empfing ihn die schöne Kriemhilde, welche mit ihrer Mutter glänzende Vorbereitungen traf, den König und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

X. Abenteuer. Bald darauf kamen die Schiffe an; prächtig geschmückt gingen alle den Ankommenden entgegen; Ute und Kriemhilde grüßten und küßten Brunhilde mit liebevoller Freundlichkeit. Es wurden Zelte aufgeschlagen und bis zum Abende die glänzendsten Kampfspiele gehalten; dann zog man in die Stadt, wo ein reiches Festmahl bereitet war. Ehe sich der König zu Tische setzte, mahnte ihn Siegfried an sein Versprechen, ihm Kriemhilde zum Weibe zu geben, und da diese gern einwilligte, wurden beide sogleich in Gegenwart vieler Ritter und Fürsten verlobt. Beim Mahle saßen die Brautpaare gegenüber. Als Brunhilde Kriemhilde an Siegfrieds Seite erblickte, begann sie bitter zu weinen. Erschrocken frug Gunter nach der Ursache ihrer Tränen. „Um Kriemhild, deine Schwester, weine ich," erwiderte Brunhild, „daß du sie einem deiner Mannen gegeben und dadurch erniedrigt hast." Gunter suchte sie zu beruhigen, versprach, ihr zu gelegener Zeit Aufschluß zu geben, und versicherte, daß Siegfried ein mächtiger König sei, der Burgen und weite Lande besitze wie er. Die Königin wollte sich jedoch damit nicht trösten und beschwichtigen lassen.

XI. Abenteuer. Als die Festlichkeiten beendigt waren, zog Siegfried mit seiner Gemahlin heim. Seine Eltern waren hocherfreut, als ihnen seine Rückkunft gemeldet ward. Der Vater trat

ihm die Herrschaft ab, und er regierte nun in hohen Ehren über Niederland und das Land der Nibelungen. Nach zehn Jahren gebar ihm Kriemhild einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunter genannt wurde, so wie ein Sohn Gunters den Namen Siegfried erhielt.

XII. Abenteuer. Während dieser ganzen Zeit waren Siegfried und Kriemhilde nicht nach Worms gekommen. Brunhilde, welche den König der Niederlande immer noch für einen Dienstmann ihres Gemahls hielt, fühlte ihren Stolz beleidigt, daß Siegfried nicht wie die andern Diestmannen an den Hof kam, seine Unterwürfigkeit zu beweisen. Sie suchte daher König Gunter zu bewegen, daß er seine Schwester und ihren Gemahl zu den Festlichkeiten nach Worms einlud, welche zur Zeit der (winterlichen und sommerlichen) Sonnenwende gehalten wurden. Siegfried, den die Boten Gunters auf der Nibelungenburg in der Mark zu Norwegen fanden, nahm die Einladung an und ließ durch von ihm reich beschenkte Boten seine Ankunft verkündigen.

XIII. Abenteuer. Bald folgten ihnen Siegfried und Kriemhilde mit stattlichem Gefolge; auch der greise Siegmund begleitete sie (die Königin Siegelinde war schon frühe gestorben), dagegen blieb Siegfrieds kleiner Sohn daheim. Glücklich kamen sie in Worms an, wo sie herrlich und freundlich empfangen und die prächtigsten Feste zu ihren Ehren gegeben wurden.

XIV. Abenteuer. Eines Tages saßen die beiden Königinnen beisammen und sahen den Kampfspielen zu. Da begann Kriemhild ihren Gemahl vor allen Helden zu preisen; ihm, sagte sie, sollten alle diese Lande untertan sein. „Siehst du, wie er allen den Recken herrlich vorgeht wie der lichte Mond den Sternen? Wohl hab' ich Grund zu großer Freude." Aber Brunhild erzürnte darob; so trefflich Siegfried auch sei, erwiderte sie, müsse er an Würde doch ihrem Gemahle weichen, dessen Dienstmann er sei, was er bei der Brautwerbung selbst bekannt habe. Da rief Kriemhild entrüstet aus, sie wolle es ihr noch an demselben Tage beweisen, daß sie nicht die Frau eines Dienstmannes, daß sie eine Königin sei gleich ihr; sie wolle ihr voran in die Kirche gehen. Zornig trennten sich die Frauen. Nachdem sie sich auf das kostbarste geschmückt, eilten sie zur Vesperzeit zum Münster, beide von zahlreichem Gefolge begleitet. Brunhild forderte vor der Kirchtür von Kriemhild, still zu stehen und als Frau eines Dienstmannes nach ihr die Kirche zu betreten. Kriemhild äußerte sich darauf so beleidigend, daß Brunhild ihr Rache schwur. Gunter und Siegfried waren ungehalten über den Vorfall, und letzterer sagte: „So soll man ziehen die Frauen, daß sie üppige Reden unterwegen lassen. Verbiet' du es deinem Weibe, wie ich es dem meinigen verbieten will. Wahrlich, ich schäme mich solchen Unfugs." Aber Brunhilde konnte die ihr erwiesene Schmach nicht vergessen; sie verfiel in so große Trauer darüber, daß sie die Teilnahme von Gunters Mannen erregte und der grimme Hagen ihr versprach, sie an Siegfried zu

rächen; auch gelang es ihm endlich, Gunter, der zuerst widerstrebte, für die Rache zu gewinnen.

XV. Abenteuer. Nach Hagens Rat kamen nun falsche Boten, als ob sie von Lüdeger und Lüdegast gesendet wären, Krieg anzusagen. Sogleich erbot sich der arglose Siegfried, dem König Gunter mit seinen Nibelungen im Kampfe beizustehen. Falschen Herzens ging Hagen zu Kriemhilden, sich bei ihr zu beurlauben, und diese bat ihn, den teuern Gatten zu schützen, und ihm nicht entgelten zu lassen, was sie Brunhilden getan, da Siegfried sie deshalb hart gestraft habe. Und die Angst um den geliebten Gatten verleitete sie, dem heuchlerischen Feinde zu entdecken, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Voll liebender Sorgfalt bat sie nun Hagen, er möge diese Stelle im Kampfe schützen, und versprach ihm, damit er sie leicht erkennen möge, sie an Siegfrieds Gewande durch ein kleines Kreuz von feiner Seide zu bezeichnen. Nun hoffte Hagen, seinen Zweck leichter erreichen zu können; er schickte zwei andere falsche Boten, welche berichten sollten, daß Lüdeger Friede halten wollte. Gunter aber ließ auf Hagens Rat eine große Jagd ansagen, zu welcher alle Krieger eingeladen wurden.

XVI. Abenteuer. Als die Jagd angetreten werden sollte, beurlaubte sich Siegfried bei seiner Gemahlin. Bange Ahnungen erfüllten das liebende Weib, denn ihr hatte geträumt, daß zwei wilde Schweine Siegfrieden auf der Heide gejagt hätten, wovon die Blumen rot geworden seien, und wiederum, daß zwei Berge auf ihn niedergestürzt seien, so daß sie ihn nicht mehr erblickt habe. Sie fürchtete Verrat und bat Siegfrieden, er möchte nicht mit den andern auf die Jagd ziehen. Doch er suchte sie durch die Vorstellung zu beruhigen, daß an Gunters Hofe sich niemand finde, der ihn hasse, alle ihm vielmehr hold seien, wie er es auch verdiene. Mit minniglichem Kuß schied er von der Geliebten und zog mit Gunter und dessen Mannen in den Wald, doch ohne Gernot und Giselher. Auf Hagens Vorschlag trennten sich die Helden, damit man erkennen möge, wer der beste Jäger sei. Siegfried erlegte so viel wilde Tiere, daß die Jäger, die mit ihm gezogen waren, befürchteten, er möchte alles Wild vertilgen. Endlich hörten sie Hörnerschall: der König hatte das Zeichen zur Sammlung gegeben. Während sie zum bezeichneten Platze zogen, fing Siegfried noch einen Bären, band ihn an den Sattel, brachte ihn zur Feuerstätte und ließ ihn dann zur allgemeinen Belustigung laufen. Auf der Flucht geriet der Bär in die Küche und richtete hier die größte Verwirrung an. Jäger und Hunde verfolgten den Fliehenden, aber nur Siegfried holte ihn ein und erschlug ihn. Hierauf setzten sich die Helden zum gemeinschaftlichen Mahle; dabei fehlte es aber an Wein; Hagen hatte ihn absichtlich an einen andern Ort bringen lassen. Nachdem Siegfried über diese Vernachlässigung seinen Unwillen ausgesprochen, erteilt

Hagen den Rat, einen Brunnen aufzusuchen, den er in der Nähe wisse. Man bricht sogleich auf; Hagen schlägt vor, im Wettlaufe das Ziel zu erreichen, und obgleich Siegfried Schild und Speer mit sich trägt, während die andern sich ihrer Kleider entledigt haben, kommt er doch zuerst an das Ziel. Wie sehr er aber dürstete, trank er doch nicht eher, als bis Gunter getrunken hatte. Während dies geschah, entfernte Hagen die Waffen, welche Siegfried abgelegt hatte, ergriff dann dessen eigenen Speer und durchbohrte ihn mit demselben an der Stelle, welche Kriemhild mit dem Kreuze bezeichnet hatte. Da sprang Siegfried auf, suchte nach seinen Waffen und ergriff, da er sie nicht fand, den Schild und stürzte sich auf Hagen. Obgleich totwund, schlug er doch so mächtig auf den Mörder, daß aus dem Schilde die Edelsteine sprangen, mit denen er geziert war, und Hagen zu Boden stürzte. Der Wald erschallte von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt brach Siegfried zusammen; seine Farbe war erblichen, das Blut strömte aus seiner Wunde. Die Ritter alle liefen hin, wo er erschlagen lag, und beklagten seinen Tod; selbst Gunter schien Reue zu empfinden. Nur Hagen zeigt grimmige Freude über die Untat und sucht Gunter zu überzeugen, daß Siegfrieds Tod für ihn von großem Nutzen sei. Sterbend bat Siegfried Gunter, seiner Gemahlin in Treue beizustehen. Als die Herren sahen, daß er tot sei, legten sie ihn auf einen Schild, um ihn nach Worms zu bringen. Dann gingen sie zu Rate, wie sie das Verbrechen verheimlichen wollten; ihrer viele wollten, man solle aussagen, Siegfried sei von unbekannten Räubern erschlagen worden; nur Hagen verharrte in seinem kecken Trotze und übernahm es, den Toten selbst nach Worms zu bringen, unbekümmert, ob Kriemhild es erfahre und darob weine.

XVII. Abenteuer. Hagen ließ den erschlagenen Siegfried vor Kriemhilds Gemach legen, daß sie ihn finde, wenn sie am Morgen in die Kirche gehe. Als am folgenden Tag ein Kämmerer kam, sie zur Messe zu geleiten, erblickte er den Toten, ohne ihn jedoch zu erkennen. Er meldete es der Königin; da ergriff sie sogleich bange Ahnung, sie gedachte der Rede Hagens und fiel jammernd auf den Boden nieder. „Vielleicht ist es ein fremder Mann," tröstete das Gesinde; aber sie rief: „Nein, es ist Siegfried, mein viel lieber Mann; es hat's geraten Brunhild, und Hagen hat's getan!" Da ließ sie sich hinführen, wo der Held lag. Sie erhob sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, und so rot er auch vom Blute war, sie erkannte den Teuren gleich. Sogleich schickte sie nun zu König Siegmund und zu Siegfrieds Mannen; die Nibelungen waffneten sich, als sie die Kunde vernahmen, und wollten den Tod des Helden rächen; allein Kriemhild riet davon ab, weil sie doch zu schwach seien. Am folgenden Tage wurde Siegfrieds Leichnam in das Münster getragen; alles Volk drängte sich jammernd hinzu, den Helden zu schauen, und selbst Gunter und Hagen gingen hin; als aber Hagen kam, da begannen die Wunden des Todes zu bluten, woraus man

(nach einem alten Volksglauben) erkannte, daß er der Mörder gewesen sei; doch leugnete Gunter, behauptend, es hätten Räuber getan. Drei Tage blieb die Leiche ausgestellt; am vierten wurde sie begraben. Doch ehe der Sarg versenkt wurde, verlangte Kriemhild, den geliebten Toten noch einmal zu sehen; man brach den schön geschmiedeten Sarg wieder auf. „Da hub sie sein schönes Haupt mit ihrer viel weißen Hand und küßte ihn, den Toten, den edlen Ritter gut; ihre viel lichten Augen von Leiden da weinten Blut. Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehn; da trug man sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn; da fand man sinnlos das herrliche Weib, von Leide wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib."

XVIII. Abenteuer. Siegmund kehrte in seine Heimat zurück; Kriemhild sollte ihn begleiten, doch ließ sie sich durch die Bitten ihrer Mutter und ihrer Brüder Gernot und Giselher, welche keinen Anteil am Morde gehabt hatten, bereden, bei ihnen zu bleiben, was Siegmund und seine Ritter mit Kummer erfüllte. Weinend nahm sie von dem greisen König Abschied, ihr Söhnlein seiner Liebe anempfehlend. Gernot und Giselher gaben dem Abziehenden das Geleite.

XIX. Abenteuer. Kriemhild lebte nun in stiller Zurückgezogenheit in einem Schlosse neben dem Münster, in dem Siegfried begraben lag. Markgraf Eckewart und seine Mannen blieben zu ihrem Dienste im Lande zurück. Trauervoll ging sie jeden Tag in die Kirche, Gott für Siegfrieds Seelenheil zu bitten. So saß sie wohl viertehalb Jahr lang, ohne mit Gunter ein Wort zu wechseln, ohne Hagen je zu sehen. Um den reichen Nibelungenschatz, die Morgengabe Kriemhilds, ins Land zu bringen, riet Hagen, eine Versöhnung zwischen Gunter und seiner Schwester zu versuchen. Sie gelang durch Gernots und Giselhers Vermittelung. Darauf ließ Kriemhild sich auch bewegen, daß der Hort der Nibelungen nach Worms gebracht wurde. Gernot und Giselher wurden mit achttausend Rittern in das Land der Nibelungen gesendet, ihn zu holen. Der Zwerg Alberich, dem die Hut des Schatzes anvertraut war, lieferte ihn aus. Er bestand aus einer so ungeheuren Menge von Edelgesteinen und Gold, daß man hätte die Welt damit erkaufen können, ohne ihn zu mindern; zwölf Frachtwagen fuhren vier Tage und vier Nächte, um ihn zu den Rheinschiffen zu bringen. „Aber wäre sein noch tausendmal so viel gewesen, und sollte Siegfried gesund sein und genesen, gerne wär' bei ihm Kriemhild geblieben hemdebloß; nie war zu einem Helden eines Weibes Treue so groß." Kriemhild teilte in großer Freigebigkeit Armen und Reichen von ihren Schätzen mit. Das zog viele fremde Ritter ins Land, und Hagen fing an zu fürchten, es möge ihm und den Seinigen der Schatz zum Verderben gereichen. Als aber Gunter sich nicht entschließen wollte, ihn seiner Schwester zu rauben, bemächtigte sich Hagen desselben und ließ ihn in Abwesenheit der drei Könige in den Rhein versenken. Diese zürnten, als sie es vernahmen, aber Hagen verbarg sich, bis sich ihr Zorn gelegt hatte. Doch wußten sie, wo der Schatz lag, und sie hatten

mit Hagen geschworen, es niemandem zu entdecken, wo er versenkt war, so lange einer von ihnen lebe. So war Kriemhilde mit neuem Leide belastet; auch ruhte ihre Klage nimmer, so lange sie lebte.

B. Die Rache.

XX. Abenteuer. Um diese Zeit hatte der Hunnen König Etzel (Attila) seine treffliche Gemahlin, Frau Helche, durch den Tod verloren. Er wünschte sich wieder zu verheiraten; seine Freunde lenkten seinen Blick auf Siegfrieds Witwe. Markgraf Rüdiger von Bechlaren (jetzt Pöchlarn an der Donau), der Land und Volk der Burgunden und auch Kriemhild kannte, ward mit stattlichem Gefolge an den Rhein gesendet, um bei König Gunter um dessen Schwester zu werben. Dieser nahm Etzels Boten freudig und ehrenvoll auf, erwog ihren Antrag mit seinen Freunden und versprach seine Beihilfe, als man ihn für vorteilhaft erkannt. Nur Hagen widerriet, da er Unheil voraussah. Die Könige wiesen ihn jedoch zurück, da sie sehr wünschten, daß es ihrer Schwester nach so langem Leide wieder wohl gehen möge. Kriemhild wollte jedoch den Anträgen kein Gehör schenken; der Schmerz um Siegfried erfüllte sie noch immer ganz. „Wenn jemand mein Herzeleid kennte," sagte sie zu Rüdiger, „der däte mich nicht, zu lieben noch irgend einen Mann; verlor ich doch den besten, den je eine Frau gewann." Rüdiger erwiderte, daß Etzels Liebe ihr Leid gewiß in Freude verwandeln werde. Doch erst, als er ihr in heimlicher Unterredung eidlich versprach, sie an allen zu rächen, die ihr Leid zugefügt, ließ ihre Trauer nach, und sie gelobte sich zu Etzels Weibe; auch zog sie bald mit Rüdiger von dannen, begleitet von hundert Frauen und ihrem Marschall, dem Markgrafen Eckewart und seinen Mannen.

XXI. Abenteuer. Auf dem ganzen Zuge ward Kriemhild mit Freuden empfangen, so in Passau von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin (Pilgrim), und in Bechlaren, wo Rüdigers Weib Gotelinde mit ihrer Tochter wohnte.

XXII. Abenteuer. In Tulna in Osterland kam ihr König Etzel mit zahlreichem Gefolge entgegen; er war von den mächtigsten Fürsten umgeben, unter denen Hawart und Iring von Dänenland, Irnfried von Thüringen, Etzels Bruder Blödelin und Dietrich von Bern (Verona) hervorragten. Am folgenden Tage zog man nach Wien, wo die Hochzeit siebenzehn Tage lang unter glänzenden Festspielen gefeiert wurde. Kriemhild wurde jedoch nicht froh; sie gedachte unter Tränen des Glückes, das sie mit Siegfried am Rhein genossen hatte, verbarg jedoch ihre Trauer. Am achtzehnten Morgen setzten sie ihre Reise fort, bis sie nach Etzelnburg (Ofen) gelangten, wo sie mit hohen Ehren empfangen wurden.

XXIII. Abenteuer. Im siebenten Jahre erfreute Kriemhild ihren Gemahl durch ein Söhnlein, der in der Taufe den Namen Ortlieb erhielt. Darüber freute sich ganz Hunnenland, da Kriem-

hild große Liebe genoß. Dennoch wurde sie nicht froh. Früh und spät quälte es sie, daß man sie wider ihren Willen dahin gebracht, einen heidnischen Mann zu heiraten. Auch die Rache, die sie an Hagen zu nehmen gedachte, ließ ihr keine Ruhe. Da bat sie einst ihren Gemahl, er möge ihre Verwandten aus dem Burgundenlande einladen, damit sie sähen, wie wohl es ihr erginge, und damit im Volke nicht die Meinung entstehe, sie sei eine Verbannte, eine Heimatlose. Gern gewährte Etzel die Bitte. Die beiden Spielleute Schwemmel und Werbel mußten ohne Säumen mit 24 Rittern die Reise nach Worms antreten, um König Gunter und seine Mannen auf die Zeit der Sommersonnenwende nach Etzelnburg einzuladen. Kriemhild aber gab den Boten noch insgeheim den besonderen Auftrag, nicht abzulassen, bis auch Hagen, falls er sich der Reise entziehen wollte, ihre Brüder begleite.

XXIV. Abenteuer. Die Boten wurden vom König Gunter freundlich aufgenommen; als er ihre Botschaft vernommen hatte, beriet er sich mit seinen Freunden, ob er die Einladung annehmen sollte. Alle rieten dazu, nur Hagen nicht, der die Einladung für eine Falle hielt. Als ihm aber der junge Giselher sagte, er solle daheim bleiben, da erzürnte es Hagen, daß man glauben könnte, er fürchte sich vor irgend jemand, und nun riet er selbst zur Fahrt. Doch wußte er es dahin zu bringen, daß Etzels Boten erst sieben Tage vor der Wegfahrt der Burgunden entlassen wurden, damit Kriemhild die Zeit zur Zurüstung fehle.

XXV. Abenteuer. Auf Hagens Rat rüstete sich König Gunter wie zu einem Kriegszuge. Tausend und sechzig der erlesensten Ritter und neuntausend Knechte mußten ihn begleiten. Ute, der geträumt hatte, daß alles Gevögel des Landes tot sei, suchte Gunter von seinem Entschluß abzubringen, ebenso der getreue Küchenmeister Rumolt; allein vergeblich. Unter bangen Ahnungen nahmen die Frauen Abschied von den Abziehenden, denen sich noch tausend Nibelungen anschlossen. Unter Hagens Anführung zogen sie den Rhein und Main aufwärts durch Ostfranken, dann ritten sie südlich zur Donau. Diese war ausgetreten und keine Fähre zu sehen. Als Hagen nach einer Fuhrt suchte, erblickte er in der Nähe des Stroms badende Meerweiber. Er schlich sich hinzu und nahm ihnen ihre Kleider. „Wenn Ihr uns die Kleider wiedergebt,“ sprach das eine Meerweib, „so wollen wir Euch sagen, was Euch bei den Hunnen widerfährt.“ Gern willigte Hagen ein, und das Meerweib sagte: „Ich gebe Euch meine Treue zum Pfande, daß Ihr im fremden Lande zu hohen Ehren gelangen werdet.“ Erfreut gab Hagen die Kleider zurück. Da warnte ihn aber das zweite Meerweib und sprach: „Meine Muhme hat um der Kleider willen gelogen; ihr werdet alle in Etzels Land das Leben verlieren; nur des Königs Kaplan wird die Heimat wiedersehen.“ „Das ließen sich meine Herren schwerlich sagen,“ erwiderte der Held grimmigen Mutes, „daß wir alle im Hunnenlande das Leben verlieren sollten; nun zeige uns über das Wasser, du

allerweisestes Weib!" Da bezeichnete ihm das Meerweib den Ort, wo der Fährmann am jenseitigen Ufer zu finden sei. Wenn er ihn rufe, solle er sich für Amelrich, Elses Dienstmann, der vor seinen vielen Feinden aus dem Lande floh, ausgeben. Hagen folgte dem Rate. Als aber der Fährmann sich getäuscht sah, wollte er Hagen nicht aufnehmen; ja, als dieser seine Bitte wiederholte, schlug er ihn mit dem Ruder so mächtig auf das Haupt, daß Hagen auf das Knie niederfiel. Grimmigen Mutes sprang er jedoch wieder auf und schlug dem Fährmann mit einem Streiche den Kopf vom Rumpf. Dann fuhr er zum König und zum Heere zurück und ruderte alle mit starker Hand an das andere Ufer. Um aber die Weissagung des Meerweibes zu vereiteln, stürzte er den Kaplan in die Flut; doch es war vergeblich. Gott half dem Unglücklichen, daß er wohlgeborgen an das andere Ufer kam, von wo er wieder an den Rhein zog. Hagen erkannte nun, daß das Meerweib die Wahrheit verkündigt habe.

XXVI. Abenteuer. Vorsichtig zog man nun unter des kühnen Volker Leitung weiter. Aber schon in der Nacht wurden sie angegriffen. Hagen, der mit seinem Bruder Dankwart die Nachhut führte, wurde von Gelfrat vom Pferde gestochen und wäre in große Not geraten, wenn Dankwart nicht herbeigesprungen wäre und den Markgrafen von Baiern erschlagen hätte. Nun flohen die Feinde; die Burgunden aber setzten ihren Weg fort und gelangten über Passau in Rüdigers Land, wo sie freundlich aufgenommen wurden.

XXVII. Abenteuer. Markgraf Rüdiger veranlaßte auch seine Gemahlin Gotelinde und seine Tochter, die Helden zu begrüßen und die Könige und ihre drei Mannen, Hagen, Dankwart und Volker, zu küssen. Sie taten es, als aber die Tochter Hagen küssen sollte, däuchte er ihr so furchtbar, daß ihr Antlitz bald bleich, bald rot ward; doch kam sie dem Befehle ihres Vaters nach. Darauf setzte man sich zum fröhlichen Mahle, das mit der Verlobung Giselhers mit Rüdigers Tochter beschlossen wurde. Noch drei Tage blieben sie in Bechlaren, worauf sie, mit reichen Gaben beschenkt, ihre Reise fortsetzten. Rüdiger aber begleitete sie mit fünfhundert Mannen und schickte einen Boten voraus, dem König Etzel die Ankunft der Burgunden zu verkündigen.

XXVIII. Abenteuer. Auf die Nachricht ihrer Ankunft ritt ihnen Dietrich entgegen und warnte sie vor Kriemhilden, die immer noch den edlen Siegfried beweine. Als sie zu Hofe ritten, da drängten sich alle, den grimmen Hagen zu sehen; denn es war bekannt, daß er Siegfried, den stärksten aller Recken, erschlagen. Wohlgewachsen war der Held, das ist wahr; breit von Schultern und breit von Brust, mit Grau gemischt sein Haar, langschenkelig war er und stolzen Ganges, schrecklich sein Antlitz. Kriemhild empfing die Nibelungen (so werden die Burgunden auch genannt, seitdem der Nibelungenhort in ihre Gewalt gekommen war) mit falschem Mut; nur Giselheren küßte sie. Als Hagen dies sah, band er den Helm fester und sprach: „Nach solchem Gruß mögen sich die Helden bedenken; man grüßet

verschieden die Könige und ihren Bann; wir haben nicht gute Reise zu dieser Hochzeit getan." Nachdem Kriemhild erwidert, daß seine Freundschaft für sie keines Grußes wert sei, fragt sie nach dem Nibelungenhort, worauf Hagen bitter und höhnisch antwortet. Nun lud sie die Gäste ein, ihr, wie es damals Brauch war, die Waffen anzuvertrauen; doch Hagen weigerte sich, ihr dieselben zu überliefern, und sie erkannte, daß die Gäste gewarnt worden seien.

XXIX. Abenteuer. Hagen ging mit Volker über den Hof, wo man die andern noch immer stehen ließ; sie setzten sich auf eine Bank, die dem Saale Kriemhilds gerade gegenüber stand. Als die Königin sie erblickte, gedachte sie ihres Leides und fing an zu weinen. Als Etzels Mannen sie nach der Ursache ihres Kummers fragten, bezeichnete sie Hagen als solche und beschwor die Helden, ihr Leid an ihm zu rächen. Schnell erboten sich sechzig kühne Männer, Hagen und Volker anzugreifen; doch riet die Königin ab, weil sie jenen nicht gewachsen seien. Nun rüsteten sich ihrer vierhundert; Kriemhild aber sagte, sie sollten noch warten, sie wolle zuvor noch selbst zu Hagen gehen, damit sie aus seinem eigenen Munde vernehmen möchten, was er getan. Noch ehe sie sich nahten, schlossen Hagen und Volker ein Bündnis; jeder versprach dem anderen treuen Beistand bis in den Tod. Bald darnach sah Volker die Königin mit ihrer kampfmutigen Schar die Stiege herabkommen; er forderte Hagen auf, vor Kriemhilden aufzustehen und ihr als Königin und Frau die von der Sitte geforderte Ehre zu erweisen. „Nein, nicht so, wenn Ihr mich lieb habt," erwiderte Hagen. „Es könnten diese Degen wähnen, ich täte es aus Furcht und wollte weggeh'n. Nein, vor ihrer keinem steh' ich auf von meinem Sitz. Was soll ich Ehr' erweisen einer, die mich haßt? Nun und nimmer, so lange ich lebe. Sie mag mich hassen, was kümmert's mich?" So sprechend, legte der starke Hagen quer über seine Schenkel eine lichte Waffe, welche die Königin als Siegfrieds Schwert erkannte. Da hub sie an zu weinen und stellte den Helden wegen Siegfrieds Ermordung zur Rede. Hagen leugnete nicht; er habe es getan, sagte er, weil Frau Kriemhild die schöne Brunhild schalt. Nachdem aber die Hunnen die beiden Helden in der Nähe gesehen, bezeigte keiner Lust, sie anzugreifen; Kriemhild mußte sich daher entfernen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Hagen und Volker suchten nun die Burgunden wieder auf und gingen mit ihnen zu Etzel, der sie freundlich aufnahm und herrlich bewirtete.

XXX. Abenteuer. Als die Nacht hereinbrach, beurlaubte sich Gunter mit den Burgunden und begab sich mit ihnen in den zum Schlafen angewiesenen Saal. Die unfreundliche Haltung der Hunnen machte sie für ihre Sicherheit besorgt. Da erbot sich Hagen, während der Nacht Schildwache zu stehen, und Volker erklärte sich bereit, ihm dabei Gesellschaft zu leisten, und erfreute dabei noch alle durch herrliches Spiel auf seiner Fiedel, bis sie einschliefen. Dann legten beide ihr Streitgewand an, nahmen ihre Schilde und traten vor das Haus. Die Vorsicht war nicht vergeblich. Bald nach dem ersten Schlaf

näherten sich gewaffnete Hunnen. Aber als sie die beiden wachsamen Recken sahen, wichen sie zurück und erlangten nichts weiter als Volkers bitteren Hohn.

XXXI. Abenteuer. Als der Morgen anbrach, weckten die beiden Helden die schlafenden Burgunden, und Hagen fragte sie, ob sie in das Münster zur Messe gehen wollten, die Glocke läute schon. Nun begannen sie kostbare Kleider anzulegen; aber Hagen ermahnte sie, statt derselben die Rüstung anzuziehen, denn wenn es nicht Gott im Himmel wende, so sei das die letzte Messe, die sie hörten. Als Etzel, der mit Kriemhild ebenfalls zur Messe gegangen war, die Burgunden in voller Rüstung erblickte, verwunderte er sich darüber und fragte sie, warum sie das getan, und ob ihnen jemand Leides zugefügt. „Niemand tat uns etwas zuleide," erwiderte Hagen. „Doch ist es meiner Herren Sitte, bei allen Hochzeiten (Festen) während der ersten drei Tage gewaffnet zu erscheinen." So ließ man Etzel in Unkenntnis, ihn, der das Unheil wohl noch hätte wenden können. Nach der Messe wurden Kampfspiele abgehalten, die ohne Störung vorübergingen, bis zuletzt noch Volker aus Übermut einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrannte. Das erregte den Zorn der Magen (Verwandten) des Gefallenen, und es wäre schon jetzt zum allgemeinen Kampfe gekommen, wenn nicht Etzel die Seinigen zurückgehalten hätte. Als man nun zu Tische ging, suchte Kriemhild Dietrich zu bewegen, Siegfrieds Tod an Hagen zu rächen; allein der edle Held wollte sich zu keiner Treulosigkeit hergeben. Da wandte sie sich an Blödelin und gewann ihn durch glänzende Versprechungen. Sogleich befahl dieser seinen Mannen, sich zu waffnen. Kriemhild aber setzte sich mit Etzel an den Tisch. Während des Mahles ließ sie ihren Sohn Ortlieb herbeibringen, und Etzel empfahl ihn seinen Verwandten, bat sie auch, ihn bei ihrer Rückkehr mitzunehmen und ihn zu einem ehr- und wehrhaften Mann zu erziehen, damit er einst rächen helfe, was ihnen Übles widerführe. „Nun ja," versetzte Hagen, „diese Degen dürften dem Kinde wohl trauen, so es zum Manne wüchse. Doch ist, dünkt mich, der junge König sehr schwächlicher Art, und ich glaube darum nicht, daß man mich mit dem Ortlieb da oft zu Hofe reiten sehen werde." Diese bittere Rede erregte bei allen Mißmut.

XXXII. Abenteuer. Unterdessen drang Blödelin mit seinen Mannen in den Saal, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische saß. Dieser grüßte ihn; aber Blödelin wies seinen Gruß zurück, hinzufügend, er sei gekommen, Siegfried zu rächen, den sein Bruder Hagen erschlagen habe. Da Blödelin durch Dankwarts Beteuerung, daß er an dem Morde unschuldig sei, sich nicht abhalten ließ vorzudringen, riß Dankwart sein Schwert aus der Scheide und schlug mit raschem Streich Blödelin das Haupt ab. Nun erhob sich ein gewaltiger Kampf. Die Hunnen wurden mit schwerem Verlust zum Hause hinausgetrieben, aber sogleich drangen neue Scharen herbei, und wie tapfer sich auch die Burgunden wehrten, es wurden alle erschlagen, die im Hause waren; Dankwart allein war am Leben geblieben. Es

gelang ihm, sich durchzuschlagen, aber vor dem Hause standen neue Scharen, die wütend auf ihn eindrangen. „O, käme mir ein Bote," rief er aus, „der meinem Bruder Hagen die Märe verkündete!" Da sprachen die hunnischen Recken: „Der Bote mußt du selber sein, wenn wir dich Toten tragen vor den Bruder dein." Nun schossen sie so viel Speere in seinen Schild, daß er ihn wegen seiner Last nicht mehr tragen konnte, und sie hofften ihn so zu besiegen, doch gelang es ihm, sich durchzuschlagen und die Seinigen zu erreichen.

XXXIII. Abenteuer. Mit Blut bedeckt und das entblößte Schwert in der Hand, rief Dankwart mit mächtiger Stimme in den Saal hinein: „Wie sitzt Ihr hier so lange, Bruder Hagen? Euch und Gott im Himmel klage ich unsere Not; Ritter und Knechte liegen allesamt in der Herberge erschlagen." Nachdem Hagen ihn aufgefordert, die Tür zu bewachen und keinen Hunnen hinauszulassen, rief er: „Ich hörte schon lange von Kriemhild sagen, daß sie ihr Herzeleid nicht wolle vertragen; so laßt uns nun die Minne trinken und opfern des Königs Wein;*) der junge Vogt der Hunnen, der muß der allererste sein!" Und schnellen Streichs schlug er dem Knaben Ortlieb das Haupt ab, daß es Kriemhild in den Schoß rollte, erschlug des Kindes Hofmeister und hieb dem Fiedelmann Wärbelin, der die Burgunden nach dem Hunnenlande geladen, die rechte Hand ab. Und immer gräßlicher wütete er unter den Hunnen, von denen auch Volker eine große Zahl erschlug. Nun wollten die Könige den Streit schlichten, aber umsonst; sie wurden selbst in den Kampf gezogen, der immer wilder entbrannte. Hunnen, die vor dem Hause standen, suchten zu den Ihrigen zu dringen; es hob sich an der Pforte ein ungestümer Drang, und Dankwart geriet in große Not; aber Volker kam ihm zu Hilfe, und beide hielten die Eindringenden zurück. Sobald Hagen die Tore wohlbewacht sah, drang er neuerdings auf die Hunnen im Saal ein, und es fiel noch mancher von seinen Streichen. Da bat Kriemhild den Helden Dietrich um Hilfe und Schutz. „Mit Kraft begann zu rufen der Ritter auserkoren, daß seine Stimme schallte wie ein Büffelhorn, und daß die weite Feste schütterte von dem Stoß: die Stärke Dietrichs war über die Maßen groß." Als ihn Gunter hörte und ihn winken sah, gebot er, mit dem Kampfe einzuhalten; Dietrich aber verlangte für sich und die Seinigen freien Abzug, weil er an dem Streite keinen Teil nehmen wollte. Es ward ihm bewilligt. Nun nahm er an den einen Arm die Königin, an den anderen den König und führte sie so hinaus, gefolgt von seinen sechshundert Vasallen. Auch Rüdiger verließ mit

*) „Furchtbar schöne Worte: einer alten heidnischen Sitte gemäß wurde am Ende des Mahles ein Becher geleert als Gedächtnis für die Verstorbenen, als Opfer für die Toten (Minne bedeutet ursprünglich Gedächtnis); so wurde nun hier das Gastmahl beschlossen mit dem Minnetrinken für Siegfried, der Trank aber war Blut, und Schwerter waren die Becher, des Königs Wein war das Opfer, des Königs Blutwein, das Blut der Seinen, das Blut seines Sohnes." Vilmar, Geschichte der d. National-Litteratur 17. Marburg 1875, S. 85.

den Seinigen den Saal, weil er weder gegen die Burgunden, als seine Gastfreunde, noch gegen die Hunnen kämpfen wollte, da er selber in Etzels Dienst war. Im Hofe angelangt, wandte sich Etzel gegen das Haus und sagte: „Weh dieses Hofgelages! Da drinnen ficht einer, der heißet Volker, gleich einem wilden Eber und ist ein Fiedelmann. Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Weisen (Lieder) lauten übel, seine Striche sind rot; wohl schlagen seine Töne mir manchen Helden tot. Ich weiß nicht, was uns vorwirft derselbe Fiedelmann, daß ich in meinem Leben so leiden Gast nicht gewann!" Im Saale aber erhob sich neuer Kampf, der nicht eher endigte, als bis alle Hunnen erschlagen waren.

XXXIV. Abenteuer. Während die anderen vor Müdigkeit sich setzten, traten Hagen und Volker vor den Saal, lehnten sich auf ihre Schilde und verhöhnten Etzel und seine Mannen wegen ihrer Feigheit. Etzel war kühn genug und faßte sofort seinen Schild. Kriemhild hielt ihn aber zurück. Auf Hagens erneuten Spott sagte sie: „Wer mir den Hagen von Tronje schlüge und mir sein Haupt herbrächte, dem wollte ich den Schild mit rotem Golde füllen und Land und Burgen verleihen." Um nicht bei ferneren Angriffen behindert zu sein, schaffte man auf Giselhers Rat die Toten aus dem Saal und warf sie zur Stiege hinab, siebentausend an der Zahl, was lauten Jammer der Hunnen hervorrief und noch manchem den Tod brachte, der nur verwundet war.

XXXV. Abenteuer. Dies Verhalten der Burgunden stachelte die Gegner zu neuem Kampfe an. Iring von Dänemark waffnete sich, um Hagen zu bestehen. Ihm schlossen sich der kühne Irnfried von Thüringen und der starke Hawart mit tausend Mann an; doch bat Iring fußfällig, daß man ihn allein solle kämpfen lassen. Umsonst drang er gewaltig auf Hagen, dann auf Volker, Gunter und Gernot ein, er konnte keinen von ihnen bezwingen. Nun stürzte er sich auf die Dienstmannen und erschlug deren vier; aber da ergrimmte Giselher, rannte Iring an und schlug ihn so mächtig, daß er niederstürzte. Doch war er nicht tot; rasch sprang er wieder auf, stürzte auf Hagen ein, brachte ihm eine Wunde bei und entfloh dann, von dem mächtigen Feinde verfolgt, zu den Seinigen. Jubelnd empfing ihn die Königin und sprach dankend: „Das lohne dir Gott, vieltapferer Degen Iring, daß du mir so das Herz getröstet, denn blutgerötet seh' ich Hagens Gewand." Eigenhändig nahm sie ihm den Schild ab. Nachdem Iring sich ein wenig erholt hatte, ergriff er frische Waffen, um Hagen nochmals zu bestehen. Dieser aber sprang ihm entgegen und verwundete ihn so mit Schwert und Speer, daß er wieder fliehen mußte; aber kaum war er bei den Seinigen angelangt, so sank er tot zur Erde nieder. Sterbend sagte er noch zu denen von Thüringen und Dänemark: „Trachtet nicht, das Gold der Königin zu verdienen, denn besteht ihr den Hagen, so habt ihr alle den Tod davon." Irnfried und Hawart hörten aber kaum auf seine Warnung, sondern stürzten sogleich mit den Ihrigen auf die Burgunden, um den Tod Irings zu rächen;

aber auch sie fanden bald ihren Tod. Irnfried wurde von Volker und Hawart von Hagen erschlagen. Die Dänen und die Thüringer drangen, um den Tod ihrer Herren zu rächen, in den Saal; allein auch sie wurden bis auf den letzten Mann getötet. Die Burgunden setzten sich, um von der blutigen Arbeit auszuruhen, nur Volker stand noch vor dem Hause, erwartend, ob noch jemand zum Kampfe heranziehen wolle. Etzel und Kriemhild erhoben laute Klage über die gefallenen Hunnen.

XXXVI. Abenteuer. Der Kampf hatte bis zum Abend gewährt; die Burgunden waren erschöpft und wünschten Frieden, doch war Etzel ob seines Kindes und seiner Magen Tod zu sehr ergrimmt, als daß er ihn bewilligt hätte. Die sturmesmüden Burgunden begehrten, aus dem Saal an die frische Luft zu gehen, und die Hunnen schienen nicht abgeneigt, darauf einzugehen; allein Kriemhild widerriet. „Nicht doch, ihr Hunnen!" sagte sie. „Ich rat' euch in Treuen. Laßt ihr die Mordgierigen aus dem Saale, so werden das eure Freunde schwer zu büßen haben. Und ob auch nur noch die Kinder Utes, meine edlen Brüder, lebten, kämen die an die frische Luft und könnten sich erkühlen die Rüstungen, so wäret ihr alle verloren; denn kühnere Degen gab es nie." Da wandte sich Giselher an seine Schwester und erinnerte sie daran, wie er sie stets geliebt und ihr nie Leid zugefügt habe, auch in der Meinung hergeritten, daß sie ihm gewogen sei; allein die Königin blieb unerbittlich: sie wolle nur unter der Bedingung freien Abzug gestatten, daß ihr Hagen ausgeliefert würde. Empört wiesen die Burgunden solche Forderung zurück. Gernot sagte: „Nicht woll' es Gott im Himmel! Und wären wir unser Tausend, so wollten wir lieber alle tot liegen, als daß wir den einen Mann dir auslieferten. Nie und nimmer!" Und Giselher fügte hinzu: „Nie einem Freunde brech' ich die Treue!" Da ließ Kriemhilde das Haus anzünden. Schnell loderten die Flammen empor, daß die Burgunden vor Hitze und Durst verschmachteten. Auf Hagens Rat tranken sie von dem Blute der Erschlagenen und fanden sich dadurch wunderbar gestärkt; die herabfallenden Brände hielten sie mit den Schilden von sich ab. So verbrachten sie die Nacht unter schrecklichen Qualen. „Eine höllische Hochzeit fürwahr hat uns die Königin angerichtet," sagte Hagen. Mit Anbruch des Tages wurden sie von neuem angegriffen; aber es fanden viele tapfere Hunnen den Tod, ohne daß jene noch bewältigt werden konnten.

XXXVII. Abenteuer. Nun kam auch Rüdiger herbei und sah das große Leid auf beiden Seiten; gern hätte er Frieden gestiftet; aber er erfuhr durch Dietrich, daß der König von keiner Schlichtung des Streites wissen wolle. Als nun Rüdiger dastand und über das furchtbare Unheil weinte, höhnte ihn ein Hunne, daß er allein am Kampfe keinen Teil genommen, während ihn doch der König vor allen mit reichem Gute beschenkt habe. Da ergrimmte der Held und erschlug den Spötter mit der Faust. „Freudig hätte auch ich die Fremden bekämpft," rief er aus, „allein wie durfte ich es, da ich sie

hieher geleitet habe?“ Aber Etzel und Kriemhilde machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Kämpfer erschlage, während er selbst tatlos dastehe; sie mahnten ihn an die geschworene Treue, Kriemhilde erinnerte ihn daran, wie er ihr zugesagt habe, jedes ihr zugefügte Leid zu rächen, als er für Etzel um sie geworben habe. „Das ist ungelogen,“ erwiderte er; „ich schwur Euch, edles Weib, ich wolle für Euch wagen die Ehre wie den Leib; die Seele zu verlieren hab' ich nicht geschworen; zu diesem Hofgelage bracht' ich die Fürsten wohlgeboren.“ Als aber das Königspaar flehend ihm zu Füßen fiel, da rief er von Schmerz überwältigt aus: „O weh mir Gottverlassnen, daß ich dies muß erleben; aller meiner Ehren, der muß ich mich begeben und auch der Treue und der Zucht, die Gott mir angebot. O weh Gott vom Himmel, daß es nicht von mir wendet der Tod! Nehmt alles wieder zurück,“ fuhr er fort, „was ihr mir je gegeben, ich will mit Weib und Kind das Land räumen und in die Verbannung ziehen, nur zwingt mich nicht, gegen die zu fechten, die ich als Gastfreunde in meinem Hause aufgenommen habe, deren einem meine Tochter verlobt ist!“ Doch ließen Etzel und Kriemhild nicht ab mit Bitten, und er mußte sich endlich entschließen, seiner Pflicht als Dienstmann des Königs nachzukommen. Seinen Tod voraussehend, empfahl er sein Weib, sein Kind und alle seine Dienstleute in Bechlaren der Gnade des Königs und ging tiefbekümmert von dannen, die Seinigen zum Kampfe zu führen. Als er mit ihnen zu den Burgunden kam und ihnen eröffnete, was ihn herbeiführe, erschraken die Helden, da sie von ihm Sühnung des Streites gehofft hatten. Sie erinnerten ihn an die zwischen ihnen geschlossene Freundschaft, an die Liebe und Güte, die er ihnen erwiesen. „Gerne würde ich euer Leben mit dem meinigen erkaufen,“ sagte er, „allein mein dem Könige geleisteter Eid zwingt mich zum verhaßten Kampf.“ Und er begann vorzudringen; da rief ihm Hagen zu einzuhalten und zeigte ihm den Schild, den ihm Gotelinde gegeben. „Er ist ganz verhauen,“ sagte er, „hätte ich aber so guten Schild, als du ihn in der Hand trägst, so bedürfte ich im Sturme keiner Halsberge mehr.“ Und Rüdiger reichte ihm den eigenen Schild; Hagen aber gelobte, ihn nicht zu bestehen, und wenn er alle Burgunden erschlüge, und so gelobte es auch Volker. Nun säumte Rüdiger nicht länger; es entbrannte bald ein furchtbarer Kampf. Endlich gerieten Rüdiger und Gernot aneinander; Rüdiger schlug dem Gegner durch den Helm, daß das Blut niederfloß; aber, obgleich auf den Tod verwundet, brachte Gernot dem edlen Markgrafen noch eine solche Wunde bei, daß er davon sterben mußte. Der Kampf dauerte fort, bis alle Mannen Rüdigers erschlagen waren. Als man des Markgrafen Leiche heraustrug, erhob sich unendlicher Jammer unter den Hunnen. „König Etzels Jammer ward so stark und voll wie eines Löwen Stimme, dem reichen König scholl der Wehruf der Klage und auch dem Königsweib: sie weinten übermäßig um des guten Rüdiger Leib.“

XXXVIII. Abenteuer. Die ganze Königsburg widerhallte vom

Wehruf. Als Dietrich die Klage vernahm, schickte er Helferich hin, um zu erkunden, was geschehen sei. Weinend kam er zurück mit der Nachricht, daß Rüdiger erschlagen sei. „Das wolle Gott nicht!“ sprach Dietrich. „Das wäre eine gräßliche Rache und des Teufels Spott. Womit hätte Rüdiger das verschuldet, er, der ja den Burgunden hold war?“ Dietrich sandte Hildebrand zu den Burgunden, um die Wahrheit zu erfahren. Um vor Hagens Hohn gesichert zu sein, begleiteten ihn alle Recken Dietrichs. Auf Hildebrands Frage entgegnete Hagen: „Die Mär' ist wahr, wenn schon ich wollte, sie wäre gelogen, und der gute Rüdiger lebte noch, um den zu weinen Männern und Weibern wohl ansteht.“ Hildebrand verlangte nun, man solle ihm der Helden Leichen zur ehrenvollen Bestattung ausliefern; Volker aber antwortete mit Hohn, so daß Wolfhart, Hildebrands Neffe, trotz des Oheims Warnung den Kampf begann, der bald allgemein wurde. Hildebrand erschlug den kühnen Volker, Helferich den starken Dankwart; aber auch Wolfhart, der, alles niederhauend, dreimal die Runde um den Saal gemacht hatte, ward von Giselher erschlagen; während er zusammenstürzte, erhob er die Waffe und erschlug den Feind. Nun waren von beiden Seiten alle gefallen, nur Gunter und Hagen waren von den Burgunden und der alte Hildebrand von Dietrichs Mannen am Leben geblieben. Dieser ging zum sterbenden Wolfhart und wollte ihn aus dem Saale tragen, allein er mußte ihn liegen lassen, er war ihm zu schwer. Da blickte der Todwunde aus seinem Blute hervor und sagte: „Viellieber Oheim, nicht helfen könnt Ihr mir. Aber hütet Euch vor Hagen, denn grimmig ist sein Mut. Und wollen meine Freunde beklagen meinen Tod, so sagt ihnen, sie sollen das Weinen lassen, denn herrlich fiel ich von eines Königs Hand. Auch hab' ich zum voraus so gerächt mein Leben, daß zu weinen haben werden guter Ritter Frauen; und fragt Euch jemand, so mögt Ihr kecklich sagen, daß von meinen Händen wohl hundert erschlagen liegen.“ Derweil gedachte Hagen seines Freundes Volker. Mit den Worten: „Ihr büßt es mir, daß Ihr so manchen guten Helden von hinnen halfet in den Tod,“ lief er Hildebranden an, und so kühn sich dieser auch zur Wehre setzte, ward er doch vom grimmen Hagen verwundet. Da warf er den Schild auf den Rücken und entrann zu Dietrich, der ihm, als er die Märe hörte, Vorwürfe machte, sich in einen Kampf eingelassen zu haben; doch als er vernahm, daß Rüdiger wirklich erschlagen sei, ergrimmte er und befahl Hildebranden, seine Mannen zum Kampfe zu rufen. „Aber wer soll mit Euch gehen?“ entgegnete Hildebrand. „Was Ihr noch habt von Leuten, das steht hier vor Euch. Ich bin es, ich allein, die andern, die sind tot.“ Darüber erschrak Dietrich heftig und brach in laute Klagen aus.

XXXIX. Abenteuer. Da suchte sich Dietrich selbst sein Streitgewand, und der alte Waffenmeister Hildebrand half ihm die Rüstung anlegen. Dann gingen beide zum Saal, vor dem Gunter und Hagen angelehnt standen. Noch war Hagen nicht entmutigt. „Ich bin wohl

Manns genug, Dietrich zu bestehen," rief er, als er die beiden herankommen sah. Dietrich machte Gunter und Hagen bittere Vorwürfe über Rüdigers und der Seinigen Tod; doch bot er ihnen an, sie zu schützen und sie in ihr Land zu geleiten, wenn sie sich ihm als Geiseln ergeben wollten. „Das verhüte Gott im Himmel," entgegnete Hagen, „daß sich zwei Degen ergeben sollten, die noch so gewaffnet dastehen!" Als auch Hildebrand zuredete, verhöhnte ihn Hagen, daß er vor ihm geflohen sei. Da ergrimmte Dietrich, sprang dem kühnen Helden entgegen und schlug ihm eine breite Wunde; doch wollte er ihn nicht töten, daher umschloß er ihn mit kräftigem Arm und brachte ihn Kriemhilden gebunden, worüber diese hocherfreut war. Sie ließ ihn in ein Gefängnis bringen. Nun aber kam Gunter, sich an Dietrich zu rächen; doch auch er ward nach hartem Kampfe überwunden und ebenfalls gebunden der Königin gebracht, die ihn höhnisch bewillkommnete und in ein anderes Gefängnis bringen ließ. Dietrich bat, sie möge die beiden Helden um seinetwillen am Leben lassen, und Kriemhild stellte sich, als wolle sie es tun; aber kaum hatte Dietrich den Rücken gewandt, so beschloß sie grimme Rache. Sie ging zu Hagen und versprach ihm, seiner zu schonen, wenn er ihr den geraubten Schatz wieder geben wolle; dieser aber erwiderte, er habe einen Eid geschworen, nie zu entdecken, wo der Hort liege, so lange noch einer von seinen Herren am Leben sei. Da ließ Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen und trug es dann selbst an den Haaren zu Hagen. „So ist es ergangen, wie ich es gedacht," rief er aus, als er das Haupt des geliebten Herrn erblickte. „Nun ist von Burgunden der edle König tot, Giselher der junge und auch Gernot; den Schatz weiß nun niemand als Gott und ich allein: er soll, Teufelinne, immer wohl verhehlet sein." Ergrimmt riß ihm Kriemhilde das Schwert aus der Scheide, das nämliche, das Siegfried getragen hatte, als sie ihn zum letztenmal sah, und schlug dem Verhaßten das Haupt ab. Mit Schauder sah es König Etzel und rief aus: „Wehe! wie ist hier gefällt von eines Weibes Händen der allerbeste Held, der je im Sturm gefochten und seinen Schildrand trug! So feind ich ihm gewesen, mir ist leid um ihn genug." Aber sie sollte sich ihrer Tat nicht lange erfreuen; denn als sie sie kaum vollbracht, sprang Hildebrand voll Grimm auf sie zu und erschlug sie. Dietrich und Etzel aber erhoben laute Klage um die Gefallenen.

„Mit Leide war geendet des Königs hohes Fest,
Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt!"

Unter dem Titel „Die Klage" gibt es eine Weiterdichtung des Nibelungenliedes, in der nach einer kurzen Einleitung, die die im Nibelungenliede dargestellten Begebenheiten in gedrängter Weise vorführt, die Ereignisse erzählt werden, die sich nach dem Untergange der Helden zutrugen, insbesondere die Klage und der Jammer des alten Etzel und Dietrichs beim Begräbnis der gefallenen Helden, und wie man Frau Gotelinden die Nachricht vom Tode Rüdigers und Frau Ute den Untergang der Burgunden mitgeteilt habe.

4. Die Gliederung des Liedes.*)

Ein Überblick hat zur Voraussetzung, daß man einige wenige, große Gruppen bildet, die sich einerseits scharf von einander scheiden, andererseits doch auch den roten Faden des Zusammenhanges des großen Ganzen deutlich hervortreten lassen.

Darum betrachten wir das Nibelungenlied nicht als eine Handlung, sondern zerlegen es in mehrere, die allerdings innerlich untereinander so zusammenhängen, daß immer die eine mit Notwendigkeit aus der anderen hervorgeht, und die auch äußerlich miteinander so verknüpft sind und ineinander übergreifen wie die Glieder einer Kette. Diese Handlungen, deren jede also ihre eigene Verwickelung und Lösung hat, und zwar in der Weise, daß die Lösung der ersten stets schon die Keime zur Verwickelung der zweiten birgt, sind folgende:

Erste Handlung: Siegfrieds Werbung um Kriemhild.

Abenteuer I—XI.

1. Exposition: Abent. I—III.
   a) Einführung der Hauptpersonen.
      Abent. I. Kriemhild.
      Abent. II u. III. Siegfried.
   b) Verwickelung oder Schürzung des Knotens.
      Abent. I. Kriemhilde will nicht heiraten.
      Abent. III. Siegfried will um sie werben.

α) Erste Retardation: Abent. III—V.
   a) Siegfrieds Herausforderung. Abent. III.**)
   b) Der Sachsenkrieg. Abent. IV.
   c) Das Siegesfest. Abent. V.

2. Höhepunkt:
   a) Siegfrieds und Gunters Vertrag. Abent. VI. (zugleich Beginn der Verwickelung für die II. Handlung, siehe unten!)
   b) Brünhilds erste Bezwingung. Abent. VII.

β) Abermalige Retardation:
   a) Siegfrieds Fahrt ins Nibelungenland. Abent. VIII.
   b) Siegfrieds Botenfahrt nach Worms. Abent. IX.

3. Abschluß: Siegfrieds und Kriemhilds Vermählung. Abent. X.

γ) Nachklang: Ihr zehnjähriges, ungetrübtes Glück. Abent. XI.

Zweite Handlung: Brünhilds Rache oder Siegfrieds Tod.

Abenteuer VI—XVIII.

1. Exposition: Abent. VI, VII u. X.
   a) Einführung der neuen Hauptheldin Brünhild. Abent. VI.

---

*) Nach H. Heubach: Das Nibelungenlied als ein einheitlicher Organismus. Langensalza 1901, S. 5ff.

**) Hier stimmt die Gliederung das einzige Mal nicht mit der Einteilung nach Abenteuern. Die Zerreißung des III. Abenteuers ist aber im Interesse der Klarheit nötig, sie erfolgt mit Str. 71 „an dem sibenden morgen . . .“

b) Neue Verwickelung durch die zweimalige hinterlistige Bezwingung Brünhilds. Abent. VII u. X.

α) Erste Retardation:

a) Siegfrieds Fahrt nach Nibelungenland. Abent. VIII.

b) Siegfrieds Botenfahrt nach Worms. Abent. IX.

Erste Steigerung: Brünhild schöpft aus der Vermählung Kriemhilds mit dem Eigenholden Siegfried Verdacht. Abent. X.

β) Zweite Retardation: Das zehnjährige Glück Gunters und Brünhilds. Abent. XI.

Zweite Steigerung:

a) Die Einladung Brünhilds. Abent. XII.

b) Die Ankunft Siegfrieds in Worms. Abent. XIII.

2. Höhepunkt: Der Streit der Königinnen; Brünhilde erfährt den an ihr geübten Betrug. Abent. XIV.

3. Katastrophe und Abschluß. Abent. XV u. XVI.

a) Wie Siegfried verraten ward. Abent. XV.

b) Wie Siegfried erschlagen ward. Abent. XVI (zugleich Beginn der Verwickelung der III. Handlung, siehe unten!).

γ) Nachklang: Abent. XVII—XVIII.

a) Siegfrieds Begräbnis. Abent. XVII.

b) Sigmunds Heimkehr. Abent. XVIII.

Dritte Handlung: Kriemhilds Rache.

Abenteuer XV—XXXIX.

Vorspiel oder Exposition: Abent. XV, XVI, XIX.

a) Neue Verwickelung und Schürzung des neuen Knotens:

1. Hagens Verrat an Kriemhild. Abent. XV.
2. Hagens Mord an Siegfried. Abent. XVI. (retardierend Abent. XVII u. XVIII, siehe oben!).

b) Steigerung derselben: Hagen raubt Kriemhild auch noch den Hort. Abent. XIX.

1. Akt: Kriemhild ermöglicht sich durch Annahme der Werbung die Rache.

1. Einführung der neuen Hauptpersonen Etzels und Rüdigers Abent. XX.
2. Annahme der Werbung Etzels. Abent. XX.
3. Rüdiger verpflichtet sich gutmütig Kriemhild über seinen Auftrag hinaus. Abent. XX.
4. Retardierende Schilderungen von Kriemhilds Reise nach Heunenland. Abent. XXI und Kriemhilds Empfang bei Etzel. Abent. XXII.

2. Akt: Kriemhild betritt den Weg der Rache. Abent. XXIII—XXVII.

1. Kriemhilds Einladung durch Werbel und Schwemmel. Abent. XXIII.
2. Annahme der Einladung. Abent. XXIV.

3. Retardierende Schilderung der Reise der Burgunden bis Etzelnburg.
   a) bis zur Donau. Abent. XXV.
   b) im Bayernlande. Abent. XXVI.
   c) bei Rüdiger; Rüdiger befreundet und verschwägert sich mit den Burgunden. Abent. XXVII.

3. Akt: Die Rache selbst. Der Kampf am Heunenhofe. Abent. XXVIII—XXXIX.

1. Tag: Kriemhilds alleinige Versuche, den Kampf zum Ausbruch zu bringen. Abent. XXVIII—XXX.
   a) Der Empfang der Burgunden durch Kriemhild. Abent. XXVIII.
   b) Kriemhilds Frage an Hagen. Abent. XXIX.
   c) Kriemhilds nächtlicher Überfall. Abent. XXX.

2. Tag: Höhepunkt und Peripetie. Die beiderseitigen Versuche führen zum Kampfe. Abent. XXXI—XXXVI.
   a) Hagens Hohn beim Kirchgang; Volkers Übermut beim Turnier; Festmahl. Abent. XXXI.
   b) Blödels und Ortliebs Tod; Tod der Knechte; der erste Kampf im Saale. Abent. XXXII—XXXIV.
   c) Der Kampf der Thüringer und Dänen. Abent. XXXV.
   d) Der Saalbrand in der Nacht und die neuen Kämpfe am Morgen. Abent. XXXVI.

3. Tag: Katastrophe und Schluß. Abent. XXXVII—XXXIX.
   a) Rüdigers Seelenkampf und Tod. Abent. XXXVII.
   b) Gernots Tod. Abent. XXXVII.
   c) Im Kampfe mit Dietrichs Mannen fallen Giselher, Dankwart, Volker. Abent. XXXVIII.
   d) Gunters, Hagens und Kriemhilds Tod. Abent. XXXIX.

II. Vertiefung.

1. Die Grundlagen des Nibelungenliedes.

Drei Bildungsstufen unseres Volkes spiegeln sich im Nibelungenliede wieder.

In die älteste mythenbildende Periode unserer Geschichte führen uns die Bestandteile des Liedes zurück, die Siegfrieds Schicksale enthalten, also der erste Teil desselben; die lebende Natursymbolik hat ihren Ausdruck in den erhabenen Bildern der Siegfriedsage gefunden, deren Gestalten jedoch schon in der Mitte des Liedes nach langem hellen Sonnenglanze in unheimlich düsterer Todesdämmerung erlöschen.

Die Völkerwanderung, insbesondere die meteorartig aufleuchtende und untertauchende Erscheinung des Hunnen-

königs Attila, hat die geschichtlichen Bestandteile des Liedes ausgeprägt, die den zweiten Teil des Gedichtes bilden.

Endlich haben Christentum, Rittertum und romanisch-höfische Natur des Mittelalters das Kleid und zum Teil auch das Wesen der Sage vielfach geändert: die neue gesellschaftliche Sitte und Kultur spiegelt sich im ritterlichen Kostüm, in das die mittelalterlichen Dichter die alten Helden kleiden.

1. **Die mythische Grundlage des Liedes.** Nur dunkel und verschleiert tritt das mythische Element im Nibelungenliede auf. Treuer ist es uns aufbewahrt in den Liedern der skandinavischen Germanen, zu denen die Sage durch Wanderungen der Sachsen nach dem Norden gekommen war, wann und in welcher Gestalt ist eine noch ungelöste Frage.

Hier, im heidnischen Norden, konnten sich naturgemäß die mythischen Bestandteile länger und reiner halten als im christlichen Deutschland. Diese ältere, von der deutschen vielfach abweichende Gestalt der Sage hellt deshalb manches auf, was uns im Nibelungenliede sonst unverständlich wäre. Wir müssen daher in kurzen Umrissen die nordische Überlieferung vorführen.

Erhalten ist die älteste Fassung derselben in den Liedern der älteren Edda*), eine jüngere in der prosaischen Edda**) und in der Wölsungensage.***)

---

*) Die ältere oder poetische Edda ist eine Sammlung von Götter- oder Heldenliedern aus dem 12. Jahrhundert, von dem isländischen Bischof Brynjult Sweinsson, der die Handschrift 1643 fand, so benannt. Edda, altnord., wurde früher erklärt als Geist und Wort, d. h. „Inbegriff alles sagenhaften Wissens der Vorzeit“; neuerdings ist jedoch nachgewiesen worden, daß das Wort als Titel eines Werkes nichts anderes als Poetik bedeutet, es ist verwandt mit odr = Dichtkunst. Der Name Edda ist also unpassend übertragen.

**) Die jüngere oder prosaische Edda, eine auszügliche Nacherzählung der ersteren von dem isländischen Geschichtschreiber Snorri Sturluson aus dem 13. Jahrhundert.

***) Die Wölsungensage (Völsungasaga), ein im 13. Jahrhundert wahrscheinlich in Norwegen aufgezeichnetes Prosawerk, das eine vollständigere Fassung der Edda als die uns erhaltene zur Grundlage hat. —

Wie aus den Ausführungen des Textes hervorgeht, ist uns die Nibelungensage in zwei (ursprünglich deutschen) Hauptgestaltungen überliefert worden: in der nordischen durch die Edden und die Wölsungensage, und in der deutschen durch das Nibelungenlied nebst Klage (oberdeutsche Überlieferung), das Seyfriedslied (mitteldeutsche Überlieferung) und die norwegische Thidreksage (niederdeutsche Überlieferung).

Vom Nibelungenliede nebst Klage handelt der vorliegende Abschnitt unseres Buches.

Das Seyfriedslied geht auf alte Spielmannslieder des 13. Jahrhunderts zurück. Es bewahrt gegenüber der im Nibelungenliede enthaltenen bayerisch-österreichischen als junge rheinfränkische Sagenform, die der zum Norden gewanderten altfränkischen nahestand, übereinstimmend mit der nordischen Gestalt alte Züge der Sage. Es ist in einer aus zwei verschiedenen Teilen roh zusammengeschweißten, entarteten Gestalt durch fliegende Drucke des 16. Jahrhunderts erhalten. Eine Prosaauflösung ist das Volksbuch vom gehörnten Siegfried, eine Dramatisierung die Tragödie des Hans Sachs „Der hürnen Seufried“ (1557).

Nach der Wölsungensage, die die klarste Einsicht in das Lied bietet und allein auch Kunde von Sigurds Ahnen gibt, hat das Nibelungenlied folgende Grundzüge*):

1. Sigurds Ahnen. Ein Nachkomme des Gottes Odin war König Wölsung (der Erwählte). Er war glücklich als Heermann, da er auf seinen Kampfzügen stets siegreich war, und als Vater, da er zehn Söhne und eine Tochter hatte, alle schön und wacker. Vor allen aber ragten hervor der älteste Sohn Siegmund und seine Zwillingsschwester Signy. Diese wurde von ihrem Vater gegen ihre Neigung vermählt mit dem mächtigen König Siggeir von Gotland. Am Abend des Hochzeitsfestes erschien ein einäugiger Greis mit breitem Hute, stieß ein Schwert in den in der Mitte der Festhalle stehenden Eichbaum und verließ die Halle mit den Worten, daß Besitzer des Schwertes der sein solle, der es aus dem Stamme ziehe; dieser werde dann selbst bezeugen, daß er niemals ein besseres Schwert geschwungen. Als alle sich nun vergeblich bemühten, das Schwert herauszuziehen, riß Siegmund es mit einem Ruck an sich. Da versprach ihm Siggeir, der das herrliche Schwert in seinen Besitz bringen

Die Thidrekssaga (Dietrichssage) ist eine norwegische Sammlung aus dem 13. Jahrhundert, die der Verf. nach der Vorrede auf Grund der Erzählungen von Männern (Kaufleuten) aus Susat (Soest), Münster und Bremen nacherzählt hat und die eine nur teilweise Darstellung und besondere Gestaltung der Siegfriedsage bietet.

*) Die urgermanische Grundgestalt der Sage versucht Edzardi (Altd. und Altnord. Heldensagen, S. LXXIII) in folgender Weise herzustellen: „Siegfried wächst im Walde auf, tötet den Drachen mit einem besonderen Schwerte, gewinnt den Hort und erlöst die Jungfrau. Dann gerät er in die Gewalt dämonischer Wesen, der Nibelungen, die ihn mit Zauber (nämlich durch einen Liebestrank) in ihr Netz locken, die erlöste Jungfrau für sich erwerben und den Hort durch Siegfrieds Ermordung wieder an sich bringen. Diese Dämonen sind nämlich im letzten Grunde dieselben Nibelungen wie die, aus deren Gewalt Siegfried die Jungfrau befreit und denen er den Hort abgewinnt.“

Ganz ähnlich, nur etwas ausführlicher, sucht Symons die Grundgestalt der Sage aus der Vergleichung der verschiedenen Quellen herzustellen: „Der Held wächst, ohne seine Eltern zu kennen, im Walde bei einem kunstreichen Alben oder Schmiede auf. Er erlöst eine Jungfrau, die auf einem Berge oder in einem Turme eingeschlossen ist, umgeben von flammender Lohe oder einem großen Wasser oder einer Dornenhecke, kurz von Hindernissen, die jedem unüberwindlich sind außer dem Berufenen: diesem, der nebst einem trefflichen Rosse (Grane) ein besonderes Schwert (nordisch Gram, deutsch Balmung) besitzt, womit er den hütenden Drachen oder Riesen erlegt, ebnen sich die Schwierigkeiten von selber. Mit der Jungfrau erwirbt der Held einen unerschöpflichen Hort und den Besitz übernatürlicher Kräfte. Dann fällt er in die Gewalt dämonischer Mächte — die falschen Brüder des Märchens —, die ihn durch Zauberkünste in ihre Netze locken, die Jungfrau für sich erwerben und den Hort durch die Ermordung des Helden wieder an sich bringen. .. Die ältesten Besitzer des Hortes und die dämonischen Gegner Siegfrieds sind offenbar im Grunde identisch, wie deutlich daraus hervorgeht, daß der Name Nibelungen nicht nur dem mythischen Nachtgeschlechte, das den Schatz ursprünglich besitzt, sondern auch den mit Siegfrieds mythischen Gegnern verschmolzenen burgundischen Königen beigelegt wird, während Siegfried und Kriemhild niemals so heißen, so daß die übliche Erklärung der Doppelheit, der Name hafte am Schatze und sei von den ersten Besitzern auf die späteren übertragen, unstatthaft ist.“ (Symons, Die Heldensage in Pauls Grundriß der germanischen Philol. II, 1. Abt. S. 25.)

wollte, es dreimal mit Gold aufzuwiegen. Als aber Siegmund sich weigerte, sann Siggeir arglistig auf Rache. Nach drei Monaten lud er die Wölsungen, seinen Schwiegervater und seine Schwäger, zu einem Feste ein und ließ sie grausam umbringen; nur Siegmund wurde durch eine List seiner Schwester in einen Wald gerettet. Signy will nun ihre eigenen Söhne zur Rache für den an ihrem Vater und an ihren Brüdern vollzogenen Mord erziehen; als sie sich aber feig zeigen und von Siegmund getötet werden, verwandelt sie durch Zauberkünste ihre Gestalt, vermählt sich mit ihrem Bruder und schenkt ihm einen Sohn Sinfjötli („der sehr Fleckige"). Durch ein wildes Leben im rauhen Wald und in tobendem Kampf wird er von seinem Vater zu einem echten Wölsung aufgezogen und zieht dann mit ihm aus, um an Siggeir Rache zu nehmen. Als die Kriegshalle, in der alle schlafen, angezündet ist, bittet Siegmund seine Schwester herauszukommen, sie aber gesteht ihm ihre Schuld und kommt zur Sühne derselben nach ihrem Wunsche mit dem ungeliebten Siggeir und allen ihren Hausgenossen in den Flammen um.

Siegmund zieht nun mit seinem Sohne in sein väterliches Reich zurück und vermählt sich mit Borghild. Als Sinfjötli bei einer Brautwerbung seinen Nebenbuhler, der ein Bruder Borghilds war, im Kampfe erschlägt, vergiftet ihn Borghild. Schmerzdurchdrungen verstößt nun Siegmund sein Weib und vermählt sich mit der Königstochter Hjördis (Sieglinde des Nibelungenliedes). In einem mörderischen Kampfe mit seinem Nebenbuhler fällt er nach tapferer Verteidigung, getroffen von Odin selbst, an dessen Ger sein Schwert in zwei Stücke zerspringt. Seine Gattin Hjördis hat sich inzwischen mit dem großen Schatze der Wölsungen im Walde verborgen gehalten und sucht nach dem Ausgange der Schlacht ihren Mann auf der Walstatt. Von dem todwunden Gatten empfängt sie nun die Stücke des entzweigesprungenen Schwertes mit der Weisung, dieselben zu einem neuen Siegesschwerte, Gram (= Zorn) genannt, schmieden zu lassen, mit dessen Kraft der Sohn, den sie gebären werde, unvergeßliche Heldentaten verrichten solle. Hjördis harrt treu bei ihrem Gatten bis zu seinem Tode aus und wird dann mit ihrem Schatze gerettet von Alf, dem Sohne des Königs Hjalprek, nach Dänemark.

2. Sigurds Jugend. Nachdem Hjördis einen Sohn geboren, der den Namen Sigurd (Siegfried des N. L.) erhält, vermählt sie sich mit König Alf. Sigurd, schon bei seiner Geburt ein prächtiger Knabe, wächst bald auf und wird Regin, dem Sohne Hreidmars, zur Erziehung übergeben. Dieser lehrt ihn Kunstfertigkeiten, Brettspiel, Runen und viele Sprachen, wie es Sitte für Königssöhne war. Auf Regins Rat erbittet er sich vom Könige ein Roß. Dieser heißt ihn, sich selbst ein Roß zu wählen, und so geht Sigurd in den Wald, wo er mit einem alten langbärtigen Manne zusammentrifft. Er erwählt sich einen Hengst, „grau von Farbe, jung von Alter, groß von Wuchs und schön; niemand war ihm noch auf den Rücken gekommen." Von dem alten Mann, der kein anderer als Odin war, erfährt er, daß

der Hengst, den er Grani nennt, von Sleipnir, einem Hengste Odins, abstamme. Derselbe Regin teilt ihm mit, daß unweit auf der Gnitaheide (glänzende Heide) ein großer Goldschatz ruhe, bewacht von Fafnir. Auf Sigurds Wunsch erzählt ihm Regin folgende Geschichte: „Mein Vater hieß Hreidmar, sein ältester Sohn Fafnir (der Riesige), der zweite Otr, der dritte bin ich, nachstehend an Kraft und Gestalt den andern. Aber ich verstand aus Eisen, Silber und Gold brauchbare Gegenstände herzustellen. Mein Bruder Otr war ein tüchtiger Jäger und holte in Ottergestalt täglich Fische aus dem Flusse, die er dem Vater brachte. In dem Wasserfalle wohnte der Zwerg Andwari, der in Gestalt eines Hechtes sich dort Nahrung suchte. Einst kamen die drei Asen (Götter) Odin, Loki und Hönir zu dem Wasserfalle, an welchem Otr einen gefangenen Lachs verzehrte. Loki tötete ihn und kam mit dem Otterbalge zu Hreidmar. Beim Anblicke des Balges beklagt Hreidmar den Tod seines in jene Otter verwandelten Sohnes und ruft Fafnir und mich zur Rache herbei. Loki wird gefesselt und soll zur Sühne und für seine Befreiung den Balg mit rotem Golde füllen und von außen mit Gold umhüllen. Loki zwingt den Zwerg Andwari, ihm das verlangte Gold aus der Tiefe des Wassers (Niflheim) heraufzuholen. Als dieser gezwungen wird, auch einen Ring herzugeben, der die Kraft besitzt, das Gold zu mehren, spricht er über den Schatz einen Fluch aus. Der Schatz mitsamt dem Ringe, der dazu dienen muß, ein einziges noch nicht mit Gold umhülltes Barthaar des Otterbalges einzuschließen, kommt so in den Besitz Hreidmars, jedoch nicht ohne den Fluch Lokis, daß kein Glück an dem Golde haften, daß es beiden, dem Vater und dem Sohne Fafnir, den Tod bringen solle. Dieser Fluch erfüllte sich alsbald, indem Hreidmar von Fafnir, den nach dem Golde gelüstete, meuchlings getötet wurde. Fafnir bemächtigte sich des Schatzes und behütet denselben in Drachengestalt auf der Gnitaheide, während ich leer ausging und nur Schmied des Königs bin."

Sigurd ließ sich bestimmen, mit einem Schwerte, das ihm Regin schmieden wollte, Fafnir zu töten. Aber zwei Schwerter Regins, mit denen Sigurd auf den Amboß schlug, daß sie zersprangen, erwiesen sich nutzlos. Da erbat Sigurd von seiner Mutter die zwei Stücke des Schwertes Gram, und aus diesen schmiedete Regin ein neues Schwert, das sich so unverwüstlich und tüchtig erwies, daß Sigurd mit demselben den Amboß bis auf den Fuß durchhieb und daß eine gegen dasselbe im Flusse antreibende Wollflocke durchschnitten wurde. Unter Regins Geleite reitet er dann zur Heide, gräbt auf seines Begleiters Geheiß eine Grube auf dem Wege, den Fafnir zum Wasser nimmt, und auf Odins Rat Nebengruben, um das Blut hineinfließen zu lassen. Als der Drache über die verdeckte Grube schreitet, stößt Sigurd ihm das Schwert bis an das Heft unter den linken Bug. Verendend weissagt der Drache: „Das glänzende Gald und die blutroten Ringe bringen dir einst den Untergang," und im letzten Todeszucken warnt er ihn vor Regin. Als er auf dessen Rat, Fafnirs

Herz zu braten, ihm folgt und dann versucht, ob es schon hinreichend gebraten sei, sich aber den Finger verbrennt und diesen in den Mund steckt, so daß das Herzblut des Drachen seine Zunge berührt, da vernimmt er die Stimme der Vögel, die ihm raten, den ränkelistigen Regin zu töten, sich selbst in den Besitz des Goldes zu setzen und nach Hindarfjall zu reiten, wo Brünhild schlafe, von der er viel Weisheit lernen könne. Er folgt dem Rate, schlägt Regin das Haupt ab, bemächtigt sich des Schatzes und reitet auf seinem Rosse Grani, das zugleich den Schatz trug, nach Hindarfjall. Auf dem Berge sieht er ein großes Licht und bald eine Schildburg (eine von Schilden gebildete Umwallung). Er tritt ein und findet eine in voller Rüstung schlafende Gestalt, in der er ein Weib erkennt, als er ihr den Helm abnimmt. Erwachend, nachdem sie von der sie fest umschließenden Brünne befreit ist, fragt sie nach seinem Namen, und als er ihr mitgeteilt hat, daß er Sigurd vom Wölsungengeschlechte sei, offenbart sie ihm, eine Walküre zu sein, die zur Strafe dafür, daß sie gegen den Willen Odins einem Kämpfer Sieg verliehen habe, mit einem Schlafdorn gestochen und verurteilt sei, sich zu vermählen. Nachdem Sigurd von ihr in Weisheit unterrichtet ist, schwört er, sie besitzen zu wollen, und sie erklärt ihm ihre Gegenliebe. Dieses Gelöbnis bekräftigen sie mit Eiden.

In der Thidrekssaga wird Siegfrieds Jugend in folgender Weise erzählt: Als Siegmund, der König von Niederland, in der Schlacht gefallen war, mußte sein Weib Sieglinde fliehen. Mitten im Walde sank sie nieder und gebar einen Knaben. Darnach starb sie. Ein ganzes Jahr hindurch wurde der Knabe von einer Hindin genährt, die ihn zu ihrem Lager getragen hatte und nun mit ihren Jungen aufzog. Ein kunstreicher Schmied, mit Namen Mime, fand einst den Knaben im Walde und nahm ihn mit in sein Haus. Und er nannte das Kind Siegfried. Als der Knabe herangewachsen war, wollte ihn Mime die Schmiedekunst lehren. Aber Siegfried schlug so gewaltig zu, daß der Amboß auseinanderbarst und rings das Eisen in Stücke sprang. In dem Walde hauste ein großer Drache. Mime, der sich vor dem starken Knaben fürchtete, wollte sich gern seiner entledigen und schickte ihn daher nach der Stätte, wo der Drache lagerte, mit dem Auftrage, dort Kohlen zu brennen. Als Siegfried bei der Arbeit war, erschien das gräßliche Ungeheuer; doch Siegfried ergriff einen Baum, den er eben angezündet hatte, und schlug damit auf den Drachen los, bis dieser sich nicht mehr rührte. Dann hieb er ihm mit der Axt den Kopf ab. Da er nun müde und hungrig war, wollte er den Drachen sich zum Mahle sieden, zerhieb ihn in Stücke und warf diese in einen Kessel. Als er dann seinen Finger in den Kessel tauchte, um zu sehen, ob das Mahl fertig sei, da war derselbe, als er ihn wieder zurückzog, mit einer undurchdringlichen Hornhaut überzogen. Da rieb er seinen ganzen Körper mit dem Blute des Drachen ein, aber er vermochte nicht zwischen die Schultern zu reichen (nach dem Nibelungenliede fiel ein Lindenblatt zwischen die Schultern, ebenso nach dem Volksbuch vom hörnenen Siegfried); so ward er bis auf jene Stelle am ganzen Körper unverwundbar. Mit dem Haupte des Drachen kehrt er dann zur Schmiede zurück. Dort erschlägt er den Mime, der ihm nach dem Leben trachtet. Dann legte er einen Panzer aus gediegenem Golde an, nahm Schwert, Schild und Helm und ging nach dem Isenstein, wo die Burg der Königin Brünhilde lag. Sieben Torhüter

schlug er zu Boden. Nun drangen die Ritter auf ihn ein, aber er wehrte sich tapfer. Brünhilde hatte aber kaum die Nachricht von seinem Kommen empfangen, als sie sofort dem Kampfe Stillstand gebot, den Helden willkommen hieß und ihn als Siegfried, Siegmunds und Sieglindens Sohn, begrüßte. Er ward aufs köstlichste auf der Burg bewirtet und erhielt einen vortrefflichen, wilden und unbändigen Hengst von Brünhilde zum Geschenk.

Ähnliche Züge hat auch das Seyfriedslied aufbewahrt. Hier heißt es: „Im Niederlande sitzt ein mächtiger König Sigmund, der hat einen Sohn Seyfrid; der ist so mutwillig und unbändig, daß es seine Umgebung arg verdrießt und der Vater beschließt, ihn fortziehen zu lassen. Er kommt zu einem Schmiede, dem er als Knecht dienen will: aber er schlägt das Eisen entzwei und den Amboß in den Grund, schlägt Meister und Knechte, so daß jener, um seiner ledig zu werden, ihn zu einem Köhler schickt im Walde, wo bei einer Linde ein gewaltiger Drache haust; Seyfrid erschlägt den Wurm; dann geht er zum Köhler, findet auf dem Wege jedoch ein ganzes Nest voll Drachen, die er samt und sonders verbrennt: das Horn der Würmer schmilzt und zerfließt wie ein Bächlein; Seyfrid taucht den Finger ein und, da ihm dieser hörnern wird, bestreicht er den ganzen Leib damit: nur zwischen die Schultern reicht er nicht.

Zu Worms am Rheine lebte König Gybich mit drei Söhnen und einer Tochter, die ein wilder Drache, ein um Buhlschaft verwunschener Jüngling, entführt hat und nun schon vier Jahre auf seinem Steine gefangen hält. Zu denselben Zeiten lebt auch ein stolzer Jüngling Seyfrid geheißen, der, ohne Vater und Mutter zu kennen, in einem wilden Tann aufgewachsen ist zu solcher Stärke, daß er die Löwen fängt und zum Spaße an die Bäume hängt; ihm dienen 5000 Zwerge und ihr Gut, die er von eines üblen Wurmes Herrschaft befreit hat. Der reitet eines Morgens jagen; da wittern seine Bracken die Spur des Drachen; ein Zwerglein, Eugel genannt, begegnet ihm auf kohlschwarzem Rosse, das ihm seiner Eltern Namen nennt und von Kriemhilt auf dem Drachensteine erzählt; da schwört Seyfrid, die Jungfrau zu erlösen. Eugel warnt ihn und sagt ihm von dem Riesen Kuperan, dem das Gefilde untertan ist mit 1000 Riesen und der die Schlüssel zu dem Steine bewahrt. In dreimaligem Kampfe überwindet Seyfried den Riesen, vor dem ihn nur der Beistand Eugels rettet, der ihn unter einer Nebelkappe verbirgt, und zwingt denselben, ihm den Weg zu dem Steine zu weisen. Der Riese nimmt den Schlüssel, öffnet den Stein, dessen Türe acht Klafter tief unter der Erde liegt, und führt den Helden zu der Jungfrau, die ihn aus ihres Vaters Hause kennt. Kuperan weist das Schwert, die einzige Klinge auf Erden, mit der der Drache bezwungen werden kann. Da der Held sich darum bückt, wird der Riese zum dritten Male untreu, worauf ihn Seyfrid erschlägt. Da kommt der Drache gefahren, und so furchtbarer Streit erhebt sich, daß die Zwerge meinten, der Berg müsse einfallen und zwei Söhne Nyblings, Eugels Brüder, ihres Vaters Schatz heraustragen lassen und in einer Höhle verbergen. Der Drache holt sich sechzig andere zu Hilfe, aber Seyfrid verscheucht sie und schlägt so grimmig auf des Wurmes Hornhaut, daß sie weich wird und er ihn entzwei haut. Die Jungfrau liegt für tot, aber Eugel, der aus einem Verstecke hervorkommt, ruft sie ins Leben zurück. Der Zwerg dankt dem Helden: Kuperan hatte die Zwerge unterjocht, der alte Nybling war vor Leid gestorben, aber jetzt sind sie erlöst und wollen Seyfrid gerne dienen. Eugel prophezeit darauf Seyfrid sein Schicksal: nur acht Jahre werde er die Jungfrau besitzen, dann werde er ohne alle Schuld ermordet, doch räche sein Weib seinen Tod, daß viele Helden darob ihr Leben verlieren (und nur Dietrich und Hildebrand überleben). Eugel kehrt

darauf heim zu seinem Berge; Seyfrid aber holt den Schatz, wie er meint Kuperans oder des Drachen, er weiß nicht, daß er von den Zwergen stammt, und belädt sein Roß damit. Doch da sie an den Rhein kommen, denkt er, daß ihm das Gut nichts nütze, wenn er nur so kurze Zeit zu leben habe, und schüttet den Hort in den Strom. In Worms hebt sich große Freude, da der Held mit der Jungfrau naht. Gewaltig sitzt nun Seyfrid, da erwacht der Neid in seinen Schwägern Hagen und Gyrnot und sie bringen es dahin, daß Hagen ihn ob einem kalten Brunnen dort auf dem Odenwald zwischen den Schultern, wo er fleischern war, ersticht." (R. v. Muth, Einleitung in das Nibelungenlied. Paderborn 1877, S. 87.)

3. Sigurds Vermählung. Sigurd reitet auf seinem Rosse Grani mit seinem Hort zum Hofe des Königs Gjuki am Rhein, dessen Gemahlin die zauberkundige Grimhild ist. Aus dieser Ehe stammen drei Söhne, Gunnarr, Högni und Guthorm, und eine Tochter Gudrun, die berühmteste aller Jungfrauen (Kriemhild des Nibelungenliedes). Die Deutung ihres Traumes, in welchem sie einen schönen, goldfarbenen Habicht auf ihrer Hand gesehen hatte, daß ein mannhafter Königssohn um sie werben würde, sollte sich bald erfüllen. Sigurd wird am Hofe Gjukis glänzend empfangen und vergißt durch einen Zaubertrank, den ihm die Königin gibt, seine Brünhild. Bald ist Gudrun bei einem festlichen Hochzeitsmahle ihm angetraut. Auf Grimhilds Rat ist er bereit, seinen Schwager Gunnarr (Gunter des Nibelungenliedes) auf seiner Brautfahrt zu Brünhild zu begleiten. Da Gunnarr nicht durch die den Saal Brünhilds umgebende Lohe zu reiten vermag, wechselt Sigurd mit ihm die Gestalt, wie Grimhild sie gelehrt hatte, reitet durch die Lohe und antwortet Brünhild auf die Frage, wer er sei, daß er Gunnarr sei, Gjukis Sohn, dem sie nunmehr als Gattin zu folgen habe. Er wechselt mit ihr die Ringe und empfängt so den verhängnisvollen Ring zurück, den er ihr bei der ersten Verlobung gegeben hatte. Nachdem Gunnarr und Sigurd wieder die Gestalt gewechselt, kehren sie heim zu Gjukis Hof, wo die Hochzeit Gunnarrs und Brünhilds mit großer Pracht gefeiert wird. Doch bald sollte der großen Freude schweres Leid folgen. Als eines Tages Brünhild und Gudrun im Strome baden und erstere höher hinaufgeht, da ihr Vater mächtiger sei, ihr Mann manche Ruhmestat vollbracht habe und durch das brennende Feuer geritten sei, während Gudruns Mann Hjalpreks Knecht gewesen sei, da offenbart Gudrun im Zorne der Gegnerin die Wahrheit und zeigt ihr zum Beweise den Ring Andwaranaut. Totenbleich kehrt Brünhild heim und läßt sich weder durch Gunnarr noch Gudrun noch selbst Sigurd versöhnen, dem jetzt erst die volle Erinnerung an sein früheres Verlöbnis wiederkehrt. Als er im Zorn über den Verrat Gudrun verstoßen und sich von neuem mit Brünhild vermählen will, weigert sich diese, da sie lieber sterben als Gunnarr betrügen will.

4. Sigurds Tod. Brünhild sinnt auf Rache und verlangt von ihrem Gatten, den sie sonst zu verlassen droht, Sigurds Tod. Gunnarr, der die Liebe seines Weibes nicht verlieren will, bestimmt mit Högni (Hagen des Nibelungenliedes) seinen Stiefbruder Guttorm zum Morde.

Dieser durchbohrt den neben seiner Gattin schlafenden Sigurd, der von der schweren Wunde erwachend, ihm sein Schwert Gram nachwirft und ihn damit in der Mitte durchschneidet. Überströmt vom Blute ihres Mannes, der noch in den letzten Zügen seiner Gattin das Geständnis seiner Treue gegen Gunnarr und der Enthaltsamkeit gegen Brünhild ablegen kann, bricht Gudrun in jammernde Klagen aus, über die Brünhild aus innerstem Herzen froh auflacht. Da sie nun ihre Rache gestillt sieht, erklärt sie, mit Sigurd, den sie allein geliebt habe, sterben zu wollen. Dann durchbohrt sie ihre Brust, weissagt, daß Gudrun sich gegen ihren Willen mit Atli (Etzel) vermählen, aber ihn und seine Söhne ermorden werde, nachdem er Gunnarr hintergangen haben würde, läßt für Sigurd und seinen drei Winter alten Sohn, den sie hatte ermorden lassen, sowie für Guttorm einen mächtigen Scheiterhaufen errichten und besteigt ihn darauf selbst, um im Tode mit Sigurd vereinigt zu sein.

5. Untergang der Gjukungen. Brünhilds Weissagung sollte bald in Erfüllung gehen. Gudrun wird nach schwerem Leide gegen ihren Willen von Grimhild dazu gebracht, sich mit Atli, dem mächtigen König von Hunaland, zu vermählen. Dieser sinnt bald darauf, wie er den Schatz Sigurds, von dem allein Gunnarr und Högni wußten, in seinen Besitz bringen kann. Er läßt sie durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze Wingi steht, zu einem Gastmahle entbieten. Da die Königin Verrat wittert, will sie ihre Brüder durch Runenschrift, die sie den Sendboten mitgibt, warnen, aber ihre Absicht wird vereitelt, indem Wingi die Runen fälscht. Gleichwohl ahnen die Brüder Gefahr, beschließen aber trotz unheilvoller Träume der Frauen dennoch den Zug zum Hunnenlande. Sie besteigen die Schiffe, rudern mit aller Macht, so daß selbst die Ruderpflöcke zerbrechen, und binden bei der Landung die Schiffe nicht fest. Dann reiten sie durch einen dunklen Wald und gelangen zum Königshofe, dessen Tor von Mannen voll besetzt ist. Mit Gewalt durchbricht Högni das Tor, und das erste Blut, das fließt, ist das des Sendboten Wingi. Vor der Königshalle hält Atli seine Mannen zum Kampfe geordnet und fordert die Gegner auf, ihm den Schatz Sigurds auszuliefern, der nun Gudrun gehöre; zugleich will er Sigurd, den besten Mann, rächen. Gunnarr weigert die Herausgabe des Hortes, und alsbald entbrennt der Kampf, in welchem Gudrun ihren Brüdern, nachdem sie dieselben gegrüßt und geküßt hat, Liebe erwies. Die Gjukungen dringen so kräftig vor, daß Atli in die Halle zurückweichen muß. Aber bald sind alle ihre Mannen gefallen, nur Gunnarr und Högni stehen noch aufrecht. Doch auch ersterer unterliegt der Übermacht und wird in Fesseln gelegt, während Högni noch Wunder der Tapferkeit verrichtet und viele Feinde in das in der Halle angezündete Feuer stößt, bis auch er endlich übermannt und gefangen genommen wird. Da verlangt Atli von Gunnarr den Hort, wenn er sein Leben retten will, dieser aber will zuvor seines Bruders Herz blutend sehen. Als man ihm das Herz eines Knechtes zeigt, das stark zittert, läßt er sich nicht

täuschen, so daß Atli befiehlt, dem gefesselten Högni das Herz auszuschneiden. Dieser aber bewies trotz der Qual eine Seelenstärke, daß er lachte. Als Gunnarr seines Bruders Herz, das nur wenig zitterte, sah, rief er aus: „Nun weiß ich allein, wo das Gold ist, und nicht wird Högni es dir sagen; nun wird der Rhein über das Gold walten, ehe daß es Hunnen in ihren Händen tragen.“ Dann wird Gunnarr in einen Schlangenhof gesetzt und findet dort sein Ende. Gudrun aber bringt mit Hilfe Niflungs, des Sohnes Högnis, Atli und sein ganzes Geschlecht ums Leben und gibt sich selbst den Tod in den Flammen.“ —

Vergleichen wir mit dieser Erzählung das deutsche Lied,*) so springt in die Augen, wie in letzterem der mythische Gehalt verdunkelt erscheint und wie dadurch Unklarheiten in das Gedicht hineingekommen sind.

Wir verstehen jetzt erst das Wesen der Brünhild, die ganz anders geartet ist als die übrigen Frauen des Liedes. Sie ist gar kein Menschenweib, sondern eine Halbgöttin, eine Walküre.

Auch das frühere Verhältnis von Siegfried und Brünhild wird erst durch die nordische Sage verständlich: in dem Liede ist zwar an mehreren Stellen Bezug auf eine vorausgegangene Bekanntschaft genommen, Brünhild kennt unter den Helden, die gen Island kommen, nur den einen Siegfried; aber nirgend wird angeführt oder angedeutet, wo und wann sie ihn schon gesehen hat.

Wir verstehen jetzt auch weiter, weshalb Siegfried alle Ursache hat, unter falscher Maske vor Brünhild aufzutreten und sich als Eigenhold hinzustellen. Denn er war ja eigentlich der, den Brünhild erwarten mußte als ihren verlobten Bräutigam, der kommen sollte, um sein Wort zu lösen. Diese Erwartung blickt auch in Brünhilds Fragestellung an Siegfried und in ihrem ganzen Benehmen durch. Darum braust sie so auf und schwört allen den Tod, als sie hört, daß Gunter, nicht Siegfried, um sie kämpfen will. Darum macht sie Schwierigkeiten, Gunter zu folgen.

Auch die Erzählung, daß Siegfried Brünhilden den Ring wegnimmt, wie die Tränen Brünhilds beim Anblick des glücklichen Paares, Siegfrieds und Kriemhilds, erhalten ihre tiefere Begründung erst durch die Kenntnis der nordischen Sage.

Warum nimmt Siegfried Brünhild den Ring? Es wirkt hier noch die alte Sage nach. In ihr ist der Ring für Brünhild das Pfand der Treue Siegfrieds und seines einst gegebenen Wortes. Dies Pfand ihr wieder zu entreißen, ist darum sein natürliches Bestreben. Das erscheint in dem Liede wie eine Zufallslaune, die zunächst gar nicht erklärt werden kann. Für die spätere Ökonomie braucht der Dichter den Ring allerdings auch, aber trotzdem vermißt man hier eine genügende Motivierung.

Mit derselben Empfindung steht man Brünhilds Tränen und

*) Wir folgen bei dieser Untersuchung Dr. H. Heubach a. a. O. Langensalza 1901.

ihrem Groll gegenüber. Was geht sie, die bisher gar nicht so zart besaitet schien, Kriemhilds Los an, die sie kaum erst kennen gelernt hat? Und woher gleich die schroffe Weigerung, sich Gunter zu fügen, und ihr erbitterter Kampf? Sie hat doch nach dem Nibelungenlied selbst die Kampfesbedingungen gestellt, und da sie noch von dem Betrug nichts weiß, muß sie sich doch konsequenter Weise ergeben! Auch hier blickt noch die alte Sage hindurch, die wieder allein das volle Verständnis erschließt. Brünhild liebt Siegfried, der sich ihr verlobt hatte. Darum ist sie über ihre vermeintliche Bezwingung durch Gunter unglücklich, wie schon ihre Weigerung nach Worms sofort zu folgen erkennen läßt. Als sie nun in Worms Siegfried in Gudruns (Kriemhilds) Armen sieht, vermag sie sich nicht mehr zu beherrschen. Nach Sigurdharkvidha III in Wolzogens Übersetzung bricht sie da in die verzweifelten Worte aus:

Allein saß sie außen zur Abendzeit,
Von den Lippen ihr lösten sich laute Klagen:
„Halten will ich den Heldensohn
„Siegfried im Arme — oder sterben!“
— — — — — — — — — — — — — —
„Gudrun ist ihm, und ich bin Gunters!
„Arge Norn schuf ewiges Sehnen!“

Nun ist uns ihr Schmerz und ihr späterer Haß als Frucht ihrer Eifersucht wohl verständlich. Im Nibelungenliede dagegen ist Brünhilds Haß gegen Kriemhild schlecht motiviert. Infolgedessen ist auch ihr Charakter hier ins Häßliche umgestaltet, während sie in der alten Sage weit höher steht.

Wie Brünhilds Handeln, so bleibt nach dem Nibelungenliede auch Hagens späteres Benehmen merkwürdig. Es ist zu beachten, daß er anfangs als Freund Siegfrieds auftritt. Was treibt ihn nun mit solcher Entschiedenheit zum Morde? Hat er nicht selbst den Betrug mit inszeniert, ist also mitschuldig? Siegfried hätte schweigen sollen. Aber er ist ja gar nicht der Beleidiger, sondern sein Weib Kriemhild. Und was ist das für eine Logik Hagens, wenn man auch alle Treue und Ergebenheit gegen Brünhild gelten lassen will: Kriemhild beleidigt, und Siegfried soll's büßen, der noch obendrein geschworen hat oder hat schwören wollen, nichts gesagt zu haben. Hagen muß wohl noch Nebengedanken und andere Ziele bei Siegfrieds Tode haben.

Das XII. Abenteuer bildet einen Fingerzeig für die Motive, die ihn eigentlich leiten. Str. 717, 3 u. 4 läßt ihn der Dichter sehr bezeichnend sagen:

„hort der Niblunge beslozzen hât sîn hant.
hei solder immer komen in Burgonden lant.“

Es ist dies wieder eine der wenigen Spuren, wo die echte alte Sage durchblickt. Hagen, der finstere, bleiche, der Mörder Siegfrieds, dessen Gegenpol, muß, wenn jener den Wesen des Lichts angehört,

ursprünglich wohl ein Gott der Finsternisse, ein Nibelung, d. h. ursprünglich Herr des Hortes sein. Den Nibelungen war das Gold widerrechtlich entrissen. Sie werden es also auch wieder in ihre Gewalt zu bringen suchen. So sehen wir hier Hagen deutlich nach dem Golde trachten. Das ist sein wahres Motiv zur Mordtat an Siegfried, wie es wohl noch einmal im Nibelungenliede hervortritt, sonst freilich durch andere Motive, besonders das der Mannentreue, verdrängt ist. Aber es bleibt die Empfindung, daß seine Treue zu seiner Königin seinen Mord an Siegfried genau so wenig motiviert, wie es bei Brünhilds Verhalten deren Kummer um Kriemhild tut. Durch dasselbe Motiv der Habgier sucht er ja auch Gunter umzustimmen: ob Sîfrit niht erlebete, sô wurde iu undertân vil der künge lande. Dasselbe Motiv beherrscht auch weiter sein Reden und Tun und ist auch in der alten Sage wirksam.

Ein anderes Motiv aber verraten Hagens Worte beim Tode Siegfrieds: Str. 934, 2. ez hât nu allez ende an uns, sorge unde leit: wirvinden ir nur wênic, die getürren uns bestân. Es scheint also auch Neid auf Siegfrieds Macht und Herrlichkeit gewesen zu sein, vielleicht auch Mißgunst wegen der bevorzugten Stellung, die Siegfried am Burgunderhofe einnahm und aus der er Hagen offenbar verdrängt hat, die ihn zum Morde trieben.

So stellt das Nibelungenlied drei Motive auf: in den Vordergrund schiebt es die Ergebenheit gegen Brünhild, in zweiter Linie die Mißgunst wegen Siegfrieds Stellung und drittens die Gier nach dem Golde. Dies letztere ist, wie gesagt, eine richtige und wichtige Reminiszenz des alten, ursprünglichen Zusammenhanges.

Endlich muß man dieselben Fragen bei Brünhilds Verhalten aufwerfen. Beleidigt war sie ja zweifellos. Sie fordert darum Gunter auf, daß er sie von der vil grôzen schande beredet. Simrock versteht und übersetzt das vielleicht nicht mit Unrecht im Geiste der damaligen Zeit als die Aufforderung zu einem Zweikampfe zwischen Siegfried und Gunter. Aber warum willigt sie in den Meuchelmord? War Siegfrieds Verbrechen so schwer, daß er um jeden Preis, auch auf die schmählichste Weise, sterben sollte? Die alte Sage erklärt es wiederum, ja das Nibelungenlied deutet es sogar selbst in einem Ausdrucke noch an. Es läßt Gunter zu Siegfried sagen: Str. 800, 3. du hâst dich gerüemet, du waerst ir êrster „man“. Siegfried war Brünhilds Verlobter, wie wir oben sahen, und von ihr offenbar mit ganzer Seele geliebt. Nun hat er ihr nicht bloß die Treue gebrochen, sondern ihre Liebe auch noch schmählich verraten und verkauft. Das ist in der Tat mehr, als ein Weib tragen kann. Daher auch dieser Haß bis zum Tode, was freilich im Nibelungenlied nicht klar durchblickt.

Auch die ursprüngliche Bedeutung des Schatzes ist verwischt: der düstere Fluch, der auf dem Golde ruht, der jeden Besitzer desselben dem Verderben weiht, ist verschwunden. Halb unverständlich ist dadurch geworden, warum es sich nun doch noch immer bis zuletzt um den Besitz des Schatzes handelt, warum Kriemhild, die nach unserer

Auffassung nur den ermordeten Siegfried rächen müßte, immer wieder auf das Gold zurückkommt.

Nur an einzelnen Stellen tritt das im Nibelungenliede sonst verwischte Motiv der Gier nach dem Golde wieder in den Vordergrund. Wir haben schon bei Hagens Verhalten Siegfried gegenüber darauf hingewiesen. Auch bei dem Bestreben der Burgunden, nach Siegfrieds Tode den Hort ins Land und dann weiter in ihre Gewalt zu bekommen, tritt dieses Bestreben deutlich hervor. Aber was tun die Burgunden, als sie den Schatz heben? Sie nutzen ihn nicht etwa; nein, sie senken ihn in den Rhein und schwören, daß keiner je die Stätte verraten soll. In der Tat ein wunderliches Beginnen, das aus dem Zusammenhang des Nibelungenliedes, wie es uns vorliegt, absolut nicht zu erklären ist. Es ist wieder eine Stelle, wo der alte mythische Stoff, die ursprüngliche Grundlage, durchblickt. Den Geistern der Tiefe war der Schatz widerrechtlich entrissen. Wer ihn besitzt, verfällt diesen Dämonen, das ist der auf dem Golde lastende Fluch. Aber wenn sein Besitzer gefallen ist, bemächtigen sich die Dämonen des Schatzes aufs neue, um ihn im ewigem Kreislauf ebenfalls wieder hergeben zu müssen, denn wir haben es ursprünglich mit einem Naturmythus zu tun. Davon hat auch der Nibelungendichter noch ein unklares Bewußtsein, aber es ist doch so stark, daß auch er dem übrigen Zusammenhange zum Trotz den Hort in den Rhein versenken läßt, dem rechtmäßigen Herrn der Tiefe wiedergeben. Damit ist der Fluch gelöst, der erste Teil des Nibelungenliedes endgültig abgeschlossen.*)

Dem ganzen Siegfriedmythus liegt, wie eben schon angedeutet, eine großartige Naturanschauung zugrunde. Die Erklärung ist aber nicht leicht. Wir folgen dabei den trefflichen Ausführungen Jiriczeks in dessen Buche: Die deutsche Heldensage.**) Der Verfasser schreibt:

„Die Berechtigung, die Grundlagen der Siegfriedsage mythisch zu erklären, ergibt sich aus der Handlung selbst, deren Grundlinien wie auch einzelne Züge wir von anderwärts her als unzweifelhaft mythisch kennen. Die Erlegung eines Drachen und Hortgewinnung durch einen Helden ist eine aus allen arischen Mythologien wohlbekannte Heroisierungsform eines elementaren Naturvorganges: im Frühlingsgewitter erlegt eine Lichtgottheit den Wolkendrachen, dem befruchtender, die Vegetation erweckender Regen entströmt; die sommerliche Vegetation ist in diesem Zusammenhange der Schatz. Die Be-

*) Aus all diesem geht hervor, daß die nordische Überlieferung in vielem die Sage reiner erhalten hat als die deutsche Dichtung. Aber nicht in allem ist das der Fall. „Die innige Verbindung Odins mit den Schicksalen des Wölsungengeschlechts ist gewiß in der Ausdehnung, wie die Völsungasaga sie erzählt, spätere nordische Zutat; in den Namen Kriemhild und Siegelind hat die deutsche Überlieferung das Echte bewahrt, nicht die nordische mit ihren Namen Gudrun, Hjördis, wie im ersten Falle der Zusammenhang mit Hildico, im zweiten die Alliteration lehrt. (Jiriczek a. a. O. S. 70.)

**) (Sammlung Göschen) Leipzig 1902², S. 64 ff.

freiung einer Jungfrau durch das Durchdringen der Waberlohe ist mehrfach auch von Göttern berichtet: so gewinnt Skirnir für Freyr die Gerda, so Svipdag die Menglöd; letzterer Name, „die Halsbandfrohe“, bezeichnet direkt die altgermanische Sonnengöttin Frija, nord. Frigg, die im Besitz des Brisingamen ist.

Soweit ist also die Bedeutung des Siegfriedmythus als ursprünglichen Naturmythus klar: ein Lichtheros (wie in den verwandten Mythen eine Lichtgottheit) erringt die Sonnenjungfrau. Auf einen Lichtmythus deutet u. a. das Schlafen der (Sonnen-)Jungfrau auf dem Berge und der Name der verderbenbringenden Nibelungen als Mächte der Finsternis. Daß aber auch Anschauungen des Jahreszeitenmythus Einfluß auf die epische Form der Sage gewonnen haben, hat Vogt gezeigt; mit Recht erklärt er den festen Panzer, welcher die schlafende Jungfrau umschließt und der nur durch das Schwert des Befreiers zerschnitten werden kann, für ein Bild der Eishülle, mit der der Winter die Erde umschließt und die vom Frühlingssonnenstrahle zerschnitten werden muß, ehe die Erde erwachen kann. Mag nun ein Jahreszeiten- oder Tageszeitenmythus zugrunde liegen — beide Vorstellungen sind eng verwandt und haben gewiß beide der mythischen Sagenbildung zugrunde gelegen — so führen beide zu einem tragischen Ausgang des heroisierten Mythus: die Sonne versinkt wieder in das Dunkel, dem sie entstiegen, und die sommerlich blühende Erde fällt wieder den Fesseln des Winters anheim, aus denen sie der Sommer befreit; in heroisierter Sagenform: der Licht- und Sommerheros erliegt nach kurzem Leben wieder den Mächten der Finsternis, die ihn töten und sich seiner Braut bemächtigen. Diese Mächte der Finsternis sind die Nibelungen, nord. Niflungar, die Nebelkinder, schon durch den Namen als dämonische Todesmächte bezeichnet: Niflheimr, Niflhel heißt die skandinavische Totenwelt, und nebulo wird in althochdeutschen Glossen als „zauberhaftes Wesen, Unhold, Gespenst“ erklärt. Das epische Symbol des Anheimfallens des Helden an die dunklen Todesmächte ist die Verlockung durch eine dämonisch schöne Jungfrau, die ihm den Vergessenheitstrank reicht: dieser Albenmythus lebt noch heute in Liedern und Sagen in Norwegen und auf den Färöern fort und ist bei Saxo Grammaticus und in isländischen Sagas bezeugt: Menschenjünglinge verfallen den Unterirdischen, den Huldern, d. i. Verhüllten, Unsichtbaren, vgl. die Namen Nibelungen, Grimhild (d. i. die Verlarvte, Verhüllte), indem ihnen eine zauberhaft schöne Hulderjungfrau einen Vergessenheitstrank reicht, worauf sie in das unterirdische (in Bergen befindliche) Reich der Dämonen gezogen werden und nicht mehr wiederkehren oder Verstümmelungen und den Tod davontragen. So verfällt auch Siegfried den Nibelungen und verliert an sie Braut, Hort und Leben.

Die epische Form, in der dies geschieht, jener tieftragische Zug, daß Siegfried in verwandelter Gestalt die eigene Braut für den Nibelungen erwirbt, was den Tod für ihn und seine Braut herbeiführt, ist als rein poetisch-epische Ausgestaltung des Mythus zu fassen,

bei der aber sehr wohl tiefsinnige Natursymbolik mitgewirkt haben mag: „„Die auf einsamer Felsenhöhe schlummernde Jungfrau ist die Sonne, der Flammenwall, der sie umgibt, die Morgenröte, Siegfried der junge Tag. Er steigt hinauf, die Morgenröte schwindet vor seinem Glanze; er weckt die Jungfrau, strahlend hebt sich die Sonne von ihrem Lager und begrüßt freudig die ganze Natur. Aber Licht und Schatten sind unlösbar verbunden, der Tag wandelt fortschreitend sich von selbst in Nacht. Wenn am Abend die Sonne aufs Lager sinkt und sich wieder mit ihrem Flammenwall, jetzt der Abendröte, umgibt, naht der Tag von neuem, aber nicht mehr in der jugendlichen Gestalt des Morgens, um sie dem Schlummer zu entreißen, sondern in der dunklen Hülle Gunters, um an ihrer Seite zu ruhen. Der Tag ist zur Nacht geworden (Gestaltentausch der Sage!), der Flammenwall verschwindet, Tag und Sonne gleiten in das Reich der Finsternis hinab."" (Wilmanns.)

An Stelle der dämonischen Nibelungen sind die der historischen Sage angehörigen Burgundenkönige getreten, die Siegfriedsage wurde zur Heldensage umgebildet, auf welchem Wege und aus welchen Gründen, ist mit unseren Mitteln nicht mehr zu erklären; durch diese jüngere Schicht der Sage aber ragt die ältere, mythische noch deutlich an einigen Stellen zutage. Hagen, der den Burgundenkönigen zur Seite tritt, ist ein rein mythisches, dämonisches Wesen, aus der älteren Schicht übernommen; der Name Grimhild (bellona larvata) gehört infolge seiner Bedeutung wohl auch der mythischen älteren Schicht an, der Namenanklang an die historische Hildico mag vielleicht einer der Punkte sein, die die Verschmelzung der Nibelungen mit der Burgundensage veranlaßt haben. Endlich aber bricht das alte Verhältnis in der Bezeichnung der Burgundenkönige als Nibelungen, nordisch Niflungar, durch; der Name erscheint in seiner Verwendung für die Gjukungen im Deutschen und Nordischen nur im zweiten Teile der Sage (nach Siegfrieds Tod), und man hat diesen (noch nicht hinreichend erklärten) Umstand damit begründen wollen, daß der Name auf die Burgundenkönige nur als die Besitzer des Nibelungenhortes überging; aber dann müßte Siegfried erst recht Nibelung heißen, und doch ist dies niemals der Fall, was gegen diese Erklärung und für die Annahme spricht, daß hier der ältere Name von Siegfrieds Gegnern durch die historische jüngere Sagenschichtung bricht. Andererseits hat die Sagenverschmelzung den Charakter der mythischen Sage an manchen Punkten nicht unwesentlich verändert; durch das Eintreten menschlicher Sagengestalten an Stelle der dämonischen Gegner Siegfrieds ist die Sage aus dem düstern, unheimlichen Zwielicht herausgetreten, die dämonischen Züge der verlockenden Albenjungfrau sind verblichen, Kriemhild ist nicht mehr die verderbenbringende Dämonin, sondern die liebende Gattin, auch das Verhältnis ihrer Brüder zu Siegfried ist nicht mehr das natürlicher Gegnerschaft, sondern schlägt nur durch unheilvolle Schicksalsfügungen zum Verderben Siegfrieds aus.

Die Parallelen, die sich in Göttermythen finden, berechtigen nicht zur Annahme, es sei Siegfried die Vermenschlichuug eines Gottes, etwa Wodans oder Freyrs: sie zeigen nur, daß jene Mythen der gleichen Natursymbolik entsprangen. In Lokalisierungen der Siegfried-Brunhild-Sage, wie dem „Lager der Brunhild" — eine altbezeugte Benennuug einer Felsklippe auf dem Feldberg im Taunus (Urkunde von 1043) — hat man Kultstätten des göttlich verehrten Heroenpaares finden wollen; aber weder ist eine göttliche Verehrung Siegfrieds bezeugt, noch deuten die Lokalisierungen auf Kultus. Wohl aber beweist der Ausdruck „Lager der Brunhild", daß bei der Lokalisierung noch das Bewußtsein der naturmythischen Grundlage, der auf dem Berge schlafenden Sonnenjungfrau tätig war.

Dies wird auch durch eine zweite Lokalisierung bestätigt, die sich in der Rheinpfalz findet: ein Fels im Walde bei Dürkheim heißt heute Brummholzstuhl, was sich als Entstellung aus Brinholdesstul (Brunhildens Stuhl), schon in einer Urkunde von 1360 vorkommend, ergibt. Bis vor kurzem wurden dort Frühlingsfeuer angezündet, und Inschriften und Zeichen aus römischer Zeit, die auf Götterverehrung (Mercurius Cisustius Deus wird genannt) und Frühlingsfeier (Sonnenräder) hinweisen, lassen den Ort als alte Kultstätte erkennen; die spätere Lokalisierung der Siegfried-Brunhildsage (deren Datum aber doch weit über das zufällige Urkundenjahr zurückreichen muß) zeugt von noch lebendem Bewußtsein ihrer naturmythischen Grundlage."

Außer dem Siegfriedmythus treten nur noch wenige mythische Elemente im Nibelungenliede hervor: die Feier der Sonnenwende, die Bahrszene und die weisen Frauen oder weissagenden Meerweiber.

2. **Die geschichtliche Grundlage des Liedes.** Mit der mythischen Siegfriedssage verband sich schon in früherer Zeit die historische Burgundensage. Gleich dem Hildebrands- und Walthariliede ist auch die geschichtliche Grundlage des Nibelungenliedes die Zeit der Völkerwanderung mit ihren Umwälzungen, ihren ungeheuren Taten und Freveln. Die Völker und Helden, die wir dort schon kennen gelernt haben, treten auch hier in den Vordergrund: der Hunne Attila, die Burgunden Gunter, Gernot und Giselher und ihr Vater Gibich, im Nibelungenliede Dankrat genannt, und der Ostgote Theodorich. Die allgemeinen Schicksale dieser Könige und ihrer Reiche zur Zeit der Völkerwanderung haben wir schon oben (S. 90 u. 91) dargelegt.

Im Nibelungenliede sind insbesondere geschichtliche Erinnerungen an drei Ereignisse aus dieser Zeit festgehalten: Erinnerungen an den traurigen Untergang der Burgunden durch die Hunnen (437), an den geheimnisvollen Tod Attilas (453) und an das Verhältnis der Ostgoten zu Attila.

Das geschichtliche Verhältnis der Ostgoten zu Attila ist schon früher (S. 23ff.) geschildert worden.

Die Kunde vom Untergange der rheinischen Burgunden ist nur dürftig; wir erfahren nicht, woher die Hunnen kamen, ob sie Hilfs-

völker des römischen Statthalters Aetius waren, der schon 435 die Burgunden geschlagen hatte, als diese sich gegen ihn erhoben hatten, und ob Überfall und Verrat bei dem tragischen Schicksale der Burgunden mitspielten. König Gundahar blieb dabei auf der Walstatt ein Mann, der in den Augen seiner Zeitgenossen und der nächsten Nachkommen keinen geringen Platz eingenommen haben kann — als erster Gründer eines germanischen Königreichs auf römischem Boden und umschmeichelt von römisch-byzantinischer Hofgunst, wie seine Beziehungen zu Aetius bezeugen. Attila, der seit 433 mit seinem Bruder Bleda die Hunnen beherrschte, war bei diesem Kampfe nicht beteiligt; aber die Verbindung dieses Hunnensieges mit dem berühmten Hunnenherrscher ist so natürlich, daß tatsächlich spätere Historiker Attila die Vernichtung der Burgunden zugeschrieben haben.

Zu einem geschichtlichen Irrtum gab auch der geheimnisvolle Tod Attilas leicht Veranlassung. Im Jahre 453 vermählte sich Attila mit einer Germanin Hilde (Verkleinerungsform: Hildico); am Morgen nach der Brautnacht fanden ihn seine Diener im Blute schwimmend: ein Blutsturz hatte in der Nacht seinem Leben ein Ende gemacht. Was war natürlicher, als daß man das Mädchen an der Seite des Toten für seine Mörderin hielt! In der Tat läßt sich die Entstehung und Verbreitung dieser Ansicht durch die Quellen verfolgen. Zuerst heißt es, das Mädchen sei des Mordes verdächtig gewesen; dann sie habe den König mit einem Dolche getötet; endlich stellt sich auch die Begründung ein: die (angebliche) Mordtat der Germanin wird als Rache für die Ermordung ihres Vaters (ihrer Verwandten) durch Attila erklärt.

Ein Nachklang eines historischen Ereignisses liegt auch in der Verbindung des fränkischen Nationalhelden Siegfried mit dem burgundischen Gunter: nämlich eine Erinnerung an das Aufgehen des burgundischen Reiches in das fränkische. Bestimmtere geschichtliche Beziehungen hat man diesem Teile der Sage, also der ersten Hälfte des Nibelungenliedes, jedoch vergeblich abzuringen versucht.

Volksphantasie, Sänger und Dichter haben mit diesen geschichtlichen Ereignissen und Personen frei geschaltet und sie zur historischen Sage umgestaltet, der phantasievollen und gemütstiefen Begleiterin der Geschichte, die um deren kalte Tatsachen herrliche Blumen schlingt, ja zuweilen sogar noch den Totengebeinen eine lebendige Seele einhaucht.

Als Vertreter alles hunnischen Wesens wurde Attila zum Vernichter der Burgunden gemacht, und auch seinen Tod in der Brautnacht bringt die Sage mit der Vernichtung der Burgunden zusammen, indem sie Hilde zur Schwester der Burgundenkönige machte, die durch die angebliche Mordtat den Tod ihrer Brüder rächte.

In dieser älteren Gestalt finden wir die Sage im Norden wieder, wo Gudrun, welcher Name, wie wir schon oben bemerkt haben, erst im Norden für Kriemhild eintrat, den Tod ihrer Brüder an Atli rächt. Der Zusammenhang der rächenden Kriemhild mit der Hilde

der Geschichtschreiber tritt auch im Namen hervor; Hildico, eine Koseform von Hilde, kehrt im zweiten Gliede des Namens Kriemhilt wieder.

Die deutsche Sage hat einschneidende Veränderungen erfahren, die ihren Grund in der Verbindung des Siegfriedmythus mit der Burgundensage hat. Während in der nordischen Sage, wie wir gesehen, Kriemhilde (= Gudrun) den Tod ihrer Brüder an Atli rächt, rächt sie in der deutschen Sage Siegfrieds Tod an ihren Brüdern — ohne, ja wider den Willen Etzels. Die alte Sage läßt Siegfried ungerächt fallen; der Untergang der Burgundenfürsten als Vergeltung und Sühne für den Mord von Siegfried war aber eine Forderung sittlichen Gefühls. Die Umwandlung der Sage steht auch in Verbindung mit veränderten sittlichen Anschauungen: nach altgermanischer Anschauung war das Band der Blutsverwandtschaft heiliger als die Ehe; die veränderten sittlichen Anschauungen, wonach die Ehe heiligere und höhere Verpflichtungen mit sich brachte, legten Kriemhild die Pflicht der Blutrache für ihren Gemahl auf.

Außer Etzel (Attila) hat die Sage noch andere historische Gestalten des Hunnenreiches festgehalten: Blödelin ist der Bruder Attilas Bleda, und Hilche die historische Gemahlin Attilas, deren Namen uns als Kreka, Kerka von griechischen Geschichtschreibern überliefert ist. Als Zeit- und Schutzgenosse Attilas tritt Dietrich von Bern, Theodorich d. Gr. in der Geschichte, auf; beide liegen freilich fast ein Jahrhundert auseinander und sind nur durch die Sage aneinandergerückt. In der Verbindung Dietrichs mit Attila spiegelt sich das alte Abhängigkeitsverhältnis der Ostgoten vor Theoderich zu Attila wieder, wie in dem Schicksale seiner Mannen die Erinnerung an den Untergang seines Volkes fortdauert.

Wie Sage und Dichtung nach dem inneren Gesetz der Schönheit und dem geheimen Tastsinn des Gefühls die historischen Ereignisse frei umgestalten, so verändern sie auch die Charaktere der geschichtlichen Persönlichkeiten.

„Der Gundahari der Geschichte gleicht wenig dem Gunter des Nibelungenliedes. Außer dem Namen, der Würde, dem Volksstamme, dem Wohnsitze und dem Untergange durch die Hunnen scheinen sie wenig miteinander gemein zu haben. Der historische Gunter ist ein unglücklicher, der poetische ein glücklicher, mächtiger und siegreicher Fürst. Treuer und tiefer als die Geschichte hat aber die Dichtung den eigentlichen Charakter Gunters erfaßt. Die beständigen Mißerfolge des historischen Gunter lassen den Schluß auf einen eitlen, unternehmungslustigen, aber schwachen Fürsten machen. Die Dichtung zeichnet nun Gunter als einen eigenwilligen, sich selbst überhebenden, dabei schwachen Fürsten, der seine Erfolge nur durch andere erringt. So besteht trotz der scheinbar großen Verschiedenheiten doch kein eigentlicher Widerspruch zwischen dem Charakter des historischen und des poetischen Gunter. Nur hat die Sage nach dem Gesetz der inneren Wahrscheinlichkeit oder nach mündlichen Überlieferungen die Charakteristik ergänzt oder vertieft.

Weniger groß erscheint der Unterschied zwischen dem Attila der Geschichte und dem Etzel der Dichtung, besonders wenn man weniger den blutigen Eroberer als den mächtigen Regenten ins Auge faßt. Hier wie dort: große Macht, weite Reiche, viele unterworfene, noch rohe Völker, Christentum und Heidentum im Gegensatz, ein belebter Hof, unbeschränkte Gastfreundschaft, fröhliche Feste und Anfänge einer höheren Kultur. Zeit und Tatsachen stimmen allerdings selten überein, am wenigsten der Ausgang. Der geschichtliche Attila stirbt im Vollbesitz seiner Kraft und Macht, der sagenhafte steht als gebrochener Mann, aller Mannen und Bundesgenossen beraubt, wehklagend zwischen den Leichen seiner Freunde.

Fast ohne Ausgleich steht der historische Ostgotenkönig Theodorich d. Gr. neben dem Dietrich von Bern im Nibelungenliede. Er ist, wie schon erwähnt, weder Zeit- noch Schutzgenosse Attilas noch Flüchtling an dessen Hofe gewesen. Wenn nun auch äußerlich zwischen Theodorich und Dietrich keine Brücke zu finden ist, so zeigt sich doch auch hier eine große innere Übereinstimmung zwischen den Charakteren. Der Dietrich der Sage ist wie der Theodorich der Geschichte ein starker, waffenkundiger Held, ein Fürst voll Weisheit und Wohlwollen, voll sittlicher Hoheit, fürstlicher Ehre und Würde, ein ernster, ruhiger und furchtloser Mahner, ein williger Vermittler des Friedens und ein gerechter Richter über den Parteien. Wie kommt nun die Sage dazu, ihn als heimatlosen Flüchtling an Etzels Hof zu versetzen? Im Sinne der Sage gehörte das Land Italien als angestammtes Erbe dem ruhmreichen Amelungen, es wurde ihm aber von tückischen Feinden vorenthalten. Ehe er jedoch mit der Schärfe des Schwertes sich den Weg in sein Königreich bahnen und den ihm gebührenden Thron einnehmen konnte, mußte er doch in würdiger Umgebung bei einem hochgemuten Fürsten als Gast und kräftige Stütze weilen! Wer besaß aber größere Macht, reicheren Ruhm und königlicheren Sinn als Etzel? Zu ihm führte die Sage den edlen Heimatlosen. Beide ergänzten sich in ihrem Wesen und erhöhten gegenseitig ihre Würde."*)

Im Laufe der Sagenentwickelung sind verschiedene Personen hinzugetreten, die im ursprünglichen Sagenbestande fehlten. Schon von Dietrich von Bern wissen die älteren nordischen Quellen nichts; er kam in der österreichisch-bayerischen Sagenpflege zustande. Allmählich traten auch die Nebengestalten eine nach der anderen hinzu. Jeder deutsche Stamm, zu dem die Sage kam, fügte einen neuen Helden hinzu, der in seinen Liedern lebte, wie den milden Markgrafen Rüdiger von Bechlarn (Österreich), den Spielmann Volker von Alzei (Pfalz), die Könige Irnfried und Iring (Sachsen).

3. Christlich-ritterliche Elemente; der altgermanisch-heidnische Grundcharakter der Dichtung. Die Zeit der Aufzeichnung unseres

*) Fr. Polack: Epische und lyrische Dichtungen, erläutert I³, Leipzig 1900, S. 9 ff.

Liedes, die Blütezeit des Mittelalters, fügte den alten Grundstoffen noch ein neues Element hinzu: das christlich-ritterliche.

Die glänzende Welt des Rittertums, seine Sitten und Formen spiegeln sich in unserem Liede wieder. Wir sehen neben den Zwergen in ihren Tarnkappen und neben den Meerweibern mit ihren Schwanengewändern Ritter in goldenen Rüstungen, sehen Könige Hof halten, bedient von dem Marschall, dem Truchseß, dem Schenken und Küchenmeister, sehen Spiele bei Festen, wo Ritter in strahlenden Panzern und Helmen einander entgegentreten, sehen, wie sie zierliche und freundliche Rede mit den schönen, reich geschmückten Frauen und Jungfrauen pflegen, ja wir vermissen bei Hoffesten selbst den wandernden Sänger nicht.

Die Schilderung ritterlichen Lebens und Treibens nimmt einen breiten Raum ein; aber immer wieder tritt unter der höfischen Tünche das altgermanische Reckentum unverhüllt zutage. Die alten Heldengestalten sind nur in das ritterliche Kostüm der neuen Zeit gesteckt; auf ihr Wesen hat diese Umwandlung keinen Einfluß gehabt. Der Kern bleibt. Der Geist, den das Nibelungenlied atmet, ist im ganzen doch der Geist der wildbewegten Zeit der Völkerwanderung. „Ein hartes, wildes und kriegerisches Geschlecht, jene Germanen der Völkerwanderung, knorrig und fest wie ihre Eichen, rauh wie die Luft, die sie in sich sogen, düster wie der Himmel, zu dem sie emporblickten, ahnungsvoll im Gemüte wie das Rauschen ihrer Wälder, träge im Frieden wie die Meere und Sümpfe, die sich noch endlos dehnten durch ihre Länder; im Kriege aber unwiderstehlich wie die Stürme, die über ihre Heiden dahinbrausten. Das ungestüme Heldenfeuer dieser Nordlandssöhne lodert noch hell auf in dem Nibelungenliede. Die Muse, die es eingegeben hat, ist eine stürmische Walküre, die auf dunklem Schlachtroß durch die Wolken jagt, gepanzert von Kopf bis zu Füßen, Kampf und Streit in ihrem Blick, Zorn auf ihrer Braue."

Bleibt so der Kern der Dichtung ein altgermanischer, so hat die neue Zeit doch versucht, die alten Sagenstoffe, dem neuen Ideale entsprechend, umzuwandeln, insbesondere auch, wie wir schon gesehen, die mythischen Sagenstoffe zurückzudrängen. Der elternlose Held des Liedes wird ein am väterlichen Hofe in allen ritterlichen Künsten, in Glanz und Ehre erzogener Königssohn; die Sage vom Aufwachsen des vaterlosen Knaben im wilden Walde bei einem Schmiede war für die damalige Zeit nicht passend, nicht „hövesch". Sein Drachenkampf mit der Horterwerbung wird zu zwei selbständigen Jugendtaten, die nur beiläufig erwähnt werden.

Brünhilds Walkürennatur verblaßt; sie wird eine übermenschlich starke Königin auf fernem Eilande, bei deren Gewinnung Kampfspiele den Ritt durch die Flammenlohe, ein unsichtbarer Mantel den Gestaltentausch ersetzen. Ihre frühere Verlobung mit Siegfried tritt in den Hintergrund, und an Stelle des Betruges werden gekränktes Ehrgefühl, statt getäuschter Liebe beleidigter Rangstolz

die Ursache zu Siegfrieds Ermordung. Der Held fällt also völlig unschuldig.

Brünhild und Etzel, dem der Vorwurf der Habgier und Treulosigkeit genommen, treten in dem Liede gegen Kriemhild weit zurück, während deren Liebe und Rache nunmehr den Mittelpunkt bilden und die vereinigte Siegfried-Burgundensage zu einem eng zusammenhängenden, einheitlichen Ganzen zusammenfügen.

Die Religion, die das Lied voraussetzt, ist das Christentum. Man schwört beim Herrn Christ und betet den Rosenkranz; herrliche Münster erheben sich bereits am Rhein, und Glockenklang ruft die Gläubigen täglich zur Frühmesse; Bischöfe und Pfaffen treten auf, Klostergründungen werden erwähnt. Daneben finden sich aber auch zahlreiche Reste des heidnischen Volksglaubens, z. B. der Lindwurm, die Tarnkappe, die Bahrprobe. Auch die Untergottheiten, Zwerge und Meerweiber, sind geblieben, das Geläut der Kirchenglocken hat sie nicht vertreiben können; nur die oberen Gottheiten sind durch das herrschend gewordene Christentum verflüchtigt worden. Christen und Heiden leben und verkehren unbefangen nebeneinander. Für Kriemhild hat der Gedanke etwas Zurückschreckendes, „ihren Leib einem Heiden zu geben“.

Aber auch das Christentum tritt, wie das höfische Leben und Treiben, nur nach seiner äußeren Seite hervor, in dem Besuch der Messen, in frommen Stiftungen für das Seelenheil der Verstorbenen u. dgl.; auf den Gang der Handlung und die Gesinnung der Menschen hat es keinen Einfluß. Die Grundanschauung des Gedichtes ist eine heidnische. Nirgends findet sich eine Spur von christlichen Glaubenswahrheiten und sittlichen Ideen.*) Unerbittlich streng wie das Schicksal die Ereignisse bestimmt, Mord aus Mord, Frevel aus Frevel zeugend, keine göttliche Lenkung, keine Gnade und Versöhnung kennend, so sind auch die handelnden Personen: durch Frevel und Blut schreiten sie ohne Zagen, ohne Schrecken ihren Gang, unbeirrt in Liebe wie in Haß, und bewähren ihre Heldennatur noch im todestrotzigen Untergang. Altgermanische Weltanschauung beherrscht ihr Tun; Blutrache ist die heiligste Pflicht und Treue die höchste Tugend.**)

So ist die Dichtung also eine seltsame Mischung von alten heidnischen und neueren christlichen Vorstellungen, Sitten und Ideen, die zwar die Schuld an vielen Dunkelheiten und Widersprüchen trägt, aber auch einen Hauptreiz des Epos ausmacht.

---

*) „Die Motive sind grundheidnisch; keine Spur von einer waltenden Gottheit, alles dem Menschen und gewissen imaginären (mythischen) Mitbewohnern der Erde angehörig und überlassen.“ (Goethe.)

**) „Nur eine Gestalt der Nibelungensage zeigt den Einfluß milderer, vergeistigter Sittenanschauung, der edle Markgraf von Rüdiger, der über den Konflikt von Lehen- und Eidtreue gegen seinen Herrn und Freundestreue gegen die Burgunden verzweifelt zusammenbricht. In dem Gegensatze Rüdigers zu Hagen und Kriemhild, die einen solchen Konflikt gar nicht kennen, zeigt sich der Unterschied der altgermanischen Treuauffassung von dem ethischen Ideal einer späteren Zeit, das Christentum und humanere Kultur im Verein geschaffen.“ (O. L. Jiriczek a. a. O. S. 21.)

2. Die Entstehung des Nibelungenliedes.

Es erhebt sich nun die Frage, auf welche Weise, wann und durch wen diese verschiedenen Elemente zu dem künstlerischen Ganzen zusammengefügt sind, wie es uns im Nibelungenliede vorliegt. Wir beantworten diese Frage insbesondere an der Hand der Untersuchungen von W. Scherer und K. Bartsch.

Die ersten Ursprünge des Nibelungenliedes, d. h. die Entstehung der Nibelungensage, liegen weit vor der Zeit, in welcher das uns bekannte Nibelungenlied entstand. Denn das Nibelungenlied ist nicht das Werk eines Dichters in dem Sinne, wie wir heute von poetischen Werken sprechen. Die Vorstellung, die wir uns von der Arbeit eines Romandichters etwa machen, wie er aus Erlebtem und Gedachtem, aus Fremdem und Eigenem, aus Überliefertem und Erfundenem eine einheitliche Komposition erschafft, welcher sein Geist das eigentümliche und entscheidende Gepräge aufdrückt, diese Vorstellung müssen wir gänzlich fallen lassen, wenn es sich um die Entstehung des Nibelungenliedes handelt.

An dem Nibelungenliede ist Jahrhunderte hindurch gearbeitet worden, bis es die Gestalt erhielt, in der wir es kennen. Und wenn wir die Personen wüßten, denen wir das Verdienst der Arbeit zuerkennen müssen, so würden auch sie ohne Zweifel nach Hunderten zählen.

Das Gedicht selbst ist keineswegs ein einfaches unteilbares Wesen mit scharfen markierten Zügen, das, nur einmal vorhanden, nicht seinesgleichen hätte. Es ist keineswegs das einzige und ausschließliche Ziel jener Arbeit von Jahrhunderten, jener Bemühungen von zahllosen Dichtern gewesen. Das Nibelungenlied ist nur ein Exemplar einer weit verbreiteten, mit dem verschiedenen Himmel sich wandelnden Pflanze.

Unser Nibelungenlied ist in Österreich gewachsen. In Westfalen aber sang man von Siegfried und Kriemhild und Attila ganz anders. Im fernsten Norden, auf Island, flüsterte die Muse den Dichtern von Sigurd dem Drachentöter und von der Jungfrau Brünhild weit verschiedenen Gesang zu. Die altdänischen Heldenlieder weisen ihre besonderen Züge auf, mit denen sie die Gestaltung der Sage ausstatten. Und auf den Färischen Inseln singt das Volk im Chore und zum Tanze noch heute wieder andere Lieder von Grimhild und wie sie ihre Brüder mordet. Dennoch ein und derselbe Stoff, ein und dieselbe Sage, die unzähligemal ihre Gestalten wechselt, ohne jemals ihr innerstes Wesen zu verändern.

In jenen Tagen, als das Beowulfslied und Hildebrandslied entstanden, da wurden unter den Händen einer großen neuen Kunst, welche in ihrer eigenen Zeit wurzelte, altüberlieferte Lieder mythisch-religiösen Gepräges von den Taten und dem Sterben des Sonnen-

helden wahrscheinlich in einer völlig eigenartigen Weise umgeformt, sowie es das Leben jener Jahrhunderte verlangte. Der äußere Stoff blieb, aber er diente nur als Gefäß für einen völlig neuen Inhalt. Das religiös-mythische Element, das nicht mehr verstanden wurde, ward bis auf wenige Reste ausgetilgt, und es entstand eine neue Dichtung, welche die Taten eines irdischen Helden besang, der durch Heimtücke und Verrat einen tragischen Tod fand, einen Tod, welcher nach den Gesetzen der Blutrache fürchterlich geahndet wird. In der wilderregten Zeit jener Völkerkämpfe wurden ganze Stämme und große Geschlechter über Nacht ausgetilgt; und diese großen Kämpfe der Geschichte geben den Hintergrund ab für die epischen Gesänge, welche in diesen Zeiten entstehen. Die Kämpfe zwischen Franken, Burgunden und Hunnen werden in einer rauhen, wilden und waffenlustigen Poesie besungen. Wilde menschliche Leidenschaften haben — so glauben die Sänger — diese Kriege entzündet, die Gier nach Gold und dem Besitztum des anderen, Treubuch und Verrat, hinterlistiger Mord und der heiße Durst nach Blutrache. Sie brauchten nur in sich und um sich zu sehen, und überall erblickten sie Männer und Weiber, deren ganzes Wesen so rein auf Leidenschaft, auf dämonische Ichlust, auf Gewalt und Mord gerichtet war. Das Haus der fränkischen Merowinger gab die besten Modelle ab: man dachte des ripuarischen Siegbert, der von Chlodwig auf der Jagd ermordet wurde, und eines gleichnamigen austrasischen Königs, eines ruhmvollen, durch viele Siege ausgezeichneten Helden, den seine Schwägerin Fredegunde erstach, worauf Brunhilde, die Gattin des Erschlagenen, grimmige Blutrache nahm, bis sie selber eines fürchterlichen Todes starb. Die geschichtliche Erinnerung an diese Vorgänge aber verschmolz leicht mit der Erinnerung an die mythischen Gestalten der alten Religionspoesie, und es entstand so eine Dichtung von dem Untergang des Geschlechtes und Volkes der Nibelungen. Das in die fernste Vorzeit hinaufreichende Epos von dem Sonnengott ward nun, charakteristisch durch den Geist der neuen Zeit umgeformt, zu einem Epos der Blutrache, in welchem die Sonnenheldengestalt nicht mehr den Träger des Ganzen, den Mittelpunkt ausmacht, sondern an Bedeutung hinter die Gestalt des rächenden Weibes zurücktritt.

Der deutsche Stamm, bei dem diese Verschmelzung und Zusammenfügung geschah, ist derjenige, dem es zuerst gelang, mit frischer, bezwingender Kraft die zerstreuten Kräfte der germanischen Stämme zu einer einzigen Knute zusammenzubinden, die auf die romanischen Stämme furchtbar herabsauste. Am Rheine fanden die historischen Ereignisse statt, die dem zweiten Teile des Liedes zugrunde liegen; am Rhein spielt auch die Sage des ersten Teiles. Bei den Rheinfranken, den Nachfolgern der Burgunden, ist auch die Nibelungendichtung entstanden.

Von hier aus verbreitete sie sich in Deutschland und Skandinavien und blühte in reicher epischer Vielgestaltigkeit vom Rhein bis zur Elbe, von der Donau bis zum Polarmeere; selbst in die entlegensten

germanischen Siedelungen, Island und Grönland, trugen die Besiedler, wie wir schon gesehen, Kunde von der Dichtung.

Ein einziges großes Gedicht gab es aber auch jetzt nicht. Es gab nur einzelne Lieder, welche die einzelnen Teile der ganzen Dichtung behandelten. Ja es gab über dieselben Teile der Sage verschiedene Gedichte, welche in Einzelheiten, vielleicht sogar in wesentlicheren Punkten voneinander abwichen. So sang man besondere Lieder von dem Drachenkampfe Siegfrieds, von Siegfried Flammenritt, von seiner Ankunft am burgundischen Hofe.

Die Verfasser aller dieser Lieder sind unbekannt. Keiner jener alten Dichter hat jemals gesungen, um seinen Namen durch ein solches Werk auf die Nachwelt zu bringen. Und keines der Lieder wurde aufgeschrieben; nur durch mündliche Tradition erhielten sie sich. Darum veränderten sie sich mit den Personen, durch deren Mund sie gingen, und mit den Jahren ihrer Lebensdauer. Die Sänger, welche an den Höfen der Könige und der Großen die Lieder vortrugen, mochten Lücken ihres Gedächtnisses durch eigene Einfälle verdecken; oder ihr poetisches Gefühl mochte Änderungen fordern, die sie unbedenklich, fast ohne es zu wissen, vornahmen. Kurz, von einzelnen bestimmten Verfassern der alten Lieder könnte, wie bei unsern Volksliedern, auch wenn uns Sängernamen überliefert wären, kaum die Rede sein; so wenig werden ihre Werke im Laufe der Zeiten die ursprüngliche Gestalt bewahrt haben.

Während so die Nibelungenlieder aus ihrer fränkischen Heimat am Rheine in die Welt hinauszogen, waren in Deutschland die Metamorphosen der Dichtung noch immer nicht ganz zu Ende. Aber es würde zu weit führen, wollten wir das Schauspiel dieser Verwandlungen, welches wir nicht aus direkten Nachrichten, sondern nur durch den Scharfsinn gelehrter Kombination erst kennen lernen, seinem ganzen Verlaufe nach schildern. Wir müssen den Vorhang hier herabrollen lassen, und es folgt ein Zwischenakt von sieben Jahrhunderten.*)

*) Auf Grund gelehrter Kombination nimmt der Nibelungenforscher Emil Engelmann an, daß schon innerhalb dieses Zeitraumes, in die Regierungszeit Ottos d. Gr., die erste Abfassung des Nibelungenliedes zu einem einheitlichen Epos fällt. „Otto d. Gr. liebte und förderte die Dichtkunst, wie das Lobgedicht der Nonne Roswitha zu Gandersheim, der Wettgesang der 12 deutschen Sänger in Pavia 962, die Abfassung des Walthariliedes durch den Mönch Ekkehard von St. Gallen, die Chronik des Mönches Wittekind von Corvei und des späteren Bischofs Dithmar zu Magdeburg, die deutsche Übersetzung der Psalmen durch den Mönch Notker in St. Gallen u. m. a. beweisen. — Auch der Schauplatz und die Namen des Nibelungenliedes greifen bedeutsam in Ottos Leben und Regierungszeit. Ottos Schwiegersohn Konrad war Graf von Worms und wurde nach seinem Heldentode auf dem Lechfelde in der St. Albanskirche zu Worms begraben. Sein Bruder Bruno war Bischof im Kloster Lorsch, Otto nebst seiner Gattin Editha zuweilen Gast daselbst, und manche Urkunde ist von hier datiert. Seine Gemahlin Adelheid war nach den Urkunden Patronin des Klosters. Siegfried hieß Ottos Großvater mütterlicherseits, Thankmar sein Stiefbruder, der von einem Krieger Ottos meuchlerisch durch einen Speerwurf von hinten getötet wurde, Agena (Hagen) ein Burggraf von Dortmund, der bei den Unterhandlungen zwischen Otto und seinem aufrührerischen Bruder

In der zweiten Hälfte des zwölften Säkulums öffnet sich uns die Bühne von neuem. Die Dynastie der Hohenstaufen regiert über Deutschland. Eben wird eine traurige Botschaft den deutschen Stämmen zugetragen und von den Burgen des Adels bis hinab zur ärmsten Hütte mit Schrecken vernommen: Kaiser Friedrich den Rotbart hat auf seinem Zuge in das heilige Land ein neidischer Flußgott hinweggerafft. In dieser Zeit, es ist das letzte Jahrzehnt des 12. Jahrhunderts, finden wir unsere Nibelungendichtung wieder.

Heinrich eine zweideutige Rolle spielte. Bei Xanten schlug eine kleine Heldenschar Ottos die übermächtigen Scharen seines Gegners in ähnlicher Weise wie Siegfried die Sachsen und Dänen. Gero war Ottos tapferer Markgraf in der Nordmark, Alberich ein feindlich gesinnter Römer, Hadburg (das falsche Wasserweib!) die Otto feindlich gesinnte Stiefmutter. Nach Ottos Siege über die Ungarn auf dem Lechfelde richtete er die Markgrafschaft Rüdigers von Bechlarn wieder auf und knüpfte freundliche Beziehungen zu dem Bischof Pilgerin von Passau (971—991) an. — Wie die dem Nibelungenliede angehängte „Klage“ berichtet, schrieb auf Pilgerins Geheiß dessen Schreiber Konrad das Nibelungenlied nach den besten Überlieferungen in lateinischen Buchstaben (als Gegensatz zu dem gebräuchlichen griechischen und runischen Alphabet) genauer und ausführlicher nieder, als es in den alten Spielmannsmären fortlebte. Es heißt in der Klage:

Von Pazowe der bisschof Pilgerin	Von Passau Bischof Pilgerein,
durch Liebe der neven sin	aus Liebe zu den Neffen sein,
hiez er schriben dizze märe	hieß er schreiben diese Märe,
wie ez ergangen wäre	wie es just ergangen wäre,
In Latinischen buchstaben	in lateinischen Buchstaben,
ob ez jemen fur luge wolden haben	wenn's jemand nicht für wahr wollt' haben,
daz er die wareheit hie funde	daß die Wahrheit hier er fände
von der alrersten stunde	von der allerersten Stunde,
wie ez sich huop unt mans began	wie sich's anhob, wie's begann
unt wie ez ende sit gewan	und seitdem ein End' gewann,
umbe der guoten knehte not	von der guten Knechte Not,
unt wie sie alle gelagen tot	wie sie all' gelegen tot;
daz hiez er allez schriben	alles dies hieß er wohl schreiben,
ern liezes niht beliben	ließ davon nichts unterbleiben,
wan im seit der Videläre	wie ihm sagt der Fiedelere
diu chuntlichen märe	alle kund gewordne Märe,
wiez ergie und ouch geschach	wie's erging und auch geschah,
wande erz allez ansach	weil er alles ja ansah,
er unt manse ander man	er und mancher andre Mann
daz märe prufen do began	die Mär zu prüfen nun begann
sin schribäre meister chunrat	sein Schreiber Meister Konerad,
tihtet manigez sit hat	der seitdem manch's gedichtet hat
vil diche in tuschär zungen	in guter deutscher Zungen,
daz die alten mit den jungen	daß die Alten mit den Jungen
erchennent wol daz märe	erkennen möchten diese Märe
von ir freuden noch von ir swäre	in ihrer Freud' und ihrer Schwere.
ich iu nu niht mere hie sage	Ich bin zu End' und nur noch sage:
dizze liet haizet diu klage.	Dies Lied hat man genannt die Klage.

Sind diese Worte in der Klage echt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß der Mönch Konrad im Kloster zu Passau, der Schreiber des Bischofs Pilgerin, unter Beihilfe seines Bischofs und anderer kundiger Männer die Zusammenfassung der Nibelungensagen und Gesänge zu einem Epos besorgt hat. Unterstützt wird diese Annahme durch folgende Tatsachen:

Der Dichter zeigt sich genau vertraut mit den kirchlichen und klösterlichen Verhältnissen, insonderheit mit dem bischöflichen Sprengel Passau, ja erwähnt eine Landes-

Die Szene hat sich verändert. Wir sind vom Rheine wegversetzt an die Ufer der Donau, nach Österreich. Die babenbergischen Fürsten halten zu Wien glänzenden Hof. Ein reicher und mächtiger Adel haust auf seinen Burgen zerstreut über das Land. Und in diesen höchsten Ständen herrscht ein bemerkenswertes Interesse nicht bloß für die Pflege der Poesie, sondern der lebhafteste Drang, selbst Poesie zu machen.

Es war eine wichtige Zeit damals angebrochen für die Entwickelung des Gemütes der deutschen Nation. Die früheren Menschen bewegten sich in grellen Kontrasten. Ohne Übergang wurden sie von Entbehrung in Genuß, von Genuß in Entbehrung geworfen. Was zwischen beiden schwebt, Sehnsucht, Trauer und Wehmut, der lautlose Schmerz, der nur in Tränen redet, das kannten sie nicht. Die Blüte des feinsten Gefühles war noch unaufgeschlossen für sie. Erst damals wurden die zartesten Saiten der menschlichen Natur zum erstenmal gerührt, der höchste Gipfel des menschlichen Empfindungslebens erst damals erklommen.

Die Gemütsvertiefung hatte mit der Religion begonnen; der reuige Sünder, der sich zerknirscht vor Gott hinwarf oder die Gottesmutter Maria unter bitteren Selbstanklagen weinend um ihre Fürsprache anflehte, erfuhr zuerst an sich jene Erschütterungen des inneren Wesens, welche durch keinen äußeren Unfall, durch keinen erlittenen körperlichen Schmerz hervorgebracht waren, welche lediglich aus der Bewegung seiner Gedanken und deren Beziehung auf einen ganz idealen Vorstellungskreis entsprangen.

Das Kind der religiösen Innigkeit ist die Liebesinnigkeit. So übermächtig wurden die neuen ungeahnten Empfindungen, so blendend wirkte der Glanz dieser neuen Welt, die sich plötzlich aufschloß, —

---

grenze, die nur zu Pilgerins Zeiten für das Passauer Bistum bestand. Melk wird im XXI. Abenteuer eine Burg Astolts genannt, während es nach seiner Eroberung 984 Kloster wurde und als solches in späteren Handschriften bezeichnet wird. Danach müßte die Zeit der Abfassung vor 984 zu setzen sein. Das wilde Grenzvolk der Peschenären, die leichten Reiter und geschickten Bogenschützen, die Vögel im Fluge erlegten, kommen nur in dieser Zeit und später nicht mehr vor, da sie hauptsächlich auf dem Lechfelde vernichtet wurden, so daß nur sieben mit abgeschnittenen Ohren nach Ungarn heimkehrten. — Das dichterische Talent des Schreibers Konrad wird durch den Schluß der Klage (nach der Hohenems-Laßbergischen Handschrift) ausdrücklich bezeugt. — Die Grundgedanken, welche die einzelnen Gesänge des Nibelungenliedes verbinden, entsprechen ganz der christlich-klösterlichen Auffassung: 1. „Zweier Frauen Haß", also Haß und Zwietracht als Gegensatz der christlichen Liebe, sowie die heidnische Sitte der Blutrache reißen ganze Völker ins Verderben. 2. Irdische Liebe und Lust lohnt mit Leide. Mit diesen Gedanken klingt der erste wie der letzte Gesang aus, „daß Liebe (Freude) stets mit Leide zum allerletzten lohnt".

Das sind Gedanken, die den glaubenseifrigen Mönchen des Heidenbekehrers Pilgerin besonders nahe lagen. Er ließ das Evangelium nach Ungarn tragen und hat nicht geringen Anteil daran, daß der Ungarnkönig Geisa sich 972 taufen ließ und dessen Sohn Stephan der Heilige das Christentum überall einführte und das Erzbistum Gran stiftete. In der ungarischen Chronik des Keza werden bei Attilas Geschichte Dietrich und Kriemhild erwähnt, ein Beweis, daß man auch hier von dem Nibelungenliede Kunde hatte." (Fr. Polack a. a. O. S. 97/98.)

wie die alten Legenden von heiligen Männern erzählen, denen im Traume ein Blick in des Paradieses Seligkeit gegönnt wurde, — daß es die Menschen drängte, wie durch einen Schrei sich körperlicher Schmerz Luft macht, von dem Drucke, der auf ihre Seele ausgeübt wurde, sich zu befreien, indem sie ihr inneres Leben in Worte ausströmten.

Der wunderbar poetische Blumenwuchs, der in den adligen Kreisen von Österreich emporsproßte, umrankte auch die alten nibelungischen Steinsäulen noch einmal. In derselben aristokratischen Gesellschaft, in welcher jene Minnelieder entstanden, wurde uns auch das Lied von den Nibelungen geschenkt.

Der Heldengesang der Völkerwanderungszeit wacht noch einmal auf, er zieht das Gewand der mittelhochdeutschen Sprache an, hier und da hängt man ihm ein neues Flitterwerk an; aber den alten Stoff so umzugestalten, so eigenartig zu organisieren, daß er zum Ausdruck des neuen Geisteslebens wird, des eigenartigen und besonderen Geisteslebens, wie es die abendländische Welt in den Blütetagen der Ritterlichkeit beherrschte, das hat der Dichter, der uns das mittelhochdeutsche Nibelungenlied schenkte, nicht vermocht. Ein großer und gewaltiger Stoff wurde behandelt von einem Dichter, der ihm nicht völlig gewachsen war, der vielleicht sogar nur etwas wie einen Übersetzer und Anordner abgab. Wie weit seine eigene selbständige und ursprüngliche Schöpferkraft geht, läßt sich nicht mehr feststellen, da die Lieder von den Nibelungen, die damals umgingen, sich nicht erhalten haben.

Des Dichters Name ist uns nicht überliefert worden. Wir dürfen aber mit größter Wahrscheinlichkeit einen österreichischen Ritter um 1140 als denjenigen betrachten, der das Epos in seiner ursprünglichen, leider nicht auf uns gekommenen Gestalt dichtete.*)

Die etwa vor einem Menschenalter entstandene Dichtung unternahm um 1170 ein Jüngerer teilweise umzuarbeiten. Der Grund dazu lag in den veränderten und gesteigerten Ansprüchen an die poetische Form: die Assonanz, um 1140 noch in voller Blüte, wurde mehr und mehr durch den der Genauigkeit sich nähernden Reim beschränkt; diesem formellen Bedürfnis sollte die neue Bearbeitung nachkommen. Der Inhalt blieb dabei im wesentlichen unberührt, wenn auch von der Originalität und Frische des Ausdrucks manches verloren ging; denn es läßt sich begreifen, daß eine Umwandlung einer oder mehrerer Zeilen, um alte Assonanzen zu beseitigen, nicht geschehen konnte, ohne den Ausdruck oft gänzlich zu verändern.

Gegen Ende des 12. Jahrhunderts war der genaue Reim zur ausschließlichen Herrschaft gekommen, die Assonanz so gut wie verschwunden; unter den Händen der begabtesten Dichter begann die dichterische Form sich zur höchsten Vollendung zu erheben. Um diese

*) Pfeiffer und Bartsch hielten den österreichischen Ritter von Kürenberg für den Verfasser; doch bekannte letzterer später, daß sich diese Vermutung wohl nicht über die Wahrscheinlichkeit hinaus werde erheben lassen.

Zeit und in der folgenden Periode finden wir daher die Beispiele häufiger werden, daß ältere Dichtungen, die noch in der freieren Form der Assonanz abgefaßt waren, umgereimt wurden. So sehr hatte die dichterische Schönheit des Nibelungenliedes sich bereits damals geltend gemacht, daß, wie aus den Abweichungen der Handschriften zu ersehen ist, zwei Dichter zu ziemlich derselben Zeit (zwischen 1190 und 1200) es unternahmen, das Gedicht aus der Gestalt, die es um 1170 empfangen, in die strenge Form der reinen Reime umzugießen. Sie verfuhren unabhängig voneinander, beide aber nicht mit solcher Konsequenz, daß sie nicht hin und wieder eine Assonanz hätten stehen lassen.*)

Es darf uns nicht befremden, daß weder die ursprüngliche Gestalt, noch die älteste Umarbeitung auf uns gekommen. Die Dichtungen des 12. Jahrhunderts besitzen wir, mit äußerst wenigen Ausnahmen, nur in je einer oder zwei Handschriften; viele sind uns verloren gegangen, andere nur überarbeitet erhalten, wie eben das Nibelungenlied auch. Der veränderte Geschmack in bezug auf die Form hatte Umarbeitungen hervorgerufen: nachdem diese da waren, lag kein Anlaß mehr vor, die alten Texte durch Abschreiben zu vervielfältigen, da durch die Umarbeitungen dem Bedürfnis besser genügt zu sein schien.

Eine doppelte Bearbeitung, wie sie das Nibelungenlied erfahren, konnte nicht ohne Verlust geschehen: ein Umarbeiter, er mag noch so geschickt sein, noch so sehr sich der Treue befleißigen, ist eben nicht der Dichter, er steht im besten Falle in dem Verhältnis eines Übersetzers zu einem Originale. In den Dichtungen des 12. Jahrhunderts liegt eine poetische Frische, die selbst den meisten Werken aus der Blütezeit unserer mittelhochdeutschen Literatur abgeht. Wir können, wie das Verhältnis zum Originale sein würde, etwa ermessen, wenn wir Strophen des Nibelungenliedes in der uns erhaltenen Gestalt mit den lyrischen des Kürenbergers vergleichen, die uns wahrscheinlich im wesentlichen unüberarbeitet überliefert sind. Der naturkräftige Hauch, der aus diesen atmet, fehlt zumal der ersten Hälfte des Nibelungenliedes in viel höherem Grade als der zweiten. Und auch das läßt sich erklären: die Kraft und Konsequenz der Umarbeiter erlahmt, das zeigen uns zahlreiche Belege aus der mittelhochdeutschen Poesie, fast immer gegen das Ende, uns zum Nutzen, weil dadurch der Charakter der ursprünglichen Dichtung weniger verwischt wurde. Auch in formeller Beziehung zeigt die zweite Hälfte der alten Reimfreiheiten und Assonanzen weit mehr als die erste.

Im Gegensatz zu den obigen, heute fast allgemein angenommenen Ausführungen, nahmen der Nibelungenforscher Lachmann und mit ihm Müllenhoff und Scherer an, daß das Gedicht nicht von

*) Daß diese Bearbeitungen wesentlich durch technische Rücksichten bedingt worden seien und die stehen gebliebenen Assonanzen gerade auf ein besonders hohes Alter der betr. Stellen hinweisen, verneint Paul, Zur Nibelungensage. Halle 1877.

einem Verfasser herrühre, sondern aus zwanzig einzelnen Liedern zusammengesetzt sei, die zum Teil einander fortsetzten, zum Teil selbständig verschiedene Punkte der Sage behandelten. Spätere Einschaltungen, sowie individuelle Unterschiede in Plan, Behandlung und Vortrag der einzelnen Lieder seien unverkennbar. Von 1210 habe ein Ordner oder Sammler, der vielleicht nicht einmal eine schließliche Redaktion der Lieder vorgenommen, sondern sie nur zuerst zusammen in ein Buch geschrieben, die Lieder zu einem Ganzen zusammengefügt. Sollte es so sein, was Zarncke, Holtzmann, Bartsch u. a. bestreiten, so bleibt es immer erstaunlich, wie die Lieder bis in die einzelnen Züge zusammenstimmen und wie fein sie bis in die einzelnen Zähne und Räder ineinandergreifen.

Das Nibelungenlied ist also eine nach Inhalt und Form echt volkstümliche Dichtung. Den Unterschied zwischen Kunstdichtung, die den Namen der Dichter nennt, und Volksdichtung, die ihn verschweigt, hatte schon A. W. v. Schlegel im Jahre 1812 wahrgenommen. Er sagt im zweiten Bande des deutschen Museums:

„In den Nibelungen spricht nirgends ein Ich des Dichters: schweigend über sich selbst und unsichtbar wie Homer steht er hinter seinem Werke. Auch andere Zeitgenossen nennen ihn nicht.

Diese Namenlosigkeit scheint mir nicht ohne Bedeutung zu sein. Wiewohl die Bearbeiter der welschen Ritterromane nicht Erfinder, sondern mehr oder minder freie Nachbildner, zuweilen vielleicht bloße Übersetzer waren, so wurden doch diese ausländischen, fast niemanden zugänglichen, schwer zu dolmetschenden Dichtungen zuerst ihren Landsleuten durch sie bekannt. Sie trugen also kein Bedenken, dieses Verdienst geltend zu machen und ihre Namen an den wachsenden Ruhm einer beliebten Geschichte anzuknüpfen.

Anders verhält es sich mit dem Verjünger alter einheimischer Sage. „Das Märe" war längst „den Alten wie den Jungen" bekannt, die zunächst vorhergegangene Bearbeitung lebte noch im Gedächtnisse vieler, ja selbst das kunstlose Volk wußte abgekürzte, aber dem Inhalte nach übereinstimmende Lieder von diesen Geschichten zu singen. Da müßte es für eine Anmaßung gegolten haben, wenn der Dichter versucht hätte, das Gemeingut angeerbten Heldengesanges zu seinem besonderen Eigentum zu machen. Auch andere nennen ihn nicht: der weltkundige Ruf der Sage hat den seinigen verdunkelt. Dies Vergessen des Dichters muß uns als ein Beweis der Echtheit willkommen sein. Wäre wirklich eine durchgängige Umschmelzung des Überlieferten erfolgt, wären nicht alle Hauptzüge stehen geblieben, hätte man dem letzten Verjünger etwas mehr zu danken als reichere Zier, zartere Ausbildung, meisterhaftere Handhabung der Sprache und Reime, so wäre die eigentümliche Neuheit des Werkes zu auffallend gewesen, um den Urheber dabei zu übersehen. Allein er gab als ein treuer Wiederhall der Vorzeit der Nachwelt nur vernehmlicher und wohllautender zurück, was er von jener in stammelnden, rauhen aber kräftigen Tönen empfangen hatte. Sein Unternehmen ist vollkommen gelungen: er hat die früheren Bearbeitungen verdrängt und ist von keiner späteren verdrängt worden. Glücklicherweise lebte er gerade in jenem Wendepunkt der Zeit, als der europäische Wetteifer in Vervollkommnung des Rittertums angefangen hatte, in Deutschland einen bildenden Einfluß auf die Sprache und Dichtkunst auszuüben, als aber der Sinn für das Einheimische und

Alte noch nicht erloschen war. Dies geschah in dem folgenden Zeitalter, als die Fürsten und Großen, aus Neigung zur ausländischen Galanterie und Hofsitte, erst den welschen Romanen ausschließend den Vorzug einräumten, dann nicht mehr selbst in die Reihen der Liedersänger treten wollten, endlich von den fahrenden Meistern ihre vormals freigebige Hand abzogen und somit die verschmähte Kunst der Verwahrlosung oder handwerksmäßiger Behandlung unter den geringeren Ständen überließen."

3. Die künstlerische Gestaltung des Stoffes.

1. **Die Komposition des Gedichtes.** Daß die genetische Entstehung des Nibelungenliedes nicht ohne Einfluß auf die künstlerische Gestaltung des Stoffes bleiben konnte, liegt auf der Hand.

Um so mehr nimmt es Wunder, wie kunstvoll die Anordnung und Verknüpfung der Begebenheiten ist, wie naturgemäß sie begründet werden, wie befriedigend sich ihre Auflösung vollzieht und wie die Charakterisierung der handelnden Personen durchaus dem Zwecke des Ganzen entspricht.

In beiden Teilen des Gedichts hält der Dichter die chronologische Folge inne, daneben trägt er aber dafür Sorge, daß das Nachfolgende immer als Wirkung des Vorhergehenden erscheint.

Verfolgen wir zunächst den Gang des ersten Gedichts oder ersten Hauptteils. Kriemhild und Siegfried sind die Hauptpersonen in demselben. Der Dichter macht uns sofort mit denselben bekannt, tut das aber nur in einigen kurzen scharfen Zügen, weiteres dem Verlaufe der Dichtung überlassend. Jeder Person ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, wodurch jedes der dargebotenen Bilder zu besonderer Selbständigkeit gelangt, ein Verfahren, wodurch der Dichter einen Beweis seines Kunstgefühls gibt. Doch wird ihr späteres, den ganzen Gang der Handlung beherrschendes Verhältnis schon im ersten Abenteuer mit großem Geschick angedeutet, so daß, wenn der Dichter sich im zweiten Gesange zu Siegfried wendet, kein Zweifel obwaltet, es habe der Jungfrau Traumbild auf ihn Bezug. Das dritte Abenteuer beschäftigt sich auch mit Siegfried; doch liegt zwischen beiden erzählten Begebenheiten ein längerer Zeitraum, und auch dies beweist wiederum des Dichters künstlerische Begabung. Hätte er die Heldentaten des Jünglings unmittelbar an die Darstellung seiner Jugendzeit anreihen wollen, so hätte er sie, weil sie eben dadurch zu wesentlichen Bestandteilen der Erzählung gestempelt worden wären, in ausführlicherer Weise berichten und dadurch den Gang der eigentlichen Handlung unterbrechen müssen; zudem machen diese Taten Siegfrieds, wie sie im Verlaufe des dritten Gesanges in Form einer Episode berichtet werden, obgleich nur rasch und gedrängt erzählt, eine weitaus größere Wirkung, da wir zugleich die Bewunderung wahrnehmen, zu welcher sie einen der mächtigsten Recken des Gedichts, den grimmigen Hagen, hinreißen. Liebe zur schönen Kriemhild hatte Siegfried nach Worms geführt, und auch die Jungfrau ward, als sie den Heldenjüngling, von ihm ungesehen, erblickte, von noch ungekannten Gefühlen ergriffen.

Allein Siegfried wagt es noch nicht, um die Herrliche zu werben, er fühlt, daß er sie durch neue Heldentaten verdienen muß. Aber weit entfernt, sich in zwecklose, unsinnige Abenteuer zu stürzen, wartet er geduldig, bis sich die Gelegenheit darbietet, sich neuen Ruhm zu erwerben und zugleich den Brüdern der Geliebten wesentliche Dienste zu erweisen. Diese Gelegenheit findet sich bald; er besiegt die Sachsen und Dänen, welche das Burgundenland bedrohten und befreit den König Gunter aus drohender Gefahr. Doch erst als dieser ihn bittet, ihm bei der Werbung um Brünhild beizustehen, benutzte er die sehr passende Gelegenheit und fordert Kriemhildens Hand zur Belohnung. Was ihn aber dem Ziele seiner Wünsche nahe brachte, wurde zugleich der Grund seines nahen Todes, und so hat der Dichter schon mitten im Gedicht den Schluß desselben auf das vortrefflichste motiviert. Denn Siegfried bezwingt nicht nur die Brünhild, sondern erzählt dies auch Kriemhild, und als diese später von der hochmütigen Brünhild gereizt wurde, prahlt sie damit. Dies entflammte die stolze Königin zur Rache; Hagen, der gegen den größeren Siegfried von Neid erfüllt war, ließ sich leicht bereden, ihr zum Werkzeug zu dienen; er ermordete den kühnen Helden, den er nicht Mann gegen Mann zu bekämpfen wagte.

Die Komposition des zweiten Gedichts ist fast noch trefflicher, weil es sich noch in einfacherer Weise bewegt und die einzelnen Begebenheiten in noch auffallenderem Maße chronologisch aneinandergereiht zu sein scheinen. Während aber der erste Teil in epischer Breite und Ruhe hinströmt, schreitet im zweiten alles sehr rasch, mit dramatischer Hast fort, und wühlt durch Furcht, Schrecken und Mitleid das Gemüt in seiner Tiefe auf. Auch hier hat der Dichter die weitere Entwickelung im Auge und begründet dieselbe. Man sieht das z. B. klar an Etzels Wahl für die Brautwerbung. Aus allen seinen Mannen läßt der Dichter ihn Rüdiger herausnehmen, nicht, wie es den Anschein hat, weil dieser in Burgundenland bekannt ist, sondern weil die ungeheure Katastrophe gerade durch dessen Mitwirkung bei der Bewerbung bedingt ist. Kriemhild gibt ihre Einwilligung nur unter der Bedingung, daß Rüdiger ihr gegen jeden Feind beizustehen verspricht, und sie weiß ihn, auf dieses Versprechen gestützt, zum Kampfe gegen die Burgunden zu zwingen. Wohl hätte auch jeder andere Held dieses Versprechen gegeben und gehalten; aber bei keinem andern hätte es so folgenreich werden können, da nur Rüdigers Tod den einzigen Helden Etzels, der den Burgunden überlegen war, den gewaltigen Dietrich von Bern, zum Kampfe gegen dieselben bewegen konnte. Beachtenswert ist auch, daß das Gedicht da endet, wo dem einheitlichen Plane nach das Ganze abschließt: als Kriemhild ihr furchtbares Ziel erreicht und sie selbst zum Opfer gefallen, da endet das Lied, und der Dichter erläßt uns den Schmerz des überlebenden Etzel, wie ihn die Klage so endlos und ermüdend ausmalt. Die Teilnahme des Hörers, des Lesers weilt nur bei den Gefallenen, nicht bei den Überlebenden: nur matt konnte erscheinen, was nach dem erschütternden Schicksal kam.

Ebenso vortrefflich ist die Zeichnung der Charaktere, mit denen wir uns noch eingehend beschäftigen werden. Alle Personen beruhen auf Wahrheit und jede derselben zeichnet sich durch individuelle Eigentümlichkeiten aus, spricht und handelt, wie es ihrem innersten Wesen gemäß ist. Daher bieten auch die sich am nächsten stehenden, wie Siegfried und Dietrich, Hagen und Hildebrand, Unterscheidendes genug dar.

Es ist sonach das Nibelungenlied nicht bloß im ganzen voll Kraft und Größe, sondern auch im einzelnen voll tiefer und feiner Züge.

Anerkennenswert ist auch die Schonung, welche der Dichter dem ursprünglichen Geiste der Sage hat angedeihen lassen. Wie schon bemerkt, ist das Element des ganzen Gedichts durchaus heidnisch wie die Sage selbst; nirgends wird etwas vom christlichen Standpunkte aus motiviert, nirgends findet sich eine Spur von einer waltenden Gottheit, und der christliche Kultus bleibt ohne den mindesten Einfluß auf Begebenheiten und Personen. Der Gegensatz zwischen Heidentum und Christentum kommt nicht zum erfolgreichen Durchbruch.

Rosenkranz sagt in bezug auf die unbefangene Behandlung des Religiösen und Kirchlichen im Nibelungenliede: „Die ist keine raffinierte Klugheit des Dichters gewesen, sondern er hat dem Sinne jener Zeit gemäß das göttliche Dasein des Geistes als eine für sich abgeschlossene und besondere Welt genommen, welche neben den übrigen Elementen des Lebens ihren eigentümlichen Bestand habe. Man geht in die Kirche, weil es Sitte ist; Kriemhild besucht die Messe jeden Morgen nach Gewohnheit; man läßt die Pfaffen singen, die Totenopfer verrichten usw., weil es einmal so ist. So ist denn auch weder von einem Heiligen, noch von Maria, Christus, der heiligen Dreieinigkeit oder sonst etwas vom speziellen Kultus erwähnt. Nur Gott vom Himmel als der Allmächtige und der übele Teufel werden von den Handelnden berufen, und selbst das Heidentum Etzels wird sehr milde behandelt, wie denn auch der Gegensatz der Christen und Heiden wohl nicht gerade in religiöser Beziehung zu nehmen ist.“ (Das Heldenbuch und die Nibelungen. S. 62.)

2. **Besondere Schönheiten.** Einzelne Partien des Liedes sind von besonderer Schönheit und legen ein beredtes Zeugnis von dem poetischen und technischen Geschick auch der letzten Dichter ab.*)

„Wie fein ist im VI. Abenteuer bei der Audienz bei Kriemhild die Charakteristik durchgeführt, und wie ist Kriemhild so echt weiblich in ihrer Verliebtheit und Neugierde geschildert!

Im VII. Abenteuer läßt der Dichter ähnlich wie Homer Brünhild nach und nach sich rüsten, führt uns so jedes Stück vor Augen

*) Die Ausführungen dieses und des folgenden Abschnittes nach H. Heubach a. a. O. Langensalza 1901.

und bringt uns durch Vergleiche und durch die Wirkung auf die Burgunden den trefflichsten Begriff von Brünhilds gewaltiger Stärke bei. Den Schild, „dar under spilen wolde diu vil minneclîche meit, ir kamerære selbe vierde kûme getruoc" usw. Auch in anderer Beziehung wird man in diesem Abenteuer an Homers epischen Stil erinnert. Wie dort einzelne Verse stereotyp wiederkehren, so hier einzelne Handlungen, z. B. die Frage der Burgherrin vom Fenster aus nach Namen und Stand der Gäste (vgl. vorher Siegfrieds Empfang in Worms und später den der Burgunden im Heunenland, auch Abenteuer VIII).

Als treffliches Stimmungsbild spricht das XIII. Abenteuer für die Kunst des Dichters, so unbedeutend es für die Förderung der Handlung ist. Es gleicht an seinem Platze einer sonnenbeschienenen Landschaft vor dem Gewittersturm. Noch herrscht überall Freude und Sonnenschein, aber im Hintergrunde dräuen schon die dunklen Gewitterwolken, Brünhilds wilde Blicke nach Kriemhild und die vielen vom Dichter eingeschobenen vorausdeutenden Momente. Die Träger der Handlung sind noch ahnungslos der Lust hingegeben. Aber der Dichter hat dafür gesorgt, daß in seinen Hörern die Stimmung der Freude nicht recht aufkommen kann, sondern nur eine gemischte Stimmung sie beherrscht. Zu vergleichen ist, was Lessing von der armseligen Kunst schlechter Dramatiker sagt, den Zuschauer überraschen zu wollen, statt die handelnden Personen.

Von gewaltiger Wirkung ist das XVI. Abenteuer. Der Inhalt desselben ist Siegfrieds Tod, des Dichters Zweck, für seinen Helden alle nur erdenkliche Sympathie bei seinen Hörern zu erwecken. Das fängt er sehr folgerichtig an, indem er in der Einleitung und im ersten Teile durch direkte und indirekte (die Träume) Hindeutung auf Siegfrieds Tod zunächst Stimmung macht. Das zweite Mittel ist, daß er seinen Helden noch einmal im vollsten Glanze zeigt, ihn in jeder Hinsicht alle anderen völlig überstrahlen läßt. Siegfried ist der beste Jäger; nur einen suochman und einen Bracken nimmt er mit, aber er erlegt das meiste, die gefährlichsten Tiere fängt er sogar lebendig. Auch seine Kleidung muß dazu herhalten, ihn herauszustreichen, er hat und trägt das schönste und kostbarste von allen. Und nicht bloß durch äußere Vorzüge steht er herrlich da, fast mehr noch durch die seines Charakters. Welch ausgelassene Heiterkeit in dem Scherze mit dem Bären, welche herrliche Liebenswürdigkeit, Gefälligkeit und Bescheidenheit gegen alle und besonders gegen Gunter weiß ihm der Dichter zu verleihen! Er hat Durst, hat gewonnen, hat alles Recht zu trinken. Aber er trinkt nicht, sondern wartet auf Gunter. Und solch ein Held muß so elend fallen! So zwingt der Dichter mit allen Mitteln uns unsere Sympathie für den herrlichen Mann noch einmal ab, damit wir seinen Tod um so mehr betrauern.

Und endlich, wie trefflich weiß derselbe Dichter die Kontrastwirkung zu gebrauchen! Erst die heitere Jagd, dann das ausgelassene Treiben mit dem Bären und unmittelbar darauf die erschütternde

Mordszene; zum Schlusse das düstere Nachtbild, wie die Burgunden mit der Leiche heimfahren.

Großartig sind auch die Stimmungsbilder des folgenden (XVII). Abenteuers. Kriemhild mit dem Kämmerer im düsteren Zwielicht vor der Leiche Siegfrieds an ihrer Kammertür, die Bahrprobe im Münster, die abermalige Öffnung des Sarges, als Kriemhild mit ihrer weißen Hand zum letzten Male Siegfrieds Haupt hält — das alles sind Szenen von unwiderstehlich packender Kraft.

Und wie psychologisch wahr ist Kriemhilds Charakter gezeichnet! Wir lernten sie zunächst als ein verliebtes, halb träumerisches Mädchen kennen, das in der Stille der Kemenate fern der Welt und ohne Kenntnis von ihr aufgewachsen war. Dann sahen wir sie als glücklich verheiratete Frau, die außer der Liebe zu ihrem Manne kaum etwas anderes zu kennen scheint und nur die Schwäche anderer Frauen teilt, daß sie Geheimnisse nicht für sich behalten kann, sondern am unpassendsten Orte ohne Vorsicht und Menschenkenntnis ausplaudert.

Und jetzt! Wie verwandelt ist das Weib! Daß sie dem Mörder furchtbare Rache schwört, kann man wohl begreifen. Der tödliche Haß gegen Siegfrieds Mörder ist die Kehrseite ihrer grenzenlosen Liebe zu ihm. Aber mit einem Male kennt sie den Mörder, Hagen, dem sie vorher so töricht vertraute! Sie kennt auch die Gefahren, die ihr hier inmitten des Burgundenlandes drohen, wenn sie mit Siegmunds Mannen sofort das Rachewerk beginnt. Sie ist klüger und besonnener als selbst der greise Vater Siegfrieds.

Woher dies veränderte Wesen, diese kluge Energie gegenüber ihrer früheren Traumverlorenheit? Der Dichter weiß, daß furchtbares Unglück den Menschen reift, seinen Charakter wandelt, und hat dies mit großer Kunst verwertet. Von einem sogenannten Charakterbruch kann also hier durchaus nicht die Rede sein: Kriemhild ist mit diesem Momente schon eine andere und entfernt sich von ihrem früheren Wesen unter dem Einflusse und gewissermaßen dem Fluche der furchtbaren Ereignisse dieser Abenteuer immer mehr.

Bewundernswert ist auch die fernere Charakteristik Kriemhilds, wie sie von scheinbar widersprechenden Empfindungen beherrscht wird, und wie doch alles nur auf die eine Quelle zurückgeht, auf ihre bis in den Tod gekränkte Liebe zu Siegfried; wie sie nur einen Gedanken im Leben noch kennt: Rache für Siegfried. Und zur Erreichung dieses Zieles ist ihr jedes Mittel recht. Die unausbleibliche Folge davon ist, daß Kriemhild allmählich sittlich von Stufe zu Stufe sinkt und dadurch mehr und mehr unsere Sympathie verliert, so daß wir sie, auf deren Seite wir anfangs durchaus gestanden haben, schließlich ohne Mitleid, ja mit Befriedigung fallen sehen.

Die Kunst des Dichters, die Handlung mit innerer Notwendigkeit einem katastrophischen Ausgange entgegenzuführen, zeigt sich insbesondere in der Rüdigerepisode. Das Tragische im Schicksale Rüdigers wird mit sicherer Hand vorbereitet. Was Rüdiger ganz seinem gutmütigen Charakter entsprechend und aus ihm heraus tut, daß er sich

(Abent. XX) Kriemhilden über seinen Auftrag hinaus durch einen Eid verpflichtet und (Abent. XXVII) sich mit den Burgunden befreundet und verschwägert, muß mit zwingender Notwendigkeit zum Konflikte führen. Zu beachten ist auch in diesem Abenteuer der Zug tragischer Ironie, wenn Rüdiger sein eigenes Schwert dem Gernot verehrt, von dessen Hand er später fallen soll.

Ferner zeigt sich der Dichter als Meister in der direkten und indirekten Charakteristik. Von Hagens Äußerem sagt er im einzelnen kein Wort, und doch mit welcher Gewalt zaubert er uns den Helden vor unser geistiges Auge in der Szene, wo Gotelinde ihn nicht küssen mag! Und umgekehrt: wie eingehend weiß er Gotelindes Seelenleben in jenem für sie so bedeutsamen Augenblicke der Verlobung zu schildern, dieses Hoffen und Zagen, Wünschen und Fürchten des keuschen Mädchenherzens! Es ist, als ob er Lessings tiefsinnige Erörterungen über des Dichters Kraft und die Grenzen seiner Kunst schon gekannt hätte!

Auch im XXVIII. Abenteuer wird wieder Hagen mit besonderem Geschick in den Vordergrund gestellt und zwar mit allen Mitteln der Kunst. Man sieht schon vorbereitet seinem Empfang entgegen. Weder Gunter, noch sonst wen will man sehen, sondern allein nur den berühmten Mörder Siegfrieds. Und er zieht hernach auch schon von selbst durch sein Äußeres, das genau beschrieben wird, aller Blicke auf sich und zwar sowohl des Volkes, als des Königs.

Von besonderer Wirkung sind dann die Bilder des XXIX. Abenteuers: Hagen und Volker auf der Bank und Kriemhild im Saale; Kriemhild mit der Krone und großem Gefolge vor den Helden, die trotzig sitzen bleiben; der feierliche Zug nach Etzels Saale, je ein Burgunde und ein Heune paarweise; die Begrüßung durch den vom Sitze aufspringenden Etzel.

Auch des Dichters Weisheit in der Verteilung der Schuld verdient Anerkennung. Er steht wohl auf Hagens Seite. Aber die tödlich verletzenden Beleidigungen, die er diesen hier durch Wort und Tat gegen Kriemhild begehen läßt, lassen auch Hagen sich mit neuer Schuld beladen und Kriemhilds Verhalten relativ berechtigt erscheinen. Es spricht sich darin ein scharf ausgeprägter Wahrheitssinn des Dichters aus.

Ferner müssen noch die sonst im Nibelungenlied seltenen Spuren von Humor erwähnt werden, die sich hier finden: das Spielen mit dem Vergleiche von Volkers Schwert mit einem Fiedelbogen. Es verleiht hier, wie sonst noch oft (denn der Dichter hat eine sichtliche Vorliebe für dieses Bild) der tragisch ernst gestimmten Situation einen Zug von Heiterkeit.

Eine mächtige Kontrastwirkung liegt endlich in den gewaltigen Gegensätzen des finsteren Hasses und der Rache Kriemhilds einerseits und der ehrlichen und treuen Freundschaft zwischen Volker und Hagen andererseits; zwischen der furchtlosen Tapferkeit dieser wenigen und der erbärmlichen Feigheit der vielen des heunischen Haufens.

Zu dem Poesie- und Wirkungsvollsten, was das Nibelungenlied geschaffen hat, gehört das XXX. Abenteuer. Drei wunderherrliche Situationsbilder führt es uns vor: eins von großer plastischer Schönheit: Hagen und Volker mit der Fiedel vor der Saaltür, aus der Ferne im nächtlichen Dunkel die Waffen der Heunen aufblitzend; zwei von ergreifender Stimmung: Giselhers bange Klage im Saale und Volkers Geigenspiel (vgl. Geibel: Volkers Nachtgesang „Die lichten Sterne funkeln.")

Die folgenden Abenteuer (XXXI—XXXV) zeichnen sich durch ihren Aufbau aus. Man sieht, wie alle Minen geladen sind. Aber jede vorzeitige Entladung wird geschickt unterdrückt, bis das Ganze gerade im gefährlichsten und verhängnisvollsten Augenblicke zur Explosion gebracht wird. Erst als die Erbitterung auf beiden Seiten aufs höchste gestiegen ist, bei den Burgunden durch Kriemhilds Perfidie, bei den Heunen durch der Burgunden unausgesetzte Herausforderung; erst als Hagen gerade den Ortlieb vor sich hat: in dem Moment muß Dankwart mit der Nachricht von dem Tode der Knechte eintreten, und nun mit einem Schlage bricht das bisher mühsam unterdrückte Gewitter wie mit einem grellen Blitzstrahl furchtbar los — Ortliebs Haupt fliegt Kriemhild in den Schoß.

Auch hier verteilt der Dichter weise Recht und Unrecht. So gräßlich Kriemhilds Verhalten auf der einen Seite ist, man kann nicht verkennen, daß es die Burgunden selbst sind, die sie durch ihren fortgesetzten Hohn erst zum äußersten treiben. Dadurch wird der Leser in einem eigentümlichen Widerstreite der Gefühle hin- und hergeworfen, wozu dann die aufs höchste steigende Spannung das ihre beiträgt.

Mit der steigenden Not (Abent. XXXVI) wachsen die Personen beinahe sämtlich fast über das menschliche Maß hinaus. Man beachte die Mannes- und Königstreue, den Heroismus und den wilden Humor selbst des gemeinen Mannes in der verzweifelten und gräßlichen Situation. Auch darin zeigt sich das Übermenschliche, daß Hagen und Volker auch in dieser Nacht Ermüdung nicht kennen. Sie erbieten sich wieder freiwillig zur Wache.

In dieser gewaltigen, zur Bewunderung geradezu zwingenden Steigerung der Charaktere hat der Dichter das Mittel gefunden, unser Auge auf dieser grausigen Szene doch mit einer gewissen Lust weilen zu lassen. Ohne dies wäre sie unerträglich. Dazu trägt ferner der Gegensatz bei zwischen der rührenden Treue und Anhänglichkeit aller Burgunden an ihren Hagen und der barbarischen Grausamkeit der Kriemhild. Der Standpunkt des Lesers verschiebt sich immer mehr, indem der Dichter die Kriemhild sittlich und menschlich immer tiefer sinken läßt, die ursprünglich schuldigen Burgunden aber sittlich immer mehr hebt. Es ist dies ein bewunderungswürdiges Zeugnis für die Objektivität des Dichters, der wie Shakspeare nur die Sachen sprechen läßt, frei von aller Parteilichkeit. Zugleich ist es ein bewunderungswürdiges psychologisches Gemälde, diese innere

Wandlung der Charaktere, so ganz ohne Absicht, nur aus den Situationen heraus, sowie auch eine erschütternde Doppeltragik erhebender und niederdrückender Art zu gleicher Zeit. (Vgl. Abent. XXXIX.)

In dem Seelenkampf Rüdigers zwischen Eid- und Lehenspflicht einerseits und den Pflichten der Freundschaft andererseits erreicht der Konflikt dann den Höhepunkt. Das Abenteuer XXXVII enthält ein psychologisches Gemälde von solcher Schönheit und Tiefe, Zartheit und Feinheit, wie es sonst im ganzen Nibelungenliede nicht wieder vorkommt. Herzzerreißend ist die Seelenpein des edlen Mannes, dem nur die Wahl gelassen ist zwischen Eidbruch und Untreue an seinem Herrn oder dem Bruch der Freundschaft und der Untreue an seinen Gastfreunden. Der Tod von der Hand des liebsten Freundes durch das eigene Schwert ist eine ergreifende, aber versöhnende Lösung. Das Leben ist verloren, aber Ehre und Seelenheil sind gerettet.

Auch im XXXVIII. Abenteuer hat der Dichter Licht und Schatten mit großer Kunst verteilt. Die Burgunden fallen durch die Berner, aber Volker hat diese durch seinen Übermut und Hohn erst herausgefordert. Die Berner gehen zugrunde, aber sie verfahren auch gegen Dietrichs ausdrückliches Verbot. Und doch handeln alle ganz ihren Charakteren gemäß, können kaum anders. Volker, übermütig und ritterlich wie immer, meint: „einen besseren Dienst könnt ihr Rüdiger nicht erweisen, als wenn ihr seine Leiche noch erkämpft“ (vgl. Kampf um die Leiche des Patroklus). Die Berner, besonders Wolfhart bei seinem Temperament, können schon das Warten nicht ertragen, geschweige eine Weigerung.

Schön sind auch hier einzelne Momente und Situationsbilder: Hildebrands Rüstung; das Anstürmen zum Kampf die Stiege hinauf, wobei der alte Hildebrand den jungen Wolfhart noch überholt; der ergreifende Abschied zwischen Hildebrand und Wolfhart; die Art, wie Dietrich allmählich die ganze Größe seines Unglücks erfährt.

Der grausenvolle Schluß (XXXIX. Abent.) wird dann allerdings durch einige Unwahrscheinlichkeiten erkauft. Die eine betrifft Dietrich von Bern, die andere Etzel.

Jener ist nach Geist und Charakter eine alle so überragende Persönlichkeit, er ist dadurch ein so genauer Kenner aller ihn umgebenden Menschen (vgl. Wolfhart), ein so scharfer Beurteiler der Verhältnisse (vgl. die Warnung an die Burgunden bei ihrer Ankunft) und eben darum fast in feindseliger Stimmung gegen Kriemhild, daß es ganz rätselhaft bleibt, wie er hier in völliger Verkennung der Sachlage und von Kriemhilds Charakter dieser auf ihr bloßes Wort hin die beiden hohen Gefangenen überläßt, statt sie selber in Obhut zu nehmen oder sie etwa Etzel zu übergeben. Dieser wieder sieht regungs- und tatenlos zu, wie seine Gemahlin von Hildebrand nicht bloß getötet, sondern auch noch recht barbarisch in Stücke gehauen wird, während er doch nach dem Tode seines Sohnes und bei den höhnenden Worten Hagens und Volkers (vgl. Abent. XXXIV) nur mit Mühe vom Kampfe zurückgehalten werden konnte. Es ist nicht gut

möglich, diese, gelinde gesagt, Seltsamkeiten anders zu erklären, als daß man annimmt, daß sich der Dichter um des ihm vorschwebenden Schlusses willen über sie hinwegsetzte.

3. **Mängel des Nibelungenliedes.** Neben solchen Partien von erhabener Schönheit dehnen sich allerdings zuweilen auch Strecken ödester Langeweile aus. Die Entstehung des Liedes hat es mit sich gebracht, daß seine einzelnen Teile von ungleichem Werte sind.

So erscheint z. B. das VIII. Abenteuer als ein geschmackloses Produkt, durch das der Dichter dem Wohlgefallen des Publikums an zwecklosen und abenteuerlichen Kämpfen, wie sie das spätere Rittertum charakterisieren, entgegenkommen wollte; geschmacklos sind auch Hagens und Dankwarts Renommierereien mit Gunters Reichtum.

Ähnliche öde Partien gibt es noch mehrere; ja, wie sich Dunkelheiten finden, die nur durch das Zurückgehen auf ältere Quellen erhellt werden können, so kommen auch Widersprüche vor.

So ist z. B. Siegfried im Anfang des II. und im III. Abenteuer der urwüchsige Knabe, der im wilden Walde aufwuchs, Drachen erschlug usw. Gleich daneben im II. Abenteuer ist er der verwöhnte, wohlerzogene Prinz, wie das Volk des zwölften Jahrhunderts einen Königssohn sich nicht anders vorstellen konnte. Ebenso steht Siegfrieds Handel um Kriemhilds Hand, wie er uns im VI. Abenteuer erzählt wird, im schroffen Gegensatz zu seinem stillen Werben im III. Abenteuer. Hier überzart und zaghaft, zeigt er sich im VI. Abenteuer als praktischer Geschäftsmann. Von Kriemhilds Liebe oder ihrer eventuellen Abneigung ist bei dem Vertrage zwischen ihm und Gunter mit keinem Worte die Rede. Das Weib wird gleichsam gekauft und verkauft. Und dabei ist der sonst so höfliche und liebenswürdige Siegfried noch grob. „Schweigt", herrscht er Gunter an, „Euch ist die Fraue nicht bekannt."

Nicht anders steht es in diesem Abenteuer mit Gunter. Auch er ist das genaue Gegenteil von dem, was er vorher war. Vorher unentschlossen und abhängig, ist er jetzt selbständig und kühn. Seine Ratgeber scheinen nicht zu existieren.

Eigentümlich berührt es auch, daß Kriemhild im XXIII. Abenteuer mit allem Nachdruck darauf dringt, daß ihr Sohn Ortlieb getauft wird. Daß ihre Gesinnung dabei nichts weniger als christlich ist in ihrer nachtragenden Rachsucht und ebensowenig ihr Handeln in der heuchlerischen Art, wie sie dem arglosen Etzel ihre Bitte vorträgt und die Burgunden einlädt, stört den Bearbeiter nicht.

Widersprüche finden sich auch im XXXII. und XXXIII. Abenteuer. Das XXXIII. Abenteuer zeigt Etzel als Gegenstück seiner selbst im vorigen Abenteuer: dort ist er kraftvoll und mächtig; hier wirkt er schwächlich, ja fast komisch am Arme Dietrichs. Auch Kriemhilds Verhalten gegen Dietrich in den beiden Abschnitten paßt nicht zu ihrem früheren.

Unklarheiten in der Fassung der Handlungen zeigen das XXVIII. und XXIX. Abenteuer. Schon im XXVIII. Abschnitt findet eine Be-

grüßung der Burgunden durch Kriemhild statt, und schon hier wird Hagen von Kriemhild gefragt. Dasselbe geschieht aber im folgenden Abenteuer noch einmal und zwar in einer Weise, als hätten sich die beiden zuvor noch nicht gesehen. Ebenso besteht ein Widerspruch, wenn im XXVIII. Abenteuer scharf und klar der Hort als Motiv der Rache betont wird, während im XXIX. Abenteuer das der Treue gegen den gemordeten Siegfried hervorgehoben wird.

Ein technischer Fehler des Epos liegt darin, daß von einer der wichtigsten Personen, Brünhild, im zweiten Teile so gut wie gar nicht mehr die Rede ist, sie ist jedenfalls für das folgende völlig bedeutungslos. Dieser Mangel ist zwar aus der alten Sage heraus verständlich, wirkt aber für das Epos als Kunstwerk nicht weniger fühlbar. Eine solche Hauptperson darf nicht so klang- und sanglos verschwinden. In der alten Sage besteigt, wie wir wissen, Brünhild mit Siegfried dessen Scheiterhaufen und gibt sich den Tod, nachdem ihre Rache befriedigt ist und nun ihre Liebe wieder ihr Recht verlangt.

Anders verhält sich die Sache mit Siegfried. Wenn er auch natürlich im zweiten Teile nicht wieder auftritt, so schwebt doch sein Schatten gleichsam über allem folgenden Geschehen wie ein ewig drohendes Gewitter; die Rache für seinen Tod ist das eine der Hauptmotive für den gesamten zweiten Teil. Und so ist in dieser Beziehung die Einheitlichkeit gewahrt. Ähnlich steht es mit dem Horte, der das zweite leitende Motiv auch weiter abgibt."

So gleicht unser Epos einem erhabenen Drama von höchster Schönheit mit allerlei störenden Anbauten. Die Anlage ist großartig, die Ausführung nach den verschiedenen Baumeistern verschieden. Über Herrliches und Gemeines hat sich aber gleichmäßig das Grau des Alters gelegt und verwischt dem unbefangenen Blicke die großen Unterschiede im Werte.

4. Die Treue als Motiv der Dichtung.

Das treibende Motiv des Nibelungenliedes, das Lebenselement unserer Dichtung, ist die Treue, dieser Grundzug germanischen Wesens, der lange schon vor der Völkerwanderung von den Römern an den Deutschen gerühmt wurde. In den hellsten Farben und den verschiedensten Formen gewahren wir sie durch das ganze Gedicht hindurch.

1. **Die Mannen-, Freundes- und Gattentreue.** Die Treue äußert sich zunächst als Mannen- und Königstreue. Die altgermanische Lehenstreue ist es, welche die einzelnen Glieder eines Volksstammes in gemeinsamer Liebe zueinander wie in gemeinsamem Haß gegen andere bis in den Tod verknüpft — die unverbrüchlich und rücksichtslos festgehalten wird, selbst wenn daraus Unheil und Unrecht gegen andere erwächst; sie ist es, welche in unserem Liede stets eine Gesamtheit in die Handlung eingreifen läßt, sobald dem einzelnen Freud oder Leid widerfährt.*)

*) Diese Treue bis in den Tod konnte sich aber nur bei einem so kriegsliebenden

Besonders hervorragend durch diese Lehnstreue ist Hagen. Aus Mannentreue gegen seine Königin Brünhild erschlägt er Siegfried. Er widerrät dem Zug ins Hunnenland; da aber die Könige, seine Herren, die Fahrt dennoch beschlossen haben, so geht er mutig mit als der Nibelungen „helfischer Trost“, wiewohl er sicher weiß, daß diese Fahrt sein Tod, der Tod seiner Herren und der Untergang des Burgundengeschlechtes sein wird. Und im Kampfe steht er bei seinen lieben Herren bis ans Ende und besiegelt seine Treue mit dem Tode.

Wie Hagen, so zeigen auch die übrigen Burgundenhelden ihre Mannentreue. Während des ganzen Kampfes, in der schlimmsten Todesnot hören wir kaum eine Klage, kaum einen Schmerzenslaut oder gar einen Ton des Unwillens aus dem Munde eines Helden; sie wissen, daß die Ehre ihres Königs auch ihre Ehre, dessen Schicksal auch ihr Schicksal sein muß.

Die gleiche Gesinnung zeigen auch die Könige. Sie hätten durch die Auslieferung Hagens ihr Leben retten können; denn Kriemhild erklärt sich, durch Giselhers Bitten erweicht, bereit, Versöhnung zwischen Burgunden und Hunnen zu stiften, wenn man ihr Hagen als Geisel übergebe. Aber sie weisen dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück:

Volke ausbilden, wie unsere Vorfahren es waren. Kühne und unbeugsame Todesverachtung bricht überall in unserm Liede hervor. So klar sich die Burgunden, Hagen an der Spitze, über das sind, was ihnen bevorsteht, verschmähen sie doch jede Warnung, ja sie sind zu stolz, Worte darüber zu verlieren, ob auch der Schauer des Todes über ihnen walte, und wo ein anderer aus guter Meinung die Rede darauf bringt, lenkt mit wahrer Kunst die Dichtung davon ab, mehr als einmal: als Eckewart warnt, erwidert Hagen: ian hânt niht mêre sorge dise degene wan um die herberge, und Dietrichs Vertrauen lehnt er direkt ab mit den Worten: die Sîvrides wunden lâzen wir nu stên; und da endlich die Vorboten des Unheils so unmittelbar herantreten, daß nicht mehr erkennen zu wollen, was sich vorbereitet, töricht wäre, fassen sie ihr Geschick einfach als unabwendbar, nicht in dumpfem Fatalismus, sondern mit der Ruhe und Sicherheit des Mannesmutes, der trägt, was er nicht ändern kann. Mit derselben stolzen Ruhe gehen die Recken in den Tod: der Sieg ist das Ziel, der Fall das Los des Kämpfers. Hat sein Stolz, der stets zittert, der eigenen Ehre etwas zu vergeben, den Gegner mit trotzigem Hohne zum Kampfe gereizt, so liegen die Lose gleich, und freudig empfängt er in ehrlichem Streite den Todesstreich. Nur aus solcher Auffassung des Heldentums erklärt es sich, wenn Hagen, der todbringende, meint, das sei geringer Schaden, wenn es von einem Degen heiße, daß er im Männerkampfe gefallen, und darum klagten die stolzen Weiber nicht; so stirbt ruhig und voll Achtung für den Gegner Iring, den seine Ehre nicht müßig dem Kampfe zusehen ließ; so stirbt vor allen Wolfhart, der eigentliche Repräsentant des Heroentums im Liede, mit der todesfreudigen Rede:

2289. Unde ob mich mine mâge nâch tôde wellen klagen,
den næhsten und den besten den sult ir von mir sagen:
daz si nâch mir iht weinen daz sî âne nôt:
vor eines küneges handen lig ich hie hêrlîchen tôt.

Es steckt in dem kriegerischen Blute dieser Helden noch etwas von dem Odinglauben ihrer Väter, denen selbst die Lust des himmlischen Daseins ein Kampfspiel war, indem ihnen die Freuden in Walhalla in einem stets sich erneuernden Wechsel von Waffentod und Wiederaufleben bestanden, und die auf Erden, wenn die Waffen ruheten, keine größere Lust kannten, als unbekleidet, mit nackten Leibern zwischen scharfen Schwertern hindurchzutanzen.

2105 „Nune welle got von himele“, sprach dô Gêrnôt.
„ob unser tûsent wæren, wir lægen alle tôt,
der sippen dîner mâge, ê wir dir einen man
gæben hie ze gîsel. ez wirdet nimmer getân.“ *)

Auch der junge Giselher will lieber sterben, als die Pflicht der ritterlichen Ehre und Treue verletzen.

Am meisten fesselt uns aber die Gestalt des treuen Dienstmanns Etzels, Rüdigers. Geschmückt mit allen Tugenden, die einen Ritter zieren, vor allem ein Spiegelbild der Gastfreiheit, weshalb er häufig im Liede der „milde“ genannt wird, wird auch er ein Opfer seiner Treue. Seine Diensttreue, die er mit dem Eide besiegelt, und die Pflicht der Gastfreundschaft, die er gegen die burgundischen Könige geübt, deren jüngstem er seine Tochter verlobt hat, bringen ihn, wie schon gesagt, in ergreifenden Konflikt, den er nur mit seinem Tode lösen kann, bejammert und beklagt mehr als einer der anderen Helden, denn der Vater aller Tugenden ist mit ihm dahingegangen.

Nicht minder als die Mannen- und Königstreue leuchtet die Freundestreue in dem Nibelungenliede hervor.

Das hehrste Bild solcher Treue bieten uns die beiden Burgundenhelden Hagen und Volker. Im Angesicht des Todes schließen sie ihren Freundschaftsbund und geloben sich Treue, komme auch, was da wolle. Dem einträchtigen Zusammenwirken beider ist es vorzugsweise zuzuschreiben, daß die Burgunden der Übermacht so lange widerstehen können. Sie sind die Führer in dem Kampfe und verrichten die größten Heldentaten; einer blickt auf den andern, ein treffendes Wort, ein glücklicher Schwerthieb des einen ist für den andern eine Aufmunterung; was der eine beschließt, billigt der andere. Darum ist es für Hagen der schwerste Schlag, als Volker, von Hildebrand tödlich getroffen, dahinsinkt; jetzt kennt sein zorniger Mut keine Grenzen mehr; um den Freund zu rächen, drängt er mit wildem Ungestüm auf den Waffenmeister ein, zerhaut ihm mit schnellen Schlägen die feste Brünne, so daß er, der nie vor einem Feinde geflohen, mit einer tiefen Wunde sich in Sicherheit bringen muß.

Die Gattentreue endlich zeigt sich in ihrer umfassendsten Gewalt in Kriemhilds Leben! Wir sehen die heranblühende Jungfrau in der Obhut ihrer Mutter, ein traumhaftes Dasein führend; noch ist in ihrem Herzen die Liebe nicht erwacht, die sie so selig und so elend machen soll; wir sehen sie dann aus der Kemenate verstohlen nach dem herrlichen Mann ausschauen, den sie im stillen liebt, und wie das Morgenrot aus trüben Wolken leuchtet sie, als sie ihm zum ersten Male entgegentritt. Die Knospe der Liebe entfaltet sich zur herrlichen Blüte; hold verschämt, aber innerlich selig, reicht sie dem geliebten Mann die Hand. Wir sehen sie dann auf der Höhe ihres

*) „Davor sei Gott im Himmel“, rief Herr Gerenot;
„Und wären unser tausend, wir lägen lieber tot
Wie Sippe deines Blutes, als daß wir einen Mann
Dir zu Geisel gäben; nicht einer von uns denkt daran.“

Glückes, stolz, den Helden, der alle anderen übertrifft, den Ihren zu nennen; aber sie hat eben schon den Gipfel erreicht, von dem es abwärts geht, der verhängnisvolle Streit der Frauen weckt das schlummernde Schicksal: Siegfried muß fallen, das Opfer eines beleidigten Weibes. Damit ist die Umwandlung in Kriemhilds Charakter vollzogen: in dem zarten Weibe ist der finstere Dämon der Rache erwacht, nur der Rache allein lebt sie fortan, sie zu erlangen, reicht sie Etzeln die Hand und vertauscht die Heimat mit einem freudelosen Leben in der Fremde. Und als sie ihren Zweck erreicht, als die Brüder und mit ihnen der Mörder Hagen gekommen, da lodern die Flammen des Hasses immer heller auf, im Blute der Erschlagenen badet sich ihre mordtrunkene Seele, und sie ruht und rastet nicht, bis sie das Haupt Hagens mit Siegfrieds Schwerte abgeschlagen. In allem Elend und Unheil, das dieses zum Dämon verwandelte Weib angerichtet, ist das einzige, was unser Mitgefühl für sie wach macht, die Treue, die das Grab überdauert, die Treue gegen den Mann, den einzigen, den sie mit ganzer Seele geliebt hat; denn an ihrer Vermählung mit Etzel hat nur der Verstand, nicht das Herz einen Anteil. Dieser Treue zuliebe vergißt sie die Rechte der angestammten Blutsverwandtschaft, zerreißt sie die Bande, die die Natur geknüpft hat.

2. **Die Rache als „Kind der Treue“.** Die germanische Treuepflicht schloß eben, wie O. L. Jiriczek a. a. O. S. 20 richtig bemerkt, „Frevel und Verrat, Betrug und Untreue nicht aus; denn Treue war den alten Germanen, wie Geschichte und Dichtung zeigen, keineswegs ein abstraktes, allgemein und gegen jeden geltendes ethisches Gebot; sie war vielmehr ein rechtlich-sittliches, persönliches Verhältnis: Liebe und Treue galt zwischen den durch Blutsbande, Ehe, angestammtes oder freiwilliges Dienstverhältnis Verbundenen; den Gegnern, dem eigenen wie denen der Herren oder der Sippe gegenüber, war Haß, Feindschaft, der Verrat und Untreue gegen den Feind nicht scheut, Treuepflicht. So kann höchster Verrat sich mit höchster Tugend paaren: Hagen mordet treulos Siegfried als Rächer seines beleidigten Herrn, dem er die höchste Treue bis zum Tode wahrt; Kriemhild, die gegen die eigenen Brüder wütet, begeht den Frevel aus Treue gegen Siegfried. Beide vereinigen die scheinbar widerstreitendsten Eigenschaften in sich, Treue und Untreue, doch beide aus demselben Keime.“

3. **Die Untreue.** Der Treubruch aber, den Siegfried Gunter gegenüber dadurch begeht, daß er, wenn auch arglos, seiner Gattin verrät, Brünhild besiegt zu haben, ist der Zündstoff der Konflikte, die tragische Schuld, die erst Siegfried, dann das burgundische Volk ins Verderben zieht.

Ein tragischer Zug geht überhaupt durch die ganze Dichtung. Das Nibelungenlied führt uns in reichem Maße reinste Liebe und schwerstes Leid vor, durchweg aber so, daß wir erkennen, daß aus Liebe Leid erwächst. Als Frau Ute ihrer Tochter Kriemhild deren Traum vom Falken und den beiden Aaren auslegt und ihr sagt, daß

das Glück des Weibes in der Liebe bestehe, antwortet letztere: „Diese Rede laßt bleiben, Fraue mein! Es mag an manchen Frauen genug erprobet sein, wie Liebe mit Leide lohnen kann." Dieser im ersten Gesange ausgesprochene Gedanke wird oft, selbst in den fröhlichsten Abenteuern, wiederholt und bildet gewissermassen den Grundton des Gedichts, das endlich mit den schon oben angeführten Worten schließt:

„Mit Leide ward geendet des Königs hohes Fest,
Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt."

Wie die Treue das treibende Motiv unseres Epos ist, hat schön R. v. Muth dargelegt, wenn er schreibt: „Das tiefe Gemütsleben unseres Volkes zeigt sich darin, daß häufiger und nachdrücklicher die Treue dargetan und belegt ist, die der Herr dem Manne, als die näherliegende und selbstverständliche, die dieser jenem schuldet und leistet. Der Herr erweist seine Huld und Treue, wie dies dem naiven Eigennutze des Mittelalters entspricht, durch reichen Lohn und Sold: Gold ist Symbol und Mittel der Macht; daß Rüdiger seines Königs Gold verschmäht, wird als halb unverständlich, als der Gipfel seiner milte hingestellt; aber opferwillig und todesmutig tritt auch der Herr für die Seinen ein, wie diese für ihn. Da der Ferge erschlagen ist, reiten die Markgrafen ihn zu rächen, wie die Dänen eilen zu Irings Rache, wozu die gehaltene Drohung der Siegfriedsmannen stimmt; so muß Dietrich in den Kampf, den er gerne miede, für seine Mannen, und so können in höchster Not Fürsten und Mannen von einander nicht lassen, wie Hagen bestimmt und markig die Zusammengehörigkeit betont hat; sie lägen lieber alle tot, sagt Gernot, ehe sie Hagen ausliefern wollten, und in kühnem Heldentrotze fährt er fort:

2108 swer gerne mit uns vehte, wir sîn et aber hie;
wan ich deheinen mînen vriunt an triwen nie verlie.

Eine Stelle, der das Epos keines anderen Volkes ähnliches zur Seite zu setzen hat.

„Das Kind der Treue" aber ist die Rache, des nächsten Verwandten, des Vaters, vor allem aber der Gattin unverbrüchliche Pflicht, der Grundgedanke, der den zweiten Teil unseres Epos in gewaltigem Schwunge durchbebt; die Treue, die dauert über den Tod, die Sühne und Buße verschmäht, und denen, die doch Sühne und Buße gesucht und genommen haben, zum tragischen Verhängnisse wird, weil sie durch Mitschuld und Pflicht an den gebunden sind, dem nie verziehen werden kann. „Das zerstörende Wirken der Untreue" aber ist nach Uhlands Worte der Hauptvorwurf unserer Sage, und wie die große Untreue Hagens das ganze Geschlecht ins Verderben reißt, so tritt auch in kleinen Zügen diese Kausalität überall hervor, so wenn Hildebrand, weil er gegen seines Herrn Verbot unbesonnen den Frieden gebrochen, also untreu gestritten hat, dann schmählich flüchten muß, wie auch Hagen nach seiner Mordtat vor dem todwunden, so daß die Feigheit nicht sowohl als Schande, vielmehr als ein so großer Schimpf erscheint, daß sie der Lohn der Untreue ist; ja selbst der sanfteste der Helden, der guote Rüdiger, braust über den Vorwurf der Feigheit auf und schließt den Mund, der ihn gelästert, für immer mit gewaltiger Faust."

5. Charakteristik der Hauptpersonen.

Treue bis in den Tod und stolze Todesverachtung sind also die hervorragendsten Züge des Helden. Auf diesem Grunde bauen sich

die Motive der Handlung auf, auf diesem gemeinsamen Untergrunde fußen auch die Charaktere der handelnden Personen.

1. **Siegfried**, den Haupthelden unseres Gedichtes, preist das Lied vor allem wegen seiner gewaltigen Stärke und seines stolzen Selbstgefühls. Die Besiegung des Drachen, der Kampf mit den Nibelungen, der Sieg über den Zwerg Alberich sind Beweise seiner Heldenkraft. Als seine Freunde ihm raten, um ein würdiges Weib zu werben, da erklärt er sofort: „So nehm' ich mir Kriemhilden", in einem Tone und mit einer Zuversicht, als ob eine Zurückweisung seiner Werbung völlig undenkbar wäre. Die Besorgnisse seiner Eltern und die Warnung des Vaters vor Hagen scheinen ihn in seinem Entschlusse nur noch zu bestärken. Ihm ist es unerfindlich, wie sein Werben mißglücken könne.

56 „Swaz ich friwentlîche niht ab in erbit,
daz mag sus erwerben mit ellen dâ mîn hant.
ich trouwe an im erdwingen beidiu liut unde lant." *)

ruft er selbstbewußt aus. Und nicht mit Heeresmacht, wie Siegmund rät, sondern allein, durch die Tapferkeit seines Armes will er die schöne Jungfrau erkämpfen. Diesen Worten entspricht sein Auftreten in Worms. Auf den freundlichen Willkommensgruß Gunters und seine Frage, weshalb er hierher gekommen sei, antwortet er keck, er habe daheim gehört, daß in Worms die kühnsten Recken der ganzen Erde lebten und als Kühnster der Kühnen der König selbst; er wolle sich mit ihnen messen, um zu erfahren, ob er mit Recht über Land und Leute herrsche. Die Reiche beider, so bestimmt er in jugendlichem Übermute, sollen als Kampfpreis ausgesetzt werden, der Sieger soll über beide herrschen. Erst als man ihm den Mitbesitz gutwillig einräumt, läßt er sich besänftigen. Im Spiele messen Siegfried und seine Gastfreunde ihre Kraft, und er ist allen überlegen. Im Sachsen- und Dänenkriege überwindet er den Lüdiger und Lüdigast. Mit Hilfe seiner unsichtbarmachenden Tarnkappe besiegt er die dämonische Brünhild. Mit leichter Mühe fängt er in der letzten Stunde seines Lebens einen Bären und bindet ihn lebendig an seinen Sattel. In voller Waffenrüstung überholt er im Laufe nach der Quelle seine Verräter, und obwohl zum Tode getroffen, hat er noch Kraft genug, um den davoneilenden Mörder mit seinem gewaltigen Schilde niederzuschmettern; er schlägt so grimmig auf ihn ein, daß die Edelsteine herausspringen und der ganze Schild zerbricht. Hätte er ein Schwert zur Hand gehabt, so hätte Hagen gleich hier sein finsteres Verbrechen mit dem Tode gebüßt.

Nicht minder anziehend ist Siegfrieds kindliches und verschämtes Wesen der Kriemhild gegenüber. Er benimmt sich wie ein liebender Schäfer, schüchtern und bescheiden. Obwohl er noch

*) „Was mein freundlich Bitten von ihnen nicht erreicht,
Das soll mir kühn erwerben die Stärke meiner Hand.
Von Gunter zu erzwingen hoff' ich Leute viel und Land!"

nicht wagt, an den Besitz der Geliebten zu denken, wechselt er doch mit ihr heimlich zärtliche Blicke und liebkost ihre Hand.

Als treuer, teilnehmender Freund zeigt er sich Gunter gegenüber bei dessen Werbung um Brünhild, der Königin, fern auf Isenstein jenseit des Meeres. Auf Gunters Bitte sagt Siegfried ihm seine Hilfe zu und kämpft statt des Freundes mit Brünhild, die er besiegt mittelst der unsichtbarmachenden Tarnkappe. Und abermals kommt er in dieser Umhüllung dem Freunde zu Hilfe und bezwingt Brünhild, deren Ring und Gürtel er mitnimmt und an Kriemhild gibt.

Seine Selbstverleugnung bezeugt Siegfried dadurch, daß er sich für einen Dienstmann Gunters ausgibt, um dessen Werbung zu sichern. Als Bote eilt er nach Worms, um den glücklichen Ausgang des Krieges gegen den Dänen- und den Sachsenkönig den Frauen und Recken daheim zu melden, und verzichtet auf den Lohn nicht, den ihm der Sitte gemäß Kriemhild für seinen Dienst spendet. Obwohl zuerst am Brunnen, wartet er trotz seines brennenden Durstes so lange, bis der Wirt, der König des Landes, getrunken hat.

Bewunderungswürdig ist ferner Siegfrieds Arglosigkeit. Als er von seinem geliebten Weibe Abschied nimmt und Kriemhild unter Hinweis auf ihre beängstigenden Träume ihn veranlassen will, an der Jagd nicht teilzunehmen, dabei auf die letzten Ereignisse anspielt und ihre Besorgnis vor dem Haß der beleidigten Brünhild ausspricht, erwidert er in heiterer Sorglosigkeit:

923 „Min liebiu triutinne, ich kume in kurzen tagen.
ine weiz hie niht der liute die mir iht hazzes tragen.
alle dîne mâge sint mir gemeine holt,
ouch hân ich an den degnen hie niht anders versolt.“ *)

In dem frohen Bewußtsein, nur das Rechte getan zu haben, fürchtet er keine Rache; selbst ohne Trug und Falschheit, traut er auch keinem anderen Schlechtes zu. Für ihn ist es selbstverständlich, daß die Burgunden, denen er so viele Dienste erwiesen hat, ihm hold und dankbar sind; daß irgend jemand ihm, der allen Gutes getan hat, feindlich gesinnt sein könnte, kann er nicht begreifen. Aber auch später fällt trotz der vielen verdächtigen Anzeichen kein Argwohn in seine Seele. Die plötzliche Verwandlung des Kriegszuges gegen die Sachsen in eine Jagd erscheint ihm völlig unauffällig und harmlos. Kein Mißtrauen regt sich in ihm, als beim Mahle das Fehlen des Weines damit begründet wird, daß derselbe aus Versehen nach dem Spessart gesandt sei. In dem Wettlauf nach dem Brunnen, den Hagen augenscheinlich nur veranlaßt, um Siegfried von dem Gefolge zu trennen, sieht er nur eine willkommene Kurzweil. Sorglos legt er die Waffen ab und ohne jede Vorsicht streckt er sich nieder, um

*) „Vielliebe Herrin — ich kehr' in kurzer Frist.
Ich weiß hier nichts von Feinden, wer trüg' uns Haß und List?
Jedweder deiner Sippe hegt mir eitel Huld,
Das hab' ich auch verdient, das ist der Degen Pflicht und Schuld.“

mit dem Munde die ersehnte Labung aus der kühlen Quelle zu schöpfen.

Ebenso entzückt uns an Siegfried sein Frohsinn und knabenhafter Übermut. Nach glücklichem Jagen, auf der Rückkehr zum Sammelplatze fängt er einen Bären, den er dann losläßt, um der Jagdgesellschaft ein Vergnügen zu bereiten. Alles rennt mit wildem Geschrei durcheinander, als der Bär mitten durch die Feuerstatt hindurchstürmt und die Kessel samt den Speisen in die Asche wirft. Die Herren fahren bei diesem Schauspiel von ihren Sitzen auf und es entsteht ein wildes lustiges Jagen; sämtliche Koppeln werden auf das gehetzte Tier losgelassen und von lautem Getümmel erschallt der Wald. Auch beim Mahle ist Siegfried in der heitersten Stimmung. Übermütig beschwert er sich über das Fehlen des Weines, den er sich, wie er launig sagt, doch auf der Jagd wohl verdient habe, und als Maßstab für seinen Riesendurst wünscht er sich auf „sieben Säumern Wein und Lautertrank" zur Stelle.

Unserm Herzen am nächsten steht Siegfried in den letzten Augenblicken seines Lebens. Kein Fluchwort kommt über seine Lippen, keinen Groll hegt er gegen seine Feinde. Sein letzter Gedanke gehört den Seinen: dem Sohne, den er wegen des Makels beklagt, der ewig seinem Namen anhaften werde; dem Vater und den Mannen, die vergeblich auf die Rückkehr ihres Königs warten; vor allem aber seinem geliebten Weibe. Um Kriemhilds willen wendet er sich sogar noch mit einer Bitte an seine Mörder; er beschwört Gunter, wenn er noch einmal in seinem Leben Treue und Fürstentugend üben wolle, sein trautes Weib in den Schutz zu nehmen und die Pflicht des Bruders gegen die verlassene Schwester zu erfüllen.

So ist Siegfried ein echt deutscher Charakter, eine ideale Heldengestalt, die jugendlich von der Erde scheidet, in vollem Gefühle der Kraft, wie denn auch der Frühling niemals alt wird, eine Gestalt, an der man seine herzliche Freude haben muß, ein echter Mann mit einem vertrauenden Kinderherzen.

2. König **Gunter** ist eine stattliche Persönlichkeit, im Kampfe mutig und voll Kraft, nicht ohne Herzensgüte, aber von schwankendem Charakter, abhängig von Eindrücken und so zugänglich den Einwirkungen anderer, daß er ungerecht und ein Werkzeug der Bosheit wird. Auf Siegfrieds Vorwurf wegen des beim Jagdfrühstück fehlenden Weins weiß er nichts weiter zu sagen, als: „Die Schuld liegt an Hagen, der will uns verdursten sehen." Seine Abhängigkeit von Eindrücken zeigt sich sehr stark, als er zum ersten Male von der schönen Brunhild hört; er will sie zur Gemahlin haben, und sollte es ihm auch das Leben kosten. Diese Unbeständigkeit ist die Ursache, daß Gunter in dem Gedicht eine untergeordnete, zuzeiten selbst klägliche Rolle spielt.

3. Auch **Gernot** läßt sich von Hagen umgarnen; denn er gibt seine Zustimmung zu der verräterischen Ermordung Siegfrieds, beteiligt sich indes nicht selbst daran, sondern bleibt fern von der zu

diesem Zwecke angeordneten Jagd. Im Streite erweist er sich tapfer und kräftig. Der edle Markgraf Rüdiger empfängt von ihm den Todesstreich mit dem Schwerte, welches Frau Gotelinde ihm beim Abschiede geschenkt hatte. Gegen seine Kampfgenossen ist er treu. Als Kriemhild bei den Friedensunterhandlungen Hagens Auslieferung fordert, sagt er: „Und wären wir unser tausend, so wollten wir lieber alle tot liegen, als daß wir den einen Mann dir auslieferten. Nie und nimmer!"

4. **Giselher** ist eine angenehme Erscheinung. Er liebt seine Geschwister und wird von ihnen geliebt. Als er hört, daß Hagen und die Brüder Siegfrieds Tod beschlossen haben, sagt er treuen Sinnes: „O weh, ihr guten Recken, warum ratet ihr das? Wahrlich, solchen mordlichen Haß hat Siegfried nicht um euch verdient." Dennoch läßt er, wie auch Gernot, den Mord geschehen, warnt Siegfried nicht einmal. Dies Schweigen ist unerklärbar; denn seine brüderliche Liebe zu Kriemhild bleibt auch nachher unbeeinträchtigt. Der scheidenden Kriemhild ruft er noch die wohlwollenden Worte zu: „Schwester, so dich jemals etwas gefährdet und du meiner bedürftest, tu' es mir kund: ich reite dir zu Dienst in Etzels Land." Giselher ist auch der einzige, der bei der Begrüßung in der Etzelburg einen Kuß empfängt. Bei der Friedensunterhandlung sagt er: „Vielliebe Schwester mein, wie konnt' ich erwarten, daß ich hier so großen Kummer beführe, als du mich so minniglich vom Rheine hieher ludest? Stets war ich getreu dir und tat dir kein Leid. Wähnend, daß du mir gut wärest, ritt ich hieher. Vieledle Schwester, laß uns Gnade widerfahren!" Im Kampfe zeigt er sich trotz seiner Jugend sehr tapfer, mutig und gewandt; manch wackerer Ritter empfängt durch ihn den Todesstreich, zu allerletzt der kühne Wolfhart, durch den er aber auch selbst gefällt wird.

5. **Hagen von Tronje** ist eine riesige Gestalt, ein Recke, der an Mut keinem nachsteht, an Kraft und Gewandtheit nur von dem unvergleichlichen Siegfried übertroffen und von dem gewaltigen Dietrich nur überwunden wird, weil übermenschliche Anstrengung und empfangene Wunden ihn ermattet haben. In seinem Körper herrscht das beste Ebenmaß; seine Brust ist breit, sein Gang ist stolz, aber sein Angesicht furchterregend und schrecklich, ein treuer Spiegel seines wahrhaft dämonischen Wesens. Rüdigers Tochter „däuchte er so furchtbar", daß es ihr im Innersten widerstrebte, ihn zum Willkommen zu küssen, wie ihr Vater begehrte. Auf die Burgundenkönige, namentlich auf Gunter, übt er großen Einfluß aus, und in allen schwierigen Fällen wird er um Rat gefragt. Selbst für seine bösen Anschläge weiß er sie zu gewinnen; und wenn ihr rechtlicher Sinn denselben widerstrebt, bringt er ihn dadurch zum Schweigen, daß er ihnen Gefahren vorspiegelt, die schlimmen Folgen ihrer Handlungen auf sich nimmt oder großen Vorteil in Aussicht stellt. Solange Gunter noch dem Mordanschlage abgeneigt ist und ihn mit Widerwillen zurückweist, wiederholt ihm Hagen tagtäglich, daß er über vieler

Könige Lande Herr sein würde, wenn Siegfried nicht mehr lebte. Die Versöhnung zwischen den Königen und Kriemhild regt er in der Hoffnung an, daß es dann gelingen werde, den Nibelungenhort ins Land zu bringen, woraus Gunter viel Nutzen erwachsen werde. Als er später inne wird, daß den Burgunden aus Kriemhilds Verwendung des Nibelungengoldes Unheil erwachsen könne, nimmt er ihr den Schatz mit Gewalt und auf die Gefahr hin, daß seine Herren ihm ernstlich zürnen werden, dabei hoffend, daß sie die Nützlichkeit seiner Gewalttat schon noch einsehen würden.

Hagens Haß gegen Siegfried hat neben seiner Ergebenheit gegen Brünhild seinen Grund wohl hauptsächlich in Neid und Eifersucht. Siegfried gewinnt am Hofe der Burgunden in kurzer Zeit aller Herzen. Bei allen ritterlichen Spielen erlangt er die ersten Preise; in allen ernsten Kämpfen ficht er in den vordersten Reihen, schlägt die kühnsten Feinde nieder und führt den Sieg herbei, so daß alle ihm zujubeln, selbst die überwundenen Helden seine große Überlegenheit willig anerkennen. Das kann der mächtige, bis dahin seiner Stärke wegen gefürchtete Hagen nicht ertragen. Im stillen sinnt er, wie es ihm gelingen möge, Siegfried unter schicklichem Vorwande zu stürzen. Um sicher zum Ziele zu kommen, wendet er Verrat und List an: Verrat, indem er den arglosen Siegfried in eine Falle lockt; List, indem er durch verstellte Teilnahme Kriemhild das Geheimnis von der Verwundbarkeit ihres Gemahls ablockt. Nach Siegfrieds Ermordung glaubt er gesichert dazustehen, daher steigert seine Kühnheit sich zur Frechheit. Als man beschließt, die grausige Tat zu verhehlen und vorzugeben, Siegfried sei meuchlings von Räubern im Walde erschlagen worden, da erwidert Hagen: „Ich schaffe den Toten gen Worms und ist mir ganz einerlei, ob sein Weib es wisse. Wenig wahrlich ficht es mich an, wie die weine, welche Brünhilden weinen machte." Ebenso tritt er bei Siegfrieds Beerdigung frech an die Leiche heran, unbekümmert, ob die Wunde von neuem bluten und ihn als Täter kenntlich machen wird. Auch in der Etzelnburg bekennt er sich auf Kriemhilds Frage unverhohlen zur schrecklichen Tat und setzt zugleich die Achtung aus dem Auge, welche er der Frau, der Schwester seiner Herren, der Königin schuldig ist; denn nicht bloß um zur Gegenwehr bereit zu sein, legt er das Schwert Balmung quer über seine Kniee, sondern um Kriemhilden zu kränken, von neuem zu beleidigen. Wo er vom Schwerte keinen Gebrauch machen kann, da wendet er Spott und Hohn an. Reichlich erfahren das Kriemhild und Etzel, die kämpfenden Hunnen, selbst der würdige greise Hildebrand.

Neben diesen schlimmen Eigenschaften treten uns aber in Hagen auch einige gute entgegen. Hoch zu rühmen ist seine Tapferkeit, noch höher seine Treue gegen seine Herren, die er auch nicht einmal, selbst in der größten Gefahr nicht, verleugnet hat; sogar sein Verrat an Siegfried muß als Erscheinungsform der höchsten Treue betrachtet werden. Auch seine Aufopferungsfähigkeit verdient alle Anerkennung und ist nicht bloß aus heldenmütiger Todesverachtung zu erklären.

Der Freundschaftsbund mit Volker wird zwar in der Not geknüpft, bewährt sich aber in derselben auch in aller Reinheit. Den schönsten Zug seines Herzens läßt er uns erkennen, als Rüdiger ihm in hohem Edelmut für den zerhauenen Schild seinen eigenen guten gibt. Das ergreift ihn und stimmt ihn wehmütig, und obwohl Rüdiger Fehde ankündigt, verzichtet doch Hagen auf jede Gegenwehr; seine Hand soll ihn im Streite nicht berühren, erschlüge er auch alle Burgunden. Durch solche Züge wird das Abstoßende und beinahe Grauenhafte im Charakter Hagens gemildert, und wir bewundern den Dichter, der durch so einfache Mittel so große Wirkungen hervorbringt.

6. **Volker** ist unter Gunters Mannen eine hervorragende Persönlichkeit; er weiß das Schwert ebenso kräftig als den Fiedelbogen anmutig zu führen. Etzel beklagt (im 33. Abent.) sehr seine „roten" Bogenstriche und die „Töne", die ihm seine Helden tot schlagen. Seinem Freunde Hagen steht er in aller Treue bei bis in den Tod: wie weit er dessen Gesinnung teilt, ist nicht recht erkennbar. Bei Siegfrieds Mord ist er nicht direkt beteiligt. Es ist nicht nach seinem Sinn, daß Hagen der Kriemhild die erforderliche Ehrerbietung versagt; doch tritt er dem überlegenen Freunde nicht weiter entgegen, als dieser ein gleiches Benehmen von ihm begehrt.

7. In der vollständigsten und tiefsten Entwickelung gibt das Nibelungenlied den Charakter **Kriemhilds**; es löst in sicherem Vorschreiten die großartige Aufgabe, wie die herrlich aufblühende, jedes Herz gewinnende Jungfrau durch den grausamen Verrat, der an ihrer Liebe zu dem edelsten Helden begangen wird, zur furchtbaren Rachegöttin, zum blutdürstenden Ungeheuer sich verwandelt.

Wie der rote Morgen aus trüben Wolken geht Kriemhild hervor, als Siegfried sie zum ersten Male sieht. In Sommerzeit und Maientagen war sein Herz nie freudenvoller, als da sie an seiner Hand geht. Sein jugendlicher Heldenmut, seine treue, freudige Dienstfertigkeit gewinnen ihm das Herz derjenigen, die immer ohne Mannesminne leben wollte. Als seine Gattin rühmt sie sich gegen Brünhilden, einen Mann zu haben, dem all diese Reiche zuhanden stehen sollten, der herrlich vor den Recken stehe wie vor den Sternen der lichte Mond. Darüber erhebt sich der verderbliche Frauenzank. Brünhilds Schmach ruft um Rache. Ahnungsvoll um den Geliebten besorgt, entdeckt Kriemhild selbst dem Verräter die Stelle, an welcher allein Siegfried verwundbar ist. Von schweren Träumen geängstigt, weinend ohne Maß, bemüht sie sich vergebens, ihn von der unheilvollen Jagd zurückzuhalten. Siegfried fällt blutend in die Blumen, und seine Erscheinung war nur darum so glänzend heraufgeführt, daß ihr frühes Verschwinden um so herber gefühlt werde, daß sie unauslöschlich in Kriemhilds gequältem Herzen fortlebe. Da wird das schöne Morgenrot zum sturmvollen Tage, die kurze Sommerlust zum endlosen Gewitter. Schonungslos haben sie den Leichnam des Ermordeten vor Kriemhilds Kammertür gelegt. „Von ihr ward allen Freuden mit seinem Tode widersagt." Sprachlos sinkt sie zur Erde,

„die schöne Freudelose"; dann schreit sie, daß all die Kammer erschallt; das Blut bricht ihr aus dem Munde vor Herzensjammer. Sie hebt sein schönes, blutiges Haupt mit ihrer weißen Hand. „Dein Schild ist dir nicht mit Schwertern verhauen, du liegst ermordet; wüßt ich, wer es getan, ich riet ihm immer auf den Tod. Wollte Gott", ruft das jammerhafte Weib, „wär es mir selber getan!" Als der Tote zum Münster getragen ist und Hagen mit Guntern zur Bahre tritt, da bluten die Wunden, daran der Schuldige erkannt wird. Noch läßt Kriemhild ihren Toten nicht begraben. Drei Tage und drei Nächte weicht sie nicht von ihm; sie hofft, der Tod werde auch sie hinnehmen. Am vierten Morgen wird er zu Grabe getragen, aber zuletzt noch muß man ihr den Sarg aufbrechen, daß sie noch einmal sein schönes Haupt sehe; sie küßt den Toten, und ihre lichten Augen weinen Blut. Man trägt sie sinnlos von dannen.

So hat sie recht mit dem bittersten Leide sich gesättigt und den Keim furchtbarer Entschlüsse tief in ihre Brust gesenkt. Sie läßt sich am Münster eine Wohnung bauen und besucht täglich das Grab ihres Liebsten. Kein Trost verfängt an ihrem wunden Herzen. Vierthalb Jahre spricht sie nie ein Wort mit Guntern und sieht in dieser Zeit niemals ihren Feind Hagen. Durch Giselhers Bitte wird sie endlich bewogen, sich mit Guntern zu versöhnen, doch unter vielen Tränen. Auch läßt sie auf das Andringen ihrer Brüder den unermeßlichen Nibelungenhort, ihre Morgengabe von Siegfried, zum Rheine bringen. „Wär sein tausendmal soviel gewesen und sollte Siegfried genesen sein, bei ihm wäre Kriemhild mit bloßen Händen geblieben."

Daß sie durch ihre Freigebigkeit so manchen Mann in ihren Dienst gewinnt, erregt Hagens Argwohn, und er verursacht ihr neue Kränkung, indem er sie des Hortes beraubt. Nach dreizehnjährigem Witwentum läßt der mächtige König Etzel um sie werben. Sie will anfänglich nichts davon hören, und ihre Klage wird nur erneut. Da erst, als Rüdiger, der Bote der Werbung, ihr schwört, sie alles des zu ergötzen, was ihr je geschehen, hofft sie auf Rache für Siegfrieds Tod. „Ich will Euch folgen," spricht sie, „ich arme Königin". Am Hochzeitsfeste selbst werden ihr die Augen heimlich naß in der Erinnerung, wie sie mit ihrem edeln Manne am Rhein gesessen. Im dreizehnten Jahr ihres Aufenthaltes bei den Hunnen glaubt sie ihre Macht hinreichend befestigt, um endlich ihr Leid rächen zu können. Den Boten, welche abgesendet werden, ihre Blutsfreunde zum Feste zu laden, gibt sie auf, nichts davon zu sagen, daß sie jemals betrübt gesehen worden, und besonders den wegkundigen Hagen nicht daheimbleiben zu lassen. Die Burgunden folgen der Ladung ungeachtet mancher abmahnenden Stimme und zuletzt noch der Warnung Dietrichs, daß er Kriemhilden alle Morgen um Siegfried weinen und klagen höre. Da ist sie erst wieder freudenvoll, als sie, am Fenster stehend, die Gäste heranreiten sieht. „Nun steht der Sommer im schönsten Grün," ruft sie nach der Wilkinensage hier aus. Die Mordgedanken, die sie längst im finsteren Busen gehegt, gehen jetzt

in üppigem Wachstume auf. Doch ist zunächst nur auf Hagen ihr Anschlag gerichtet.

Diese zwei mächtigen Gestalten, Hagen und Kriemhild, die in ihrem feindlichen Ringen die ganze Heldenwelt mit sich ins Verderben reißen, sind einander darin ähnlich, daß sie die scheinbar widerstreitendsten Eigenschaften in sich vereinigen. Auch in Kriemhilden sind Treue und Untreue wundersam gepaart: Treue gegen ihren Toten, Untreue gegen seine Mörder. Sich untereinander kehren Hagen und Kriemhild stets nur die schneidende Seite zu, und eben daraus erwächst jener ungeheuere Kampf. Ganz entgegengesetzt aber ist in beiden der Umschwung des Guten und Bösen: Hagen, der mit Verrat begonnen, wird größer und größer in der treuesten Gesinnung, womit er seine Schuld auf sich nimmt; Kriemhild, in Lieb und Treue aufgeblüht, endigt mit Verrat und Blutgier.

Seit der Ankunft der Nibelungen und dem bitteren Willkommen zwischen ihr und Hagen ist sie unermüdlich, Hader und Kampf zu stiften, er aber, ihrer Feindschaft Hohn und Trotz zu bieten. An der Spitze ihrer Dienstleute, die sie gegen ihn gewaffnet, tritt sie, die Krone auf dem Haupte, vor ihn und verlangt Rechenschaft; Hagen aber steht nicht auf und läßt das Schwert Balmung, das Siegfrieds war, auf seinem Schoße spielen. Er leugnet nicht den Mord, „räch es, wer da wolle, Weib oder Mann!" Weinend muß sie abziehen; denn keiner der Ihrigen wagt den Angriff. Nachdem sie vergebens bei Dietrich Hilfe gesucht, reizt sie durch Versprechungen den Bruder Etzels zum Überfall der Knechte. Sie schont ihres eigenen Sohnes nicht, Streit im Saale zu erregen. Dem, der ihr Hagens Haupt brächte, verheißt sie, einen Schild bis zum Rande mit Gold zu füllen, dazu Burgen und Lande. Iring springt hinan und schlägt Hagen eine Wunde; das tröstet ihr Herz und Mut, als sie Hagens Gewand von Blute gerötet sieht; sie nimmt in Dank und Freude selbst den Schild von Irings Hand. Zum zweiten Male läuft er an; doch es ist sein Tod, wie seiner Freunde, die ihn rächen wollen. Noch will Kriemhild ihre Brüder leben lassen, wenn sie Hagen herausgeben. Sie verschmähen es, und nun läßt sie den Saal anzünden. Als auch das Feuer sie nicht bändigt, läßt sie von neuem Gold auf Schilden herzutragen, um ihnen Feinde zu werben. Rüdigern mahnt sie dringend seines Eides und wirft sich mit Etzeln ihm flehend zu Füßen. Da nun auch er zu den Waffen greift, weint sie vor schrecklicher Freude. Schon sind alle erlegen, bis auf Guntern und Hagen, welche Dietrich ihr gebunden überliefert, mit dem Beding der Schonung. Als aber Hagen, den sie um den Hort mahnt, ihr auch dann noch trotzt, trägt sie Gunters abgeschlagenes Haupt am Haare vor ihn und schlägt ihm seines ab mit Siegfrieds Schwerte, das allein ihr geblieben. Von Hildebrand zu Stücken gehauen, endet sie mit lautem Geschrei ihr Leben.

Die Verwandlung der minniglichen, tugendreichen Jungfrau, der „niemand gram war," zur Teufelin (Valandine), wie Dietrich von

Bern zürnend sie schilt, ist eben in dem Abscheu dieses edeln, reinen Helden treffend bezeichnet; beschämt und verstummend muß sie sich von ihm abwenden, der keinem Verrate dienen will; dahin ist es mit dem herrlichsten Weibe gekommen. Aber diese furchtbare Umwandlung selbst macht Kriemhilden zum Gegenstande tiefen Erbarmens; welch ein Seelenschmerz, der solche Verwilderung bewirken, welche Liebe, die solchen Haß gebären konnte! „Siegfrieds Wunden taten Kriemhilden weh," sagt das Lied. Umsonst hat Hagen gespottet, Siegfried komme nicht wieder, er sei vor mancher Zeit begraben. Er ist wiedergekommen, er hat fortgelebt in Kriemhilds Brust, und sein Schwert hob sich rächend in ihrer Hand.

8. **Brünhild** ist weit und breit durch unvergleichliche Schönheit berühmt, ebenso aber auch durch wundersame Kraft. Ihr Vorsatz, nur dem Manne ergeben sein zu wollen, der sie an Stärke übertrifft, ist echt weiblich, denn nur mit solchem kann sie, wie andere Frauen, in naturgemäßem Verhältnis leben, nämlich in dem der Abhängigkeit. Dabei ist aber ihr Herz von Stolz erfüllt. Schwerlich geht es ihr ganz von Herzen, als sie beim Kampfspiel Gunter zuruft: „Edler Ritter, des Schusses habe Dank!" Denn als sie auch im Steinwerfen und im Sprunge von Gunter übertroffen und vollständig besiegt wird, da ward sie „rot vor Zorn". Und hätte es mit Ehren geschehen können oder wäre Gunters Macht durch die von Siegfried herbeigeschafften Nibelungenrecken nicht eine so bedeutende gewesen, sie wäre ihm nicht mit nach dem Rheine gefolgt. „Erst muß ich noch fragen meine Magen und Mannen," sagt sie, als Siegfried zur Reise nach Worms mahnt. „Ich kann nicht so leichtweg räumen mein Land und muß zuvor noch meine Freunde zu mir bescheiden." Beleidigter Stolz ist ja auch nach unserem Liede die nächste Ursache des Zerwürfnisses zwischen ihr und Kriemhild. Zu demselben gesellt sich dann noch die Rache, die ihr jede Freude vergällt und sie in den tiefsten Kummer versetzt. Nachdem das Unheil durch sie eingeleitet worden, läßt der Dichter sie zurücktreten, wie sie überhaupt schon nach ihrer Verheiratung nur als ganz gewöhnliche Frau erscheint.

9. **Dietrich von Bern**, welcher im Nibelungenlied an Etzels Hofe erscheint, von seinem bösen Oheim Ermanarich aus dem väterlichen Erbe vertrieben, war eine Lieblingsgestalt germanischer Heldendichtung. Im skandinavischen Norden hat sich die deutsche Sage von Dietrich (nordisch Thidrek) zu einer weitläufigen Sagenkompilation ausgesponnen. In der nordischen Thidrekssage heißt es von Dietrich: „Als er aufwuchs, da war er ein so großer Mann von Wuchs, daß sich kaum seinesgleichen fand, indessen war er kein Riese. Er hatte ein langes, regelmäßiges und hellfarbiges Antlitz, und seine Augen waren die besten unter den Männern und etwas dunkelbraun; sein Haar war stark und schön wie geschlagenes Gold und wallte überall in Locken herab. Er hatte keinen Bart, ein so alter Mann er auch wurde. Seine Schultern waren so groß, daß man mit zwei Ellen

darüber messen konnte. Seine Arme waren so dick wie ein starker Stamm und hart wie ein Stein; er hatte eine schöne Hand; um die Mitte war er schmal und wohlgewachsen; aber seine Hüfte und Schenkel waren so dick, daß es jedermann ein großes Wunder däuchte, wie auf solche Weise ein Mann gebildet sein konnte. Seine Füße waren schön und wohlgewachsen; aber seine Waden und Schienbeine waren so dick, daß sie wohl ein Riese so haben konnte. Seine Kraft war so groß, daß kein Mensch es wußte und beinahe er selber kaum erproben konnte." Hiermit stimmt auch im ganzen überein, was das Nibelungenlied von seiner Stärke sagt. Als Kriemhild und Etzel sich in seinen Schutz begaben und von ihm begehrten, aus dem Saale geführt zu werden, „da hub mit Macht er an zu rufen, daß ihm die Stimme wie ein Wisenthorn erscholl und der weite Palast davon erdröhnte." Was keiner vermochte, gelingt ihm, Hagen und Gunter zu überwinden und gefangen zu nehmen. Nach seiner Gesinnung und ganzen Handlungsweise steht er tadellos da. Offen warnt er die Burgunden vor Kriemhild und verweigert dieser seine Mithilfe. Erst dann, als ihm ohne sein Wissen seine Mannen erschlagen worden sind, geht er in den Kampf und beendet ihn glücklich. Einen schönen Beweis seines arglosen Vertrauens liefert er, als er Hagen und Gunter der erbitterten Königin übergibt: er fürchtet nicht, daß ihnen etwas zuleide geschieht. „Seht sie gnädig an um meinetwillen," sagt er beim Weggehen. Als alle zugrunde gerichtet sind und auch Kriemhild den Tod gefunden, bricht er vor Schmerz in Tränen aus und klagt laut.

10. **Hildebrand**, Dietrichs Waffenmeister, steht bereits im Greisenalter, ist aber noch voll Kraft und Mut. Wie sein Herr, so wird auch er nur durch Not zum Kampf gebracht. Kriemhilds unersättliche Rache empört sein ganzes Innere, und darum empfängt sie durch ihn in Dietrichs und Etzels Gegenwart den Todesstreich. Seinem Herrn ist er in Treue ergeben, die vorzüglich aus persönlicher Zuneigung entspringt. (Vergl. das Hildebrandslied, S. 22 ff.)

11. **Etzel** ist Heide, von weitreichender Macht, Besitzer von zwölf oder gar dreizehn Königskronen. Persönlich erscheint er aber als ein zaghafter, unritterlicher alter Mann, der sich schont, von Erinnerungen lebt, milde urteilt, entschuldigt, versöhnt, vermittelt, fremdes Leid gefühlvoll mitempfindet, dabei kurzsichtig ist, in den Augen der Gegner sogar feige und heimtückisch. Völlig lächerlich erscheint er in der Situation, wo er, durch Hagens Spott gereizt, einen Anlauf gegen die Saalstiege nehmen will, aber durch seine Frau Königin am Schildriemen zurückgehalten wird. Der Etzel des Nibelungenliedes ist nur der Schatten des historischen Attila. Nur der Ruhm früherer Taten umschimmert ihn noch und verdeckt etwas den Mangel an Heldensinn und Heldentat.

12. **Rüdiger**, Markgraf zu Bechlaren und Etzels Vasall, wird mit vollstem Rechte im Nibelungenliede der milde, der gute, der edle, der getreue genannt. In seiner Gestalt vollzieht sich die Verbindung

des friedlichen Dienstes mit dem kriegerischen, der Häuslichkeit mit dem Heldentume.

Aus seiner Heimat vertrieben, von Etzel wohl aufgenommen und ansehnlich belehnt, widmet er seine Dienste zunächst der Königin Helche als Vollzieher ihrer wohlwollenden Absichten, als Schatzmeister ihrer Mildtätigkeit. Den heimatlosen Dietrich und seine Gefährten bewillkommt er freudig im Hunnenreiche, schafft ihnen Pferde, Gold und Kleider, und zwar heimlich, damit niemand ihrer Armut inne werde. Er führt sie zu der Königin, wo sie unter seiner Obsorge herrlich bewirtet und ausgestattet werden. So wird der Empfang bei Etzel vorbereitet, der ihnen auf Helches Fürsprache seine Hilfe zusichert. Der Markgraf führt selbst das hunnische Kriegsheer gegen Ermanarich. Als auf diesen Zügen die zwei Söhne Etzels umgekommen sind, ist er der Vermittler zwischen Dietrich und den gekränkten Eltern. Wie er selbst sich jedes Gastes freut, ist er auch überall gern gesehen und darum geschickt zu Botschaften, zumal an Frauen, denen er sich durch seine freundliche Sitte empfiehlt. Nach dem Tode seiner Gebieterin Helche wirbt er als Etzels Bote um Kriemhilde. Diese läßt sich erst erbitten, nachdem er auch ihr mit allen seinen Mannen zu dienen, und was ihr Leides geschähe, zu rächen beschworen hat. Die volle Freundlichkeit seines Wesens zeigt sich in seinem eigenen gastlichen Hause zu Bechlaren, als er die Burgunder auf der Hunnenfahrt beherbergt. Hier ist alles heiter, „wonniglich", heimatlich; abgetan ist die Furcht, offen stehen die Fenster an den Mauern, an der Hand werden die Gäste in den schönen, geräumigen Bau geführt, wo die Donau untenhin fließt. Wie das Haus, so die Bewohner: er, der beste Wirt, der irgend an der Straße wohnt; dann seine liebe Hausfrau und die schöne Tochter, deren Kuß die Helden begrüßt. Am wohlbesetzten Tische, bei gutem Weine geht allen das Herz auf. Wie sehr sie sich wehren, sie müssen doch bleiben bis zum vierten Morgen, und zum Abschied werden sie aufs reichlichste beschenkt. Jeder empfängt eine herrliche Gabe, Waffenkleid, Schwert, Schild, Goldringe; die herrlichste der Jüngling Giselher, dem der milde Wirt seine schöne Tochter verlobt. Er geleitet dann die Gäste an Etzels Hof, wo ihm der herzzerreißende Kampf bevorsteht zwischen den Pflichten dieser innigen Gastfreundschaft und dem Eide, womit er sich der Kriemhild verpflichtet hat. Er soll die verderben, die er in sein Haus geladen, denen er Speise und Trank samt all seiner Gabe geboten. Was er läßt und was er beginnt, so hat er übel getan. Er heißt Etzel wiedernehmen, was er von diesem empfangen, Land und Burgen; Weib und Tochter an der Hand, will er zu Fuß ins Elend gehen; aber nicht erläßt man ihn seines Schwures. Da gibt er Seel' und Leib an die Wage, daß die Rächerin Kriemhild selbst darob weinen muß. Seinen Freunden kündet er Dienst und Gruß auf, obschon sie ihn an die Gastgeschenke mahnen. Wollte Gott, jene wären daheim am Rheine und er selbst mit Ehren tot! Noch gibt er seine letzte Gabe; an Hagen, dem der Schild vor der Hand zer-

hauen ist, vergibt er den seinigen. Wie grimm und hartgemut Hagen ist, doch erbarmt ihn das; er und sein Geselle Volker geloben, Rüdiger nimmer im Streit zu berühren. Als nun der Markgraf sich aufrafft und in die Schar der Burgunder dringt, trifft er fechtend auf Gernot; einer fällt von des andern Schlage, Rüdiger von dem Schwerte, das er selbst dem Gegner gegeben. Nie ward so reiche Gabe schlimmer gelohnt. Von ungeheurem Jammer erschallt Haus und Turm; zergangen ist alle Freude im Hunnenland. Den grimmigen Amelungen rinnen Tränen über die Bärte, ein Vater ist ihnen erschlagen; „säh ich heute meinen Vater tot, mir würde nimmer leider", ruft Wolfwin aus; sie erheben um seine Leiche den Kampf, in dem sie untergehen.

Mit sichtlicher Liebe verweilen die Lieder bei Rüdigers Charakter. Mit den innigsten Worten, in blühendem Bilde wird seine Milde, seine Güte gepriesen. Er ist ein „Trost aller Elenden", ein „Vater aller Tugenden"; sein Herz trägt Tugenden, wie der süße Mai Gras und Blumen trägt. „Wie Rüdiger erschlagen ward", ist eine der ausgeführtesten und die rührendste Darstellung im Nibelungenliede. Hier erscheint nicht bloß äußerer Kampf, wo Trotz gegen Trotz, Kraft gegen Kraft anringt. Die mildesten Tugenden selbst, die Gastfreundschaft, die Diensttreue, sind unter sich in den schmerzlichsten Widerstreit geraten, und das Herz, das sie ausgeboren, muß in der unauflösbaren Verwickelung brechen. Es gilt nicht Leib und Leben allein; daß er die Seele verliere, hat er auch das geschworen? Er ruft zu Gott, der ihm das Leben gab, ihn recht zu weisen. Brot und Wein, Gold und Tochter, Schwert und Schild, alles hat er gern gegeben, das Leben selbst gäb' er willig hin; aber auch die Ehre, die Treue, die eigene Seele noch soll er hinopfern. Seine Dienstwilligkeit ist ihm zum Fluche geworden, die Gabe seiner Gastfreiheit selbst gibt ihm den Todesstoß. Diese Empörung von Pflicht gegen Pflicht, von Tugend gegen Tugend, diese Zerspaltung des edelsten Herzens ist der tiefste Schnitt des furchtbaren Geschickes, das in dem Liede waltet. Keiner der Helden versinkt so jammervoll in den allgemeinen Untergang als eben dieser bestgesinnte.

Von etwas anderen Gesichtspunkten geht R. v. Muth a. a. O. S. 392 ff. bei der Charakterisierung der Hauptpersonen des Liedes aus, weshalb seine Darlegungen in manchen Punkten von den obigen abweichen. Sie sind aber so interessant, daß wir sie hier folgen lassen. R. v. Muth schreibt:

„In bezug auf die Charakteristik im Nibelungenliede ist in erster Linie vor jeder Übertreibung zu warnen; es ist ebenso falsch, in dem Siegfried unseres Liedes das Ideal des Mannes und Helden zu feiern, als den Charakteren des Epos Größe, Konsequenz und Bestimmtheit abzusprechen; nicht mit Unrecht hat man die Kunst der Charakterzeichnung die stärkste Seite unseres Epos genannt, und es liegt auf der Hand, was der Grund hierfür ist. Jene Ungleichmäßigkeit, die wir gemäß der genetischen Entstehung des Epos in Stil und Ton, selbst in der Auffassung der Sitte walten sehen, kommt in der Behandlung der Charaktere nicht zum Durchbruch. Wir müssen uns erinnern, daß der Stoff ein in Jahrhunderte langer Tradition organisch

ausgebildeter, fest gegebener ist, dem die Dichter, die ihn behandeln, ohne jede kritische Regung als alter und darum durchaus glaubwürdiger Überlieferung gegenüberstehen und an dem sie kaum zu rühren wagen, selbst wo die poetische Ökonomie mit Notwendigkeit dazu zwingt. Eher aber noch kann die Handlung erweitert als ein Charakter verschoben werden. Wie uns die Gestalten in den Liedern entgegentreten, so stand ihr Bild fest vor den Augen der Zeitgenossen, und die Subjektivität des Dichters kann nur in der größeren oder geringeren Neigung, durch Vernachlässigung oder Bevorzugung irgend einer Gestalt zur Geltung gelangen. Wird eine solche Neigung oder Abneigung jedoch habituell bei dem ganzen Stande, der ja unter dem Einflusse des Geschmackes seiner Zeit steht, so ist allerdings auch die Stellung der betreffenden Person im Epos und mittelbar in der Sage dadurch berührt: das Beispiel für beide Fälle bieten Etzel und Rüdiger, der eine auffällig vernachlässigt sinkt zum Schemen herab, der andere, ein Liebling der Dichtung, wird trotz seiner episodischen Rolle zu einer der Hauptpersonen. Mit der Geschichte der Sagenentwickelung und der Entstehung des Epos hängt es auch zusammen, daß die Ausführung der Charaktere der einzelnen Personen eine sehr verschiedene ist, so daß manche in scharfen Umrissen sich aus ihrer Umgebung herausheben, während andere in ein unbestimmtes, wenig sympathisches Kolorit getaucht sind. Wir haben demgemäß zu unterscheiden zwischen den unausgeführten, den mit Vorliebe gepflegten, den sagengemäß ausgebildeten Charakteren. Der ersten Kategorie gehören an Brünhild und Siegfried, die Könige Etzel und Gunter, wohl auch Dietrich; Lieblingshelden, in denen die Ritter und Sänger sich selbst feiern, sind Volker und Rüdiger, denen man — je ein Dichter hat sie zu Helden erkoren — Dankwart und Iring zuzählen könnte; sagengemäß behandelte Charaktere von überwältigender Großartigkeit aber sind Wolfhart, Hagen und Kriemhild Rächerin.

Um dies klar zu machen, ist nichts erforderlich als eine Erwägung der Rolle, die Brünhild in unseren Liedern spielt: sie erscheint nur in der ersten Hälfte desselben, dann verschwindet sie, kaum daß späte Interpolatoren sich ihrer zu erinnern noch für notwendig halten. Ihre Walkürennatur, ihr Ungehorsam, ihre Strafe, ihre Liebe, ihr Tod, die großen Motive der nordischen Sage sind vergessen, wenn auch unzweifelhaft, ja selbst aus unserem Texte erweislich ist, daß sie einstmals auch auf deutschem Boden heimisch waren; damit aber hat ihre Gestalt allen Halt, alle innere Berechtigung verloren, fremd steht sie in einer fremden Welt. Körperliche Überkraft und ein daraus entwickeltes übergroßes Selbstvertrauen sind die einzigen für sie charakteristischen Züge; denn daß sie sich von Siegfried zweimal verschmäht sieht, gekränkte und enttäuschte Liebe, Eifersucht und Haß können wir ihr imputieren, aber nur aus anderen Quellen, nicht aus der Fassung unserer Lieder allein, die uns vielmehr an sich und ohne weitere Beihilfe ganz unverständlich wären. Nicht einmal ihre übermenschliche Natur war den Sängern des XII. Jahrhunderts mehr klar, denn daß ihre Stärke an ihr Magdtum geknüpft ist, entspricht überhaupt der germanischen Hochhaltung der Jungfräulichkeit (vgl. 15, 8 sus scoene ich wil belîben unz an mînen tôt d. h. integra, virgo inviolata), und somit erübrigt die einzige Stelle, si ist ein angestlichez wîp, wahrlich eine dürftige Spur alter Sage. So ist es leicht erklärlich, daß Brünhild im Epos des XIII. Jahrhunderts unmöglich zu eigentümlicher Charakterentwickelung gelangen konnte. Selbst im Streite mit Kriemhilden zeigte sie keine irgendwie hervortretende Besonderheit, sie ist nur der Typus des beleidigten Weibes, ganz allgemein gehalten und mit der Idee des Epos insofern verflochten, daß ihr die Treue und der

Ruf der Treue alles gilt, und daß die Untreue, die an ihr begangen worden ist, um Rache schreit. Ihr Anteil an dieser Rache, ihre Befriedigung oder Bestürzung, bleiben unserem Epos fremd: sie sind vergessen.

Diese schwerste Einbuße unserer Dichtung äußert aber noch weitere Folgen; mit der Heldin hat auch der mit ihr untrennbar verknüpfte Held sein bestes Teil verloren. Die tragische Schuld des Helden, wenn auch im Norden bereits verschwommen durch die Einführung des von der Mutter gemischten Zaubertrankes, ist in der eddischen Sage der doppelte Verrat an der ersten Braut: hierüber können wir uns aus dem Nibelungenliede nicht klar werden. Denn den Betrug durch die Waffenspiele teilt Siegfried mit den Burgunden, vornehmlich Gunter, es kann also der Mitschuldige nach ethischem Grundsatze nicht Träger und Vollstrecker der Sühne sein, den Verrat des Geheimnisses der Brautnacht aber hat er abgeschworen — daß er Gunter die Treue bewahrt, steht für die Nibelunge Not fest —; es bleibt uns also nur die Spitzfindigkeit übrig, zu erklären, daß Siegfried nur abschwört, daß er sich der Gunst der Brünhild je gerühmt, nicht den Verrat des Geheimnisses, eine Surrogatschuld, die in der Tat zu schwach ist, als Fundament des mächtigen Baues zu dienen, und aus deren Nichtigkeit sich das gewaltige Übergewicht des zweiten Teiles des Epos über den ersten erklärt. Dieser schuldlose Held, an dem ein ganz gemeiner und grundloser Mord, dem überdies die niedrigsten Motive untergeschoben werden, begangen wird, ist nun allerdings ein chevalier sans peur et sans reprôche, aber das Ideal des germanischen Helden ist er mit nichten; zuerst ein etwas kecker und unreifer Abenteurer (der richtige recke), auch ein gewaltiger Kämpfer in der tjoste, dann ein schüchterner Liebhaber, weiterhin völlig farblos, gefällig, dienstbereit, arglos und fröhlich, im Sinne seiner Zeit vroelich gemeit oder hôch gemuot, ein braver, tüchtiger Mann, wie uns versichert wird, auch ein höchst achtbarer Regent, bescheiden und mild, etwas leichtsinnig und verwegen, aber ein Ritter, kein Held. Es ist sehr bezeichnend, daß an den wenigen Stellen des zweiten Teiles, wo seiner gedacht wird, dies höchst nachdrucksvoll geschieht: er heißt der beste man, sterkest aller recken; das sind Zeichen einer älteren, gesunderen Auffassung: im ersten Teile haben wir als letzte Spur sein stehendes Epitheton starc und die Bezeichnung als helt κατ᾽ ἐξοχήν. Mit dem Verluste seines Verhältnisses zu Brünhild hat der Held seine Schuld, seine Größe, seine Bedeutung eingebüßt, und so sinkt seine Gestalt immer mehr herab, bis zuletzt eben nur der rohe Drachenkämpfer oder übermütige Junge erübrigt, der die Schlangennester ausbrennt und die Löwen bei ihren Schwänzen aufhängt! So ergibt sich uns denn auch hier, daß wir es nicht mit Produkten der frei waltenden Phantasie eines großen Dichters zu tun haben, sondern mit durch die historische Entwickelung bedingten und begrenzten Formen und Verhältnissen.

Sind so die beiden gewaltigsten Charaktere der altgermanischen Sage zu marklosen Typen herabgesunken, so vollzog sich in anderer Weise ein ähnlicher Prozeß an Gunter und Etzel: so hoch und intakt das Königtum erscheint in den Nibelungen, so tief und schwächlich stehen seine Repräsentanten da. Bei Gunter, der nie zu selbständigem Entschlusse sich aufraffen kann, ist dies bedingt durch die große Rolle Hagens, der im zweiten Teile als der eigentliche Führer und Hort (trôst) der Nibelunge erscheint, die den König zurückdrängen mußte, und durch die Stellung zu seinen beiden Brüdern, deren Bedeutung im Epos steigen mußte, je mehr Raum und Boden Rüdiger gewann. Für die Auffassung Etzels hingegen ist ein ganz anderer Umstand maßgebend — sein Heidentum. War unter dem Eindrucke der Schreckenszeit der gewaltige Hunnen-

fürst in die deutsche Sage eingetreten, so erschien es späterhin unfaßlich und unglaublich, daß christliche Fürsten sich an dem unhöfischen Hofe des östlichen Heiden als Untertanen oder Vasallen gesammelt hätten, dieser aber aus furchtbarem Ringen als Sieger über die christlichen, kühnen und tapferen Könige des Westens sich erhebe. So brachte es denn der in diesem Sinne fortschreitende Geschmack mit sich, daß Etzels Rolle, die seit dem Eintreten Dietrichs und dem Vortreten Kriemhildens ohnedies passiv genug war, immer mehr zusammenschrumpfte; das Siegeswerk vollziehen seine christlich-germanischen Vasallen oder Gäste, wie man will, Iring, Rüdiger, Dietrich; ihnen selbst aber werden zur Erklärung, weshalb sie, die Christen dem rohen Heiden (roh erschien er deshalb, weil den Völkern des Ostens die höfische Kourtoisie fremd blieb oder wenigstens am Ausgange des XII. Jahrhunderts noch fremd war) dienen, ganz äußerliche Motive unterschoben: so hat Rüdigers ellende diesen rein ethischen Grund; so stehen nach Klage 190 Irnfrit, Hawart und Iring gar ins riches æhte; so ist Dietrich nur an Etzels Hofe, um sich auf die Wiedereroberung seines Reiches vorzubereiten. Dietrich selbst schreitet durch das Epos, obwohl man die Handlung des zweiten Teiles und nicht ohne alle Berechtigung nur als eine Episode seiner Sage aufgefaßt hat und obwohl er, wie längst bekannt, ohne jede Einführung erscheint, doch so, als ob er eigentlich den Ereignissen, in die er nur gezwungen, wenn auch bestimmend eingreift, ursprünglich fremd wäre. Ruhig und überlegend, bieder und rückhaltslos (er verabscheut die Untreue und warnt die Burgunden), mild und versöhnlich, ist er der „Repräsentant der Idee der Gerechtigkeit", „im Kontraste zu Rüdiger ein vorschauender Geist, im Gegensatze zu Hagen ein wohlwollendes Prinzip". Mit solchen Worten, deren allgemeine Richtigkeit sich freilich nicht anfechten läßt, werden aber dennoch alten Dichtern moderne Ideen imputiert und das eigentliche Fazit umgangen, daß Dietrichs Gestalt, so begeisternd in den Gedichten seines speziellen Sagenkreises, hier uns nicht zu erwärmen vermag. Zu Dietrich gehört, ihm innig verbunden, sein Waffenmeister, der alte Hildebrand, dessen Charakter streng sagengemäß und nicht ohne gesunden Humor gezeichnet ist, wenn er auch nur ganz zum Schlusse in die Aktion tritt.

Ganz anders mit innigem Behagen sind dagegen die beiden Helden behandelt, in denen das dichtende Rittertum sich selbst feiert, wie schon erwähnt wurde, Rüdiger, der österreichische Stammesheros, und Volker der Spielmann. Für Rüdiger war eine sagengemäße Grundlage gegeben: Reichtum, Freigebigkeit, Billigkeit und Treue sind integrierende Züge seines Charakters; wie in seinen Epithetis prägt sich dies auch in seiner Handlungsweise aus; seiner milte wird häufig erwähnt, ihr Ausfluß ist seine Gastfreundschaft; er ist bedacht zu vermitteln, doch weiß er, wo es not tut, energisch zu handeln und ist der Tapfersten und Tüchtigsten einer. Was aber dem Charakter des Markgrafen das eigentliche Relief verleiht, ist der tragische Konflikt, in den er gerät; er ist naiv und unbefangen wie Siegfried; nicht aus Berechnung, sondern treuen Sinnes hat er Kriemhilden Dienst und Treue geschworen: diese Unbesonnenheit, die in der Lauterkeit seines Charakters ihren Grund hat, ist seine tragische Schuld: über den Vorwurf der Feigheit ist er erhaben, aber Gastfreundschaft und Verschwägerung auf der einen, Lehens- und Eidestreue auf der anderen Seite bringen ihn in die qualvollste Lage, aus der es keinen Ausweg gibt als den Tod; der Größe der vornehmen Resignation, mit der er seinem Ende entgegengeht, mag sich nichts anderes im Epos vergleichen.*) Die ritterlichen Dichter der Lieder des zweiten Teiles, die wohl nicht

*) In diesem Punkte kann man einem französischen Kritiker gewiß Kompetenz.

alle gleich befähigt gewesen wären, diese Situation so tief ergreifend auszuführen, lieben aber sein Bild mit vielen, kleinen, bezeichnenden Zügen auszustatten, so daß er als das Muster höfischer Zucht erscheint.

Bei weitem nicht so fein ausgeführt ist der Charakter Volkers; er, der Spielmann, scheint auch der Liebling der Spielleute gewesen zu sein, und diese haben durch Übertreibung und durch das Anbringen sozusagen gewerbsmäßiger Züge (jâ sol er rîten guotiu ros und tragen hêrlîch gewant) das Bild hin und wieder verdorben; bedächtige Ruhe und Standhaftigkeit, daneben Energie und Tapferkeit sind seine hervorragenden Eigenschaften; bedeutsam ist die Anwendung, die er von seiner Kunst macht, für deren Schilderung unsere Dichter die sattesten Farben anwenden, so daß die beiden Stellen von Volkers Spiel und Sang — zum Abschiede von des milden Rüdiger Hause und seiner trefflichen Gattin er videlte süeze dœne und sanc ir sîniu liet, und zur Nachtruhe seiner Herren

dô klungen sîne seiten daz al daz hûs erdôz.
sîn ellen zuo der vuoge diu wârn beidiu grôz.
süezer unde senfter er gîgen began:
do entswebete er an den betten vil manegen sorgenden man —

zu den schönsten der Dichtung gehören; neben seiner Kunst aber ist er ein Meister des Schwertes und des Streitwortes, nicht übermütig wie Hagen, aber gleich stolz und empfindlich; so ist die Notwendigkeit seines Konfliktes mit Wolfhart gegeben.

Dieser greift wie Hildebrand nur zum Schluß in die Handlung ein; vorher ist er nur einmal, gleichfalls neben Hildebrand, aber da bereits recht charakteristisch erwähnt, wo er, ohne ein Geheiß seines Herrn abzuwarten, die Rosse zum Ritte entgegen den Burgunden satteln läßt. Leidenschaft und Ungestüm, dabei Treue und Todesmut, aus diesen Zügen setzt sich sein Charakter zusammen; jede Stelle, die von ihm handelt, ist klassisch. Da er die laute Klage hört, will er fragen gehen, was geschehen, aber sein Herr kennt ihn und wehrt es ihm; da Rüdigers Fall bekannt wird, zeigt sich die ganze Stärke seiner Leidenschaft,

„und heten siz getân
sô solt ez in allen an daz leben gân!“

Er setzt es durch, daß Hildebrand bewaffnet zu den Gästen geht und mit ihm die Schar der Amelunge, auf das äußerste bereitet, aber dadurch auch das äußerste herausfordernd, denn so gibt er den Vorwand für den Argwohn der Burgunden, daß die Amelungen feindliche Absichten hegen, und reizt ihren Stolz, die Auslieferung der Leiche des Markgrafen zu verweigern; er unterbricht die zögernde Verhandlung und verwickelt sich in das Wortgefecht mit Volker, das endlich alle fortreißt und ihn selbst seinem Ende entgegenführt, das er so groß und herrlich leidet, zuvor das höchste, was Manneskraft vermag, an Tapferkeit leistend.

Und diese ganze Heldenwelt geht unter im Ringen der beiden mächtigsten Gestalten, Kriemhildens und Hagens; es ist schon hervorgehoben, daß Kriemhild, die in Liebe und Treue erblüht, in furchtbarer Leidenschaft unseres Anteils verlustig geht, weil sie, unweiblich, selbst die Rache übt, zuletzt mit eigener Hand, während Hagen, der mit schnöder Untreue beginnt, größer und größer wird durch die Treue, die er und

---

zugestehen. Reville sagt revue des deux mondes LXVI, 906: l'épopée grecque n'a pas de caractère, qui sous le rapport de la noblesse et de la générosité des sentiments puisse se comparer à Ruediger.

seine Herren sich halten. Je mehr die Walkyrie Brunhild zurückgedrängt ist im deutschen Epos, desto mehr tritt Kriemhild in den Vordergrund; in den Liedern des ersten Teiles wird ihr Charakter nirgends scharf gezeichnet; doch möchte ich bemerken, daß ihre Gestalt denn doch nicht gar so farblos ist wie die Siegfrieds, denn überhaupt taugen ihr der minneclîchen meide die zarteren Farben besser als dem Drachentöter, und dann finden sich einzelne halb unbewußte, jedenfalls nicht planmäßige Andeutungen ihres hohen Stolzes (sie hebt eigentlich den Streit mit Brünhild an). In diesem Streite zeigt sie jedoch so wenig als ihre Gegnerin irgend eine charakteristische Seite, und in die Handlung tritt sie erst im XIV. Abent., das „bloß zu dem Zweck einer tieferen tragischen Verkettung der Kriemhild“ gedichtet ist; hier erscheint sie plauderhaft: wie der Verrat eines Geheimnisses Siegfried selbst zum Verhängnisse ward, so gleichfalls ihr; denn ihre Torheit bereitet dem teuren Manne Verderben, ihr selbst das höchste Unglück. Angstvoll, wir könnten sagen mit bösem Gewissen zeigt sie uns darauf das Lied; aber die ganze Kraft ihres Wesens, die Macht und Energie ihrer Liebe wird durch ihr furchtbares Leid geweckt, und vom ersten Augenblicke, da sie das Unheil mehr erraten als erfahren, ist Rache der Mittelpunkt ihrer Gedanken, das Ziel ihres Handelns. In der Darstellung dieses Strebens findet auch die Dichtung ihre höchste Aufgabe und in den nachdrücklichsten Wendungen (Sîvrides wunden tâten Kriemhilde wê. Kriemhilt leit daz alte in ir herzen was begraben) werden wir an den verschiedensten Stellen immer wieder daran gemahnt. Aus Treue bricht sie scheinbar die Treue, indem sie dem zweiten Gatten die Hand reicht, dessen Macht ihr die Mittel zur Rache für den ersten Gemahl bieten soll: das ist die Peripetie des Epos: „waz ob noch wirt errochen des mînen lieben mannes lîp?“ Siegfried bleibt unvergessen, „unter den Reigen der Hochzeit schallt ihr die Wormser Trauerglocke ins Ohr“, aber an die Vollziehung der Rache schreitet sie erst — ez ist vil lancræche des küneges Etzelen wîp — im Vollbesitze der Macht und führt sie durch ohne Rücksicht und Schonung: im jahrelangen Groll hat sich aber auch ihr Charakter verschärft, so daß sie uns, wie sie in trotziger Hohnrede den Männern wetteifert, das ungeliebte Kind der zweiten Ehe opfert und endlich mit eigener Hand den großen Gegner tötet, als wahre vâlandinne erscheint. In alledem ist ihr Charakter klar und groß, ihr Groll der bewegende Gedanke des Ganzen; zwei Punkte fordern jedoch Aufklärung, weil hier abweichende Auffassung zur Verwirrung ästhetischer Ansichten Anlaß gegeben hat. Der eine ist die Frage, ob ihre Rache nur auf Hagen oder auch auf ihre Brüder gerichtet sei; letzteres wäre, nachdem sie sich zur Sühne verstanden, neuerliche Untreue. Demgegenüber ist zu beachten, daß Kriemhild auch nach der Sühne, die sich auf Hagen nie erstreckte, vergebens um Gericht bittet: durch die Verweigerung desselben ist Gunter von neuem Hagens Mitschuldiger, die jüngeren Brüder aber, die Hagens Tat mißbilligt oder nicht gekannt, treten aus Treue ihm zur Seite und werden so, ob die Schwester nun will oder nicht, in das Verderben mit hineingerissen. Der andere Punkt, der der Aufklärung bedarf, ist Kriemhildens Stellung zum Horte, nach dem sie wieder und wieder fragt vom ersten Augenblicke, da Hagen in Etzelenburg einreitet, bis zum Ende. Sehr fein bemerkt Bauer (Morgenbl. 1880, S. 422): „Durch den Raub des Hortes und die Gewalt dabei wird Kriemhild aus der Apathie gerüttelt. Der Schwermütige weiß alles auf den Gegenstand seiner Trauer zu beziehen und zu übertragen, nur die Empfindung der Gewalt nicht. Deshalb kann Kriemhild den geraubten Hort nicht verschmerzen; diesen Raub wirft sie dem Mörder ihres Mannes immer zuerst vor; sie, die freigebige, liebevolle, welche über ihrem Gatten die ganze Welt vergessen

konnte, heftet jetzt ihr Auge auf einen Klumpen Goldes". Ganz richtig ist diese entschuldigende Erklärung jedoch nicht: der Hort, in älterer Fassung der Sage bekanntlich von höherer Bedeutung, und sein Raub sind ihr bei der Ankunft der Burgunden vielmehr der rechtliche Vorwand ihres feindlichen Auftretens, denn erst später wird Hagens Schuld durch sein eigenes Geständnis konstatiert; dann ist ihr der Hort ein Mittel der Rache und endlich war er ihres Gatten Eigen, das sie zu wahren berufen ist — nicht auf Geiz oder Habsucht deuten daher ihre Fragen, sondern sie sind, wie wir schon gesehen, Spuren hohen Alters und veränderter Auffassung.

Am reichsten ausgestattet mit lebensvollen Zügen ist jedoch das Bild Hagens, der ein Unhold voll Untreue im ersten Teile, durch die wunderbare Amphibolie der Sage das Opfer und der Held der zweiten Hälfte wird. Von ihm, der Land und Leute kennt, dem listigen, der Kriemhild wie den Meerweibern ihr Geheimnis zu entlocken weiß, dem rücksichtslosen, der vor keiner Tat zurückbebt, den Speer meuchlings schleudert gegen den arglosen Helden und an dem wehrlosen Kinde den Verrat der Mutter mit dem Schwerte rächt, entwerfen die Lieder ein grauenvolles Bild; ein Greis von finsteren Zügen, hoch gewachsen und von breiter Brust, schreitet er mächtig einher; sein Ruf durchfliegt die Welt, er aber geht kalten Blutes dem Untergange entgegen; keiner, wie er, bei dem jedes Wort gemessen, jede Bewegung berechnet ist, weiß klarer, was bevorsteht, keiner spricht weniger darob; er, der sich gebrüstet ob des Mordes Siegfrieds und die Leiche vor die Türe der Gattin geworfen, ist in rührender Treue und Sorgfalt bemüht, auch nur kleines Ungemach von seinen Herren abzuwehren, für sie kämpft und wacht er; offen nimmt er seine Schuld auf sich, freilich nicht reumütig, sondern voll stolzen Hohnes, schonungslos wie seine Feindin; ein Meister des Spottes, aber auch von vornehmer Gesinnung, stolz und voll Verachtung des Todes: mit kühner Hand greift er in die Räder des Schicksals und tritt ihm trotzig entgegen; er stellt es auf die Probe und fordert es heraus; da die Probe gegen ihn ausschlägt, schürzt und löst er den entsetzlichsten Knoten; er kennt im Gefühle der Kraft keine Furcht, scheut keine Gefahr; er weiß, daß er unterliegen muß, aber mit den Waffen in der Hand türmt er furchtbar ein Leichendenkmal und scherzt mit dem Tode, den seine nie fehlende Waffe bringt: immer größer erhebt sich im allgemeinen Verderben seine Gestalt, bis sein sofort gerächtes, schimpfliches Ende, von Frauenhand zu fallen, den würdigen Schlußstein der Tragödie bildet.

Der Anteil an dieser mächtigsten Heldengestalt zittert nach in jedem, der seine Geschichte verfolgt, zurückgebebt hat vor seinen Taten und aufgejauchzt bei seinem Heldentum: so ist der Ungetreue der eigentliche Held des Epos geworden, denn an ihm erfüllt sich „das große gewaltige Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

6. Der sprachliche Charakter des Nibelungenliedes.*)

1. Die Beiwörter. Die Beiwörter, die im Nibelungenliede vorkommen, sind einfacher Art, ungesucht, aber treffend und anschaulich, daher von großer Kraft. Sie treten sparsam und anspruchslos auf, sind an keiner Stelle gehäuft, selten zusammengesetzt, noch seltener

*) Nach C. Gude: Erläuterungen deutscher Dichtungen. 5. Reihe. Leipzig 1876, S. 69 ff.

Empfindungen ausmalend. Sie offenbaren die einfache, aber tiefe Art, in welcher der Mensch der früheren Zeit dachte und fühlte, sah und litt.

Bleiben wir zunächst bei denjenigen Beiwörtern stehen, welche sich auf die Waffen und die Ausrüstung des Helden beziehen. Da die Waffen eine wichtige Rolle im Leben desselben spielten, seine befreundeten Gefährten in Not und Tod waren, so finden wir sie auch reich mit Beiwörtern bedacht. Der Schild wird bald der zierliche und lichte, bald der breite und schöne, bald der gute und neue genannt; ebenso ist vom breiten, lichten Schwert die Rede, selbstverständlich auch vom scharfen. Der Helm ist glänzend, lauter, hart und stark; die Waffen sind schneidend, scharf, mächtig, lang und auch licht. Das letztere Wort wird außerdem auch noch von den Wangen, von den Augen (der germanische Typus) und von dem Tage gebraucht; der Mund öfter ein süßer, roter, die Hand eine weiße genannt. Die Farbe ist namentlich oft hervorgehoben beim Golde, welches das rote oder allrote genannt wird; auch bei dem Gewande. Die Eigenschaften der Helden und Heldinnen sind ebenfalls durch einfache Beiwörter bezeichnet, oft mit Verstärkung. Die Recken heißen kühne, hehre, ziere; die Degen schnelle, ungestüme, auch zierliche, hochgemute, sturmkühne, herrliche; die Mädchen und Frauen minnigliche, weidliche, wohlgetane, herrliche. Auch bei Männern kommt das Wort weidlich vor, welches unserm jetzigen „brav", „wacker" entspricht, während „hehr" soviel als „hoch", „erhaben", ursprünglich „leuchtend" bedeutet.

Verstärkungen durch „viel", wie z. B. viel hehre, oder durch Zusammensetzungen, wie z. B. stahlhart, sturmkühn, wunderkühn, herzgrimme, hochgemut finden sich öfter; desgleichen ist auch in kühnen Zusammensetzungen von wegemüden, streitmüden, sturmmüden Gästen oder Mannen die Rede. Mit wechselnden Beiwörtern ist namentlich Hagen bedacht. Seines Grimmes und seiner Untreue wegen wird er in den darauf hinzielenden Stellen der grimme und der ungetreue Hagen genannt, seines unbeugsamen Trotzes wegen der übermütige; außerdem heißt er der schnelle, kühne, fürchterliche; auch der höfliche, zierliche, grauliche. Diese Beiwörter wiederholen sich oft, als hätte der Dichter gerade den Charakter Hagens dem Leser recht einprägen wollen.

Von großer Eindringlichkeit sind die Beiwörter an denjenigen Stellen, wo sie dazu beitragen, die inneren Vorgänge des Seelenlebens durch das Wechseln der Gesichtsfarbe erkennen zu lassen. Das Nibelungenlied ist daran reich. Als Siegfried im zagenden Bangen zum ersten Male vor Kriemhild steht, da wird er bleich und wieder rot, und wieder wird er bleich und rot, als Gunter ihn auffordert, mit ihm gegen die Sachsen zu streiten. Ein Jahr lang hatte der Held schon im stillen geworben, ohne dem Ziele seiner Wünsche näher gerückt zu sein: Verzagtheit und Hoffnung wechseln und spiegeln sich in der Veränderung der Gesichtsfarbe ab. Ein ähnlicher Zwiespalt der Empfindung geht in dem Herzen der jungen

Markgräfin vor, als sie Hagen küssen soll. Abscheu und kindlicher Gehorsam kämpfen miteinander; sie wird bleich und rot. Vor Freude, daß Siegfried aus dem Sachsenkriege wohlerhalten zurückgekehrt ist, wird das schöne Antlitz der Kriemhild rosenrot. Einmal nur, und das ist bedeutungsvoll, ist in dem Nibelungenliede von dem Erbleichen aus Furcht und Schrecken die Rede; als nämlich Hagen nach der Fahrt über die Donau den Recken verkündet, daß keiner die Heimat wiedersehen werde, „da wurden bleich vor Schrecken die Degen kühn und hehr". Das Hervorheben der Farbe hat in dem Nibelungenliede an einigen Stellen auch eine symbolische Bedeutung.

Wenn der Dichter den Hagen bei der Brautfahrt Gunters in rabenschwarzem Anzuge erscheinen läßt, Siegfried dagegen in weißem Gewande auf weißem Rosse, so will er dadurch Charakter und Alter beider Helden symbolisieren. Etwas Ähnliches haben wir in einer neueren Dichtung, in Schillers Jungfrau von Orleans, in der Szene, wo Johanna im lichten, goldenen Brustharnisch mit dem unbekannten, schwarzen Ritter kämpft, und da, wo sie dem schwarzgekleideten Vater gegenübersteht. Von der Brünhild sagt der Dichter, sie habe in schneeweißem Kleide am Fenster gestanden, womit er vielleicht auf die Rolle hat hindeuten wollen, die sie in der Göttersage spielt, wo sie unter Schnee und Eis Winterschlaf hält.

Ein Beiwort verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, da es wesentlich dazu beiträgt, einen herzlichen Ton in die Darstellung zu bringen. Es ist dies das Beiwort „lieb". Einige Beispiele, die sich auf Kriemhild beziehen, mögen genügen. Als diese die Nachricht erhält, daß vor ihrer Kammer ein erschlagener Ritter liegt, wird sie sogleich von der bangen Ahnung ergriffen, daß der Erschlagene kein anderer als Siegfried sei. Das Gesinde zweifelt daran; sie aber sinkt unter einem Blutsturz zur Erde und ruft unter unendlichem Weh: „Es kann kein Fremder sein; nein, es ist Siegfried, mein lieber Mann." Refrainartig kehrt dieser Ausdruck in den bedeutendsten Momenten der Klage Kriemhilds wieder, wodurch seine Kraft noch gesteigert wird. Das arme unglückliche Weib bittet Siegmund, bei ihr im Hause zu bleiben, bis es tage,

„Dann helft ihr mir besorgen meinen lieben Mann."

Drei Tage und drei Nächte will sie an seiner Bahre sitzen und wachen,

„Bis ich mich ersättige an meinem lieben Mann."

Auch später, selbst noch an Etzels Hofe, spricht sie von ihrem „lieben Mann", und als sie sein Schwert in den Händen hat, erwacht nochmals ihr ganzes früheres Liebesglück, und sie will sich weiden an dem Anblick dieses Schwertes, das „ihr holder Friedel" trug, als sie zuletzt ihn sah. Auch in diesem Ausdrucke liegt eine Innigkeit und Herzlichkeit der Sprache, die sich mehr empfinden, als darlegen läßt. Dasselbe ist der Fall, wenn Siegfried bei seinem Abschiede von Kriemhild diese wiederholt seine „liebe Traute" nennt

und diesen Ausdruck auch in seiner Sterbestunde gebraucht. Ähnliche Stellen kommen viele im Nibelungenliede vor. So einfach dieselben auch ihrem sprachlichen Ausdrucke nach sind, es liegt in ihnen eine ganze Fülle der tiefsten Empfindungen verborgen, die erst ihr Zusammenhang einigermaßen aufzudecken vermag. Ich erinnere nur noch an die Szene, wo Kriemhild den Sarg wieder öffnen läßt, das schöne Haupt des Toten in ihre „weiße Hand" nimmt, seinen bleichen Mund küßt und dabei vor Leide „Blut weint".*)

2. **Die Hauptwörter.** Unter den Hauptwörtern fallen besonders die Eigennamen auf, indem ganze Reihen derselben mit einem gleichen Anfangsbuchstaben beginnen, wie Gunter, Gernot, Giselher; Siegfried, Siegmund, Siegelinde; Lüdeger, Lüdegast. Diese alliterierenden Namen deuten auf die ältere Form des Liedes in Stabreimen hin. Von vielen Eigennamen läßt sich ihre ursprüngliche Bedeutung nachweisen. Gunter heißt Kriegsheld, vom ahd. gund Krieg und hari, her(i) Heer, in ursprünglicher Bedeutung Krieger, Kämpfer, Held; Giselher, Geiselher, mhd. gîsel, Geisel, und da zu Geiseln nur Kinder angesehener Eltern genommen wurden, später auch junger Edeling, und her(i), Heer, Krieger, Held, also edler Krieger; Brünhild, mhd. brünne, aus brinnen leuchten, leuchtender Panzer, hilt Kampf; Siegfried, Friedebringer durch den Sieg; Dietrich, von diet Volk und rich Reich, Herrschaft, ursprünglich Herrscher, also Volksherrscher (mhd. rîch, ahd. rîh, got. reiks). Daß diese Namen zugleich eine symbolische Beziehung haben, ist aus ihrer Bedeutung ersichtlich.

Oft werden in dem Nibelungenliede die Personen auch benannt nach ihrer Abstammung, z. B. Aldrianens Kind = Hagen oder Dankwart; Siegmunds Sohn = Siegfried; Utens Kind = Kriemhild; oft auch nach dem Lande, z. B. der Vogt vom Rheine = Gunter; der Held vom Nibelungenland = Siegfried; der von Berne = Dietrich. Eine ganze Reihe von den im Nibelungenliede vorkommenden Hauptwörtern sind aus dem Sprachgebrauch geschwunden, weil die Begriffe, welche sie bezeichnen, ihre Geltung verloren haben, z. B. Brünne, Panzerhemd; Halsberge, Halsschirm; Tjost, Zweikampf; Buhurt, Kampfspiel in ganzen Scharen. Auch das Wort Minne kommt jetzt selten vor. Dasselbe hat in den alten Dichtungen eine verschiedene Bedeutung; am häufigsten bezeichnet es Liebe, es bezeichnet aber auch Freude, Freundschaft und Erinnerung. Wenn Hagen sagt, als er Dankwart, rot von Blut, in den Königssaal treten sieht: „Nun trinken wir die Minne," so meint er, daß das Festmahl jetzt ein Blutmahl zum Andenken an Siegfried werden soll. Außer Gebrauch gekommen ist auch das Wort Recke. Ein Recke hieß jeder tüchtige Kriegsmann, so daß auch Könige also benannt werden konnten. Ist aber vom Könige und seinen Recken die Rede, so sind unter letzteren die Erlesenen des Gefolges, die auserlesenen Degen gemeint, die

*) Das Wort „Leid", das Hauptwort wie das Eigenschaftswort, ist oft mit „lieb" zusammengestellt.

sich ausgezeichnet hatten. Unser Zeitwort recken heißt im ahd. recchan, d. h. ausdehnen, hervorragen machen. Das häufig vorkommende Wort Pallas bezeichnet das Hauptgebäude der Burg. Es lag dem Eingange derselben gegenüber und bestand mindestens aus zwei Stockwerken. Eine Treppe führte vom Burghof in das zweite Stockwerk, in den weiten Saal desselben, welcher Pallas im engeren Sinne des Wortes hieß, der Mittelpunkt des Hauses und der gewöhnliche Aufenthalt der Männer war. Zu beiden Seiten desselben lagen die kleineren Gemächer der Frauen, die Kemenaten, meistens herrlich geschmückt. Auch in den Türmen der Burg fand man solche Gemächer, von denen aus die Frauen unbemerkt den Ritterspielen zusehen konnten.

3. **Oft wiederkehrende Handlungen.** Unter den Handlungen, welche im Nibelungenliede oft wiederkehren, nehmen die Kämpfe die erste Stelle ein. Ist doch das ganze Lied von Kampfszenen angefüllt. Es wird gekämpft gegen eindringende Feinde und wird gekämpft in grimmer Rache gegen Verwandte; es wird gekämpft, um die Geliebte zu erwerben, und gekämpft in Festspielen an Freudentagen; es wird gekämpft in den Räumen der Hofburg und in den großen Räumen der Speisesäle. Überall Kampf, selbst um Leichen, als ob die Menschen jener Tage zu reich an Blut und Kraft gewesen wären, als daß sie damit hätten sparsam zu sein brauchen.

Die Vorgänge dieser Kämpfe bieten zwar verschiedene Momente, diese kehren aber in der Hauptsache wieder. Daher finden wir stehende Wendungen bei der Darstellung der Kampfszenen. Will der Held einen anderen zur Rede setzen, so stellt er den Schild vor den Fuß; kündigt er Feindschaft an, so setzt er den Helm auf oder bindet ihn fester; greift er an, so rückt er den Schild höher; macht er Waffenstillstand, so bindet er den Helm ab; ist der Kampf am heißesten, so sprühen die Funken von Helm und Panzer; tritt eine Pause ein, so kühlen die streitmüden Helden die Panzer am Winde. Dem Angriffe geht oft ein plötzliches Indiehöhespringen vom Sitze voraus, wodurch die Kampfeslust in der drastischsten Weise zur Anschauung gebracht wird.

Als Dankwart die schreckliche Botschaft von dem Überfall in der Herberge bringt,

„Volker, sein Geselle, von dem Tische sprang,
Daß laut der Fiedelbogen ihm an der Hand erklang.
Auch sprangen von dem Tische die drei Könige her.
Der jüngste Sohn Frau Utens auch zu dem Streite sprang."

Als die Botschaft von Siegfrieds Ermordung in das Schlafgemach Siegmunds dringt,

„Mit hundert seiner Mannen er von dem Bette sprang,
Sie zuckten zu den Händen die scharfen Waffen lang
Und liefen zu dem Wehruf jammervoll heran.
Da kamen tausend Recken, dem kühnen Siegfried untertan."

Am grauenvollsten ist die Szene, in welcher den todmüden Helden die Leichen der in Etzels Saal Erschlagenen zum Sitz haben dienen müssen, von denen sie dann zu neuen Kämpfen aufspringen:

„Da band den Helm vom Haupte mancher Ritter gut;
Sie saßen auf den Wunden, die nieder in das Blut
Waren zu dem Tode von ihrer Hand gekommen."
„Dankwart, Hagens Bruder, der schnelle Rittersmann,
Sprang vor seinen Herren zu den Feinden vor die Tür."

Den Nibelungenhelden wird die schnelle Bewegung des Springens nicht bloß, wenn sie zum Angreifen sich anschicken, beigelegt — ein Zug, den schon Tacitus von den alten Germanen berichtet — sondern überhaupt, wenn sie in Aufregung geraten, weshalb sie mit Recht „die schnellen Degen" genannt werden. Ausmalende Beschreibungen der Kampfszenen finden wir im Nibelungenliede nicht. Es ist alles knapp gehalten, mit schlagartiger Schnelligkeit nur das Wesentliche hervorgehoben. Ist einem Helden durch einen kräftigen Hieb das Haupt vor die Füße gelegt, stürzt er vom tödlichen Speer getroffen die Stiege hinab, dringt er mit vorgehaltenem Schilde dieselbe hinauf, so ist mit dieser kurzen Angabe gewöhnlich alles abgetan. Es wird weder ausgeführt, wie der Schild gestaltet war, noch wie der Held sich zum Kampfe vorbereitete, noch wie er in den Tod sank. Ein paar Züge genügen, um der Phantasie zum weiteren Ausmalen ein kräftiges und stimmungsvolles Bild zu geben. Das Sausen der blitzenden Schwerter, das Sprühen der Funken, das Emporrücken der Schilde, das Spicken derselben mit fliegenden Speeren, das Fließen des Blutes aus den klaffenden Wunden, das Steckenbleiben der Spieße im Haupt oder in der Brust — alles das veranschaulicht hinlänglich die heißen Kämpfe dieser Helden und stimmt zu dem rasch vorwärts drängenden, dramatischen Bau des Nibelungenliedes, das sich in dieser Beziehung wesentlich von der epischen, oft zu weit ausgeführten Breite der Iliade unterscheidet. Am knappsten gehalten ist die zweite Hälfte des Nibelungenliedes, mehr ausmalend die erste.

In den Reden der Helden beobachtet die Dichtung dieselbe Sparsamkeit wie in der Darstellung der Handlungen. Ohne viele Worte schreiten die Helden zur Tat; die aufwallendsten Empfindungen werden oft nur durch ein bedeutsames, vielsagendes Schweigen oder durch einen bedeutsamen Blick des Auges ausgedrückt, das bei den alten Germanen, wie römische Schriftsteller berichten, furchtbar leuchtete, wenn zum Angriff geschritten wurde. Mit stummem Blick betrachtet die eifersüchtige Brünhild die herrliche Kriemhild, als diese neben Siegfried („wie war ihr das so leide") bei Tafel sitzt; mit verhaltener Rachewut schaut Kriemhild Dietrichen an, als sie erfährt, dieser habe die Nibelungen gewarnt:

„Sie ging schnell von dannen; nichts mehr sprach sie da,
Nur daß sie nach den Feinden mit geschwinden Blicken sah."

Volkers kampfesmutige Blicke reichen hin, die von Kriemhild gedungenen Heunen vom Angriff auf ihn und Hagen zurückzuschrecken:

„Gäbe sie mir Türme von rotem Golde gut,
Diesen Fiedelspieler wollt' ich nicht bestehn
Der schnellen Blicke wegen, die ich an ihm hier gesehen."

Solche vielsagenden stummen Handlungen hat das Nibelungenlied außer den angeführten noch manche aufzuweisen. Ich erinnere

nur an Hagen, der, ohne ein Wort zu sprechen, sich den Helm fester bindet, als er sieht, daß Kriemhild nur den Giselher küßt, und der vor der Königin nicht aufsteht, als sie in den Burghof tritt. Überhaupt ist Hagen der schweigsamste unter den Helden. In seinem furchtbaren Trotz läßt er sich lieber den Kopf abschlagen, als daß er verrät, wo er den Hort versenkt hat.

Wie das Nibelungenlied seine tatkräftigen Helden und Heldinnen in den verhängnisvollsten Augenblicken in Schweigen hüllt und meistens nur durch ein äußeres Zeichen derselben, durch einen bedeutsamen Blick oder durch eine bedeutsame Bewegung die Vorgänge in ihrem Innern aufdeckt, so läßt es die herben Seelenschmerzen dieser tiefen, wortkargen Naturen auch nur im Weinen sich äußern.

Das Weinen kommt nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern vor, bei letzteren jedoch seltener. Die meisten Tränen fließen, und zwar in der heftigsten Weise, bei dem Tode Siegfrieds und bei dem Tode des edlen Rüdiger. Die Burgunden wie die Hunnen können sich der Tränen bei dem Tode des letzteren nicht enthalten:

„Als sie den Markgrafen tot sahen vor sich tragen,
Da vermöcht' euch kein Schreiber zu deuten, noch zu sagen
Die unbändige Klage so von Weib als Mann,
Die sich aus jammernden Herzen da zu zeigen begann.

König Etzels Jammer ward so stark und voll;
Wie eines Löwen Stimme dem reichen König scholl
Der Wehruf der Klage und auch dem Königsweib;
Sie weinten übermäßig um des guten Rüdigers Leib."

Während im ganzen Nibelungenliede kein Ächzen und Stöhnen der Sterbenden, kein Weinen der Verwundeten vorkommt, ist der Jammer um den Tod Rüdigers allenthalben so groß, „daß von dem Wehrufe Pallas und Turm erscholl".

„Dietrichens Recken sah man die Tränen gehn
Übern Bart zum Kinne; viel Leid war ihnen geschehn."

Dietrich selbst weint und klagt, „daß das Haus ertoset". Die Ausdrücke für das Weinen sind je nach den Umständen verschieden und von feinem Unterschiede. Oft heißt es, namentlich bei den Frauen, wenn die Helden ihre Warnungen nicht achten und zu verhängnisvollen Abenteuern ausziehen, „ihre Augen wurden naß" oder „trübe", auch „blind" oder „rot". Den höchsten Grad der Schmerzensäußerung bildet „das Blutweinen" der Kriemhild, als sie zum letzten Male das Haupt des geliebten Toten mit ihrer weißen Hand aus dem Sarge emporhebt:

„Und küßte so den Toten, den edlen Ritter gut;
Ihre lichten Augen, vor Leide weinten sie Blut."

Von ahnungsreicher Inhaltsfülle ist das verstohlene Weinen der Brünhild am Hochzeitstage, wie das der Kriemhild, als sie an Etzels Seite sitzt, und als sie das Schwert Siegfrieds über des trotzigen Hagen Knie liegen sieht. So oft auch das Weinen in dem Nibelungen-

liebe vorkommt, stets ist es ein Zeichen eines gewaltigen, tief empfundenen Schmerzes.

Den Äußerungen des Schmerzes stehen in gleicher Stärke die der Freude gegenüber, welche sich besonders im kräftigen Handschlag und Händedruck wie im Lachen und im Küssen kund geben. Das letztere geschieht nur beim Kommen und Scheiden. Das Nibelungenlied bewahrt auch hierin ein keusches Maß.

Außer den angeführten sich oft wiederholenden Handlungen kehrt auch das Stehen der Frauen am Fenster häufig wieder. Kriemhild sieht verstohlen, hinter dem Fenster stehend, den Ritterspielen im Burghofe zu. Als die Helden das Schiff zur Brautfahrt nach Isenland besteigen,

„Da stand in den Fenstern manch' minnigliches Kind,"

und als sie in Isenland ankommen, da sah Gunter

„Oben in den Fenstern manche schöne Maid."

Am offenen Fenster stehen zu Bechlarn die Frauen beim Abschied der Helden, und

„Kriemhild die Fraue ging an ein Fenster stehn
Und schaute nach den Brüdern, wie nach Freunden Freunde seh'n.
Aus ihres Vaters Lande sah sie manchen Mann.
Als das der König hörte, der hob vor Lust zu lachen an."

Dieses Stehen am Fenster ist ein Zug, der ebenfalls mit der keuschen Zurückgezogenheit der Frauen jener Zeit zusammenhängt. Waren für diese doch besondere Gemächer in den Burgen, Kemnaten genannt, bestimmt, die kein Mann betreten durfte. Das Hervorheben dieses Zuges trägt außerdem wesentlich dazu bei, die also vorgeführten Personen der Phantasie fest einzuprägen, indem das sie isolierende Fenster gleichsam als Einrahmung dient und diese Abgrenzung ein Mittel wird, die Aufmerksamkeit ganz besonders auf sie zu richten.

Kommt zu der Abgrenzung noch eine Erhöhung des Standpunktes, so daß auch dieser sich durch seine erhöhte Lage von der Umgebung abhebt, so ist die Wirkung auf die Phantasie um so größer. So wird der Gotenkönig aus der Menge der Tischgenossen uns dadurch so lebendig und unauslöschlich vor die Seele geführt, daß er mitten im Tosen der Waffen auf den Tisch springt und von diesem erhöhten Standpunkte aus seine mächtige Stimme erschallen läßt.

Unter den sich wiederholenden Handlungen verdient noch ein anderer oft wiederkehrender Zug der weiblichen Charaktere erwähnt zu werden, der mehr noch als der vorhin angeführte ein Licht auf die häusliche Sitte der damaligen Zeit wirft: es ist dies das Anfertigen der Kleider durch die Hand der Hausfrauen. Selbst Königstöchter scheuten sich nicht, dabei tätig mitzuwirken. Als König Gunter zur Brautfahrt sich rüstet, ersucht er seine Schwester Kriemhild, sie möge ihm und seinem Gefolge „zierlich Gewand" besorgen. Darauf macht sich Kriemhild mit dreißig Jungfrauen an das Werk; sie selber

schneidet alle Kleider zu. Bei dem Hoffeste, welches König Siegmund seinem Sohne Siegfried zu Ehren veranstaltet,

„Vierhundert Schwertdegen sollten gekleidet gehen
Neben Siegfrieden. Da war manch Mägdlein schön
An dem Werk geschäftig, denn jede war ihm hold.
Viel edle Steine legten die Frauen da in das Gold,
Die sie mit Borten wollten wirken ins Gewand
Den jungen stolzen Recken, des war da viel zur Hand."

4. **Die Gleichnisse.** Ausmalende Gleichnisse, welche die Handlungen und Vorgänge in einem anderen selbständigen Lebensbilde abspiegeln und dadurch verdoppeln, kennt das rasch vorwärtsdrängende Nibelungenlied nicht. Seine Gleichnisse sind wie seine Beiwörter von der einfachsten Art, indem ein bekannter sinnlicher Gegenstand als Bild zur Veranschaulichung verwandt wird, ohne daß die Analogie ausgeführt wird. Die Gegenstände, welche zur Vergleichung gebraucht werden, stammen meistens aus den heimatlichen Feldern und Wäldern. So ist der hauende Eber ein öfter gebrauchtes Bild für die furchtlos Kämpfenden. Der kühne Spielmann Volker wütet wie ein „wilder Eber", und der schnelle Dankwart geht vor den Feinden her, die ihn von beiden Seiten anspringen, als ein „Eber zu Walde tut vor den Hunden." Fremdartiger ist der Löwe und der Pardel. Siegfried und Alberich kämpfen miteinander wie zwei Löwen; der Held Wolfhart stürmt heran wie ein grimmer Leu; Siegfried und Hagen laufen um die Wette nach dem Brunnen wie „zwei wilde Pardel". Ist nun auch dem Nibelungenliede eine reiche Fülle und eine reiche Ausführung der Gleichnisse fremd, fehlt diesen auch der glänzende Farbenschmuck und die feine Struktur, so sind sie doch da, wo sie auftreten, stets von großer Wirkung. Dazu trägt einesteils ihre sparsame Anwendung bei, sodann aber auch die Stätte, wo sie sich finden. Es geht ihnen fast überall eine bedeutende Situation vorauf, eine ganze Reihe verhängnisvoller Momente, so daß sie den Licht- und Höhepunkt derselben bilden und niemals bloß eingestreute Schönheiten sind. Als Siegfried, der ein ganzes Jahr um sie geworben und ihretwillen den Krieg gegen die Dänen und Sachsen mitgemacht hat, endlich die Kriemhild zu sehen bekommt, heißt es:

„Nun kam die Minnigliche, wie das Morgenrot
Tritt aus trüben Wolken. Da schied von mancher Not,
Der sie im Herzen hegte, was lange war geschehen;
Er sah die Minnigliche nun gar herrlich vor sich stehn,

Von ihrem Kleide leuchtete mancher edle Stein;
Ihre rosenrote Farbe gab lieblichen Schein.
Was jemand wünschen mochte, er mußte doch gestehn,
Daß er hier auf Erden noch nicht so schönes gesehn.

Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt,
Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt,
So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut,
Das mochte wohl erhöhen dem zieren Helden den Mut."

„Die Wirkung dieser Gleichnisse", bemerkt Timm, „liegt hier offenbar nicht so sehr in der Wahl und Behandlung, obwohl diese sehr den Eindruck erhöhen als vielmehr in der Zusammenwirkung und dem Zuge der ganzen Darstellung. Fast alle Mittel der Plastik vereinigen sich, die Wirkung zu erhöhen: das vorhergegangene, allmähliche Erscheinenlassen der Jungfrau hinter dem Gitter, wo man sie schon hat erröten sehen; die Vorbereitung der Phantasie durch die Sehnsucht, Furcht und Hoffnung, in welche wir mit dem schüchtern werbenden Jünglinge versetzt waren; die Wirkung der endlich erscheinenden Jungfrau auf die unbeteiligten Zuschauer; die unerwartete, plötzliche Enthüllung einer gepriesenen Schönheit; das leuchtende Strahlen ihres Antlitzes aus der Umgebung eines reichen Schmuckes (glänzender Edelsteine): dies alles und mehreres wirkt hier zusammen, um uns die rosige Jungfrau, derentwegen so viele Degen das Leben verlieren sollten, wie das durch trübe Wolken hindurchdringende, schimmernde Morgenrot, wie den plötzlich entschleierten, milde strahlenden Mond in der ganzen Pracht ihres beseligenden Reizes zu veranschaulichen." Bezeichnend ist, daß der Dichter, welcher mit den Gleichnissen so sparsam ist, an dieser Stelle, wo Kriemhild und Siegfried auf dem Gipfelpunkt ihres Glückes stehen, alsbald noch ein drittes Gleichnis folgen läßt, welches mit den beiden voraufgegangenen in sachlichem Zusammenhange steht und in welchem der junge, schöne Held seiner Geliebten als ebenbürtig gegenüber gestellt wird. Es heißt daselbst:

„Da sah man den Siegelinden-Sohn so minniglich da stehn,
Als wär' er entworfen auf einem Pergamen
Von guten Meisters Händen; gern man ihm zugestand,
Daß man nie im Leben so schönen Helden noch fand."

In diesem Bilde ist der überwältigende Eindruck, den Kriemhilds Schönheit auf Siegfried macht, treffend ausgedrückt. Vorher geht, daß der Held von der Schönheit der Geliebten so überrascht wurde, daß er plötzlich den lang gehegten Wunsch, sie zu besitzen, für eine Vermessenheit von seiner Seite hält. So schön hatte er sie sich nicht gedacht. Um so erklärlicher ist sein Erstarren.

Noch zwei weitere Gleichnisse verdienen hervorgehoben zu werden. Das eine bezieht sich auf Rüdiger, das andere abermals auf Siegfried, so daß diesem ebenfalls zwei Gleichnisse zuteil werden wie der Kriemhild. Von Rüdiger wird in ebenso zarter als schöner Weise gesagt, daß sein Herz Tugenden trug, „wie der süße Mai Gras und Blumen trägt", ein Gleichnis, welches um so wirksamer erscheint, wenn man bedenkt, wie lieb unsern Vorfahren der Mai war, dem sie ihre schönsten Lieder und ihre schönsten Feste weihten. Siegfried wird von der Kriemhild mit dem Monde verglichen, als sie sich ihres Mannes der Brünhild gegenüber rühmt. Glücklich in dem Besitz des herrlichen Helden, der alle überstrahlt, sagt sie:

„Siehst du, wie er steht,
Wie er da so herrlich vor allen Recken geht,
Wie der lichte Vollmond vor den Sternen tut!"

Das Bild des Mondes ist zweimal im Nibelungenliede an bedeutsamen Stellen verwandt worden, wie denn überhaupt die milde Schönheit des Mondes, sein Kommen und Verschwinden, sein zauberhaftes, magisches Licht und sein Erscheinen in verschiedener Gestalt unserer Poesie von Anfang an, gleich dem Mai, einen reichen Anlaß zu selbständigen Dichtungen wie zu Vergleichungen gegeben hat, während die Griechen und Römer die Sonne (den Helios) feierten.

5. **Der Humor und die Ironie.** Der Träger des Humors im Nibelungenliede ist Volker. Die Vereinigung eines Spielmannes und Ritters in einer Person, die im Eisenharnisch den Geigenbogen wie das Schwert gleich trefflich zu führen weiß, die süßesten Lieder anstimmt und die wildesten Schwerthiebe austeilt, bildet einen Gegensatz, der um so stärker wirkt, je seltener diese Vereinigung in der Wirklichkeit ist. Dieser Gegensatz steigert sich zu schneidenden Heldenscherzen gerade an den Stellen des Nibelungenliedes, wo die Begebenheiten am ernstesten und grauenvollsten sind, ganz dem Charakter dieser markigen Helden entsprechend, die heiteren Mutes dem Tode ins Auge schauen und im Kampfe ihre Lust und ihre Befriedigung finden. Das Schwert und der Fiedelbogen Volkers sind oft dergestalt in der Dichtung miteinander vertauscht worden, daß man zuweilen nicht gleich weiß, wovon die Rede ist. So heißt es an der Stelle, wo Hagen nicht vor Kriemhilden aufsteht:

„Volker, der schnelle, zog näher an die Bank
Einen starken Fiedelbogen, mächtig und lang,
Einem Schwerte ähnlich, scharf dazu und breit.
So saßen unerschrocken die beiden Recken kühn im Streit."

Bald darauf sagt Volker zu den sich herandrängenden Heunen:

„Wie dürft ihr uns Recken so vor die Füße gehn?
Und wollt ihr das nicht meiden, so wird euch übel geschehn.
So schlag' ich dem und jenem so schweren Geigenschlag,
Hat er einen Treuen, daß der's beweinen mag."

Daß beidemal vom Schwerte die Rede ist, ergibt der Zusammenhang. Wie die Gestalt desselben eine Verwechselung mit einem Geigenbogen möglich macht, so ist auch sein schwirrender Ton, den es beim Sausen durch die Luft vernehmen läßt, in humoristischer Weise zum Ausdruck gekommen, wenn z. B. gesagt wird, daß seine Lieder durch Helm und Schildesrand hallten oder daß der Fiedelbogen laut erklang, seine Lieder übel lauteten und seine Töne manchen Helden fällten.

Furchtbar schön ist der Humor, den der Schwertfiedelbogen hervorruft beim Beginn des Kampfes im Festsaale Etzels. Da springt Volker vom Tische, daß laut der Fiedelbogen ihm an der Hand erklang, und beginnt fiedelnd durch den Saal zu gehen. Seine Weisen lauten übel, sein Bogenstrich ist rot; wie zum Tanze hat er den Tod an der Hand.

Auch die Kampflust der übrigen Helden wird in der grauenvollen Katastrophe vielfach durch den Humor auf die wirksamste Weise zur Anschauung gebracht. So erwidert Dankwart, der eben erst dem Mordgewühl in der Herberge entronnen ist, als ihm die schwere Aufgabe wird, die Tür zu hüten, daß ihm bei so reichen Königen das Amt eines Kämmerers wohl anstehe usw.

Ein heiteres Gepräge haben auch diejenigen Stellen im Nibelungenliede, in welchen der Dichter sich unwissend stellt und tut, als wisse er etwas nicht, und so den Lesern gleichsam etwas zu raten aufgibt. Als Siegfried zum ersten Male die Kriemhild sieht und begrüßt, heißt es:

„Ward da mit sanftem Drucke geliebkost ihre weiße Hand
In herzlicher Minne, das ist mir unbekannt.
Doch kann ich auch nicht glauben, sie hätten's nicht getan;
Liebebedürftige Herzen täten Unrecht daran."

Mit diesem schalkhaften Humor hängt der häufige Gebrauch der Redeweise „ich wähne", „ich kann das nicht sagen", „ich will glauben" rc. zusammen.

Ein treuherziger Humor liegt in denjenigen Stellen, in welchen der Dichter von seiner Seite es für nötig hält, ganz abenteuerliche Ereignisse noch besonders zu bestätigen oder zu begründen. So sagt er von Siegfried, der die Brünhild im Sprunge überholt und dabei obenein noch den Gunter mit fortträgt:

„Ein großes Wunder war es und künstlich genug,"

und er erklärt dies Wunder, indem er hinzufügt:

„Siegfried war kräftig, kühn und auch lang."

Ebenso fügt er an der Stelle, wo der Held die Tarnkappe wieder im Schiffe verbirgt, hinzu:

„Siegfried der schnelle war wohl schlau genug."

Überhaupt ist der ganze Scheinkampf mit der Brünhild, in welchem Gunter nur die Gebärde macht, im hohen Grade humoristisch.

Hat das Nibelungenlied den heiteren Spielmann Volker vorzugsweise zum Träger des Humors erkoren, so hat es den grimmen Hagen zum Träger bitterer Ironie sich ausersehen, die um so mehr hervortritt, da Hagen eine an sich schweigsame Natur ist. Fast alle seine Reden sind mit Sarkasmen gewürzt. Das Wort „Teufel" kommt oft über seine Lippen.

Die Brünhild, von deren Schönheit Gunter ganz bezaubert ist, sucht er diesem dadurch zu verleiden, daß er sie als ein Kind der Hölle bezeichnet:

„Die ihr begehrt zu minnen, die ist wohl des Teufels Weib."

Als Kriemhild ihn fragt, ob er ihr den Nibelungenschatz mitgebracht habe, erwidert er, daß er ihr „den Teufel bringe". (Der alte Hildebrand nennt Hagen selbst einen Teufel.) Bei der Vorstellung Ortliebs im Königssaale bemerkt er, offenbar mit einer Anspielung auf des Knaben Tod, den er im Sinne hat: der junge König sehe ihm nicht nach langem Leben aus; ihn solle man gewiß nimmermehr

zu Ortlieb nach Hofe gehen sehen. Als Dankwart mit Blut bedeckt in die Tür tritt und verkündet, er habe Blödel erschlagen, ruft er: „Klein ist der Schaden", und nun will er mit den Seinen die Minne trinken und Etzels Wein in Blut zahlen.

6. **Die Nibelungenstrophe.** Über Schönheit und Mängel der Nibelungenstrophe schreibt Fr. Polack: „Die rhythmische Mannigfaltigkeit der Nibelungenstrophe macht es möglich, jeder Art der Empfindung und Darstellung die passende Form zu geben. Sie spiegelt den Wellenschlag der Leidenschaften und den Gang der Handlung wieder. Es ist deshalb so schwer, metrische Gesetze über ihren Bau und Gebrauch aufzustellen. In der Art ihrer Entstehung haben wir ihre Eigentümlichkeiten zu suchen. Wie das Nibelungenlied eine Umgestaltung alter Volksgesänge in schriftmäßige Poesie, so ist der Nibelungenvers, das ursprüngliche metrische Gewand der alten Volksgesänge, in Satzbau und Klang aufs innigste dem Denken und Fühlen der Volksseele angepaßt. Die Schriftpoesie bildet aus Silben ihre Versfüße, die Volkspoesie aus den Begriffswörtern den Pulsschlag ihrer rhythmischen Bewegung. Dort ist der Versfuß ihr äußeres Kleid, hier der Akzent inneres Leben, dort das Metrum Architektur, hier Musik. Was die Schriftpoeten zu den alten Volksgesängen gefügt haben, das zeigt regelrechte jambische und anapästische Versfüße, was aber rein von dem Volksgesange übrig geblieben ist, hat nur — scheinbar regellose — Hebungen und Senkungen nach den begriffhaltigen Wörtern, d. h. nach dem Wellenschlage der Gedanken und Empfindungen. Der Volksgesang entlehnte seine rhythmischen Gesetze den unbewußt geübten Gesetzen des Denkens und Sprechens und war nicht das Resultat einer Einsicht, sondern nur des Gefühls. „Der R h y t h m u s des Volksgesanges wird dem Ohre durch das Steigen und Neigen der Silben vernehmbar, aber innerlich ist er mehr als dieses, ein Rhythmus der Gedanken, im Gleichschritt der Sätze und Satzglieder ausgeprägt" (Werner Hahn).

Doch auch von den M ä n g e l n der Nibelungenstrophe wollen wir nicht schweigen. Bei dem metrischen Aufbau werden reine und unreine Reime, Assonanz und Reim kaum unterschieden. Derselbe Reim wird zu oft wiederholt, oft dicht hintereinander. In zusammengesetzten Wörtern muß dem Reim zuliebe oft das Grundwort und nicht das Bestimmungswort betont werden. Da wo der Klanggesang der alten Volkslieder von Schriftpoeten unter die Schere der metrischen Gesetze genommen wurde, da schwand häufig mit dem Verständnis des Volksgesangverses auch Freiheit und Leichtigkeit der Bildung und die Harmonie zwischen Klanggliederung und Gedankenbewegung. Die natürliche, logische Zweiteilung des Satzaufbaus wurde zur Dreiteilung auseinandergezerrt, Vers und Gedanke hier und da an unrechter Stelle abgebrochen. Entweder wurde die Rede lang ausgesponnen, um die metrische Form zu füllen, oder gewaltsam zusammengepreßt, um darin Platz zu finden. Im ersten Falle wurde der Vers oft verschwommen, schleppend, ermüdend, ja langweilig, im zweiten hart und

eckig, undeutlich und ohne epische Anschaulichkeit. Die mehrmalige Überarbeitung des Nibelungenliedes durch Schriftpoeten hat durch Zusätze, Einschaltungen, Umwandlungen, Weglassungen usw. die Grenze zwischen den ursprünglichen Volksgesängen und der heutigen metrischen Form oft bis zur Unkenntlichkeit verwischt."*)

Überhaupt erscheint die Strophe, eigentlich eine mehr lyrische Form, für die Darstellung einer fortlaufenden Erzählung wenig geeignet. Sie fordert jedesmal einen Sinnesabschluß, ein rundes Ganzes; die Erzählung wird daher nur von Tatsache zu Tatsache schreiten, sie wird „etwas Kurzatmiges bekommen" und, so lange die Strophe ihrem natürlichen Charakter treu bleibt, immer eine gewisse Verwandtschaft mit der lyrischen Epik, der Ballade oder Romanze, behalten. Die Strophe entfrembet sich eigentlich von ihrem Naturboden, wenn sie nicht gesungen wird; daher fordert auch die Strophe des mittelhochdeutschen Volksepos, wie Scherer sagt, immer ein wenig zur Deklamation heraus.

7. Überlieferung und Würdigung des Nibelungenliedes.

1. **Die Handschriften.** Von dem Nibelungenliede sind uns 27 Handschriften überliefert, die durch drei hervorragende Handschriften vertreten werden, welche der bahnbrechende Nibelungenforscher Karl Lachmann in Berlin mit den Buchstaben A, B und C bezeichnet hat.

Die Handschrift A, die Hohenems-Münchener, in Quartformat, stammt aus Hohenems, einem Marktflecken in Vorarlberg mit den Schloßruinen des Reichsgrafen von Hohenems, und befindet sich seit 1860 in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München.

Die Handschrift B, die St. Galler, in Folio, wegen ihrer häufigen Benutzung auch Vulgata genannt, gehörte erst dem Grafen von Werdenberg bei Hohenems, dann dem Schweizer Geschichtsschreiber Ägidius Tschudi († 1572) und befindet sich seit 1775 in der Stiftsbibliothek von St. Gallen.

Die Handschrift C, die Hohenems-Laßbergische, in Quartformat, stammt gleichfalls von Hohenems, gelangte 1816 in den Besitz des Freiherrn von Laßberg auf Schloß Meersburg am Bodensee und befindet sich seit 1855 in der Fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Im Unterschiede von den übrigen Handschriften, die als Schlußvers die Worte haben: „Das ist der Nibelungen Not", schließt diese mit den Worten: „Dies ist der Nibelungen Lied".

Die Handschrift A ist die kürzeste, B ist etwas länger, C die längste.

Über Alter und Wert der Handschriften gehen die Ansichten der Gelehrten sehr auseinander.

---

*) Fr. Polack: Epische und lyrische Dichtungen erläutert. Abt. I[3], Leipzig, 1900, S. 89.

Lachmann erklärte A für die ursprünglichste und legte sie seiner Ausgabe (Der Nibelungen Not und die Klage, 5. Ausg., Berlin 1878) zugrunde, schied in dieser Ausgabe auch die 20 Lieder, die er für die ursprünglichsten hielt, durch besonderen Druck von den späteren Zusätzen und Erweiterungen aus.

Holtzmann (Untersuchungen über das Nibelungenlied 1854) und Zarncke (Zur Nibelungenfrage 1854) erklärten C für die ursprünglichste und gaben in ihren Ausgaben den Text nach C.

Bartsch endlich hielt B für die verhältnismäßig ursprünglichste Quelle, A für eine Verkürzung, C für eine Erweiterung des Originals und legte seiner Ausgabe B zugrunde. Nach Bartsch sind alle drei Handschriften, wie wir schon gesehen, nicht das Original, sondern weisen auf ein etwa 1140 verfaßtes, später verschollenes Original zurück. Nach ihm ist ferner A nur eine schlechte, keiner besonderen Beachtung werte Handschrift der Gruppe B; nur diese und C sind von einander unabhängige Bearbeitungen des verloren gegangenen Originals, von denen B dem Ursprünglichen im ganzen treuer geblieben ist.*)

Die Ansicht, daß der Text von C der ursprüngliche sei, gilt heute wohl allgemein als aufgegeben; die größere Zahl der Forscher sieht heute in B diejenige Gestalt, die dem Originale am nächsten steht, während ein kleiner Teil von Gelehrten noch an der Meinung festhält, daß A den ursprünglichen Text enthalte. So glaubt z. B. von Muth in seiner „Einleitung in das Nibelungenlied" nachgewiesen zu haben, daß B eine Bearbeitung des kürzesten Textes A duch einen österreichischen Fahrenden in ritterlichem Solde sei.

2. **Die Würdigung des Gedichtes im Laufe der Jahrhunderte.** Bis zu Ende des 16. Jahrhunderts lebte das Nibelungenlied im Gedächtnis des Volkes und wurde sogar als historische Quelle benutzt. Im 17. Jahrhundert scheint es aber völlig vergessen gewesen zu sein, und nur im Volksmunde, in Volksliedern und Volksbüchern lebte die Sage vom „hörnenen Siegfried" weiter.

Erst im 18. Jahrhundert erstand das vergrabene Epos wieder aus dem Staube der Bibliotheken.

*) „Der Bearbeiter von B war kein hervorragender Dichter, aber er schonte den ursprünglichen Ausdruck, soweit es ihm die Rücksicht auf sein Vorhaben, die Dissonanz zu beseitigen, gestattete. Namentlich enthielt er sich aller Zusätze von eigener Erfindung, ließ aber auch, so weit wir ermitteln können, nichts von dem fort, was sein Original ihm bot. So liefert er uns das relativ treueste Bild der in ihrer ursprünglichen Gestalt verlorenen Dichtung.

Der andere Bearbeiter (C), dessen Werk in weniger zahlreichen Handschriften vorhanden ist, verfährt mit größerer Konsequenz nicht in formeller Beziehung, denn auch er läßt hin und wieder Assonanzen durchschlüpfen, wohl aber in Hinsicht auf den Inhalt. Er sucht die bestehenden, zum Teil wohl erst durch die frühere Bearbeitung, um 1170, hineingekommenen, zum Teil auch schon von dem ersten Dichter übersehenen Widersprüche in der Sage möglichst auszugleichen, versucht eine Verbindung mit der von einem anderen Dichter um 1170 gedichteten Fortsetzung des Nibelungenliedes, der sog. „Klage", herzustellen und fügt, was am wichtigsten, dem alten Texte eine Reihe von Strophen ein." (Bartsch.)

Am 19. Juni 1755 wurde es von dem Arzte Jakob Hermann Abereit aus Lindau am Bodensee auf dem alten Schlosse Hohenems unter Bergen von alten Büchern und Handschriften in zwei Handschriften gefunden. Bodmer in Zürich veranlaßte dann 1757 eine Ausgabe des zweiten Teiles „Chriemhilds Rache" nebst der „Klage".

Im Jahr 1783 gab der Berliner Gymnasiallehrer C. H. Myller, ein Schweizer, in seiner „Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert" einen freilich sehr unkritischen Abdruck des ganzen Nibelungenliedes heraus, fand aber damit wenig Anklang, am wenigsten bei Friedrich dem Großen, dem er es zugeeignet hatte. Der König, in seiner Bildung durch und durch französisch, ohne Kenntnis der vaterländischen Literatur und daher derselben entschieden abgünstig, ließ dem Herausgeber folgendes Handschreiben zugehen:

„Hochgelahrter, lieber getreuer, Ihr urtheilt, viel zu vortheilhafft von denen Gedichten, aus dem 12., 13. und 14. Seculo, deren Druck ihr befördert habt, und zur Bereicherung der Teutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth; und verdienen nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Bücher-Sammlung wenigstens, würde Ich, solches elendes Zeug, nicht dulten; sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen großen Bibliothec abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht, Ew. sonst gnädiger König Fr. Potsdam, den 22. Februar 1784."

Ohne Zweifel hat Lessing Recht, wenn er sagt: „Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten in allen Ländern eben so rar als die wahren Dichter selbst gewesen."

Der Brief des großen Königs liegt auf der Züricher Universitätsbibliothek unter Glas und Rahmen.

Es war überhaupt damals noch nicht die Zeit zu erkennen, was für ein Nationalschatz das Nibelungenlied sei. Auch der Sprachforscher Joh. Chr. Adelung fand die mittelhochdeutschen Gedichte schal, weitschweifig, gedehnt, matt und unpoetisch. Goethe ließ das ihm übersandte Exemplar zunächst ungelesen, erst später (1807 und 1809) trug er einem auserwählten Kreise von Damen in Weimar Bruchstücke des Liedes in freier Übertragung vor. Nun äußerte er auch: „Das Klassische nenne ich das Gesunde und das Romantische das Kranke. Und da sind die Nibelungen klassisch wie Homer, denn beide sind gesund und kräftig. Ein jeder sollte das Gedicht lesen."

Erst nach und nach wuchs die Teilnahme an dem herrlichen Erbe der Väter, namentlich in der Zeit, wo Napoleons Tyrannei die Sehnsucht nach einem mächtigen Vaterlande wachrief.

Zu den eifrigsten Pflegern des Nibelungenliedes gehörte der 1856 verstorbene Professor von der Hagen; er lieferte von 1810 an die ersten Ausgaben desselben, welche auf Wissenschaftlichkeit Anspruch machen konnten; 1821 ließ Laßmann einen Abdruck der ihm gehörigen Handschrift veranstalten.

Schön hat sich Heinrich Heine über das Gedicht ausgesprochen: „Das Nibelungenlied ist von großer, gewaltiger Kraft, die Sprache, worin es gedichtet ist, ist eine Sprache von Stein, und die Verse sind gleichsam gereimte Quadern. Hier und da aus den Spalten quellen rote Blumen hervor wie Blutstropfen und zieht sich der lange Efeu herunter wie Tränen.

Wollt ihr kleinen, artigen Leutchen (d. h. die Franzosen) euch einen Begriff machen von diesem Gedichte und den Riesenleidenschaften, die sich darin bewegen? Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht; die Sterne bleich wie Silber, aber groß wie die Sonnen, blicken hervor am blauen Himmel, und alle gotischen Dome von Europa hätten sich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene; da kämen ruhig herangeschritten das Straßburger Münster, der Kölner Dom, der Glockenturm von Florenz, die Kathedrale von Rouen usw., und diese machten der schönen Notredame von Paris ganz artig die Kour. Es ist wahr, daß ihr Gang ein bißchen unbeholfen ist, daß man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen kann. Aber dieses Lachen hätte doch ein Ende, sobald man sähe, wie sie in Wut geraten, wie sie sich untereinander würgen, wie Notre dame de Paris ihre Steinarme zum Himmel erhebt, plötzlich ein Schwert ergreift und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe schlägt. Aber nein, auch so könnt ihr euch keinen Begriff von den Gestalten des Nibelungenliedes machen, kein Turm ist so hoch und kein Stein so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Kriemhild."

Gegenwärtig besitzen wir, wie das Literaturverzeichnis zeigt, eine ganze Reihe von trefflichen Ausgaben, Bearbeitungen und Erklärungen des Nibelungenliedes; auch ist sein Wert so anerkannt, daß man es als einen Mangel an Bildung bezeichnet, mit demselben nicht bekannt zu sein.

8. Verwandtes und Bekanntes.

1. **Das Nibelungenlied und die Ilias.** Schon oft ist das Nibelungenlied mit Homers Ilias verglichen worden. Beide Gedichte sind aus dem Gesamtbewußtsein des Volkes hervorgegangen, beide kennzeichnen sein Heldenzeitalter. In beiden „knüpft sich die Verwickelung an Frauen, hier wie dort bedeutungsvolle Vorzeichen und Träume, ein gewaffneter Zug in die Ferne, das Walten der Rache, allerlei Zweikämpfe, herausfordernde Reden, Waffengetümmel, Unversöhnlichkeit der Gegensätze, Vernichtungskampf, wenig glückliche Überlebende".

Vorzüglich tritt aber die Verwandtschaft in den Hauptfelden der Dichtungen zutage.

Siegfried ähnelt dem freudigen, geschwinden, unwiderstehlichen, göttergleichen Achilles, sowohl in der Naturanlage wie im äußeren Schicksal.

Beide besitzen große Eigenschaften des Herzens: Hochherzigkeit,

Großmut, Offenheit, Pietät gegen die Eltern. Beide stehen einander nicht nach in Kampfesmut, Furchtlosigkeit und unwiderstehlicher Tapferkeit. Beide sind ausgezeichnet durch körperliche Kraft und Schönheit. Beide sind bis auf eine Stelle ihres Körpers unverwundbar; aber Siegfried hat sich seine Unverwundbarkeit erst erkämpfen müssen, indem er den Lindwurm erschlug; Achill wurde sie gleich bei seiner Geburt, ohne sein Zutun durch das Bad im Styx verliehen.

Auch im äußeren Schicksal beider Helden ist große Ähnlichkeit: sie gehen unter in der strahlenden Herrlichkeit ihres Heldenlebens. Der Tod des Achill in der Ebene von Troja und Siegfrieds Tod im Odenwalde gehören zu dem Ergreifendsten und Erschütterndsten, was uns je ein Dichter gezeichnet hat. Achill und Siegfried werden durch einen Schwächeren als sie gefällt, plötzlich, unvorbereitet. Hier der Pfeilschuß, dort der meuchlerische Stoß Hagens.

Es finden sich aber auch Unterschiede. Im Charakter des griechischen Helden liegt eine große Reizbarkeit und ein unbeugsamer Stolz; Ehrbegierde, Schmerz, Haß und Rachsucht äußern sich in wildester Form. Nachdem er sich mit Agamemnon überworfen, zieht er sich grollend vom Kampfe zurück und weist die ihm nachher angebotene Aussöhnung ab. Der Tod so vieler Waffengefährten rührt ihn nicht, und er läßt erst von seinem Zürnen, um den erschlagenen Patroklus zu rächen. Siegfried dagegen hält von Anfang bis zu Ende ohne Wanken und Schwanken treu zu den Burgunden. Bei allem Selbstbewußtsein ist er bescheiden. Von dem rasch zum Zorn hinneigenden Wesen des Achill ist keine Spur bei ihm. Selbst bei seinem Tode ist er noch mild und gemäßigt. Alle Taten des deutschen Helden werden getragen und geadelt durch die Treue. Dazu kommt, daß die Taten und Entschlüsse Siegfrieds aus der eigenen Brust entspringen, während bei Achill überall die Götter mit eingreifen.

Achill fällt in offener Feldschlacht, nicht durch Freundeshand. Zudem konnte er auf dem Schlachtfelde jeden Augenblick sein Ende erwarten; auch war ihm von seiner Mutter die Weissagung geworden, daß, wenn er nach Troja zöge, er eines frühen Todes sterben würde. Kein solches Bewußtsein lebt in Siegfrieds Brust; ja auch keine trübe Ahnung taucht in ihm auf. Wer soll gegen ihn Groll hegen? Hat er doch stets treu zu den Burgunden gehalten. Um so bitterer ist die Enttäuschung, als der Mordstreich von einem Waffengefährten auf ihn geführt wird und er durch schnöden Verrat sein Heldenleben verhaucht.

So herrliche Szenen das Leben des Achill auch bietet, so kann er sich doch in seinem Charakter mit dem deutschen Helden nicht messen. Erregt Achill mehr unsere Bewunderung, so tritt Siegfried unserem Herzen näher und gewinnt unsere Liebe und Hochachtung.

Dem edlen **Rüdiger** mit Weib und Tochter ähnelt **Hektor** mit seinem edlen Weibe und ihrem Söhnlein; jener „Etzels letzter Trost, dieser der Schutz Ilions; ergreifend ist der letzte Kampf beider, die erschütternde Klage um sie, das Verlangen nach ihren Leichen, die unstillbare Trauer ihrer Witwen."

Gunter gleicht dem Völkerfürsten Agamemnon „in dem äußeren, prunkvollen Auftreten, in seinem Eigensinn, seiner Schwäche, seinen geheimen Machinationen und seinem Tode von Frauenhand."

Zu den ergreifendsten Szenen der Ilias gehört unstreitig die, welche den Abschied Hektors von seiner Gemahlin Andromache schildert, wie eine der rührendsten Stellen unseres Nibelungenliedes der Abschied Siegfrieds von Kriemhild ist.

In beiden Lebewohls liegt eine große Ähnlichkeit, doch der Grundton, der die Scheidestunde durchklingt, ist gänzlich verschieden. Andromache entläßt den Gatten mit dem inneren Bewußtsein, daß sie ihn zum letztenmal sieht. Diese bange Befürchtung spricht sich nicht nur in trüben Ahnungen, in ungewissem Schaudern aus; sie hat einen tatsächlichen Hintergrund. Ihr Gatte zieht aus in die blutige Feldschlacht, steht Feinden entgegen, die seinen und Trojas Untergang sich zur Aufgabe stellen, zieht einem Gegner entgegen, dem er den treuesten Freund erschlagen und der ihm gegenüber keine Schonung kennen wird. Auch in dem tapferen Hektor regt sich das Vorgefühl des nahen Verhängnisses. In prophetischem Geiste sieht er das Schicksal der Gattin und des Vaterlandes voraus. Anders ist es bei Siegfried und Kriemhild. Da sind es nur unheilverkündende Träume, unbestimmte Ahnungen, die Kriemhilds Herz belasten und die eigentlich keinen bestimmten Anhalt haben. In Siegfried selbst regt sich kein banges Vorgefühl; Kriemhilds Befürchtungen rufen kein Echo in seiner Brust wach; er glaubt sich unter treuen Freunden und ahnt nichts von dem nahen Verhängnis.

Die bestimmte Voraussicht Andromaches, das bange Ahnen Kriemhilds gehen in der traurigsten Weise in Erfüllung. Beide Frauen sehen ihre blühenden Gatten zum letztenmal. Der grimmige Tod, der sie von ihnen reißt, reißt alles Glück aus ihrem Leben.

2. **Die Nibelungensage in neueren Kunstwerken.** Eine Folge davon, daß das Nibelungenlied einen außerordentlich reichen dramatischen Stoff bietet, ist es, daß dasselbe eine große Anzahl dramatischer Bearbeitungen erfahren hat. Dramatisch haben außer Hans Sachs in dem „hörnenen Siegfried" den Stoff behandelt Ernst Raupach in seiner Tragödie „Der Nibelungenhort", welche viele Aufführungen erlebt hat; Emanuel Geibel, Reinhold Sigismund und Robert Waldmüller je in einer Tragödie „Brunhild"; ferner Reinold Reimer, Wilh. Hosäus, Friedr. Arnd, R. Sigismund und Ad. Wilbrandt je in einer Tragödie „Kriemhild". Alle überragt Fr. Hebbels Trilogie „Die Nibelungen".

Den nachhaltigsten Eindruck hat Richard Wagners „Der Ring des Nibelungen" gemacht. Wagner hat die Sage zu einem Bühnenfestspiel gestaltet. Schon der Titel verrät, daß der Hort oder besser gesagt die Gier nach dem Horte und dem aus ihm geschmiedeten Reife das treibende Motiv des Ganzen ist. Die Dichtung zerfällt in vier Teile: Rheingold, Walküre, Siegfried, Götterdämmerung.

Auch in der Malkunst haben berühmte Künstler die reichen Bilder, welche uns unser Epos bietet, darzustellen versucht (z. B. Pixis, Hausegger, v. Hoffmann). Bekannt sind insbesondere die Nibelungenkartons von Peter Cornelius in München und die Fresken der Nibelungensäle von Schnorr v. Carolsfeld in München.

So wird das Nibelungenlied fortleben im deutschen Volke und noch späten Geschlechtern singen „von heleden lobebaeren, von grôzer arebeit, von fröuden, hôchgezîten, von weinen und von klagen“.

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

1. **Zur Grundlage des Nibelungenliedes.** Die mythische Grundlage des Nibelungenliedes.

Siegmund und Siegfried.

Vergleichung der Ermordung Siegfrieds nach der Wölsungensage und dem Nibelungenliede.

Inwiefern kann die nordische Sage das Verständnis des Nibelungenliedes erleichtern?

Die Bedeutung des Goldes in der deutschen und nordischen Gestalt der Nibelungen.

Die Erklärung des altgermanischen Siegfriedmythus.

Siegfried der Lichtgott.

Welche Eigenschaften Siegfrieds lassen sich aus der Naturbedeutung dieses Helden erklären?

Wo findet sich Mythisches und Übernatürliches im Nibelungenliede?

Welche Charakterzüge der Personen des Nibelungenliedes erinnern an den heidnischen Ursprung des Gedichtes?

Die geschichtliche Grundlage des Nibelungenliedes.

Inwiefern hat die Sage die dem Nibelungenliede zugrunde liegenden geschichtlichen Ereignisse umgestaltet?

Welche Züge des Nibelungenliedes lassen die Wildheit der Völkerwanderung durchblicken?

Inwiefern zeigt das Nibelungenlied eine seltsame Mischung von alten heidnischen und neueren christlichen Vorstellungen?

Welche Elemente verschiedener kulturhistorischer Perioden sind im Nibelungenliede zu einer künstlerischen Einheit verschmolzen?

2. **Zur Entstehung des Nibelungenliedes.** Welche Anschauungen über die Entstehung des Nibelungenliedes sind heute im allgemeinen herrschend?

Welche Ansichten über die Entstehung des Nibelungenliedes vertrat der Nibelungenforscher Lachmann?

Welche Gründe bewogen den Nibelungenforscher Engelmann, die erste Abfassung des Nibelungenliedes zu einem einheitlichen Epos schon in die Regierungszeit Ottos I. zu legen?

3. **Zur künstlerischen Gestaltung des Stoffes.** Inwiefern wird uns in Kriemhilds Traum die ganze erste Hälfte des Nibelungenliedes prophetisch verkündigt?

Welchen Ausblick auf den Inhalt des Nibelungenliedes erschließt uns die Eingangsstrophe?

Mit welchem Rechte kann man den ersten Gesang des Nibelungenliedes als eine Exposition des ganzen Epos betrachten?

Wie wird Siegfrieds Tod im Nibelungenliede vorbereitet und kunstvoll gestaltet?

Durch welche Mittel der Darstellung hat der Dichter es erreicht, daß der Tod Siegfrieds so ergreifend auf uns wirkt?

Die Ereignisse im ersten Teile des Nibelungenliedes nach ihrem inneren Zusammenhange.

Das XVI. Abenteuer im Nibelungenliede, ein Meisterstück epischer Dichtkunst.

Anlage und Aufbau der Rüdigerepisode.

Welche Bedeutung für die Entwickelung der Handlung hat im Nibelungenliede die Episode vom Aufenthalte der Burgunden an Rüdigers Hofe?

Die Steigerung der Kämpfe im letzten Teile des Nibelungenliedes.

Wie hat der Dichter den ersten und zweiten Teil des Nibelungenliedes in Zusammenhang gebracht?

Das Tragische im Nibelungenliede.

Warum schließt das Nibelungenlied mit dem Tode Kriemhilds?

Durch welche wohltuenden Erscheinungen ist das Schreckliche der Nibelungenkatastrophe gemildert?

Welche Partien des Nibelungenliedes sind von besonderer Schönheit und warum?

Welche technischen Fehler im Aufbau der Handlung finden sich im Nibelungenliede?

4. **Die Treue als Motiv der Dichtung.** Die Treue als dichterisches Motiv des Nibelungenliedes.

Welche Grundzüge des deutschen Nationalcharakters treten uns im Nibelungenliede entgegen?

Altgermanische Tugenden im Spiegel des Nibelungenliedes.

Wie zeigt sich die stolze Todesverachtung der altgermanischen Recken im Nibelungenliede?

Das Nibelungenlied, ein Lied der Treue.

In welchen verschiedenen Formen tritt die Treue im Nibelungenliede auf?

In welcher Gestalt des Nibelungenliedes hat die Treue den schwersten inneren Kampf zu bestehen?

Welches sind die Grundgesetze des sittlichen Gebotes der Treue, und wie weit kommen sie im Nibelungenliede zur Geltung?

5. **Die Hauptpersonen.** a) Siegfrieds Charakter.
Siegfried, das Vorbild eines deutschen Jünglings.
Welchen Einfluß hat die Minne auf Siegfrieds Lebensgang?
Mit welchem Recht kann man behaupten, daß im Nibelungenliede Siegfried sich sein eigenes Schicksal webe?
Worin liegt das Tragische beim Tode Siegfrieds?
Warum erregt der Tod Siegfrieds unser ganz besonderes Mitleid?
Finden die Worte des sterbenden Siegfrieds „ih was iu ie getriuwe“ im Nibelungenliede ihre Bestätigung?
Warum ist Siegfried ein Liebling des deutschen Volkes?
Mit welchem Rechte kann das Nibelungenlied von Siegfried sagen: „Er war in allen Dingen ein Mann“ (IX, 945)?
Ist Siegfried wirklich der Hauptheld des Nibelungenliedes?
Vergleichung der Charaktere Siegfrieds und Gunters.
Siegfried und Hagen im ersten Teile des Nibelungenliedes.

b) Charakteristik Kriemhildens im Nibelungenliede.
Wodurch erklärt sich Kriemhilds Vertrauen zu Hagen?
Wie läßt es sich erklären, daß sich die Königinnen zu einer so maßlos heftigen Szene hinreißen lassen, wie sie das VI. Abent. des Nibelungenliedes schildert?
Wie geht Kriemhilds Traum in Erfüllung?
Welche Wandlung vollzieht sich in Kriemhild an der Leiche Siegfrieds?
Wie ward Kriemhild, die Holde, zur Unholden?
Wie bereitet Kriemhild ihr Rachewerk vor?
Kriemhilds Liebe, Leid und Rache.
Warum nennt Dietrich Kriemhild „Teufelin“? (1886.)
Wodurch verwandelt sich unsere Teilnahme für Kriemhild in Abscheu?
Ist uns der Charakter Kriemhilds verständlich?

c) Charakteristik Brünhilds.
Welche Gründe bestimmen Brünhild, Siegfried und Kriemhild nach Worms einzuladen?
Wodurch erklärt sich beim Zank der Königinnen (Abent. VI) Brünhilds maßloser Zorn?
Wer gewinnt in dem Streit Brünhilds und Kriemhilds unsere Teilnahme?

d) Charakteristik Hagens.
Wie bereitet Hagen die Ermordung Siegfrieds vor?
Hagen auf und nach der Fahrt im Hunnenlande.
Wie weit ist der Charakter Hagens uns verständlich?
Die scheinbaren Widersprüche im Charakter Hagens und ihre Lösung.
Worin besteht die Größe Hagens?
Die Lichtseiten Hagens.

Inwiefern erscheint Hagen im Nibelungenliede als „der grimme"?
Welche Beweggründe treiben Hagen zur Ermordung Siegfrieds?
Hagen und Kriemhilde.

Wie kommt es, daß Hagens Charakter gewinnt, Kriemhilds Charakter dagegen verliert, je mehr sich das Nibelungenlied seinem Ende nähert?

Welcher altgermanische Zug tritt in den Charakteren Hagens und Kriemhilds im Nibelungenliede besonders ausgeprägt hervor?

Der Gegensatz der Charaktere Hagens und Gunters.
Hagen und Volker, ein Bild der Freundschaft.
Hagen und Rüdiger, zwei Bilder mittelalterlicher Vasallentreue.
Warum sind seelische Konflikte wie der Rüdigers bei Hagen unmöglich?
Hagens Treue und Untreue nach dem Nibelungenliede.
Hagen von Tronje, der „Nibelungen Trost".

e) Leben und Charakter Rüdigers von Bechlaren.
Rüdigers Familienleben.
Rüdiger, der Hauptvertreter der Ritterlichkeit im zweiten Teile der Nibelungen.
Rüdiger, ein Muster der Freundes- und Vasallentreue.
Warum heißt im Liede Markgraf Rüdiger vorzugsweise „der edle"?
Der Seelenkampf des Markgrafen Rüdiger.
Der Widerstreit der Pflichten Rüdigers und seine Lösung.
Warum ist Rüdigers Tod besonders ergreifend?
Das Tragische im Schicksale Rüdigers.

f) Charakteristik Gunters.
Wie erklärt sich Gunters Schwanken bei der Beratung über Siegfrieds Ermordung?
Gunters Untreue und Undank.

g) Volker von Alzei, ein Bild echter Freundestreue.
Volker, „zugleich ein Sänger und ein Held".
Wodurch fesselt uns die Gestalt Volkers im Nibelungenliede?

h) Dietrich von Bern im Nibelungenliede.
Inwiefern darf man Dietrich von Bern als den deus ex machina im Nibelungenliede bezeichnen?
Dietrichs Verhalten gegen die Burgunden.

6. **Situationsbilder.** Siegfrieds Einzug auf dem Schloßhofe zu Worms.
Einzug Gunters und Brünhilds in Worms.
Der Kirchgang der Königsfrauen.
Siegfrieds Begräbnis.
Rüdigers Werbung.
Brünhilds Burg auf Isenland.
Am Lindenbrunnen im Odenwalde.
Die Fahrt über die Donau.

In Etzelnburg vor dem Saale.

Der Saal bei Nacht.

Der Gang zum Münster.

Der Kampf im Bankettsaale.

Der Saalbrand.

7. **Zum sprachlichen Charakter des Nibelungenliedes.** Die Beiwörter im Nibelungenliede.

Bilder und Gleichnisse im Nibelungenliede.

Der Humor und die Ironie im Nibelungenliede.

Wie malt das Nibelungenlied?

8. **Zur Geschichte des Nibelungenliedes.** Die Handschriften des Nibelungenliedes.

Die Ansichten der Nibelungenforscher über Alter und Wert der Handschriften.

Die Schicksale des Nibclungenliedes im Laufe der Jahrhunderte.

8. **Bekanntes und Verwandtes.** Mit welchem Rechte stellen wir das Nibelungenlied der Ilias an die Seite?

Vergleichung des Nibelungenliedes und der Ilias und deren Hauptunterschied.

Vergleichung des Achilles in der Ilias und Siegfrieds in den Nibelungen.

Kriemhild und Siegfried, Andromache und Hektor, eine Parallele.

Hektors Abschied von Andromache und Siegfrieds Abschied von Kriemhild.

Der Zorn Achills und der Zorn Hagens.

Der Ausspruch Osterwalds: „Der Zorn des Peliden erscheint fast wie das übellaunige Schmollen eines Jünglings gegenüber dem großartigen, mannhaften Grimme Hagens" soll gewürdigt werden.

Odysseus und Kriemhild als Rächer schwerer Missetat.

Andromaches und Kriemhilds Abschied.

Hadubrand im Hildebrandsliede und Siegfried vor und bei der Ankunft in Worms.

Hagen nach dem Walthari- und Nibelungenliede, bis zum Tode Siegfrieds.

Hagen im Walthariliede und Rüdiger von Bechlaren im Widerstreit der Pflichten.

Welche Züge im Nibelungenliede erinnern an Züge des Waltharius.

Hagen im Walthariliede und Rüdiger von Bechlaren, zwei Vertreter deutscher Treue.

Die Nibelungensage in neueren Dichtungen.

Literatur.

A. Ausgaben des Urtextes.

v. d. Hagen: Der Nibelungen Lied, in der alten vollendeten Gestalt. (B.) Mit Holzschnitten von Gubitz. Berlin 1842. 4 Mk.

Lachmann: Der Nibelungen Not und die Klage. Nach der ältesten Überlieferung. (A)[5]. Berlin 1878. 3,50 Mk.
Holtzmann: Das Nibelungenlied in der ältesten Gestalt. (C). Mit Wörterbuch. Stuttgart 1857. 5,60 Mk. — Schulausgabe, 8. Aufl., besorgt von A. Holder Stuttgart 1874. 8 Mk.
— Die Klage in der ältesten Gestalt mit den Veränderungen des gemeinen Textes, als Anhang zum Nibelungenlied herausgegeben und mit einem Wörterbuch und einer Einleitung versehen. (C). Stuttgart 1859. 2,40 Mk.
Edzardi: Die Klage mit vollständigem kritischen Apparat und ausführlicher Einleitung. Hannover 1875. 10 Mk.
Zarncke: Das Nibelungenlied. (C). Leipzig[6] 1887. 5 Mk.
K. Bartsch: Das Nibelungenlied.[6] (B). Leipzig 1886. (Eine sehr gute Ausgabe mit sprachlichen und sachlichen Erläuterungen.) 3,50 Mk.
— Der Nibelunge nôt mit der Abweichung von der Nibelunge liet, den Lesarten sämtlicher Handschriften und einem Wörterbuch. Bd. I u. II. Leipzig 1870, 1876 u. 1880. 18 Mk.
Bötticher und Kinzel: Das Nibelungenlied im Auszuge mit den entsprechenden Abschnitten der Wölsungensage (Denkmäler I, 3)[6]. Halle a. S. 1908. 1,20 Mk.
W. Golther: Der Nibelunge nôt mit mittelhochdeutscher Grammatik. (Sammlung Göschen I)[2]. Leipzig 1902. 0,80 Mk.

B. Urtext mit gegenüberstehender Übersetzung.

Braunfels: Der Nibelungen Nôt. (A). Urtext mit Übersetzung, Einleitung und Wörterbuch. Frankfurt a. M. 1846. 3,50 Mk.
Simrock: Das Nibelungenlied. Text mit gegenüberstehender Übersetzung. 19. Aufl. Stuttgart 1868. 6 Mk.

C. Übersetzungen.

Simrock: Das Nibelungenlied.[54] Stuttgart 1898. 3 Mk.
Marbach: Das Nibelungenlied. Mit Illustrationen. Leipzig 1840. 30 Mk.
— Das Nibelungenlied. Neuhochdeutsche Übersetzung. Nebst einführender Abhandlung: Das Nibelungenlied und die altgermanische Volkssage usw.[4] Leipzig 1872. 2 Mk.
Pfizer: Der Nibelungen Not. Illustriert mit Holzschnitten. Stuttgart 1842. 14 Mk.
Scherr: Die Nibelungen. In Prosa übersetzt, eingeleitet und erläutert. Mit 45 Bildern in Holzschn. Leipzig 1860. 8 Mk.
v. d. Hagen: Der Nibelungen Lied. Erneuet und erklärt.[3] Frankfurt a. M. 1824. 6,50 Mk.
— Anmerkungen zu der Nibelungen Not. Ebendas. 1824. 6 Mk.
E. Bürger: Das Nibelungenlied aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt. Leipzig 1861. 8 Mk.
Emil Engelmann: Das Nibelungenlied für das deutsche Haus, nach den besten Quellen bearbeitet.[4] Stuttgart 1900. 6 Mk.
W. Hahn: Das Nibelungenlied. Übersetzung der Handschrift A. Stuttgart (Kollektion Spemann 70). 2 Mk.
Wegener: Siegfried und Chriemhilde. Eine poetische Neugestaltung der Nibelungensage. Brandenburg a. H. 1867. 4,50 Mk.
Bartsch. Das Nibelungenlied. Leipzig 1867. 3 Mk.
Kamp: Der Nibelungen Not in metrischer Übersetzung. Berlin 1885. 2,25 Mk.
L. Freytag: Das Nibelungenlied, übersetzt.[3] Berlin 1896. 3 Mk.

D. Schriften über das Nibelungenlied.

Holtzmann: Untersuchungen über das Nibelungenlied. Stuttgart 1854. 5,60 Mk.
M. Rieger: Zur Kritik der Nibelungen. Gießen 1855. 3 Mk.
K. Müllenhoff: Zur Geschichte der Nibelungen Not. Braunschweig 1855. 3 Mk.
Timm: Das Nibelungenlied nach Darstellung und Sprache ein Urbild deutscher Poesie. Halle 1852. 3,50 Mk.

Haas: Die Nibelungen in ihren Beziehungen zur Geschichte des Mittelalters. Erlangen 1861. 2 Mk.
Franz Pfeiffer: Der Dichter des Nibelungenliedes. Wien 1862. 0,60 Mk.
Bartsch: Der Dichter des Nibelungenliedes. Wien 1865.
— Untersuchungen über das Nibelungenlied. Wien 1865. 8 Mk.
H. Lichtenberger: Le poème et la légende des Nibelungen. Paris 1891.
W. Schulze: Einführung in das Nibelungenlied. Leipzig 1892. 6,75 Mk.
K. Rehorn: Die Nibelungen in der deutschen Poesie. Frankfurt a. M. 1876. 3 Mk.
O. Hartung: Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Köthen 1894. 9 Mk.
Jul. Dieffenbacher: Deutsches Leben im 12. Jahrhundert. Erläuterungen zum Nibelungenliede und zur Kudrun (Sammlung Göschen 93). Leipzig 1902. 0,80 Mk.
Herm. Fischer: Die Forschungen über das Nibelungenlied seit Karl Lachmann. Eine gekrönte Preisschrift. Leipzig 1874. 5 Mk.
W. Wilmanns: Beiträge zur Erklärung des Nibelungenliedes. Halle 1870. 1,50 Mk.
R. v. Muth: Einleitung in das Nibelungenlied. Paderborn 1877. 5 Mk.
Dr. H. Heubach: Das Nibelungenlied als ein einheitlicher Organismus und als ein künstlerisches Ganzes für die oberen Klassen höherer Lehranstalten behandelt und erklärt. Langensalza 1901. 1 Mk.
Karl Kügler: Nordische Heldensagen aus dem Altisländischen übersetzt und bearbeitet. Bremen 1892.
Anton Edzardi: Die Sage von den Wölsungen und Nibelungen, aus der altnordischen Völsungasaga frei übertragen. Große Ausgabe. Stuttgart 1880. Kleine Ausgabe 1881.

Ein wohl ziemlich vollständiges Verzeichnis der Nibelungenliteratur findet man bei R. v. Muth a. a. O.: Verzeichnis der Schriften über das Lied S. 1—12, der Handschriften S. 96—117, der Ausgaben, Übersetzungen und Bearbeitungen S. 405 bis 422, Nachträge S. 423—424.

E. Bearbeitungen für die Jugend.

Bäßler: Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters. Ihren Sängern nacherzählt. 2. Heft: Der Nibelungen Not.[6] Leipzig 1900. 1,25 Mk.
Finger: Die Sage von den Nibelungen für die Jugend erzählt. Basel 1881.
Osterwald: Erzählungen aus der alten deutschen Welt. 2. Teil: Siegfried und Kriemhilde.[4] Halle 1874.
Krieger: Der hörnerne Siegfried. Altdeutsche Volkssage nach den vorhandenen mittelhochdeutschen Gedichten für Knaben erzählt. Mit 4 Bildern. Berlin 1851. 1,50 Mk.
Krais: Altdeutsche Heldendichtungen, bearbeitet in Prosa für das deutsche Volk und für die reifere Jugend. 1. Bd.: Nibelungen Not. Gudrun. Stuttgart 1855. 2,75 Mk.
Schmidt, Ferd.: Die Nibelungen. Ein Heldengedicht.[4] Berlin 1878. 0,75 Mk.
Alb. Richter: Deutsche Heldensagen des Mittelalters. 2 Bde.[5] Leipzig 1890. 6 Mk.
G. Klee: Deutsche Heldensagen für Jung und Alt.[4] Gütersloh 1892.
A. Bacmeister: Das Nibelungenlied für die Jugend bearbeitet.[3] Stuttgart 1885. 2,25 Mk.
Dr. Hellinghaus: Das Nibelungenlied nach den besten Übersetzern. Münster 1890. 0,60 Mk.

F. Mittelhochdeutsche Grammatiken.

Hermann Paul: Mittelhochdeutsche Grammatik.[6] Halle 1891.
Ernst Martin: Mittelhochdeutsche Grammatik nebst Wörterbuch 2c.[11] Berlin 1889.
V. Michels: Mittelhochdeutsches Elementarbuch. Leipzig 1900.
Friedrich Kauffmann: Deutsche Metrik. Marburg 1897.
Fr. Zarncke: Abriß der Metrik (in der Ausgabe des Nibelungenliedes[6] S. CVII bis CXXXVII). Leipzig 1887.
Matthias Lexer: Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch.[6] Leipzig 1901.

II.

Gudrun.

Aus der deutschen Literatur Bd. I. S. 272ff.

Doppelsonnen kann man das Nibelungenlied und das Lied von Gudrun nennen. Aber während die eine dieser Sonnen in blutiger Wetternacht wie eine Bluthochzeit untergeht, verglüht die andere im lieblichen Abendrot himmlischen Friedens.

Weit von dem binnenländischen Schauplatz des Nibelungenliedes, den Rheingauen und Donaulanden, führt uns das Gudrunlied: „das germanische Nordmeer empfängt uns mit seinem Rauschen, trägt uns von einer öden Küste zur anderen und läßt uns in das kühne Leben und gewaltsame Treiben seefahrender Völker schauen, wie sie in Liebe und Haß für- und gegeneinander erglühen, sich auf das stürmische Meer zu wilden und listigen Unternehmungen hinauswagen, um in anderen Ländern zu erobern, was das ihrige ihnen nicht bietet. Von den Burgen aus sieht man im Morgenglanz das Meer erglühen; mit Gesang gehen die Helden zu Schiffe, die Segel flattern im Winde, die Mastbäume erkrachen im Sturm. Wäscherinnen erscheinen am Strande, und auf den Wellen schwimmt einsam der Schwan. Die Fahrtgenossen erzählen sich Wassermärchen, haben die Meerweiber singen hören und finden die Schiffe auf der weiten Wasserfläche plötzlich festgebannt, weil ein Magnet auf dem Grunde des Meeres sie nicht von dannen läßt. Es ist, als ob wir überall Seeluft atmeten, und der Zauber, den das Meer an sich schon auf die Phantasie jedes Menschen ausübt, macht seine Wirkung unwillkürlich auch auf den Leser des Gedichts geltend.“ (C. Gude.)

Wohl gibt es auch hier blutigen Streit und Kampf; hell tönt Schwerterklang und laut brüllt der Schlachten Ruf; auch ein gewaltiger Ritter, ähnlich dem Hagen des Nibelungenliedes, fehlt nicht. Aber auf dunklem Grunde in Märchenfrische erscheint unvergleichlich in ihrer Liebe und Treue die edle Frauengestalt, die der Dichtung ihren Namen gegeben hat. In Dienstbarkeit und Niedrigkeit bewährt sich ihr Charakter; indem man sie herabwürdigen will, entfaltet sich erst recht der Adel ihrer Seele, und als sie Glück und Heil erlangt, wird sie zum Friedensengel, der Segen stiftet, der große Völker zum holden Bunde vereinigt.

I. Darbietung.

1. Wort- und Sacherklärungen.*)

V. Abenteuer. — **204,** 1 erwahsen, stv., aufwachsen; unter dem Helden ist Hetel gemeint. — 2 marke, stf., Grenze, Grenzland. — 3 nâch êren, der Ehre gemäß.

*) Nach Bartsch: Gudrun, herausgegeben, Leipzig[4] 1880.

207, 4 diejenigen, denen die Aufsicht über die Städte und Burgen anempfohlen war, waren seine Dienstmannen.
210, 1 die besten, die Vornehmsten. — minne phlegen, sich verheiraten, ein Weib nehmen. — ze mâze kœme, angemessen, passend wäre. — 4 frouwe, swf., Herrin.
211, 2 als ich vernomen hân gehört dem Sinne nach in den abhängigen Satz mit daz. — 4 ahten, swv., streben, zu erreichen suchen.
212, dâz Gêren künne, das Geschlecht, der Nachkomme von Ger.
216, 2 neve, swm., hat einen weitern Sinn als das heutige Neffe; es bezeichnet auch den Oheim, überhaupt jeden näheren Verwandten. — 3 sehen, stv., besuchen. — 4 er'm = er im. — dehein hat positiven und negativen Sinn, irgendein, kein.
219, 1 kom, praet., pl. kômen, conj. kœme; in der Kudrun herrschen die Formen mit o, ô, nicht mit a, â. — 2 sîn für sîne. — 4 von Tenemarke gehört zu Fruoten.
225, 3 umb', verkürzt aus umbe; auch um. — 4 bringen, swv., überbringen.
228, 1 sich gefüegen, swv., bewerkstelligt werden. — 2 ze boten, als Bote. — 3 sich vergâhen, swv., zu sehr eilen, sich übereilen; des, darin.
230, 2 gegen ist mit bote zu verbinden. — wan, nur, im Wunschsatze. — 3 und bræhten, und wir brächten. — 4 wurden, conj. — ûf daz herze, bis ins Herz hinein. — aldurch, gänzlich durch.
231, 1 dâ ist nicht mit hin zu verbinden, sondern leitet die Rede begründend ein: da sich das so verhält, so. — 3 rîte statt enrîte, nach dem negativen Satze: daß Wate nicht gerne reite. — swar, wohin auch. — gebiute, 1. pers. praes. von gebieten; zu ergänzen der Infinitiv rîten. — 4 Irolde, Nebenform des Akkusativs neben der gewöhnlichen in en.
232, 1 gâhes, adv. gen., eilig. — 3 von dem künige, von Seiten des Königs. — im komen, zu ihm kommen. — 4 hete wunder mit acc. der Person (Waten), wunderte, nahm Wunder. — sîn, von ihm.
238, 1 ander niemen, niemand anders, kein anderer. — 3 übermüete, adj., übermütig, stolzen Sinnes. — ze allen sînen dingen, in bezug auf alle seine Angelegenheiten. — 4 het gedanke, dachte hin und her. gedanc, stm.
239, 1 hân, die gewöhnliche Form der 1. Person, praes., aus haben kontrahiert. — 3 bezzer, geeigneter, tauglicher; dar, um dorthin Bote zu sein. — 4 redebære, adj., redekundig, oder im allgemeinen tüchtig, geschickt.
242, 2 hiute, an diesem Tage, heute. — sturbe, praet. conj. von sterben. — 3 reizen, swv., antreiben, mit acc. der Person und gen. der Sache.
243, 1 in solher huote; ein Satz mit daz ist leicht zu ergänzen. —

2—4 eine grammatisch etwas lose Konstruktion. — 3 nach erwinden erwartet man einen abhängigen Satz, mit ê daz, unze, oder einen mit en und dem Konjunktiv, statt dessen ein direkter: du solt. — 4 genendiclichen, adv., mutig, entschlossen; von genenden, swv., entschlossen sein.

245, 4 hovereise, stf., Reise an den Hof. — under wilen, manchmal; das Ganze ist ironisch gemeint.

246, 1 genœte, adj., eifrig bemüht; die Sache im Genitiv (es). — 2 mit samet, eigentlich ein Pleonasmus, denn samet heißt schon mit. — 3 sul für suln. — nâch hulden, so daß wir seine Huld gewinnen. — 4 gemach, stm. oder stn., Ruhe. — vâren, swv., nachstellen, mit gen. — vâre, stf., Nachstellung, Gefahr.

248, 2 die reise, acc., auf der Reise, während der Reise. — 3 vermezzen, eigentlich part. von vermizze, kühn, mutig, ohne den tadelnden Nebensinn des Nhd. — 4 twingen, stv., zwingen. — hôchvart, stf., hochstrebender Sinn, Hoffart. Wenn er Gewalt braucht, so werden wir es dahinbringen, daß er seinen stolzen Sinn fahren läßt.

252, 1 veile, adj., verkäuflich; füeren veile, zum Verkauf mit uns führen. — 2 angestlichen, adv, Angst bringend, gefährlich. — 4 kiesen, stv., wählen. — welhe, acc. pl. von welch. — mite, adv., mit.

253, 1 koufes phlegen, mit Kaufen umgehen. — 2 her, bisher. Ich häufte meinen Besitz nicht ruhig auf wie ein Kaufmann. — 3 ie, immer. — 4 gefüge, adj., geschickt, gewandt. — kleinât, stn., zierliches Geschenk.

255, 2 dille, femin., Brett, Planke. — unden, adv., unten. — 4 mit gemache, in Frieden.

269, 1 Gedillet, gebrettert, mit dillen bekleidet (255, 2). — getrâmet, mit Balken versehen, von drâme, trâme. — 2 weter, stn., Unwetter. — 4 dar zuo bat man, dazu, zu der Fahrt lud man ein.

275, 1 kleine, adv., sorgfältig. — nemen war, darauf acht haben, dafür sorgen. — 2 füeren, mit sich nehmen. — gar, vollständig. — 3 schef, Nebenform von schif, stn.

289, 1 bekomen, part., gekommen. — 2 ir war genomen, sie wurden bemerkt. — 3 wundert', praet., statt wunderte.

295, 1 hiesch oder iesch, praet. von eischen, verlangen, fordern; davon hängt hier der Infinitiv ab. — gedinge, stn., Vertrag, Übereinkunft. — 2 hêren siten, an seinem stolzen Wesen. — 3 gereichen, swv., erreichen; daß er demjenigen, den seine Macht erreichte, ein strenger Herr war.

296, fride, stm., Schutz, Sicherheit. — 2 büezen, swv., Buße geben, bestraft werden. — wide, stf., Strang aus gedrehten Baumzweigen zum Aufhängen. — 3 an iht, an irgendetwas. —

beswæren, swv., beleidigen, kränken. — unkunt, adj., unbekannt, fremd. — 4 sîn, sie sollen sein.

297, 3 gên = gegen, im annähernden Werte von, annähernd bis zu. — wan daz, sie wollten nur sehen lassen, zeigen.

321, 1 kreftige, sehr große, sehr zahlreiche. — 2 heten muot, hatten den Sinn, dachten. — 3 gerner, comp. von gerne, lieber. — bîten, stv., mit gen., auf etwas warten. — nâch, das Ziel bezeichnend, dem man nachgeht.

324, 1 ûf swingen, aufschlagen. — 2 daz wunder, das Unerhörte. — 3 al umbe, ringsum. — 4 gæben, hingäben, verkauften. — ringe, adv., zu geringem Preise. — sie, die burgære, statt der von ihnen aufgeschlagenen Läden. — eines tages, an einem Tage. — lære, adj., ausverkauft.

352, 2 ûz erwelt, auserwählt, vortrefflich. — 3 ze, im Betrag von. — 4 muote, praet. von müejen, kränken, ärgern. — starke, adv., sehr; dazu gehört ein teil, etwas sehr, gar sehr.

354, 2 freude, Unterhaltung, hier Genitiv. — 3 Hôrant steht außer der Konstruktion; es wird durch in aufgenommen. — 4 den Frauen zu Liebe, zu Gefallen. — gemellîch, adj., Scherz treibend, lustig, von gamen, Scherz; es ist Akkusativ des Maskulinums.

356, 2 kiule, stf., Keule. — buckelære, stm., Schild mit einem Buckel, hinter welchem der Kämpfer sich vollständig verbergen konnte. — 3 gabilôt, stn., franz. javelot, ein Wurfspieß, namentlich bei der Jagd gebraucht. — 4 vil, adv., viel. — unverdrozzen, adj., unermüdlich.

357, 2 iht, etwa. — kunt getân, bekannt worden; Subjekt dazu ist schirmen, dazu das Adverbium starke. — 3 alsô, ebenso; alsam, wie. — 4 phlegeten, swv., trieben. — ersmielen, swv., lächeln, engl. smile. — versmâhelîche, adv., verächtlich, geringschätzig.

358, 1 Wate stellt sich, als verstände er das Schirmen nicht. — 2 der, wenn einer. — wære ich, wollte ich sein, bleiben.

362, 1 enhant, in die Hand; en geschwächt aus in, wie entriuwen und ähnliche. — 2 kurzwîlen, swv., Kurzweil treiben. — 3 slege, pl. von slac, Schlag.

363, 1 den fride dîn, die Sicherheit, das Versprechen von dir. — 2 iht, im negativen Sinne, nicht etwa. Wate will Hinterlist beim Kampfe ausgeschlossen wissen. — 4 deis = daz es, es von trouwen abhängig.

365, 1 weil beide so kräftig waren. — 3 ân' êre, eine Schande. — 4 sterke, gen., von swaz abhängig, bezeiget, an den Tag gelegt.

366, 1 Das vorhin erbetene Versprechen verlangt er jetzt nicht mehr. — 4 er bezahlte ihm nachher (im Kampfe) so hohen Lohn; natürlich ironisch. — Sahsen oder Franken, einem von fremdem

Volksstamme, also einem Feinde, d. h. er machte nicht mehr Umstände mit ihm wie mit einem Wilden.

370, 2 schirmwâfen, stn., Waffe zum Schirmen. — 3 swinde, adv., geschwind. — 4 der rede, über die Rede.

371, 1 das Objekt zu erloubet liegt in swâ mite, alles womit. — 2 hin getrîben, sich vertreiben. — des, darin. — 3 erdriezen, langweilig dünken; mit Akkusativ der Person, die Sache, hier nicht besonders ausgedrückt, steht im Genitiv. — 4 das Steinwerfen, eine sehr gewöhnliche ritterliche Unterhaltung, bei der es darauf ankam, einen schweren Stein möglichst weit zu schleudern. Dies und das Schießen trieben sie, wenn ihnen anderes langweilig wurde. Die Stelle erinnert an Gunters Kampf mit Brünhild.

VI. Abenteuer. — **372,** 1 kom, ereignete sich, geschah — daz in sô gelanc, daß es sich ihnen so fügte, daß ihnen das Glück zu teil wurde. Ein Glück war es für Hetels Mannen, weil das Singen Anlaß wurde, ihren Zweck zu erreichen. — 2 Horant. — 4 gesweic, praet. von geswîgen, verstummen. — schallen, swv., hier substantivisch gebraucht, Lärmen, Schreien.

373, 2 durch das Gefallen an seinem Sange erwarb sich Horant viele Freunde. — 4 erhal, praet. von erhellen, ertönen, erhallen. — dâ, an der Stelle, wo. — zinne, stf., der oberste Teil der Mauer, mit Einschnitten versehen.

374, 3 ze dirre werlde, auf dieser Welt. — erfunden, kennen gelernt. — 4 daz wolde, wünschend: o wollte das.

383, 1 lât vernemen, laßt eure Meinung hören; seid ihr nicht auch der Meinung? — 2 siech, adj., krank; niemand kann noch so krank sein. möhte = enmöhte, es könnte denn, daß nicht könnte. — gezemen, gefallen.

384, 1 drîe, Nebenform von drî. — dœne, pl. von dôn, stm., Melodie. — sunder, jede besonders. — vol gesanc, zu Ende gesungen hatte. — 2 nach sô folgt wiederum kein Satz mit daz. — wîle, stf., Langeweile; durchaus keinerlei Langeweile. — 4 so lange, daß einer während der Zeit tausend Meilen reiten könnte.

389, 1 weide, stf., die Nahrung. — 2 würme, alle kriechenden Tiere. — 4 geverte, stn., Fahrt, Weg. — fuoge, stf., Geschicklichkeit.

391, 2 tougen, adv., geheim; ebenso tougenlîche 391, 4. — 3 sagt' statt sagte, conj. praet.

395, 2 deich, dasjenige was ich. — 4 ob, über. — gimme (lat. gemma), stf., Edelstein, Juwel; bildlich das Höchste, Herrlichste bezeichnend. freude und kurzwîle sind sich koordiniert.

396, 3 das Subjekt zu versmâhen ist der Satz mit swâ.

401, 2 mag er, vermag er, hat er soviel Macht, daß er selbst eine Krone besitzt.

402, 1 melden, swv., verraten: vorausgesetzt, daß uns niemand ver-

rât; im Nachsatz folgt das Praeteritum conj. — 2 wie, mit welcher Botschaft, welchen Aufträgen. — 3 lieze im Nhd. der Indikativ. — 4 durch dînen willen, um deinetwillen.

403, 2 ist das, was er mir entbietet, meine Absicht, stimmt es mit meinen Wünschen überein. — 3 innen bringen, jemand einer Sache, jemand etwas merken lassen.

404, 1 der Vordersatz von sô muß, wie häufig, ergänzt werden: wenn ich es denn sagen soll. — 2 slahte, stf., Art. — 4 genomen, weggenommen, abgewendet.

407, 1 nu, da nun. — 2 gên im, ihm gegenüber. — werden frî, ablassen, von der Absicht, daß. — 4 vor, wegen.

425, 2 der mære, gen. pl., der Sache, des Geschehenen. — sich versinnen mit gen., sich eines Dinges bewußt werden, es bemerken. — nie, häufig ein verstärktes nibt, durchaus nicht. — 3 als sie bald zu ihrer Herberge eilen sollten, als sie ihrer Herberge schon nahe waren, merkte der König noch nichts, daß sie da gewesen.

426, 2 âne haz, aufrichtig. — 3 ir ist wohl auf die Jungfrau zu beziehen; ir friunt greift dem gegenwärtigen vor. — 4 rieten s', berieten sie sich.

428, 1 Ditze starke mære, diese wichtige Sache. — verholn, part. von ververheln, verbergen, geheim halten (vgl. 321, 2). — 2 rihten, sich, swv., sich rüsten, anschicken. — widervart, stf., Rückkehr, Heimreise. — 4 dâ betrâgen, verdrießen dort zu verweilen.

430, 2 iteniuwe, adj., ganz neu. — 3 truogen an, hatten angezogen.

431, 1 wie lât ir, wie könnt ihr so verlassen. — 3 gelieben, swv., lieb, angenehm machen. — 4 ungesellicliche, adv., in ungeselliger, unfreundlicher Weise.

432, 2 haben rât, entraten, entbehren, hier mit einem konjunktiven Satze. — 3 jâmert, verlangt, unpersönlich gebraucht; es verlangt nach uns diejenigen, die. — 4 dâ von, deshalb.

433, 1 nâch, das sehnsüchtige Verlangen bezeichnend. — 2 minne, stf., hier im ursprünglichen Sinne, Andenken, Erinnerung. — 4 dürfen, Ursache haben.

435, 1 haben muot = muoten, eines Dinges, begehren, mit an, von. eines dinges, eins. — 3 verkosten, swv., mit Kost, Zehrung versehen. — 4 gebrosten, part. von gebresten, mangeln.

437, 2 uns der lîp, wir. — 3 an ein ende, in vollständiger Weise.

438, 2 erwinden, stv., ablassen von euerm Entschlusse.

VII. Abenteuer. — **440,** 1 fruomesse, stf., die Messe am frühen Morgen. — 2 wider strît, im Wettstreit, Wetteifer. — 4 hie mite, mit diesen.

442, 2 huop man, nämlich von den Rossen. — 4 Gemeint ist „die alte Königin, d. h. samt ihrem Gefolge, das nicht mit genannt ist, aber von dem Hörer des 13. Jahrhunderts von

selbst sofort mit gedacht wurde. Umgekehrt ist 443, 4, die junge Königin (= Prinzessin) nicht mit genannt und doch wesentlich gemeint; genannt sind nur die megede, d. i. eigentlich das Gefolge der königlichen Jungfrau, sie selbst aber ebenso unfehlbar gleich mit gedacht vom Dichter und seiner Zeit. Diese Art von Fürsten und Herren zu denken und zu reden muß der heutige Leser mit aller Schärfe wiedergewinnen, wenn er nicht fortwährend empfindlichen Mißverständnissen ausgesetzt sein, d. h. zugleich der alten Dichtung grammatisch, ästhetisch und anderweit schweres Unrecht tun will.“ (R. Hildebrand.) — 3 solden, sollten gehen.

445, 1 mich wiget hôhe, ich schätze, achte hoch. Waten ist acc. — 4 lâgen, verborgen im Schiffe. — grimme leide, grimmig leid, sehr leid; grimme ist adv.

446, 1 Uf zuhten, praet. von zücken, aufziehen. — 3 wie Wasservögel; dieselben Worte braucht das Nibelungenlied von den Meerweibern: si swebeten sam die vogele vor im ûf der fluot 1476, 1. — 4 ande, swm., Leid, Sehnsucht; mir wirt, mir ist ande, nâch —, ich sehne mich nach etwas.

447, 3 drâte, adv., schnell, von drœjen abgeleitet. — gêrstange, swv., Stange des Wurfspießes, dann der Wurfspieß selbst, der mit einer Stange versehen ist. Stangen sind die gewöhnlichen Waffen von Riesen.

448, 1 Schône, adv., ruhig, freundlich. — mir ist gâch, ich habe es eilig. — 2 swaz, adv. acc., wie viel, wie sehr. — immer, überhaupt. — 3 dâ mite, zugleich mit euch. — 4 kel wir statt keln wir, von keln, queln, swv., bedrängen, zusetzen; die stoßen wir ins Wasser. — wazzerküele, adj., kühl wie Wasser, naßkalt.

449, 2 grunt, stm., der Meeresgrund; er leuchtet von den sich im Wasser spiegelnden Rüstungen. — erglîzen, stv., erglänzen. — 3 erzogen, part. von erziehen, herausziehen. — wâfen, Schwerter. 4 wurfen in, warfen hinein ins Wasser.

452, 2 ungeruowet, ohne Ruhe und Rast. — 3 ob, ob vielleicht, in der Hoffnung, daß. — ergâhen, swv., durch Eilen erreichen.

453, 2 er'n = er in, er ihnen. — 3 dürkel, adj., durchlöchert, von durch abgeleitet. — unbereite, adj., nicht vorbereitet. — 4 seite, kontrahiert aus sagete. — den schaden, die Beschädigung, den schadhaften Zustand.

454, 2 mit ander sîm' gesinde, mit seinem übrigen Gefolge. — wercliute, Handwerker, Zimmerleute. — 3 gâhen mit gen. der Sache, mit etwas eilen, um es zu vollenden; außerdem hängt von gâhen noch ab ûf den griez. — zuo dem fluote, die für die Flut bestimmt waren. — 4 im kômen, kamen ihm herbei.

VIII. Abenteuer. — **487,** 3 bilde, Wappenbilder. — 4 bilgerîne, Pilger, ironisch, weil Pilger ein Kreuz im Segel zu führen pflegten. — hete lützel minne, liebte wenig.

495, 2 von Irlant mit dem künige zu verbinden. — 4 gestuont, stand. — freide, stf., Gefahr: stand in Gefahr seines Lebens.
498, 3 werten sich, wehrten sich, verteidigten sich, der, gegen die (gen. pl.).
503, 1 ûz, adv., hinaus, nämlich aus dem Schiffe. — 2 wuot, praet. von waten, waten. — 3 snêwes, gen. von snê, Schnee. — 4 geschiezen, verstärktes schiezen.
509, 1 gefriesch bî im, vernahm, daß er in seiner Nähe sich befand. — daz kint, als Bezeichnung des im jugendlichen Alter stehenden Mannes. — 2 frumten von frümen, swv., machen; machten manchen ungesund, verwundet.
513, 1 samenen, swv., sammeln; sich samenen, zusammenkommen. — über al, insgesamt. — 2 die kunden sind die Einheimischen, die im Lande bekannt sind. — huop sich, erhob sich. — 4 wichen, stv., aus dem Wege gehen. — bedûhte von bedunken, bedünken.
517, 1 brast, praet. von bresten. sîn stange, eine Gerstange ist gemeint, die Waffe der alten Recken und Riesen; die entsprechende Waffe im höfischen Epos ist der Speer. — 4 al deheiner, von allen keiner.
518, 1 daz houbel, eine Haube trug man unter dem Helm; sie war von Leder oder gefüttertem Linnen. — 3 kuolden von kuolen, kühl werden. Es wurde Abend.
519, 1 verchslac, stm., tödlicher Schlag. — 2 daz, daß infolge desselben. — zehere von zaher, stm., Zähre, Tropfen. — 3 bougen, Spangen, Reifen am Helme. — 4 erglaste, praet. von erglesten, erglänzen, infolge der herausspringenden Feuerfunken. — gebrast, praet. von gebresten, gebrach: es wurde schon so dunkel.
521, 3 vor, Schutz bezeichnend. — 4 vanre, stm., Fahnenträger; nâch, hinterher. — wîsen, swv., führen, leiten.
522, 1 streit, praet. von strîten, streiten. — 2 leit, weil er noch gern länger gestritten hätte. — 4 von mère hängt der Genitiv unser friunde ab.
523, 2 durch wen, um wessen willen. — ez scheiden, dem Kampfe ein Ende machen. — 4 gesande, praet. von gesenden, senden.
526, 1 Zum Zeichen, daß er den Kampf nicht fortsetzen will. Als anderseits Hagen von Tronje im Heunenland erkennt, daß den Burgunden ein heißer Kampf bevorsteht, heißt es: den helm er vaster gebant. — 2 rüefen, ausrufen. — 3 der ist nachgestellter Artikel zu vater. — 4 hôrten in, in gehört zu liebez, eine ihnen so liebe Kunde. — in maniger zîte, innerhalb langer Zeit, seit langer Zeit.
534, 1 getörste, dürfte ich nur wagen. — 2 ab, verkürzt aus abe, aber. — verre, adv., sehr. — 3 meinen besten Freund, meinen Vater; doch kann friunt auch Verwandter bedeuten: meinen nächsten Verwandten.

537, 3 niwan, nur. — schouwen, um zu besehen. — 4 swes halt, was auch Hetel ihr zutrauen mochte, sie konnte doch den Schmerz um die Ihrigen nicht unterdrücken.

543, 2 anderswâ, adv., anderswo, an einem andern Platze. — 3 gerûmen, swv., räumen, frei machen. — 4 manigen, vielen. — sie, die Toten. — ir tages, ihrer Zeit, ihres Zieles; sie haben ihr Ziel kaum erwarten können. Das ersehnte Ziel ist das Grab, die Toten verlangen Bestattung.

560, 1 Sît dô, nachher als. — 3 baz bewenden ze niemen, bei niemand besser anbringen. — 4 ir, der Töchter.

X. Abenteuer. — 587, 2 danne was erkant, als dafür bekannt war. — 3. 4 Königin, König = Königstochter, Königssohn.

588, 4 si, Hartmuot und Gerlind. — es ze râte wurden, sich darüber beraten hatten, darin übereingekommen waren.

590, 3 mit hûse sitzen, gesezzen sîn, wohnen. — werben, stv. mit acc., um sie werben. — 4 under wîlen, von Zeit zu Zeit. — verderben, verloren gehen, zugrunde gehen, auf der weiten unsicheren Meerfahrt.

594, 2 erde unde mer, zu Lande und zu Meere, über Land und Meer. — 3 in dem sinne, in der Absicht; ich habe die Absicht, bin so gesinnt.

596, 4 beleitet, mit Geleit versehen, begleitet.

598, 2 funden, die Stätte, das Ziel fanden. — 3 in, denen, an die sie die Botschaft bestellten. — 4 die wîle, in der Zwischenzeit. — liebe und ande; er hatte freudige und traurige Gedanken, bei der Unsicherheit des Erfolges. — ouch bezeichnet einen Gegensatz.

603, 2 fuoren, zogen einher. — 3 swie, wie auch, in welcher Absicht auch. — 4 ganz, vollständig; man brachte dem Könige den vollständigen Bericht davon an den Hof.

608, 1 niht ze guot, ironisch statt: sehr schlimm, verderbenbringend. — 4 gedinge, swm., die Zuversicht, hier in tadelndem Nebensinne.

610, 2 lêch, praet. von lîhen, als Lehen erteilen, belehnen. — hundert unde drî, mit bürge zu verbinden. — 4 es wäre nicht passend, wenn meine Familie aus Ludwigs Hand die Lehen empfinge, die er von meinem Vater erhielt.

613, 1 swære, stf., Beschwerde, Mühsal. — gezam, gefiel. — 4 erkômen, praet. pl. von erkomen, stv., erschrecken; arebeit ist gen.: über ihre Mühsal.

XII. Abenteuer. — 630, 1 lâzen wir belîben, wollen wir beiseite lassen, zu erzählen. — 2 alsô — alse, ebenso — wie. — wê, er hatte Sehnsucht. — 4 ez versuochen, an einen, Versuche bei jemand machen, um etwas bei ihm zu erreichen.

631, 1 bî ir, in ihrer Nähe. — 2 stunde, mal. — eins tages, an einem und demselben Tage. — 3 versmâhen, swv., verschmähen, im trans. Sinne. — 4 wern, einem etwas, wie nhd.

632, 1 lâzen, unterlassen, aufhören. — er wurbe iht, daß er nicht ferner würde, zu werben. — 3 er'n, daß er (Herwig) ihn (Hetelen) sæhe, besuchte, heimsuchte, mit schilden, mit Krieg. Der Schild ist das Symbol des Krieges.

633, 3 spilte leide, spielte ein unangenehmes Spiel, der, derjenigen, die (Kudrun) usw. — 4 die er sich mit jeglicher Art von Freundlichkeit hatte untertan machen wollen; die Frau ist dem Gatten untertan, er ihr Herr. „Nicht das Weib hat über sich zu verfügen, sondern der Vertreter des Hauses, dem sie angehört, also zunächst der Vater. Der Gatte fordert sie von ihm; er löst sie durch Brautkauf aus dem Schutzverhältnis ihrer Familie und erwirbt sich und der seinigen die Mundschaft über sie." (Löschhorn). — leide und liebe stehen in absichtlichem Gegensatze.

642, 1 ir dringen vaste, ihr heftiges Drängen. — dar vor, außerhalb des Tores. — 4 erzurnden, praet. von erzürnen, zornig machen.

643, 1 dar inne, innerhalb, in der Stadt. — 2 der wirt, als Wirt — der Gegensatz zum Feinde — wird der Herr einer Burg, eines Landes bezeichnet. mit willen, gerne. — 3 in, den Gästen. — gewerren, hinderlich sein, schaden; trotz der Tapferkeit von Hetels Mannen nahmen sie, und nicht Herwig, den Schaden.

644, 1 fiwerheiz, adj., heiß wie Feuer. — 3 het sie z'ougen weide, hatte sie für Augenweide, daran hatte sie ihre Augenweide. — 4 liebe, weil sie ihm gewogen war, leide, weil es den Ihrigen zu Schaden kam; beides sind Adverbia.

647, 1 für, vor sie voraus. — 3 louc, stm., Flamme. — gespenge, stn., Spangenwerk. — hie = hienc, hing. Das Spangenwerk der Rüstung hing ihnen vor den Händen, d. h. die Hände waren damit bedeckt. — 4 vil unlange, adv., nicht sehr lange. — Sie erkannten sich sehr bald gegenseitig im Gedränge der Kämpfenden.

649, 2 sinewel, adj., ganz rund: die alte Vorstellung von der Glückskugel, die der Dichter hier ohne weiteres auf den schnellen Umschwung der Gesinnung seiner Heldin überträgt. — 4 des sie in gedâhten beide, dasjenige, was sie beide im Sinne hatten. Sie wünschten ihnen Erfüllung ihrer beiderseitigen Gedanken.

650, 1 im, dem Vater. — über den sal, über den Saal hinüber, von dem aus die Frauen zusahen. Aus dem Andrang der Feinde gegen das Tor hat sich ein Kampf an dieser Stelle entwickelt, als Hetel die Abwehr versuchte (643). Hier, am Eingange des Saales, an dessen anderem Ende Kudrun sich befindet, fand auch der Zweikampf der Führer statt. — 4 besprungen, praet. von bespringen, besprengt, benetzt.

651, 2 eine wîle, eine Zeitlang. — liden, pl. von lit, Gliedern.

3 Sie wendet sich nun auch an Herwig. Auf die Standesgleichheit des Bewerbers und auf seine Familie wird von Eltern und Jungfrauen starkes Gewicht gelegt. „Wer hätte nicht die Schutzbefohlene am liebsten an einen Mann aus bedeutendem Geschlechte, oder dem sich viele freundlich verbunden erwiesen, gegeben?“ (Weinhold.) — 4 habende sî = habe. — Sie will sich nach seiner Macht und Herrschaft erkundigen.

652, 1 ungetân, unausgeführt. — 2 ir'n lât, es sei denn, daß ihr laßt. — 4 die zîte, während der Zeit.

654, 2 gezweiet, praet. von zweien, in zwei Teile spalten; sie schwankte zwischen den Eltern und dem Geliebten. Die Stelle erinnert an Nib. 1621, 2 manic sneller jungelinc in gezweietem muote ir zegegene stuont. — Kûtrûn ist zugleich Objekt von vant und Subjekt von enphieng.

656, 2 Gehört als Zwischengedanke in den abhängigen Satz mit daz. Eure Äußerung, ich sei euch zu gering, hätte euch gereut infolge meiner Anstrengung (im Kampfe); ihr hättet bereut, sie getan zu haben, wenn ihr den ernsten Ausgang gesehen hättet. — 3 lîhte, adj., nicht schwer wiegend, unbedeutend.

657, 1 versmâhte daz; dazu stimmt genau der folgende Satz mit daz nicht; daz siu schließt sich vielmehr an diu frouwe an. — 4 i'n = ich in.

658, 4 âne lougen, ohne Leugnen, offenkundig.

664, 1 sie, Kudrunen. — 4 niht bezzers, keines bessern. — friundes, Geliebten. — mir, für mich.

665, 1 vestent', praet. von vesten (= vestenen), befestigen, verloben. — an der stunt, auf der Stelle. — 2 krœnen, zur Königin in seinem Lande machen. — 4 des, davon, dadurch. — in kurzen zîten, bald darauf.

XIII. Abenteuer. — **668,** 1 sich besenden, swv., seine Dienstmannen holen lassen, zusammenrufen. — 2 werben, nâch, sich um etwas bemühen. — 4 mit bei sich besenden, den durch mit bezeichneten holen lassen. — lîse, adv., still, heimlich. Siegfrieds Zug war also ein ungesetzlicher Raubkrieg, heimlich und ohne Ankündigung.“ (Wilmanes.)

673, 3 der werlde z'ende wolden, an das Ende der Welt ziehen wollten. — 4 vil gelpher fuor, viele Lustige fuhren. — quelte mit der molden, eigentlich: mit dem Staube fesselte, in den Staub niederwarf.

674, 1 lant daz Herwîges, Herwigs Land. — brant, stm., Verwüstung eines Landes durch Feuer. — 4 kouften'z, erkauften, verdienten es. — verch, gen. verhes, stn., Leben. Der Fürst vergilt Kriegsdienste mit Spenden aus seinem Hort.

676, 4 rouch, praet. von riechen, rauchen, brennen.

681, 3 des, darauf, trouwet' niht erbeiten, getraute sich nicht zu warten, bis sie von selbst zu ihr kämen. — 4 klagete vlorn, beklagte als verloren.

685, 1 sedel, stm., Sitz „um zum Könige zu gehen". (Martin.) — 3 witen, adv., weithin, in weiter Ausdehnung.

686, 2 hilfâ, imper. mit der Interjektion â, die zur Verstärkung des Imperativs dient. — 2 alze, allzu. — 3 ez'n, es sei denn, daß. — 4 sô wol, so gut wie sie. — g'enden = geenden, swv., zu Ende führen.

687, 1 Ich unterlasse es um niemandes willen. — 2 wegen, stv. mit dat., helfen. — in vil kurzen tagen, in sehr kurzer Zeit.

722, 2 sit, verkürzt statt site. — 3 den Schild trug man vor der Hand, weil der eine Arm durch den Schildriemen an ihm befestigt war. — 4 wenden, swv., sich abwenden, zur Flucht nämlich.

XIV. Abenteuer. — 728, 1 ûf den sê, auf den See hinauskommen. — 3 angestlîchen, adv., in großer Angst. — tûren, swv., ausdauern.

732, 1 widere, adv., zurück. — 4 vil unmüezic, vollauf beschäftigt.

736, 1 vereinden sich, kamen überein, waren eins. — 3 dannen bringen, fortbringen, entführen.

745, 1 dan gehört zu verte: zu ihrer Abreise von dort. — 2 die, gute Schiffsleute von solcher Beschaffenheit. — 3 ze rehte, in rechter Weise, genau. — 4 arebeiten, swv., sich anstrengen. — nâch, um zu gewinnen. Kudrun ist gemeint.

749, 1 dar, nach Hegelingen. — 4 erfünde, erfuhr, erfahren konnte. — dâ, dorthin wo.

XV. Abenteuer. — 753, 3 wenn es sich machen ließe, wenn es möglich wäre. — 4 nâch, um ihre Minne zu erreichen. — beide, Mutter und Tochter.

756, 1 widerreden swv., eine Sache, ihr widersprechen. — 2 daß ich durch keine Art Gut dahin zu bringen wäre, daß ich kein Gut dafür, an Stelle dessen nehmen wollte. — 3 ûf die zîte, zu dem Zeitpunkt, dahin: ohne es dahin zu bringen. — 4 machen wil usw., ihr Auge erfreuen durch Recken, die zum Kriege mit den Ihren bereit sind. Ironisch.

774, 1 stat, stf., Stätte, Platz. — 3 wie'z ergienge, wie es ausgefallen wäre.

775, 1 iu ist alsô verseit, euch ist aus dem Grunde abgeschlagen worden. — 3 vor aller slahte diete, vor jeglicher Art Menschen, mehr als jedermann.

777, 1 sich huoben dar, brachen dahin auf. — 2 mit vanen ûf gerihtet, mit emporgerichteter Fahne, die vorangetragen wurde. Zeichen der Bereitschaft und des Angriffs. — 3 zeichen, stn., Fahne, Banner, lat. signum. — 4 diu wol getâne, Kudrun. — mîn herre, Herwig.

779, 3 des sul wir sie letzen, daran sollen, wollen wir sie verhindern. — 4 an den stunden, sofort.

780, 2 binden an, das Anbinden des Banners an den Schaft ist Zeichen des Bereitseins zum Kampfe. — 3 herzeichen, stn.,

dasselbe was zeichen. — zuo in — wolden, sie wollten zu ihnen (den Feinden hinaus), slahen, um zu erschlagen.

782, 1 ûf geworfen, hoch erhobenen, hoch geschwungenen; statt geworfenen. — 2 habten, intrans., hielten. — 4 erbeizen, swv., absteigen. — ziehen dannen, fortbringen. Beim Kampfe am Tore waren sie besser zu Fuße als zu Rosse dran.

791, 2 sêre wunden, tödlich verwundeten. — 3 des, darüber, daß sie in die Stadt drangen. — ein juncfrouwe, Kudrun.

792, 2 wâfen, Wappen. — 4 weiben, swv., flattern, wehen.

796, 2 ie, immer, von jeher. — 4 daz mit der Negation (niemen) an Stelle des nhd. positiven Infinitivs mit zu.

797, 3 füeret hin, dahinführt, fortführt.

801, 3 zweiundsechzig Frauen, weibliche Wesen, die aus sehr lieblichen Jungfrauen bestanden, die Jungfrauen waren. meide ist gen. pl.

802, 1 wine, stf., Geliebte, Gattin. — 4 noch, außerdem, außer der Königin.

XVI. Abenteuer. — 814, 3 niuwe, adj, neu. Man kann auch niuwemære als ein Wort schreiben: Neuigkeiten.

815, 3 her, wegen des in willekomen liegenden Begriffes der Bewegung.

816, 1 mîn frouwe, meine Herrin. Einer der Boten ergreift für alle das Wort. 818, 1 redet Hetel. — 4 nach ich wæne steht meist der Konjunktiv ohne daz.

818, 2 ein, einer, des recken man ist nom. sing., nicht gen. pl., aber zu übersetzen: einer von den Dienstmannen des Helden.

825, 1 vermeldet, swv., verratet; niht, nichts. — 3 sich ergetzen, swv., eines dinges, sich entschädigen für etwas. — 4 gesetzen, swv., machen.

826, 2 dâ, begründend. — 4 sô, wenn das geschehen ist, so.

828, 2 von sô hängt der Satz mit daz ab, von schouwen der Satz mit wie. — 3 gebâren mit, verfahren mit, sich benehmen gegenüber. — 4 swie, auf welche Weise auch. — leit nâch, das schmerzliche Verlangen nach etwas bezeichnend.

834, 2 gemeit, adj., fröhlich, frohgemut und ähnliches. — 3 buten, praet. pl. von bieten. — 4 rieten ze vâre, vgl. 667, 4.

XVII. Abenteuer. — 848, 4 grimmiclîche, adv., in furchtbarer, schrecklicher Weise. — sich melden, swv., zutage treten.

853, 1 marnære, stm., mittellat. marinarius, franz. marinier, Schiffer. wagen, swv., sich bewegen. — 4 wæren, daß — wären. Abbildung eines solchen Schiffes in Jägers Weltgeschichte II, 314.

857, 2 vil sanfter, viel bequemer. — 3 wan daz, ein Mittelglied ist zu ergänzen: und würden auch diesmal bequem nach Hause gekommen sein, außer daß, wenn nicht usw. — troug, praet. von triegen, betrügen. — 4 si versâhen sich z'ir vinden, sie erwarteten von ihren Feinden, daß.

858, 2 kindes spil, Kinderspiel, etwas Unbedeutendes, Geringfügiges,

Scherzhaftes gegen den nun beginnenden Ernst des Kampfes. — 4 gerîchen, swv., reich machen. — in, denjenigen. — ir, gen. pl., abhängig von erbîten. — tar, 3. pers. praes. von turren, wagen.

859, 3 sie waren nur noch Speereslänge entfernt.

862, 1 sperwehsel, stm. oder stn., Speerkampf. — 2 gewunnen, erreichten.

863, 1 an loufen, mit acc. der Person, gegen jemand anrennen, in feindlicher Absicht. — 4 Die Vorkämpfer wechseln Speere, ehe die Schar der übrigen Streiter handgemein wird. Vgl. Hildebrandslied, Zeile 52.

866, 2 ietwedere, jeder von beiden: das Schwert von jedem von ihnen.

867, 2 vollangen, vollständig erreichen; vom Schiffe aus, auf dem er sich noch befand, konnte er nicht bis ans Land reichen. — 3 üehsen, pl. von uohse, Achselhöhle.

868, 3 ûf im, an ihm, an seiner Rüstung brachen sich die Schäfte.

870, 2 gedrücket, in dem Gedränge der Kämpfenden; nicht Tote sind damit gemeint. — 3 sie hätten ein Land erben können, die ohne Wunden starben: d. h. diejenigen, die ohne verwundet zu sein erdrückt wurden und so starben, waren so viele, daß sie zur Besitznahme eines ganzen Landes ausgereicht hätten. — 4 die, die Normannen.

872, 1 Mit ungestümem Dienste versteuerten sie ihre Hand; sie gaben Steuer von ihrer Hand, die aber dem Empfänger nicht angenehm war. — 4 enbîten, stv. mit gen., harren, warten.

878, 1 seig, praet. von sîgen, stv., sinken. — ie næher, immer näher. — der künic, Hetel; indem in der Nacht die Tochter entführt wurde. — 3 swaz sie solden, was ihre Pflicht war. — war, wohin. — 4 werten, verteidigten.

XVIII. Abenteuer. — **880,** 3 aneme = an deme, an dem. — wer er wære, wie tapfer der andere war. — 4 sluoc, erschlug. — des wurden, daraus entstanden.

885, 2 mit menige, begleitet von einer Schar. — 3 nahten, swv., Nacht werden. — 4 erhouwen, stv., eigentlich heraushauen; hauen.

888, 1 mort, stn., nicht das Töten im ehrlichen Kampfe ist gemeint, sondern die durch das Dunkel verschuldete Niedermetzelung von Befreundeten. — 2 des tages, Tageslicht. — 4 swie'z wer, wenn das, auf welche Weise auch, dauert.

891, 1 Die grimme, die Grimmigen. — müelîchen, adv., mit Mühe. — 4 brunnen, praet. pl. von brinnen, brennen.

893, 1 in sînen listen, mit seiner Schlauheit. — 2 habet schal, machet Lärm. — 4 der Satz mit ob gehört als Zwischensatz in den mit daz.

895, 1 gebrehte, stn., Lärm, von braht abgeleitet. — wuof, stm., Wehklage. — 2 kinden, Jungfrauen. — 3 zu ergänzen: man sagte.

897, 2 den was wê, die schmerzte es. — 4 des westen niht, davon wußten nichts.
898, 1 bekœme, herankam, erschien. — ûf den wegen, unterwegs, fort. — 3 herhorn, stn., Schlachttrompete. — erschellen, swv., ertönen machen, blasen. — 4 vellen, swv., fällen, töten.
899, 1 Verbinde: daz volc von Hegelinge lant. — 2 sigen, stv., sinken; von dem einherziehenden Heere besonders gebraucht. — 3 nâch, hinter — her.
903, 2 bî dem lufte kiesen, prüfen an der Luft; Frute wird hier als mit besonders scharfen Sinnen begabt dargestellt. — 4 merket mich, merkt was ich sage. — ebene, adv., genau, sorgfältig.
905, 1 die wunden, die Verwundeten. — 3 bevelhen, stv., begraben.
911, 3 niezen, stv., genießen, verzehren. — 4 der einen niht, keinen von denen; gemeint sind natürlich die Normannen.
912, 1 müezic, unbeschäftigt. — maniger, mannigfaltigen, mancherlei. 2 werden, würdigen, ehrenvollen. — 3 genomen, erworben, gefunden. — 4 swie — wæren, mochten sie Normannen, Mohren oder Hegelinge heißen. — sam tet man, ebenso tat (d. h. begrub) man.
XIX. Abenteuer. — 921, 1 Natürlich nicht ohne Begleitung seiner Mannen, nur nicht mit einem andern der hervorragenden Helden. — 3 übele gehüetet, schlecht bewacht, beschirmt, denjenigen, den er hüten sollte, nämlich den König. volcsturm, stm., Volkskampf, Kampf, an dem sich ganze Völker beteiligen.
923, 3 unsanfte, adv., mit Beschwerde. — geladen, die Rüstungen der Erschlagenen waren den Lasttieren aufgeladen. — 4 der künic, Hetel.
924, 1 gesprach, gesprochen hatte. — 3 frâgen von, sich erkundigen nach. — 4 der, die manchen verdrießen mochten, der seine Verwandten verloren.
925, 3 kinden, was sonst jungen, Jünglinge.
928, 2 sie, die Toten. — idoch, jedoch. — nâch disen tagen, später. — 4 ande tuon, einem, jemand Leid zufügen. — alsam, ebenso.
929, 4 gotes armiu, ganz arme; der Genitiv gotes dient nur zur Verstärkung des Begriffs.
940, 2 Zu verbinden: bis wir sehen, daß diejenigen, die wir zu Kindern haben, erwachsen sind. — 3 swertmæzic, adj., dem Schwerte geziemend, reif für den Ritterschlag. — edel, adj., aus edler Familie.
943, 2 langer tac, lange Frist, ein in weiter Ferne liegender Termin. — 4 i's = ich es. — dêr = daz er. — erbarmen, swv., zum Erbarmen bewegen, rühren.
XX. Abenteuer. — 952, 2 den, pl. mit Bezug auf das kollektive manigem.
955, 1 helfen, einem, wohin: jemand behilflich sein, um wohin zu gelangen. — 4 die, bezieht sich auf sie, nicht auf kinden und wiben: sie hatten selbst nicht auf ihre Rückkehr gehofft.

956, 1 der frîe, hier wohl im Sinne: fröhlich. — 3 Ludwig spricht hier im Namen seines Sohnes. Hartmut mußte Gudrun beschenken, wenn sie erklärte, ihm angehören zu wollen. sich nieten, eines Dinges, sich befleißigen, bedacht sein auf etwas. — 4 mieten, swv., erkaufen, belohnen.

957, 2 diu genâde, vorausgestellter einzelner Begriff. — 4 mit herter werre, mit schwerem, schwer überwindlichem Hindernis; werre, stf. von werren abgeleitet. — des, deshalb.

958, 1 lât iu niht wesen leit, seid nicht traurig. — 3 sîn habende, Umschreibung für haben. — 4 iuch êren unde wünne nieten, Ehre und Wonne genießen.

974, 1 geste sind hier nicht nur die fremden Frauen, sondern alle Ankommenden, wiewohl sie hier zu Hause sind. — gefüeret abe, von den Schiffen abgeladen.

975, 1 sie, Kudrun. — 2 erwant, abgewendet, vermieden. — 3 ouch, wieder eine Art Gegensatz: im Gegenteil, sie nahm den Dienst von ihm an, der Etikette (êre) wegen. — 4 ab er, er dagegen.

976, 2 dem gelîch, so aussehend, so beschaffen als wenn. — in hôhen zühten, in anständiger Weise, d. h. nicht als Gefangene. — 3 mære, adj., hier wohl nicht berühmt, sondern lieb, wert.

988, 4 gelîchen, sich, einem, swv., sich mit jemand vergleichen, sich jemand gleichstellen.

989, 2 lîhte, adv., sehr leicht, wahrscheinlich; euch würde es wahrscheinlich auch wehe tun. — 3 der, wenn jemand. — nôte, praet. von nœten, mit acc. der Person und gen. der Sache, jemand zu etwas zwingen. Der Genitiv ist hier auch eine Person: zu einem Manne, einen Mann zu nehmen. — iuwer mâge ist gen. pl., von manigen abhängig.

993, 2 die wîsen, die alten, die erfahrenen; diu tumben kint, die unerfahrenen jungen Leute. — 4 sich mâzen, swv., eines dinges, sich in etwas mäßigen.

995, 2 ze zühte, zur Erziehung, zur Behandlung. — 3 die junge küniginne, Kudrun ist gemeint als die bestimmte Braut des künftigen Herrschers. — gemuote, praet. von gemüejen, kränken. — 4 sich gelieben, swv. mit dat., sich jemand angenehm machen, angenehm werden, sein. — siu, Gerlind.

996, 1 wider, zu. — 3 sich et allenthalben, sieh nur nach allen Seiten umher. — 4 phiesel, stn. (wenn nicht mîn = mînen), heizbares Gemach, namentlich der Frauen, noch jetzt in niederdeutscher Mundart = Pesel. Das Amt des Ofenheizers oder der Heizerin war im Mittelalter sehr verächtlich. — eiten, swv., anzünden, heizen. — schüren, swv., das Feuer unterhalten. — brende, pl. von brant, Feuerbrand.

997, 1 dâ kan ich wol zuo, darauf verstehe ich mich recht gut. — 4 mîner muoter tohter, ich.

1000, 3 haben smæhe, geringschätzig behandeln. — 4 übersehen, einem etwas, jemand etwas nachsehen, gestatten.

1001, 3 in's, in es, euch dafür. — 4 wanken, swv., entweichen; es ist natürlich, wenn sie von meinem Dienste nichts wissen will.

1002, 3 man enwende, wenn man sie nicht im Bösen davon (von ihrer Gesinnung) abbringt. — kumt dir z'einem wîbe, so wird sie niemals so, wie sich's gehört, auf rechtmäßige Weise, dein Weib. — 4 tuon für tuon wir (conj.), nämlich si's mit übele wenden. — âne belîben, eines dinges, von etwas verschont bleiben.

1005, 3 wæren, sein könnten. — 4 ungefüeger, sehr großer.

1009, 2 Kudrun. — 3 wenn Gerlindens Gesinde von der Arbeit im Freien in die Stube kam. — stube, swf., Stube. — 4 das erste daz hängt von verviengen ab, das zweite ist ein Aufruf. — ir'z zem besten niht verviengen, es ihr nicht zum Besten auslegten, ihr nicht dafür erkenntlich waren.

1013, 2 welch, von welcher Beschaffenheit. — dîn gemach, deine Bequemlichkeit, dein behagliches Leben: wie steht es mit deiner Bequemlichkeit.

1014, 2 in s' = in sie. — 3 ze huote, zur Behütung. — ûf die genâde, in Erwartung von gnädiger Gesinnung, die sich darin äußerte, daß. — 4 an aller hande dingen, in jeglicher Beziehung. — geringet, verringert, vermindert.

1018, 1 baz haben, besser behandeln; ie baz unde baz, immer besser, desto besser. — 3 si s', sie (Gerlind) sie (Kudrun, acc.) — in allen ende, in jeder Beziehung. — 4 wirs bête, schlimmer behandelte.

1021, 1 güetlîchen, adv., bereitwillig. — 2 des liez, davon unterließ. — 4 het sie gelîche, behandelte sie wie.

1022, 2 Die Parenthese bezieht sich auf sich versan; er bedachte bei sich, überlegte. Die Krönung und mit ihr die Besitzergreifung des väterlichen Erbes folgt der Vermählung des Fürsten. Vgl. 958, 3.

1025, 1 Vor ez zu ergänzen ob, es möchte nun sein. — 3 in sînen willen bræhte, seinem Willen fügsam machte. — swâ mite daz, womit auch.

1027, 1 des hân ich ninder muot, dazu habe ich keineswegs Lust. — 4 vînt, adj., feindlich gesinnt.

1028, 1 gedienen, swv., durch Dienst erreichen; der Nachsatz zu ob liegt in des wil ich, so will ich euch dafür entschädigen, was. — 4 sie glaubt ihm nicht mehr, weil er schon früher seine Mutter zu besserer Behandlung aufgefordert und das doch nichts geholfen hatte.

1029, 1 daz kint, der junge Mann. — 4 wer hienge mich, wer würde mich aufhängen. — z'einer briute, zur Beischläferin; brût, stf. (dat. briute), bezeichnet oft die Konkubine im Gegensatz zur ehelichen Gemahlin.

1030, 1 missetân, unrecht getan. — 2 dar zuo, deswegen. — sorge, stf., Besorgnis, Angst. — 4 künne, Abkömmling, hier die Enkelin. — kebese, stf., Kebsweib.
1031, 2 et gehört zu iuch, nur euch allein. — 4 sit âne sorge, davor habt keine Angst; ironisch. — immer, jemals.
1032, 3 vienget, gefangen nahmt. — 4 waz schaden, welchen, wie vielen Schaden.
1033, 1 Die Parenthese gehört zu sluoc. — 3 er, Ludwig. Sie gedenkt der Pflicht der Blutrache, die es ihr auferlegen würde, Ludwig anzugreifen und zu töten. — 4 selden, soviel als niemals. — danne, unter solchen Verhältnissen.
1037, 1 baz, noch weiter. — 3 mit ir zühten, durch ihr feines Wesen. — 4 überwinden, stv., einen eines dinges, jemand zu etwas bringen, überreden.
1040, 1 sagte genâde, sagte Dank; für den guten Willen und die Ergebenheit. Kudrun bezieht die letztere mit Recht auf die ihr zugedachte Krone. — 4 mit triuwen, durch treue Gesinnung. — doch; euer guter Wille kann mir nichts helfen; das Gefühl des Fremdseins bleibt mir.
XXI. Abenteuer. — 1043, 1 swie iuwer wille stât, wenn auch eure Wünsche auf mich gerichtet sind. — 3 mit stæten eiden, mit unverbrüchlichen Schwüren. — z'eim = ze einem. — 4 ich werde nie eines (andern) Mannes Frau, es müßte denn sein, daß Herwig stirbt.
1048, 2 genôz, st. subst., ein Ebenbürtiger. — 3 für, an Stelle von. — 4 strâfen, swv., schelten, mit Scheltworten kränken.
1052, 1 vîntlîchen, adv., feindlich, gehässig. — 3 nu, da. — durch ir übele, stf., infolge ihrer bösartigen Gesinnung. — stæte, adj., beständig, standhaft. — 4 sus, sonst.
1053, 2 mit willen und mit henden, mit gutem Willen und mit der Tat.
1054, 3 mîm' statt mînem, mîme. — 4 daz behüeten, sich davor in acht nehmen.
1055, 2 schaffet, tragt Sorge. — den lîp dar zuo bringen, dahin gelangen. — 4 ich sol, es ist mir vom Schicksal bestimmt. Sie sehnt sich nach noch größerem Leide, um den Becher des Elends ganz zu leeren.
1057, 1 wesche, swf., Wäscherin. — 4 understân, stv., verhindern, abwehren.
1060, 1 in ir triuwen, in ihrer treuen Gesinnung. — 2 gekleit = geklaget. — 4 reste, stf., Ruhe; die können die Ruhe, das Ausruhen von der Arbeit kaum erwarten. — nu, nicht genug damit, daß die andern ein so geplagtes Leben führen, nun.
1062, 2 durch got, um Gottes willen. — 2 Die höfische Sitte gestattete nicht, daß fürstliche Frauen und Kinder sich ohne Begleitung zeigten. — 3 ich bin auch ein Königskind; gleichwohl schäme ich mich der Arbeit nicht, wenn Kudrun, die ebenso

Hochgeborene, sie auch verrichtet. — volbringen, man erwartet einen Satz mit daz: daß ich mit ihr wasche. Statt dessen die erneute direkte Bitte. — 4 swie—gelinge, wie es für uns auch ausfalle, ob böse oder gut.

1064, 2 ûf den snê, auf den Schnee gehen. — 4 phieselgadem, stn., heizbares Gemach.

1065, 1 Si, Hildeburg. — âbenden, swv., Abend werden. — 2 dâ von, dadurch, daß es Abend wurde. — 4 klagen tâten, sie klagten; klagen ist substantivischer Infinitiv. — von, wegen.

XXII. Abenteuer. — **1071,** hie = in Normandie, wo sich der letzte Teil der Erzählung abspielte. — 3 gesinnen, stv., denken, trachten; gesunne, praet. conj. — 4 wie, auf welche Weise.

1075, 1 wîhen nehten, wörtlich heiligen Nächten, von wîch, adj., heilig; es sind damit die zwölf Nächte nach dem 25. Dezember gemeint, die alte Winterfestzeit. — kunde, praet. von künden. — 3 ir friunden, ihren Verwandten.

1077, 4 vlîziclîchen, adv., mit Aufmerksamkeit. — verjâhen, sagten: boteschaft ist Genitiv.

1078, 3 des, darin. — ander iemen ist dat. — 4 erbarmet, rührt, bewegt zur Teilnahme. — billîcher, adv. compar., mit größerem Rechte.

1083, 1 helfe, stf., seltener hilfe, Hilfe. — 2 si'z, ez deutet nur den folgenden Satz mit daz an.

1084, 2 's küniges künne, des Königs (Hetel) Verwandter. Str. 216 hieß Horant König Hettels Neffe. — 4 siu, Kudrun.

1085, 2 alsô bezieht sich auf das folgende mit. — ez süene, es wieder gut mache. — 3 kume ist Konjunktiv.

1096, 2 plân, stm., Ebene. „Ortwin ist auf einer Wiese (Plan = la plaine) mit der Jagd auf Wasservögel beschäftigt, und zwar bedient er sich dazu abgerichteter Falken (Falkenbeize). Er ist nicht allein, sondern in Gesellschaft eines Falkners (mit sînem valkenære). Dieses ungefährliche Vergnügen betrieben gern Frauen und Kinder; man hat daher aus dieser Stelle einen Schluß auf Ortwins Alter gemacht." (Löschhorn.) — 3 vogele rîche, reich an Vögeln. — 4 valkenære, stm., Falkner. beizen, swv., mit Falken jagen. — kündiclîche, adv., geschickt.

1098, 2 trüeben muot, wegen der Botschaft; vgl. 1098, 4. „Sie beweinte noch immer den Verlust, hatte also den Gedanken an Rache noch keineswegs aufgegeben. Ebenso heißt es Nib. 1062: ‚Noch heiß beweint Frau Kriemhild den Helden von Niederland' = sie sinnt auf Rache." (Löschhorn.)

1099, 1 Sie entboten ihm von ihrer Seite Dienstbereitwilligkeit, treue und wohlwollende Gesinnung: es ist das die einleitende Formel einer Botschaft wie eines Briefes. — 2 zu ergänzen: sie ließe ihm sagen, ihn fragen. — dâ—umbe, in bezug darauf. — 3 dare, gewöhnlich dar, dorthin.

1100, 1 wâr geseit, scheint sich zunächst auf 1099, 4 zu beziehen. — 4 selbst wenn keiner von ihnen mit dem Leben davonkäme.
1101, 1 in daz lant, nach Hegelingenland. — 2 nâch den, diejenigen, nach denen. — 3 der, Hilden. — 3 „weil ihre Ehre treuen Dienst erforderte." — 4 die ir kômen, die zu ihr stießen, ihr zu Hilfe kamen.
1116, 1 der, deren. — 3 joch, beteuernd, fürwahr. — 4 wanne, bei dem Gedanken, in der Ungewißheit, wann.
1141, 3 wîten gehört zu walt: einen weit sich ausdehnenden Wald. — 4 dâ hin, dorthin zu fahren. — an den zîten, in der Zeit, nunmehr.
XXIII. Abenteuer. — **1146,** 2 wîcgewant, stn., Kampfgewand. — 3 tuot, macht. — dienen, swv., ihre Dienste verrichten. — 4 baneken, swv., in Bewegung setzen, namentlich zur Erholung, umherreiten. Die Pferde waren vom langen Stehen in den Schiffen steif geworden. — riemen, swv., mit Riemen versehen, um sie anzuziehen.
1152, 2 von, in bezug auf.
1155, 3 wenn du den Anspruch als Bruder hast, so habe ich den als ihr Verlobter. — 4 ûz, außerhalb, fern von.
1158, 1 in boteschefte, als Boten. — 3 ir besten eide, ihrer heiligsten Eide, gen. pl. — 4 an, gegenüber.
1162, 1 triuwe, stf., Versprechen. — 3 mit willen noch mit muote, bereitwillig, freudig, gern. — beschouwen, swv., ansehen, in Anschlag bringen.
XXIV. Abenteuer. — **1165,** 1 swîgen wir, wollen wir schweigen; mit gen. der Sache. — 2 die, das Relativum geht dem Demonstrativum (den) voraus: die mit gutem Grunde in Freuden leben würden oder sollten.
1166, 1 vaste, swf., Fastenzeit. — tach, mundartliche Form für tac. 2 geflozzen, geschwommen. — Der Schwan gilt als weissagender Vogel; in seine Gestalt bargen sich die mit der Zukunft vertrauten Wasserweiber. Vgl. Nibelungenlied 1473 ff. In unserer Dichtung verdrängte diese mythischen Gestalten der christliche Engel.
1169, 1 dich versehen, erwarten, hoffen; statt des Satzes mit daz, den man erwartet, folgt aber ein direkter: dir sol. — 2 grôz liep, große Annehmlichkeit, große Freude; liep, stn. — 3 von, wegen, nach. — 4 ein bote der dîne, ein dir gehöriger, für dich bestimmter Bote; vgl. 1167, 3.
1171, 4 inder, irgendwo, überhaupt.
1172, 3 her daz grœzest, das größte Heer. — frumte, beförderte, schickte. — her ze lande, in dieses Land. — 4 künne, Verwandte.
1173, 2 mêr, noch mehr, noch weiter. — erkande, conj. praet., wüßte ich.
1174, 3 muoder, stn., ein Kleidungsstück, nhd. Mieder; hier allgemeiner und bildlich, das Bedeckende, die Decke, Oberfläche. — 4 vil

gelîche, adv., ganz gleichmäßig. — an einem ruoder, d. h. jeder von ihnen an einem Ruder. Handhabung des Ruders gehört zu den Fertigkeiten eines Recken. So weiß Hagen, Nibelungenlied 1510, das Ruder zu führen; er nennt sich selbst den allerbesten Fergen, den man am Rheine fand.

1180, 1 sô, elliptisch: wenn du das willst, so. — hôrte, conj. praet. — 4 den weiz ich, den kenne ich als. — deich's = daz ich es, daß ich von ihm.

1181, 1 Dir, zu deiner Hilfe. — 2 ûf, zum Zwecke von.

1182, 2 sô, wenn das der Fall wäre, so. — 3 swenne, wann auch, wann immer.

1183, 3 stierruoder, stn., Steuerruder. — in einem kiel, in demselben Schiffe; bî, neben, mit. — 4 bezzer friunde keiner, nach keinen bessern Freunden. — bî, bei Gelegenheit von, in. — muoten, verlangen.

1186, 3 in was liep und swære, sie waren froh und traurig, mit gedanken, in ihren Gedanken. — 4 Das Relativum die gehört zu dem kollektiven ingesinde. — wâ schließt sich an gedanken.

1188, 2 dâ, zu Haus. — wart in getân, geschah ihnen, ward ihnen zuteil. — 4 liez, unterließ, si'n zurnde, zu zürnen.

1189, 3 phelle, pheller oder phellol (lat. palliolum von pallium) ist ein kostbarer Seidenstoff, dann auch das daraus gefertigte Gewand. — 4 diu gehört zu etelîchiu. — ez behüeten, sich in acht nehmen, darauf acht haben. — ich wil, ich werde machen.

1190, 1 „Es ist ein feiner Zug, daß nicht Gudrun auf diese Vorwürfe antwortet, da sie es entweder zu demütigend oder zu herausfordernd hätte tun müssen.“ (Martin.) — gemügen, vermögen. — 2 zühte, gen., rücksichtsvolles Wesen, Zartgefühl. gehügen, swv. mit gen., gedenken: ihr sollt euer Zartgefühl uns gegenüber walten lassen. — 3 friuset, praes. von friesen, frieren.

1191, 1 übellîchen, adv., boshaft. — 2 swie daz weter duo, wie auch das Wetter beschaffen sei. — 4 als, sobald. — betagen, swv., Tag werden.

1192, 2 palmetac, stm., der Palmsonntag. — 3 wîziu, in weißgewaschenem Zustande. — 4 zu verbinden nie mêre noch zer werlde, noch niemals auf der Welt.

1193, 3 in dâ, denen dort, den Bewohnern des Landes. — der triuwen zerunnen, die Treue war ihnen ausgegangen. — 4 ir, der Frauen. — rocke, swm., Roggenmehl, Roggenbrot; was von, bestand aus.

1195, 2 erbiten kûme, konnten kaum erwarten. — dar ze lande, dorthin ins Land. — bræhten, bringen würden.

1205, 4 ir hôhes gedingen, ihrer stolzen Hoffnung. — vil übele geniezen, gar schlechten Nutzen haben: sie half ihnen nicht zur Verbesserung ihrer Lage.

XXV. Abenteuer. — 1207, 1 gewarten, geschaut hatten; inf. warten. — 2 ander niemen, sonst niemand. Daß sie allein fuhren, war hervorzuheben. Vgl. zu 442, 4.

1209, 2 trûtgespil, liebe Freundin. — 3 wichen, stv., entfliehen. — 4 ê, ehe ich das letztere täte.

1211, 2 ouch, ein Gegensatz: auch ihrerseits, andererseits. — 4 gâhen von, hinwegeilen von.

1212, 1 in hin nâch, hinter ihnen her. — 4 vliesen, verlieren, indem wir sie uns aneignen.

1216, 2 was ê gewesen baz, hatten früher sich in besserer Lage befunden. — 3 bidemen, swv., beben. — 4 swacher koste, von geringem Kostenaufwand; man hatte wenig auf sie verwendet. — wurren, praet. pl. von werren, waren ihnen beschwerlich, taten ihnen weh. — merzisch, adj. von merze, März.

1220, 2 des wære in dicke nôt, so freundlichen Gruß hätten sie oft nötig gehabt. — 3 meisterinne, stf., Erzieherin, Aufseherin; Gerlind. — ungehiure, adj., unmenschlich. — 4 tiure, adj., selten vorkommend.

1224, 1. „Der Sprechende ist wie 1226 Ortwin. Mit einem Goldringe (bouc, zu biegend gehörend; vgl. Hildebrandslied 34), sucht auch Hagen die Neigung des Fährmanns an der Donau, der alte Hildebrand die seines Sohnes zu erwerben. Ablehnung solches Geschenkes erzürnt und beleidigt den Geber. Etzels Boten Werbel und Swemmel empfangen von König Gunter goldenen Lohn, doch weigert sich Werbel ihn anzunehmen; sein Herr habe es ihm verboten, auch bedürfe er keiner Schätze:

Es war der hehre König darob sehr ungemut,
Daß sie verweigern wollten so reichen Königs Gut.
Da mußten sie empfangen sein Gold und sein Gewand,
Das sie dann mit sich brachten in ihres Herren Land. (Löschhorn.)

3 daz, dafür daß, vorausgesetzt daß. — 4 daz ir uns saget, von betragen abhängig: uns zu sagen.

1225, 1 Gott erhalte euch eure Bauge (Armringe): Formel des ablehnenden Dankes. — 4 von allen mînen sinnen, in meiner innersten Seele.

1226, 3 daz durch eine Ellipse erklärlich: sie denken in seinem Namen die Erklärung dafür zu finden, daß er seine Dienstleute so behandelt. Sie erwarten einen als grausam bekannten Mann zu hören. — 4 wäre ihm etwas an Ehre gelegen, wollte er Anspruch auf Ehre machen, so sollte man ihn heftig darum tadeln.

1228, 2 uns bescheiden, uns auseinandersetzen, angeben. — 4 ingesinden, pl. von ingesinde, Dienstmänner, Gefolgsleute.

1229, 4 Der Vordersatz ist sint si, wenn sie sind; der Nachsatz daz ist. — ungewizzen, adj., unbewußt, unbekannt. — in der zît, inzwischen.

1234, 1 erblihte, praet. von erblicken; erblihte an, sah an. — 3 siuften, swv., seufzen. — brâhte, hervorbrachte, erweckte. — 4 gelîchte sie ze einer, verglich sie mit einer, er fand sie ähnlich einer.
1235, 2 ist iu bekant umbe, wißt ihr von. — 3 hergesinde, stn., Gefolge, das zum Heere gehört; die Gefangenen kamen als Gefolge des feindlichen Heeres.
1237, 3 si'z, sie es; ez ist für den nhd. Sprachgebrauch pleonastisch; wir sagen: ich bin's, aber ohne prädikativen Beisatz (einiu). — 4 deste baz gedâhte, hatte um so besser im Gedächtnis.
1238, 2 sol, ist es vom Schicksal bestimmt. — 4 diu selbe, ebendieselbe, die ihr hier seht.
1241, 1 Kudrun redet. — 4 banden von bant, stn., Gefangenschaft.
1247, 1 an ist praep., nicht adv., seht her auf meine Hand. — 2 golt, stn., goldener Ring. — sô, wie ihr da gesagt habt. Man könnte auch denken, daß der Name in den Ring eingegraben war: so, wie dort auf dem Ringe steht. — 3 ze minnen, zur Erinnerung; der Ring ein Erinnerungszeichen an die Verlobung. — 4 sît ir danne, wenn ihr denn seid.
1249, 1 ersmielen, vgl. 357, 4.
1250, 1 blihte, praet. von blicken. — 3 dich, Kudrun, truoc, gebar. — ez'n wære, der nicht wäre eines Königs Sprößling.
1251, 2 ir beider mære, die Nachricht, die sie voneinander erhalten hatten. 2 liep unde leit, eine oft gebrauchte allitterierende Formel. „Der Schmerz des Erduldeten mischt sich mit der Freude des Wiedersehens" (Martin). Vgl. 644, 4. — 3 i'n weiz, ich weiß nicht. — 4 minniclîche ist adj. zu maget.
1255, 2 uns ist alsô wol geschehen, wir haben so guten Erfolg gehabt.
1263, 3 beste, Edelste, Vornehmste; bœste, Niedrigste. — hât mich zer, behandelt mich als die. — 4 wem lâst du mich, wem überlässest du mich zum Schutze.
1264, 1 Herwig antwortet. — 2 verhil, imper. von verheln. — 3 ê, praep. mit dat., vor (schîne). — 4 daz habe ûf mînen triuwen, dessen sei bei meiner Treue sicher.
1267, 1 Hildburg stammt nach der Vorgeschichte aus Portugal; im folgenden Teile der Dichtung wird sie einigemal wie oben bezeichnet. — 3 man, dat. pl. — 4 noch nie leider, noch niemals größeres Leid als sie uns dann tun wird.
1268, 2 immer mêr, jemals mehr.
1271, 2 siu, wohl auf die Kleider zu beziehen. Da ich eine Königin statt einer Sklavin geworden, will ich ihnen auch die Freiheit geben. — frîlîche, adv., frei, unbehindert.
1272, 1 geredete, reden mochte; inf. gereden. — 3 von den handen, aus den Händen. — 4 sie swebeten, sie schwammen auf dem Wasser.
1273, 1 daz in des tages zeran, daß ihnen vom Tage nichts mehr

übrig blieb. — 2 swære, adj., schwer beladen. — 4 ledicliche, adv., frei, ohne etwas zu tragen.

1280, 2 daz: in der Frage wâ sint die sabene mîn liegt zugleich: warum trägst du sie nicht, warum gehst du ledig, wie kommt es, daß du die Hände so müßig hast. — gewunden, eingewickelt. — 3 gêre, swm., der Teil des Kleides unter den Hüften, Schoß. — 4 leb' ich deheine wile, wenn ich noch eine Zeitlang am Leben bleibe.

1281, 4 beschouwen, swv., erblicken. — ûf mîn triuwe, meiner Treue.

1282, 3 ûz zinnen, aus Zäunen (zûn, stm.); die Zäune waren aus dornigen Ruten geflochten. Als Objekt ist „Ruten" zu ergänzen. — 4 „Die hier angedeutete Behandlung der Frauen begegnet im höfischen wie im volkstümlichen Epos. Wolfram von Eschenbach erzählt, wie an Artus' Hofe eine Dame, Cunneware, die niemals lachte, ihren Ernst beim Anblick des nach Torenart gekleideten Parzival vergaß:

Da lacht ihr minniglicher Mund:
Drob ward ihr Rücken ungesund.
Es griff des argen Keie Hand
Frau Cunneware de Laland
An ihr krauses Lockenhaar.
Ihre langen Zöpfe klar
Wand er rings um seine Hand
Und flocht sie ein ohn' jedes Band.
Ihrem Rücken ward kein Eid gestabt.*)
Ein Stab jedoch ward drauf geklappt,
Daß es durch Kleid und Haut ihr drang,
Eh' noch sein Sausen ganz verklang.

Bekannt ist die üble Behandlung, die Siegfried seinem Weibe Nib. 837, 2 wegen ihrer Schwatzhaftigkeit zuteil werden läßt." (Löschhorn.)

1284, 3 immer, jemals. — ouge, ein Auge, eines Menschen Auge. — 4 es, dafür.

1285, 1 zühte, gen., Behandlung, Züchtigung. — 2 ê, eher, lieber. versprochen, abgewiesen, verweigert. — 3 bouwen, bewohnen; ich will Königin in Ormanie werden; vgl. 1291, 4. — 4 die letzten Worte enthalten eine Drohung; vielleicht auch schon eine versteckte Hinweisung auf ihre Befreiung.

1286, 1 lieze ich, ließe ich sein. — 3 verkiesen, stv. mit acc., auf etwas verzichten. — ouch drückt wieder eine Art Gegensatz aus und steht wieder beim Pronomen, ohne zu diesem zu gehören.

1288, 3 er saß nicht allein; es waren mehr von seines Vaters Mannen bei ihm. — 4 gienge, gehen sollte.

1289, 1 botenbrôt, stn., Belohnung des Boten. Botenbrot: Dem Boten, wenn er geworben, d. h. seines Auftrags sich entledigt hatte, wurden von dem, an welchen er entsandt war, drei Schnitten Brots vorgelegt. Diese ursprüngliche Bedeutung

*) Mit des Richters Stabe berührt.

war schon im 12. Jahrhundert vergessen und an ihre Stelle der allgemeine Begriff einer Gabe getreten. — 3 Sie erwartet, daß er noch einmal vor sie treten und seine Werbung wiederholen wird. — 4 fremeden, swv. mit acc. der Person, jemand meiden, sich fern von ihm halten. — sich berâten, swv. mit gen., sich entschließen zu etwas; sie ist zu einem besseren Entschlusse seitdem gelangt.

1290, 1 Auch in der Vorgeschichte erwidert Sigebant denen, die ihm Hagens Ankunft melden: „Ihr betrügt mich ohne Not.“ Ähnlich Nib. 1481 Hagen zu den Donauweibern: „Ihr betrügt mich ohne Not! Wie sollte es sich fügen, daß wir alle tot In der Fremde blieben, da uns doch keiner grollt?“ — 2 botenbrôt, als Botenbrot. — 4 jâ — wünniclîche begründet den reichen Botenlohn.

1291, 1 ein sîn geselle, ein Genosse von dem, der zuerst geredet hatte. — 2 teilen, er beansprucht die Hälfte des versprochenen Botenlohnes. „Ein unvermutet erworbenes, ungesucht gefundenes Gut ist der Finder verpflichtet mit einem gleichzeitig Daraufstoßenden zu teilen.“ Martin, der auf Wallensteins Lager Szene 3 verweist:

Seht nur, wie der den Kroaten prellt!
Halbpart, Schütze, so will ich schweigen.

Vgl. auch Lessing, Juden, Ende des ersten Auftritts.

1292, 3 daß Gott ihn reichlich mit Liebe versehen hätte, ihm die ersehnte Liebe des Mädchens gewährt hätte.

1293, 3 stuont nâhen, trat nahe herzu.

1294, 1 neinâ verstärktes nein, nein doch. — 2 wîzen, stv. mit dat. der Person, acc. der Sache, jemand etwas zum Vorwurfe machen. — swer sô, wenn irgendjemand. — 3 ez, mich zu umarmen. — 4 wie paßte ich für euch, mich zu umarmen, oder: umarmt zu werden.

1296, 1 stuont ûf hôher dan, trat von dort zurück. — 3 hôhe mieten, belohnen. — 4 du wilt, du willst.

1297, 1 sanfter, adv. comp., angenehmer zu Mute, als in diesem Augenblicke. — 4 Die gefangenen Frauen waren bisher als Unfreie gehalten: vernachlässigt an Kleidung (1299), an Haarpflege (1218, 1299), an Nachtlager und Speise (1193), zu niederen Diensten gezwungen und gezüchtigt. Gudrun will durch das Bad ihres Standes äußerlich wieder würdig werden.

1298, 3 under, gemischt unter.

1299, 1 schaffe, besorge. — 3 swach, adj., armselig, schlecht. — kleiden, dat. pl. von kleit, daneben kleidern. — 4 umbescheiden (um statt un wegen des folgenden b) adj., rücksichtslos, daß sie nämlich die Mädchen so behandelte.

1300, 3 rechnet ihr euch das für Ehre? ist das eine ehrenvolle Behandlung? — 4 erzogen, behandelt.

1303, 2 bades gâhen, mit dem Bade sich beeilen. — vlîziclîchen,

adv., angelegentlich, eifrig. — 3 künnes von maniger abhängig: mancher aus der Verwandtschaft Hartmuts.
1305, 2 daz, von solcher Beschaffenheit, daß. — 3 mete, stm., Met, ein künstliches Getränk, mit Honig gemischt. „Volkstümliche Dichtungen erwähnen gern neben dem Weine den altgermanischen Met, ein aus Honig bereitetes Getränk. Er ‚wetteiferte mit dem Biere um die Gunst und errang mehrfach den Sieg, so daß er für vornehmer und köstlicher geschätzt wurde.‘ Später tritt er hinter Bier und Wein zurück und ist nicht mehr allgemein bekannt.“ (Löschhorn.) — 4 wie's, wie dafür.
1316, 1 schuof, bestellte. — 2 man hatte nicht nötig, viel nach Bedienung zu rufen; sie war aufmerksam zur Stelle. — 3 haben goume, acht haben, mit gen., auf etwas.
1317, 3 sul wir, statt: daß wir sollen. — 4 uns selben âne wünne, zu beliben gehörig. — des, daß wir hier bleiben sollen. — selden ie, niemals.
1318, 1 in Gegenwart ihrer Herrin. — 3 mêre, dachten noch mehr darüber nach.
1319, 2 dô, Gegensatz. — sô getân, so beschaffen. — 4 an die zîte, dahin, soweit. — si'z, man es. — rûnen, swv. mit dat., jemand zuflüstern.
1324, 4 betten, swv. einem, jemand das Bett bereiten. — 3 die naht al eine, diese einzige Nacht. — 4 die Kämmerer begleiteten Kudrun bis in das Schlafgemach.
1325, 1 Diu kint, Pagen sind gemeint. — 2 dâ vor, vorher. — selden ieht, niemals. — ieht, mundartliche, aber ältere Form von iht. — 3 rihten, swv., zurecht machen. — 4 sûberlich, adj., reinlich, schmuck.
1328, 2 helede, die ursprüngliche Form von helde. — mêr deheine, keine mehr.
1329, 2 die wîsen sind die Kämmerer, die tumben die Pagen. — 4 berâten von, versehen mit.
1330, besliezen, stv., zuschließen. — 2 schôz man, trieb man, stieß man. — 3 swes begunde gehört in den Satz mit daz (4).
1331, 1 sâzen s' alrêrste, nun erst setzten sie sich. — 2 diu aller hêrste, die Höchste unter allen, Kudrun.
1332, 3 swelhiu, welche immer (unter euch). — ân' allez sorgen, ohne alle Mühe. — 4 des genœte, eifrig darauf bedacht.
1334, 4 dar zuo stuont, darauf war gerichtet.
XXVI. Abenteuer. — 1335, 1 hœren, wollen hören. — habe wir statt haben wir.
1338, 2 umbestanden, umringt. — 4 möhte ez sich gefüegen, gehört in den Relativsatz: solche Nachricht, deren ich, wenn es möglich wäre, entbehren wollte.
1339, 4 heten ez für lüge, hielten es für eine Lüge.
1341, 2 alsô, und zwar in solchem Zustande. — leider niht, kein größeres Leid. — 3 daz, das Folgende.

1343, 3 diu wîze, stf., die Weiße, die ihnen die Wäsche Kudruns verliehen hat. — 4 Sô mac si komen ûz ir ellende: Elend in der ursprünglichen Bedeutung „Wohnen im Ausland". Eine schöne Wendung ist „das Elend bauen" = im fremden Lande wohnen. Vgl. Luther, 2. Mos. 3, 17: „ich will euch aus dem Elende Egypti führen." Goethe, Hermann und Dorothea: „Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?" Auch 1316, 4 steht ellende.

1345, 2 halde, stf., Abhang; wahrscheinlich nicht die ursprüngliche Lesart, sondern erst durch den Inreim veranlaßt. — gedienen, den Feinden; ironisch. — 4 ez hie rûmen, den Platz hier verlassen.

1346, 2 gemeit, adj., froh. — 3 tiwerlich, tiurlich, adj., ausgezeichnet, tapfer. — 4 ze, bei, in.

1347, 1 durch den Waten rât, wegen; bewogen durch Watens Rat.

1355, 2 in ein venster tân, um in ein Fenster zu treten. — 3 wanne ez wære, wann der Zeitpunkt wäre. — 4 dâ mite, wodurch; nämlich durch das Spähen. — dienen an, sich verdienen von.

1557, 3 besezzen mit, besetzt mit, belagert von. — 4 friunt, nom. pl. — unser armen, unser der Armen.

1360, 1 meistec, adj., zum größten Teile. — 3 wâfen, ursprünglich: zu den Waffen, was hier noch paßt; gewöhnlich ein Weheruf.

1361, 2 von liez hängt zunächst ligen ab. — 4 geste, im Sinne von Feinde, wie mehrfach.

1362, 2 wachâ, imper. wache mit der verstärkenden Partikel â. — 2 umbemûret, ummauert, umringt. — ungehiure, adj., unheimlich. — 4 koufent tiure, kommt teuer zu stehen.

XXVII. Abenteuer. — **1366,** 4 ein teil, ein wenig, mit der gewöhnlichen mhd. Ironie.

1372, 1 der'st = der ist. — swan, swm. (statt swane), Schwan. — 2 bilde, Wappenbilder. — 3 swiger, stf., Schwiegermutter: so nennt Hartmut Hilden, halb ironisch, halb in ernstlichem Vertrauen auf Kudruns gestrige Willigkeit. — 4 ê morgen âbent, vor morgen abend.

1373, 2 wolkenblâ, adj., himmelblau. — 3 dâ her gehört nicht zu bringet, sondern zu Herwîc. — 4 sêbleter, pl. von sêblat, Blatt einer Seepflanze. Wieder mit Anschluß an den Namen Sêlant.

1375, 2 der êre, daß sie uns auf den Leib gerückt sind und den ersten Angriff gewagt haben. Er will ihnen zuvorkommen.

1376, 3 wern, swv., verteidigen. — 4 garten sich, waffneten sich; von gerwen, swv.

1392, 2 „Der Führer trägt in der germanischen Heldenzeit ein Signalhorn. Man denke an das Horn Rolands. Seine wunderbare Wirkung schildert der Pfaffe Konrad im Rolandsliede: Da nahm der Held Roland Sein Horn in die Hand, Blies es mit voller Kraft, Daß dem Götzen Apoll Und Machmet, seinem Gesellen, die Kraft sank; Es verwandelte sich ihre Stimme, Furcht fuhr in sie. Die steinernen Tempel zitterten,

Die Heiden verzagten, die Erde bebte, Die Fische spielten, Die Vögel sangen schön, Die Berge erklangen, Viele (Menschen) lagen wie tot: Da war der Jammer groß!" (Löschhorn.) 3 von sînen kreften, wegen, infolge seiner Stärke. — drîzic mîle, dreißig Meilen weit.

1393, 3 schihten, praet. conj. von schicken, bereit machen, dar, nach der Richtung hin, wohin.

1394, 1 ze dritten stunden, zum dritten Male. — 2 im, vor ihm. — 3 eckesteine, Eckſteine, die ein Gebäude hauptsächlich stützen. — rîsen, stv., fallen. — 4 dannen wîsen, von dannen führen.

1395, 2 ergrînen, stv., knurren, wiehern; das Wiehern der Rosse wurde als Vorzeichen für den Ausgang des Kampfes angesehen. — 3 Man steht (sitzt) ûf, an oder in der zinnen. Die Zinne ist zunächst ein regelmäßig durchbrochener Mauerkranz auf der Plattform der Burgmauer oder des Turmes, zuweilen auch die so ummauerte Plattform selbst. Die Lücken des Mauerkranzes gestatteten eine Fernsicht: sie hießen Fenster (1483, 2).

1396, 3 von fremeden und von kunden gehört zu helme: wenn hier nur Hartmuts Helden gemeint sind, so müssen wir annehmen, daß einige der durch Boten besendeten schon angekommen waren; das wären dann die fremeden. — venstersteine, die steinernen Fensterrahmen. — 4 erglasten, praet. von erglesten, leuchten.

1403, 2 keiser, die höchste Bezeichnung, das Ideal weltlicher Macht und Herrlichkeit; in vielen sprichwörtlichen Redensarten. — kunde, hätte können. — nimmer gar, durchaus nicht. — vlîziclîcher werben, mit größerer Sorgfalt verfahren, in bezug auf seine Rüstung. — 4 sein hochstrebender Mut war ihm noch nicht ausgegangen.

1407, 1 erkorn, ersehen, wahrgenommen. — 2 sîn, von niht abhängig, ihn nicht. — hiew, praet. von houwen. — 3 deiz, daß es. — ûf, auf — zu. — 4 die Panzer leuchten, indem die Speere Funken aus ihnen treiben.

1409, 1 Die Rosse sprangen auf; vorher aber waren die beiden Reiter schon abgestiegen. — „Schilderung eines ernsthaften ritterlichen Kampfes (im höfischen Epos tjost genannt). Die Gegner geben dem Rosse die Sporen, dann sprengen sie mit eingelegter Lanze aufeinander los. Vom Anprall der Lanzen werden die Rosse auf den Boden geschleudert oder sitzen wenigstens ‚auf den Hächsen‘ (Kniebug der Hinterbeine); gleichzeitig zersplittern die Lanzenschäfte. Nun muß zum Schwerte gegriffen werden. Meist steigen die Ritter vor dem Schwertkampfe ab, seltener wird der Kampf zu Pferde fortgesetzt. Siehe die Abbildung bei Henne am Rhyn I, 204." (Löschhorn.)

1420, 2 wer iht, wer etwa. — ungesunt, adj., verwundet. — 3 gemachet', praet. conj., gemacht hätte. — 4 Hartmut hatte die Frage gehört.
1421, 2 der degen, Horant. — 3 bringen, führen. — nâch maniger grôzen êre, mit vieler großen Ehre, auf sehr ehrenhafte Weise. — 4 nâch, um ihn zu erreichen.
1422, 3 manigen, dat. pl.
1423, 2 daz, was folgt. — 3 in drâte für diu ougen, sprang ihnen vor die Augen. — 4 ecke, vgl. 864, 2. — helmbouc, stm., Helmspange.
1424, 1 wunden, swv., verwunden. — 4 er, Hartmut. — muoten nâch, verlangen nach, Anspruch machen auf. Niemand wagte, einen so gewaltigen Herren anzugreifen.
1431, 4 von, durch, mit.
1432, 2 gefrâget mîn, nach mir gefragt.
1435, 3 dar zuo, außerdem. — mêre, noch mehr; recken, gen. pl.
1436, 1 bîhte, stf., Beichte, Bekenntnis; ironisch: es hat dich niemand aufgefordert zu bekennen, wer du bist und was man dir getan hat. — 3 des deutet auf ein folgendes daz, statt dessen direkt ich sol: du sollst mir das zutrauen, daß ich es so besorgen werde usw. — 4 Androhung des Todes.
1437, 2 swer ez dâ guot gewan, wer da den Vorteil erlangte, die Oberhand gewann. — 3 holde, praet. von holn: der erreichte diesen Vorteil nicht auf leichte, bequeme Weise von den Kämpfern beider Parteien. — 4 aus dem Zweikampfe wurde bald ein allgemeiner.
1438, 2 sluoc, hier nicht im Sinne von erschlug. — 4 scheiden, einen von, jemand von etwas trennen, eines Dinges berauben.
1439, 3 dan sîn gescheiden, von dort fortgekommen sein; âne sîn ende, außer tot. — 4 sich leiden, swv., sich leid, verhaßt machen.
1440, 1 Die, die kint; das grammatisch genaue diu ist hier nicht nötig. — 2 wider komen, stv. mit gen., sich erholen von etwas. — 3 ze berge, aufwärts, empor.
XXVIII. Abenteuer. — **1441,** 3 immer, jemals. — 4 itewîze, stf., Schelte, Vorwurf; sie tadelt mich deswegen.
1442, 3 mit den sînen mannen, die Fahne begleitet von seinen Mannen. — 4 in, Ludwig.
1443, 2 im, Herwig. — 4 grim, stm., Grimm.
1445, 1 under helme, unterhalb des Helmes. — über rant, über den Schild hinaus. — 4 vor im, vor Herwig, zu seinen Füßen. — erbîten, warten, bis er kam.
1446, 3 daß er vorher gestrauchelt war. — 4 überwallen, stv., überfließen.
1450, 2 wendet dannen, kehrt zurück, geht fort. — gelegen, part. von ligen, gefallen. — 4 bezzer wîle, bessere Zeit, günstigere Stunde.

1453, 1 verlân, zurückgelassen, nämlich tot. — 2 wenn das Land Hartmuts Recken zu eigen gehört hätte, wenn sie für ihren eigenen Besitz gestritten. — 4 sie sûmte, hielt sie auf.

1454, 1 kraft, Menge. — 2 dâ hin, mit Bezug auf porten. — 3 in zoget' es, ihnen ging es damit vorwärts, ihnen glückte es.

1456, 2 hie bevor, durch unsern frühern Raubzug. — 3 sich erzeigen, offenbar werden. — 4 haben, mögen haben; sorge, für ihr Leben. — rêveige, adj., dem Tode verfallen, tot.

1463, „Zu dieser trefflichen Strophe ist zu bemerken, daß der Wunsch, sich zu verwandeln, um den Feinden oder einer Gefahr zu entkommen, altepisch ist. Wir verweisen u. a. auf Wolframs Willehalm 61: Nun hab' ich mehr der Sorgen, Als je im Herzen mir erwuchs. Könnt' ich entschlüpfen wie der Fuchs, Daß mich beschiene nie der Tag! Und auf Herodot 4, 132: Vermögt ihr Perser nicht als Vögel die Lüfte zu durchschneiden, oder als Mäuse unter die Erde zu schlüpfen, oder als Frösche in die Sümpfe zu springen, so werdet ihr, von diesen Pfeilen getroffen, umkommen. Auch Uhland macht in König Karls Meerfahrt von einer solchen Wendung Gebrauch. — 1 ‚In unserer Sprache ist es hergebracht, in einem negativen Satze außer der Hauptverneinung auch andere der Verneinung fähige Wörter negativ zu fassen, so daß diese gehäuften Verneinungen nicht aufeinander wirken, einander aufhebend, sondern einander unterstützend auf den einen Punkt wirken, der zu verneinen ist.‘ D. Wb. 5, 461.“ (Löschhorn.) — 2 d'erde = die erde. — swaz — geschiht, es möge mit mir werden, was wolle; Unmögliches kann ich nicht. — 4 den besten mînen willen, meinen Entschluß, den ich als den besten betrachte.

1464, 1 Sîn, von niht abhängig, es. — 4 stuonden, stiegen ab.

1465, 2 ez sî übel oder guot, möge es mir nun schlecht oder gut bekommen; dasselbe nochmals in swie mir dâ gelinge. — 4 hôher, adv., weiter zurück.

1466, 1 ûf geworfen = ûf geworfenen, geschwungenen. — gân, vorwärts zu gehen. — 3 dem helde, Hartmut; der Kampf mit einem Könige und selbst der Tod gegen ihn war eine besondere Ehre; vgl. Nib. 2239.

1478, 1 von Ormanîelant kann zu Ortrûn wie zu küniginne gezogen werden.

1479, 1 edeles fürsten kint, Kind eines edeln Fürsten. — 2 sô vil ist als Akkusativ aufzufassen.

1480, 2 aller meiste, adj., zum größten Teile. — 3 freise, stf., Schrecken, Angst.

1481, 1 Nach des erwartet man einen Satz mit daz; statt dessen du hetest.

1482, 2 understân, stv., verhindern, hemmen. — 3 ich enwære, es müßte denn sein, daß ich wäre. — 4 sô, alsdann. — schiede ich ez, würde ich den Streit beilegen.

1483, 1 angestliche, adv., heftig. — tiure, adv., hoch und teuer, sehr. — 2 Vgl. zu 1395, 2. — 3 frâgte sie, diejenigen, die ihr Winken bemerkt hatten. — 4 iemen recken, jemand von Recken, irgendwelche Recken; recken ist gen. pl.

1484, die uns frâgen tuot, ist nicht etwa wie das Nhd. im Volke übliche: fragen tut = fragt, zu verstehen; sondern frâgen tuon, ein Fragen tun, und von frâgen hängt der Akkusativ uns ab. — 4 waz, in welcher Beziehung, womit.

1487, 2 diende, part. = dienende. — 3 sô, andererseits. — kôs, praet. von kiesen, wählte, erkor. — 4 lâze iuch schouwen, werde euch beweisen.

1488, 2 vervâhen für deheinen zorn, ihr sollt es uns nicht gehässig, schlimm auslegen.

1489, 4 Herwîge, acc., gewöhnlich Herwîgen.

1490, 1 herter, schwieriger. — 3 gunnet, imper., vergönnt, erlaubt.

1491, 3 sparn, swv., schonen. — daz tæte ich ûf mich selben, das täte ich gegen mich selbst, zu meinem eigenen Verderben. — 4 frevele, stf., Kühnheit.

1492, 3 daz leiden, swv., das leid machen, verleiden. — 4 niemen, nhd. jemand; im Mhd. die Negation, weil der Sinn des Ganzen negativ ist.

1493, 1 tiuren, ausgezeichneten. — 2 der, entweder zu Herwîge oder zu er, daß derjenige, welcher. — 3 dar sprungen, sprangen herbei. — 4 genomen, gefangen, weggeführt. — vor, ohne daß sie es verhindern konnten.

XXIX. Abenteuer. — **1494,** 1 für den sal, die Pforte war gegenüber dem Hauptgebäude, in dem der Rittersaal sich befand. — 2 manigen enden, dat. pl., in manchen Richtungen, auf verschiedenen Seiten.

1496, 1 Wie oft man sie auch von der Burg zurücktrieb. — 3 mit grimmen stürmen, mit heftigen Angriffen. — 4 die rigele ûz der mûre, die Riegel, welche die Tore verschlossen, griffen in die Mauern; sie mußten also aus der Mauer herausgehauen werden.

1497, 3 tür, vorüber an. — ûf den turn, um dort die Fahne aufzupflanzen. — den turn besten, d. h. den Hauptturm. Gemeint ist der meist alleinstehende Bergfried, „das festeste und höchste Werk von allen.“ Mit seiner Eroberung ist die Einnahme der Burg vollendet.

1499, 2 kradem, stm., Lärm. — 3 joch, fürwahr, was sonst jâ. — niht in einem muote, hatten nicht denselben Sinn.

1504, 1 in manigen ende, nach verschiedenen Richtungen. — 2 ir friunde, die Freunde, die Verwandten derer, deren Blut floß. — 3 sorclîche, adv., sorgenvoll, angstvoll.

1505, 1 für die, nhd. vor der; das Mhd. wahrt den Begriff der Bewegung. — 2 lâz dir wesen leit, laß dich erbarmen. — 4 ez'n stê an, wenn es nicht steht bei, abhängt von; vgl. 1508, 4.

1506, 1 neren, swv., retten. — mit rehte, auf rechte Weise. — 3 belîben, stv., verschont bleiben. — 4 stant, imper., stehe, tritt. — her, herzu.

1507, 3 degene, die zum Schutze der Frauen hingestellt waren, vermutlich von Herwig.

1508, 2 bôt sich für eigen, bot sich als leibeigen an. — für daz Hilden kint, weil das für eigen bieten mit einem Fußfalle verbunden war. — 4 ez sî umbe mich ergangen, daß es mit mir vorbei ist.

1509, 1 gern, swv., bitten. — 3 nie zer werlde des, niemals in der Welt um etwas, worin.

1510, 2 grisgramen, swv., knirschen. — zenden, dat. pl. von zant, Zahn. — huop sich, machte sich auf. — 3 schînen, stv., funkeln.

1522, 1 vienc, faßte. — 2 trûren, swv., scheint hier der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, das mit gotischem driusan, stv., fallen, zusammenhängt, nahe zu stehen: sie begann niedergeschlagen zu werden, zu verzagen. — 3 tobeheit, stf., Raserei, Wut. — 4 juncfrouwe, stf., junge Herrin. Vgl. 1436, 4.

1529, 1 gemuozet des strîtes, ausgeruht von dem Streite. — 3 walgenôz, stm., Kampfgenoß. — nâch bluote var, wie Blut gefärbt, blutfarbig.

1530, 2 gewœfen ist hier der Kettenpanzer. — 3 îsenvar, adj., eisenfarbig, die dunkele Farbe des Eisens, vermischt mit dem Schweiße, prägte sich auf seinem Gesichte und Händen ab. — 4 daz wal durchhouwen, hauend den Kampfplatz durchschreiten. „Diese Zeile ist ein deutlicher, schöner Abschluß. Mit der Vereinigung der lang getrennten Liebenden schließt der Kern des Gedichtes ab.“ (Martin.) Was folgt, ist Zusatz.

Namenverzeichnis.

Abakîe, Abakîne, ein im Orient gelegen gedachtes Land 673, 2. 829, 4.

Abalîe, Abalî, ebenfalls ein östliches Land, durch kostbare Kleiderstoffe und Edelsteine berühmt 267, 3. 864, 4. 1248, 2. 1684, 3.

Alzabê, wahrscheinlich das Hauptland von Morland; der Sitz Siegfrieds 579, 1; daher unter die von Alzabê (667, 4. 673, 2. 719, 2 usw.) schlechthin die Mohren zu verstehen sind.

Amiliê, wahrscheinlich im Orient zu denken; die Weise, die Melodie von Amilê (397, 1) ist wohl ein Lied von Meerfrauen.

Arâbê, Arâbî, Arâbe, Arabien, als die Heimat großer Schätze, namentlich kostbarer Stoffe bezeichnet 266, 1. 1326, 1. 1616, 2; die Mohren singen eine arabische Melodie 1588, 4.

Baljân, die Hauptstadt Hagens von Irland 161, 1. 288, 3. 293, 1. 441, 1. 559, 4. Ballyghan ist ein in Irland häufiger Ortsname.

Dietmers, Dietmarsen, dem König Hetel von Hegelingen untertan 208, 2.

Indîâ, auch Indiân (170, 1), die Heimat der älteren Hilde 118, 3. 177, 3. 197, 2.

Irlant, Irland, in welchem nacheinander herrschen Ger, Sigebant, Hagen. Auch unter diesem Namen ist ursprünglich eine holländische Lokalität verstanden: ein Teil von Texel heißt noch Eijerland.

Irlende, Irländer 496, 4.

Irolt, heißt Herr von Ortland (273, 1. 481, 1. 520, 1), dessen Herr später Ortwin ist, und Gebieter der Friesen und Holsteiner; Hetels Vasall. Der größere Teil der kimbrischen Halbinsel wird ihm untergeben gedacht werden müssen.

Irrîche, dasselbe was Irlant 124, 3. 139, 3. 229, 3. 357, 3. 578, 3. 1339, 3.

Iserlant: eine nicht mit Namen genannte Tochter des Herrn von Iserlande (120, 3), war von den Greifen entführt und von Hagen befreit worden; sie vermählt sich später einem jungen Fürsten 191, 4.

Kampalîe: Röcke aus Kampalie tragen Morungs Helden, als sie vor Hagen erscheinen 332, 2.

Kampatille, Hetels Burg, die sonst Matelâne heißt, 235, 2; vielleicht von dem Tiroler Schreiber der Handschrift herrührend, da in Tirol mehrere ähnliche Namen vorkommen (Pfeiffers Germania 6, 44).

Karadê, ein zu Siegfrieds von Morlande Reiche gehöriges Land; auch Karadîe, Karadîne, genannt; der Name wird ganz identisch mit Morland gebraucht (731, 4. 1139, 4). Ursprünglich jedoch lag das Land im Norden und gehörte Hagen, der Ludwig von Normandie damit belehnte (610, 3); heut Kardigan, ein schmaler Landstrich von Wales, Irland gegenüber.

Kassiâne, die Hauptstadt von Ormanie, der Wohnsitz Ludwigs und Hartmuts 1534, 2. 1561, 2. 1543, 3. 1692, 2.

Kûtrûn, Kûdrûn, Tochter Hetels von Hegelingen und Hildens, Schwester Ortwins, Verlobte Herwigs.

Lúdewîc, König von Normanie oder Ormanie, Gemahl Gerlindens, Vater Hartmuts und Ortruns.

Matelâne, die Burg Hetels 760, 3. 763, 3. 764, 4. 771, 3. 777, 3. 798, 3. 852, 1. 881, 1 usw. Wahrscheinlich Matlinge in Südholland oder Mattenburg in der Nähe von Bergen-op-Zoom.

Mœre, die, nur im Plural, Volksname; ihr Herrscher ist Siegfried von Morland; einmal (670, 3) heißt es die künige von den Mœren, ohne daß neben Siegfried, der künic von den Mœren heißt (721, 1. 722, 4) ein zweiter genannt würde.

Môrlant, Siegfrieds Reich; vom Dichter als ein wirkliches Land der Mohren betrachtet, aber ursprünglich eine der Nordsee naheliegende Lokalität. Die Vertauschung geschah nach der Vorliebe der höfischen Zeit für das Phantastische und Fernliegende. Man

hat an Moor, Sumpf zu denken: mehrere damit zusammengesetzte Namen sind nachweislich.

Môrrîche, dasselbe was Môrlant, 1459, 3.

Môrunc, Herr in der Mark zu Waleis, Hetels Vasall. In der ursprünglichen Gestalt der Sage gehörte er wohl mit Môrlant zusammen, wie die Alliteration wahrscheinlich macht. Einmal heißt er von Niflande 211, 1.

Niflant, Nebelland, wohl das Land der Nibelunge, am Niederrhein, das einen Teil von Morungs Gebiete bildet, nach anderer Deutung Livland 211, 1. 564, 1.

Normanîe s. Ormanie.

Norwæge, Norwegen, ist die Heimat von Sigebants Mutter 8, 4; ein junger norwegischer Fürst heiratet Hildens Freundin 193, 3.

Ormanîe, auch Ormanîne, Ormanîn, Ormandîn, in der Handschrift öfter mit H, Nebenform ist Normanîe, Normandîe, Normendî, Normandie, das Land Ludwigs und Hartmuts.

Ormanîerîche, dasselbe was Ormanîe, 813, 3. 1104, 3. 1227, 3. 1312, 3. 1432, 3.

Ortlant, in der Handschrift meist Hortlant auch Nortlant (1096, 1. 1103, 1) geschrieben, aber durch Ortwîn, den Beherrscher des Landes, ist die vokalische Form gesichert. Der Name bezeichnet Land mit einer Spitze, daher Ortwins Wappen auch örter sind. Wahrscheinlich ist Jütland gemeint. Ehe Ortwin erwachsen ist, erscheint Irolt mit Ortland belehnt.

Ortrîche, in der Handschrift Hortrîche, auch Nortrîche (1618, 1), dasselbe was Ortlant.

Ortrûn, Tochter Ludwigs und Gerlindens von Ormanie, Schwester Hartmuts; sie vermählt sich schließlich mit Ortwin.

Ortwîn, Sohn Hetels von Hegelingen und der jüngeren Hilde, Bruder Kudruns. Er heißt Herr von Ortlant; auch nach dem Tode des Gatten bleibt Hilde Königin der Hegelinge.

Otte, König; sein Bruder in Feindschaft mit Ludwig von Ormanie, und von Hagen belehnt 611, 2.

Portegâl, Portugal, als Heimat Hildeburgens bezeichnet, deren Vater König in Portugal ist 119, 2. 485, 3. 1009, 2. Mit dem König von Portugal führen Frute und Horant Krieg 222, 2.

Sahse, Sachse, Volksname 366, 4. 1503, 4 beidemal mit dem Beiwort wilde.

Salmê; ein Graf aus Salmê führt das Schiff, das aus Garadê kommt 110, 1.

Sêlant, das Reich Herwigs, der Seeblätter im Wappen führt (1373, 4); nicht die dänische Insel Seeland, sondern wahrscheinlich die friesischen Seelande; vielleicht steckt auch nur eine Bezeichnung Herwigs als Seekönig dahinter.

Sêwen, eigentlich dat. pl. von sê, dasselbe was Sêlant; Herwic hat öfter den Beinamen von Sêwen 706, 1. 867, 1. 1214, 1. 1257, 1. 1674, 1.

Sîfrit, Siegfried, König von Morland, zum Heiden geworden, als man Morland als Mohrenland auffaßte; er stammt aus einer gemischten Ehe 1664, 1. 2.

Sigebant, König von Irland, Sohn des Königs Ger; er vermählt sich mit einer norwegischen Fürstentochter; sein Sohn ist Hagen.

Spânisch; von spânischem messe gebunden sind die Anker der Hegelinge 1109, 3.

Stürmen, wie Sêwen, dat. pl., die Waten untergebene Mark; sie stößt an Herwigs Land und ist wahrscheinlich mit dem Lande der alten Sturmi bei Verden identisch, die als Nachbarn der Friesen bezeichnet werden.

Sturmlant, dasselbe was Stürmen 262, 1. 362, 2. 465, 1 usw.

Swâbe, Schwaben; 744, 2 werden Hartmuts und Ludwigs Geschenke gerühmt und es heißt, daß man von solchen in Schwaben nie vernommen. Wenn der Name nicht bloß durch den vielleicht späteren Inreim veranlaßt ist, kann man auf einen Aufenthalt des Dichters in Schwaben daraus schließen.

Tene, Däne; als Herren der Dänen werden Horant und Frute bezeichnet; von Tenen Hôrant 317, 1, der Tene Hôrant 373, 2, von Tenen Fruote 322, 4 und oft.

Tenelant, Dänemark; wir haben darunter nicht das heutige Dänemark zu verstehen, sondern die alten Sitze der Dänen in Friesland und an der Scheldemündung im 9. Jahrhundert.

Tenelender, Däneländer, Bewohner von Tenelant 722, 4.

Tenemarke, Dänemark; vgl. Tenelant. In Dänemark herrschen Frute und Horant.

Tenemarke, der, schwach flektiert; der Dänemärker 898, 2. 938, 2. 1544, 3.

Tenerîche, dasselbe was Tenemarke 354, 3.

Uote, Gemahlin Gers von Irland, Mutter Sigebants; sie heißt diu schœne 46, 1. 149, 1. 153, 1.

Vâlant aller künige, Teufel aller Könige, Beiname Hagens von Irland 168, 2. 196, 4. 516, 1.

Franke, Franke, Volksname 366, 4.

Frideschotten, Schottland, das zu Norwegen gehörig gedacht wird 9, 3; daher Sigebants Gemahlin sagen kann (30, 1), daß sie als Mädchen in Fr. gesessen. Auch Ludwig von Normandie wird in Frideschotten seßhaft gedacht, zur Zeit als Hagen noch lebte, wahrscheinlich von diesem belehnt 611, 1.

Friesen, Friesland; Herr daselbst ist Hetel (208, 1). Mit Friesland belehnt scheint Irolt (231, 4); aber auch Morunc kommt von Friesen (271, 1) und heißt von Friesenland (481, 1). Das holländische Friesland ist gemeint.

Fruote von Dänemark, von Dänen genannt, und nebst Horant daselbst seßhaft, auch als Hetels Vasall. Er ist verwandt mit Hetel, der ihn neve anredet (220, 4), wie mit Wate, der ihn ebenso bezeichnet (1467, 4). Im Mittelalter war er durch seine Freigebigkeit (milde) sprichwörtlich bekannt.

Wâleis, die westliche Grenze von Hetels Reich, nicht Wales, sondern von dem Flußnamen Waal (Holland) abzuleiten. Morunc ist damit belehnt.

Wâleis heißt auch ein Bewohner von Wâleis; pl. die Wâleise 884. 1.

Wate, gewöhnlich mit dem Beinamen der alde, auch der wise, was beinahe dasselbe bedeutet (471, 4. 570, 2. 1131, 2. 1146, 1), Horants Oheim, Herr in Stürmen, womit ihn König Hetel belehnt hat.

Westerwalt, Bezeichnung eines im Westen von Hetels Reiche gelegenen großen Waldes, aus dessen Holz Schiffe gezimmert werden 945, 2.

Wigâleis, ein Vasall Hetels, vor dessen Hause die Mohren turnieren 582, 2, er erscheint im Kampfe 715, 1 und als Ratgeber Hetels 759, 1.

Wülpensant, eine Insel an der Scheldemündung, auf der der große Kampf zwischen Hetel und den Normannen gekämpft wird; zum Gedächtnis der erschlagenen Hegelinge wird ein Kloster daselbst gestiftet.

Wülpenwert, von wert, Insel, dasselbe was Wülpensant 883, 4. In beiden Formen ist das niederdeutsche p statt des hochdeutschen f beibehalten.

2. Inhalt des ganzen Gedichts mit Bezeichnung der Abenteuer.

I. Hagen.

I. Abenteuer. In Irland lebte der gewaltige König Ger mit seiner Gemahlin Ute. Sie hatten einen Sohn, Sigebant genannt, den ließen sie in allen Künsten des Kampfes unterweisen. Als er waffenfähig geworden war, starb sein Vater. Auf Veranlassung seiner Mutter verheiratete er sich mit einer Königstochter aus Norwegen. Diese gebar ihm einen Sohn, der in der Taufe Hagen genannt wurde. Als der Knabe sieben Jahr alt war, veranstaltete der König ein großes Fest, das sehr traurig endete; denn während desselben kam ein wilder Greif herbeigeflogen und raubte das Kind, das man für unrettbar verloren hielt.

II. Abenteuer. Der Knabe blieb aber am Leben; denn als der Greif ihn in sein Nest zu seinen Jungen gebracht hatte, ergriff ihn eines derselben und flog mit ihm auf einen Baum, um ihn dort zu zerreißen. Aber der Zweig, auf welchen sich der junge Greif niedergelassen hatte, brach, der Greif fiel herab und ließ dabei den Knaben fallen, der sich sogleich vor dem bösen Vogel verbarg. Er kam in eine Höhle, wo er drei Jungfrauen fand, die früher ebenfalls vom Greif geraubt worden waren, sich aber gerettet hatten. Mit diesen lebte er lange in der Wildnis und wuchs zum kräftigen Jüngling heran. Einst wurde ein Schiff an das nahe Meeresufer geworfen und zertrümmert, so daß die Leute, die darauf waren, ertranken. Hagen schlich sich zum Gestade, auf welchem er einen toten Mann fand, dem er die Rüstung auszog. Kaum hatte er sich damit ge-

waffnet, als der alte Greif herbeigeflogen kam und sich auf ihn niederschwang, um ihn zu zerreißen. Hagen wehrte sich mutig, und es gelang ihm, den gefährlichen Feind zu töten, sowie auch dessen Jungen, die dem Alten nachgeflogen waren. Freudig verkündigte er den Jungfrauen seinen Sieg; denn nun konnten sie sich endlich aus der Höhle wagen. Hagen übte sich nun im Schießen und erlangte darin bald so große Fertigkeit, daß ihm kein Vogel entrinnen konnte. Eines Tages erlegte er ein wildes Untier, das einem Gabilun (unbekanntes Tier) ähnlich sah; er trank dessen Blut, und erlangte dadurch so große Stärke, daß er nun selbst Löwen bezwingen konnte. Obgleich Hagen von jetzt an für reichliche Nahrung sorgte, sehnten sich die Jungfrauen mit ihm doch aus der Wildnis; sie zogen an die Küste, wo sie ein Schiff erblickten, dessen Herr, der Graf von Garadin (Karadie), sie aufnahm.

III. Abenteuer. Auf sein Befragen erfuhr er, daß die älteste Jungfrau eine Königstochter aus Indien, die zweite die Tochter eines mächtigen Herrn in Portugal und die dritte die Tochter des Herrn von Iserland sei; auch Hagen erzählte, woher er stamme und wie es ihm ergangen. Als die Leute auf dem Schiffe hörten, wie er die Greife getötet, fürchteten sie sich vor seiner Stärke. Der Graf aber, der Hagens Vater wohl kannte und mit ihm in Feindschaft lebte, wollte ihn als Geisel behalten; doch als die Schiffsleute ihn fangen wollten, wehrte er sich grimmig und warf wohl dreißig von ihnen ins Meer. Die übrigen mußten sich seinen Befehlen fügen und ihn nach Irland fahren, wo er sogleich seine Eltern benachrichtigen ließ.

IV. Abenteuer. Der König und seine Gemahlin gingen ihm entgegen, und als sie sich überzeugten, daß Hagen ihr geraubter Sohn sei, war ihre Freude unbeschreiblich. Die Jungfrauen wurden freundlich aufgenommen, und auf Hagens Bitte wurde sogar der Graf von Garadin ehrenvoll bewirtet. Nun ward Hagen in allen ritterlichen Übungen unterrichtet, und als er zum Manne herangereift war, trat ihm sein Vater das Reich ab, und er vermählte sich mit der schönen Hilde, der Königstochter aus Indien. Diese gebar ihm eine Tochter, die nach ihrer Mutter Hilde genannt wurde und die schon in ihrem zwölften Jahre so schön war, daß viele edle Fürsten um sie warben. Hagen wollte sie aber keinem zum Weibe geben, der nicht mächtiger wäre als er selbst, und er ließ viele Boten aufhängen, die nach Irland gesandt wurden, um seine Tochter zu werben.

II. Hilde.

V. Abenteuer. Zu dieser Zeit herrschte im Norden Deutschlands der mächtige König Hetel von Hegelingen über die Friesen, Dietmarsen und Waleis (Waalland). Nachdem derselbe Vater und Mutter verloren, rieten ihm seine Verwandten und Freunde, um die schöne Hilde zu werben; die Helden Wate, Frute, Irold und Horant übernahmen die Botschaft. Nachdem Hetel die nötigen Schiffe auf das

kostbarste hatte ausrüsten lassen, fuhren sie mit vielen Rittern und zahlreicher Mannschaft nach Irland, wo sie sich für Kaufleute ausgaben, die von Hetel von Hegelingen vertrieben worden seien. Sie sandten dem König Hagen reiche Geschenke, wofür er ihnen Frieden und Geleit versprach. Darnach wurden sie den Frauen vorgestellt, die sich freundlich mit ihnen unterhielten. Im Scherze fragten die beiden Hilden den alten ernst und kriegerisch aussehenden Wate, was ihm lieber sei, bei schönen Frauen zu weilen oder in harten Kämpfen zu fechten. Da sprach der alte Wate: „Hier behagt mir sehr, ich saß bei schönen Frauen nie so sanft bisher; doch tät ich eines lieber: daß ich mit guten Knechten, wär' es an der Stunde, in den harten Stürmen sollte fechten." Darüber lachte die minnigliche Maid, und man scherzte noch lange im Saal darüber. Darauf begann man Kampfspiele. Der König fragte Wate, ob man in seinem Lande auch verstehe, nach Regeln zu fechten, und als dieser es verneinte, aber den Wunsch ausdrückte, es zu lernen, ließ er sogleich seinen besten Fechtmeister kommen. Kaum hatte ihm dieser aber gezeigt, wie man kunstgerechte Hiebe führe, so deckte Wate sich so geschickt und setzte ihm so gewaltig zu, daß er wie ein wilder Löwe hin- und herspringen mußte, um nur seines Lebens sicher zu bleiben. Dies reizte den wilden Hagen. „Gebt mir das Schwert," rief er, „ich will dem Helden aus Stürmen meine vier Kunsthiebe lehren, daß er mir's Dank wissen soll." Dies geschah, und nachdem Wate sich anfangs stellte, als bangte ihm vor der Stärke des Königs, schlug er endlich so tapfer drein, daß der Saal zu beben begann und die Schwertknöpfe von den starken Hieben absprangen. Endlich hörten beide auf, und Hagen erkannte Wates Kraft und Überlegenheit an. Da gestand Irold dem Könige, daß auch daheim in ihrem Lande die alten Rechte tägliche Waffenübung geböten.

VI. Abenteuer. Nachdem so Wate sich durch Tapferkeit und Frute durch Freigebigkeit bei Hagen in Gunst gesetzt hatten, begann Horant eines Abends so schön zu singen, daß alle darüber verwundert waren und die Königstochter ihn bitten ließ, sie jeden Abend mit seinem Gesange zu erfreuen, was der Held gern versprach. Und schon am folgenden Morgen, „als es begann zu tagen, hub Horant an zu singen, daß ringsum in den Hagen (Büsche) alle Vögel schwiegen von dem süßen Sange. Die Leute, die da schliefen, die lagen da nicht lange. Sein Lied erklang ihm schöner und höher immerdar. Es hörte Hagen es selber, der bei seinem Weibe saß. Aus der Kemenate mußten sie an die Zinne. Der Gast war wohl beraten, es hörte es die junge Königinne. Des wilden Hagen Tochter und auch ihre Mägdelein, die saßen da und horchten; ja selbst die Vöglein auf dem Herrenhofe vergaßen ihre Töne. Wohl hörten die Helden, daß der von Dänemark sang also schöne". Und nach kurzer Pause hub Horant wieder an; seine Stimme erklang so wundersam, „daß die Siechen wie die Gesunden mit allen ihren Sinnen sich nicht entfernen konnten. Die Tiere in dem Walde ließen ihre Weide stehen, die Würmer, die

da sollten in dem Walde gehen, die Fische, die da sollten in der Woge fließen, die ließen ihre Fährte; wohl konnte er seiner Kunst recht genießen. Was er da singen mochte, das deuchte niemand lang; vergessen in den Chören war der Pfaffen Sang; auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl als eh: allen, die ihn hörten, war nach Horanten weh." Da ließ ihn die schöne Hilde heimlich zu sich führen, damit er ihr noch mehr singe. „Da begann er eine Weise, die war von Amile, die lernte kein Christenmensch weder seit, noch eh'; er nur hörte sie einst auf den Fluten: damit diente Horant am Hofe, der schnelle Degen, der gute." Die Jungfrau war so sehr darob erfreut, daß sie ihm den goldenen Ring gab, den sie am Finger trug; doch wollte er von ihr nur einen Gürtel annehmen, den er seinem Herrn zum Geschenke bringen wolle. Und nun entdeckte er ihr, wie König Hetel ihn geschickt, um sie für ihn zu gewinnen. Als Hilde erfahren, daß Hetel ein mächtiger König sei, an seinem Hofe den Gesang pflege und noch besser singe als Horant, ließ sie sich gern bewegen, mit ihm zu entfliehen. Als Horant das dem alten Wate verkündete, wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen. Auf Hagens Frage, warum sie abreisen wollten, erwiderte Wate, Hetel habe nach ihnen gesandt, um sich mit ihnen zu versöhnen, und es dränge sie, ihre Lieben wieder zu sehen, die sie in der Heimat zurückgelassen hätten. Zum Beweis aber, daß ihnen der König seine Gnade nicht entziehe, möge er ihnen selbst das Geleit geben und den Frauen erlauben, die großen Schätze zu besehen, die sie auf den Schiffen aufgespeichert hätten, was Hagen zusagte.

VII. Abenteuer. Am nächsten Morgen ritt der König mit den Frauen und vielen Rittern zu den Schiffen; sobald aber die Frauen ein Schiff bestiegen hatten, trennte man die Mutter von der Tochter; die bewaffneten Ritter, die sich bis dahin in den Schiffen verborgen gehalten hatten, sprangen hervor, die Segel wurden aufgezogen, und die Fremden fuhren mit Hilden davon. Hagen wütete über diesen Streich und wollte den Räubern sogleich nachsetzen; allein seine Schiffe waren nicht gerüstet, und er mußte den Abziehenden ohnmächtig nachsehen. Doch befahl er sogleich den Werkleuten, die Schiffe eiligst auszubessern, und schon am siebenten Morgen konnte er den Fliehenden nachsetzen. Diese gelangten aber mittlerweile nach Waleis, wo Hetel ihnen entgegenging und die schöne Hilde bewillkommnete, sich glücklich preisend, die Jungfrau gewonnen zu haben.

VIII. Abenteuer. Doch schon am folgenden Abend sah man Hagens Schiffe heransegeln. Hilde wurde in Sicherheit gebracht, und Hetel forderte die Seinen zu männlichem Kampfe auf, der auch begann, sobald Hagen mit seiner Mannschaft das Land betreten hatte. Hagen verwundete den König Hetel, doch geriet er selbst durch Wate in große Not, aus der ihn Hetel auf Hildens Bitte befreite. Fußfällig flehte diese den alten Wate, der in der Arzneikunst wohl erfahren war, des Vaters Wunde zu verbinden; doch wollte es dieser nicht eher tun, als bis Hagen sich mit Hetel versöhnt habe. Leicht

kam nun der Friede zustande; Hetels Hochzeit mit Hilden ward mit großer Pracht gefeiert, worauf Hagen freudig schied, um seiner Gemahlin die glückliche Kunde zu bringen.

III. Gudrun.

IX. Abenteuer. Nachdem die Festlichkeiten vorbei waren, kehrten die edlen Helden, deren List und Kühnheit man das Gelingen des ganzen Unternehmens verdankte, wieder in ihre Heimat zurück: Wate nach Stürmen, Morung nach Nifland, Horant nach Dänemark und Irold der Friese nach Ortland. Hetel aber herrschte mit Macht und Weisheit in seinem Lande und freute sich des schönsten Glückes mit seiner geliebten Hilde. Sie gebar ihm einen Sohn, Ortwin genannt, welcher dem alten Wate zur Erziehung übergeben wurde, und eine Tochter Gudrun, die bald zu so hoher Schönheit erwuchs, daß sich der Ruf derselben über alle Lande verbreitete und viele mächtige Fürsten um sie warben, ohne sie jedoch gewinnen zu können. So ward sie dem König Siegfried von Morland versagt, der darob in so großen Zorn geriet, daß er Hetels Land mit Raub und Brand bedrohte.

X. Abenteuer. Nicht glücklicher war Hartmut, der König der Normannen; seine Boten wurden mit Stolz abgewiesen, weil sein Vater Ludwig Hagens Dienstmann gewesen sei. Als Hartmut aber von den zurückgekehrten Boten hörte, daß Gudrun in der Tat so schön sei, wie man sage, erklärte er, von ihr nicht ablassen zu wollen.

XI. Abenteuer. Darnach warb König Herwig aus Seeland um die Jungfrau, aber ebenfalls vergeblich; denn obgleich er ihr gar wohl gefiel, so wollte ihn doch Hetel nicht haben. In dieser Zeit war Hartmut unerkannt in das Land gekommen. Als er bemerkte, daß Gudrun ihn nicht ungern sah, ließ er ihr heimlich sagen, wer er sei. Sie erschrak darüber und riet ihm zu fliehen, damit Hetels Zorn ihn nicht treffe, wenn er erkannt würde. Hartmut befolgte den Rat, rüstete sich aber nach seiner Rückkunft sofort zum Kriege, denn nachdem er die schöne Gudrun gesehen, wollte er sie um jeden Preis erwerben.

XII. Abenteuer. Gleichen Entschluß hatte auch Herwig gefaßt, und noch ehe Hartmut gerüstet war, erschien er mit dreitausend Mann vor Hetels Burg. Bei seiner Ankunft lag noch alles in tiefem Schlafe. Auf den Ruf des Turmwächters zog ihm aber Hetel entgegen, traf auch bald mit Herwig zusammen und empfing manche Wunde von ihm. Als Gudrun, die dem Kampfe aus dem Fenster zusah, bemerkte, daß ihr Vater verwundet sei, rief sie beiden zu, vom Kampfe abzulassen und einen Waffenstillstand zu schließen, bis Herwig von seinen Sippen Kunde gegeben habe. Es geschah. Die Helden legten die Rüstung ab, wuschen sich am Brunnen, und Herwig ging mit hundert seiner Mannen zu Gudrun, die ihn anmutig empfing.

Herwig gefiel durch sein ritterliches Wesen, seine Gestalt und Benehmen Hilden und Gudrun sehr wohl; er erneuerte seine Werbung, und da Gudrun auf Befragen ihrer Eltern gestand, daß sie keinen bessern Freund begehre, so verlobte man beide; doch verlangte die Königin Hilde, daß die Tochter noch ein Jahr bei ihr bleiben solle.

XIII. Abenteuer. Als Siegfried von Morland hiervon Kunde erhielt, ließ er diesem Fehde ansagen und fiel mit achtzigtausend Mann in sein Land. Herwig wehrte sich tapfer, hätte jedoch unterliegen müssen, wenn ihm nicht Hetel auf Gudruns Bitte zu Hilfe gekommen wäre. Vor dieser vereinten Macht zog sich Siegfried in eine Burg zurück.

XIV. Abenteuer. Während er in derselben belagert wurde, erfuhr Hartmut, daß Hetels Land von Verteidigern entblößt sei; er beschloß daher, sich schnell zu rüsten und es mit Kriegsmacht zu überfallen, um Gudrun zu gewinnen. Ehe Hetel es ahnte, erschien der junge König mit seinem Vater Ludwig vor der Burg.

XV. Abenteuer. Hartmut sandte Boten voraus an Gudrun und ließ seine Werbung erneuern, aber auch hinzufügen, daß er sie mit Gewalt mit sich nehmen werde, wenn sie ihm nicht freiwillig folge. Die Boten wurden eingelassen, empfingen aber den Bescheid, daß Gudrun bereits mit Herwig verlobt sei und keines andern Minne begehre. Über diese Antwort ergrimmt, führten die beiden Könige ihre Heere gegen die Burg und erstürmten sie nach tapferer Gegenwehr. Gudrun wurde mit zweiundsechzig Frauen, unter denen sich auch Hildegard aus Portugal befand, die mit Hagen bei den Greifen gewesen und die mit seiner Tochter Hilde von Hetels Mannen fortgeführt worden war, gefangen weggeführt. Als die Feinde abgezogen waren, ließ die trostlose Hilde dem König Hetel die Unglücksnachricht überbringen.

XVI. Abenteuer. Auf diese Nachricht hin schloß Hetel mit Siegfried Friede und gewann in ihm zugleich einen Kampfgenossen gegen Hartmut. Um den Räubern nachzusetzen, fehlte es an Schiffen. Wate aber wußte Rat. In der Nähe lagen siebenzig Schiffe, auf denen Pilgrime, versehen mit reichlichem Speisevorrate, hergefahren waren. Diese nahm man mit Gewalt weg und eilte auf ihnen den Normannen nach.

XVII. Abenteuer. Diese hatten sich auf dem Wülpensande, einem breiten Werder (Insel), gelagert, um auszuruhen; doch konnten sie der Ruhe nicht lange genießen, denn kaum hatten sie sich gelagert, so bemerkten sie auch schon die heransegelnden Schiffe. Zwar glaubten sie, es seien nur Pilgrime auf denselben, weil Kreuze auf den Segeln waren, doch wurden sie bald enttäuscht; denn als die Schiffe näher herankamen, erblickten sie die Helme der Krieger, und sie zweifelten nicht mehr, daß es Hetel sei. Kaum hatten sie Zeit, die Waffen zu ergreifen, als sie schon angegriffen wurden. Wate sprang zuerst ans Land, und geriet sogleich mit Ludwig zusammen; es entspann sich ein furchtbarer Kampf, in dem Ludwig trotz aller Tapferkeit so verwundet

wurde, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Herwig war unterdessen aus dem Schiffe gesprungen, hatte aber das Ufer nicht erreichen können und stand bis an die Achsel im Wasser; die Feinde schossen manchen Speer auf ihn, aber doch gelang es ihm, auf den Strand zu kommen. Die Schlacht entbrannte immer furchtbarer; auf weite Strecken hin waren Meer und Strand voll Blut und mit Leichen erfüllt. Gudrun sah von fern dem wütenden Kampfe zu, weinte laut und zitterte für das Leben ihrer Freunde.

XVIII. Abenteuer. Als die Nacht anbrach, traf Hetel mit Ludwig, der sich unterdessen erholt hatte, zusammen; furchtbar schwangen sie ihre scharfen Waffen gegeneinander und kämpften lange mit gleichem Erfolg; doch endlich ersah Ludwig einen Vorteil und schlug seinen Gegner mit einem so grimmigen Streiche aufs Haupt, daß er tot hinsank. Als Gudrun es erfuhr, erhob sie laute Klage; man konnte sie nicht trösten, weinten ja selbst die Feinde um den Erschlagenen. „Als Wate, der viel grimme, vernahm des Königs Tod, hub er an zu brüllen wie ein Eber; Abendrot sah man von Helmen glänzen bei Schlägen, den geschwinden, von ihm und all den Seinen: die mußte man gar zornig finden." Doch war es schon so dunkel geworden, daß sich die Kämpfenden nicht mehr erkennen konnten und mancher von Freundes Hand fiel, so daß man vom Kampfe ablassen mußte. Ludwig und Hartmut aber benutzten die Nacht, um die Insel zu verlassen, so daß, als Wate am frühen Morgen den Kampf wieder beginnen wollte, kein Feind mehr zu sehen war. Da jede Verfolgung vergeblich gewesen wäre, weil die Normannen schon zu großen Vorsprung gewonnen und die Hegelingen zudem durch den blutigen Kampf zu großen Verlust erlitten hatten, bestattete man die Toten, ließ die Verwundeten auf die Schiffe bringen und beschloß auf Ortwins Rat, auf dem Werder ein Kloster zu gründen, daß für die Seelen der Erschlagenen gebetet werde.

XIX. Abenteuer. Traurig zogen die Helden in die Heimat. Ortwin wagte nicht, vor der Mutter zu erscheinen; Wate mußte ihr die Trauerkunde bringen. Groß war der Königin Schmerz, als sie den Tod ihres Gemahls und so vieler Helden vernahm. Wate aber sprach: „Herrin, laßt das Klagen: sie kommen doch nicht wieder; jedoch in künftigen Tagen, wenn junges Volk erwachsen ist in diesem Lande, an Ludwig und Hartmut räch ich meinen Schmerz und unf're Schande." Auf seinen Rat ersetzt man den Pilgrimen die geraubten Schiffe, damit, wie er sagte, der künftige Kampf nicht wieder mißlinge. Hierauf wurden alle Helden versammelt, um sich über einen neuen Kriegszug zu beraten; es wurde beschlossen, daß Frau Hilde tüchtige Schiffe sollte bauen lassen, während sich die Fürsten in ihren Reichen zum neuen Kampfe rüsteten. Als diese aber von dannen geritten waren, ließ Frau Hilde den auf dem Werder zurückgebliebenen Betleuten Speise schicken, daß sie ihrer bei Gott gedächten. „Auch ließ sie da erbauen ein Münster, das war weit; Hospital und Kloster erbauen nach der Zeit. Es ist bekannt geworden seitdem in

manchem Lande mit denen, die da starben; es hieß das Kloster auf dem Wülpensande."

XX. Abenteuer. Unterdessen waren Ludwig und Hartmut nach Normanie gelangt. Als Ludwig seine Burgen erblickte, zeigte er sie der traurigen Gudrun; „wollt ihr uns Gnad' erzeigen", sprach er, „so sollt ihr über reiche Lande schalten". Da aber Gudrun erklärte, sie wollte lieber sterben als ihn zum Freunde nehmen, ergrimmte Ludwig, ergriff die Jungfrau bei den Haaren und warf sie in das Meer. Hartmut zog sie schnell wieder heraus und brachte sie in eine Barke, wo sie mit ihren Frauen über die unwürdige Behandlung klagte und weinte, über welche Hartmut dem Vater bittere Vorwürfe machte. Als sie sich der Burg näherten, kam die alte Königin Gerlinde mit ihrer Tochter Ortrun, die Helden zu empfangen; als sie aber Gudrun küssen wollte, bebte diese vor Entrüstung zurück und sagte: „Wie mögt ihr mir nahen? Wie ungern ich euch küsse! fürwahr, ihr dürft mich nicht empfahen. Euch wird es zugeschrieben, daß ich arme Maid, von der Heimat ausgetrieben, so bitteres Herzeleid mit Schanden mußte dulden; und schlimmeres wird mir werden." Gegen Ortrun allein zeigte sich Gudrun freundlich, da jene aufrichtig gegen sie gesinnt war und ihr Leid zu mildern suchte. Als man hierauf in die Burg gezogen war, drang Gerlinde auf baldige Vermählung. Da Gudrun aber bei ihrer Weigerung beharrte, ward die Königin zornig, nötigte sie zu den niedrigsten Diensten und trennte sie von ihren Frauen. So wurde die Unglückliche viertehalb Jahr lang grausam gepeinigt. Als Hartmut, der unterdessen drei Heerzüge gemacht hatte, zurückkam und hörte, wie unwürdig seine Mutter die Jungfrau behandelt habe, machte er ihr bittere Vorwürfe; aber Gudrun erfuhr trotzdem keine bessere Behandlung, vielmehr ward sie von Gerlinden zu noch niedrigeren Diensten gezwungen als zuvor. Nichts konnte sie aber bewegen, die Werbung Hartmuts anzunehmen.

XXI. Abenteuer. Als Hartmut versuchte, durch Ortrun auf Gudrun zu wirken, sagte sie zu ihm: „Ihr wißt wohl, Herr Hartmut, was Ihr im Sinn auch tragt, man hat mich einem König verlobt und zugesagt längst mit festen Eiden zum ehelichen Weibe." Nun zwang die böse Gerlind die Königstochter, täglich Kleider am Meeresstrande zu waschen. Diese Erniedrigung tat besonders Hildeburg leid; auf ihr wiederholtes Bitten gestattete ihr Gerlind, der Freundin Hilfe leisten zu dürfen.

XXII. Abenteuer. Unterdessen waren dreizehn Jahre verflossen; aber Frau Hilde hatte ihre Tochter nicht vergessen. Sie hatte viel tüchtige Schiffe bauen lassen, und als diese fertig waren, ließ sie ihre Freunde zum Kriegszug gegen die Normannen entbieten. Alle Helden, die auf dem Wülpensande gefochten hatten, sagten ihr Hilfe zu und fanden sich zur festgesetzten Zeit auf dem Werder ein, wo die unglückliche Schlacht stattgefunden hatte. Als alles bereit war, segelte die Flotte ab; doch wurden sie bald durch Gegenwinde verschlagen, so daß sie in große Not gerieten. „Zu Givers vor dem Berge lag

Frau Hildens Heer: wie gut ihre Anker waren, in das finstre Meer hatten ihre Schiffe Magneten doch gezogen; ihre guten Segelbäume, die stunden alle gebogen“. Nach vier Tagen erhob sich zum Glück ein Westwind, der sie in kurzer Weile wohl sechsundzwanzig Meilen von dem Berge wegtrieb, so daß sie wieder in guter Flut waren und endlich an die Küste von Normanie kamen.

XXIII. Abenteuer. Sie landeten an einer verborgenen Stelle und ruhten von der mühseligen Fahrt aus. Am folgenden Morgen gingen Ortwin und Herwig in das Land, um Kundschaft einzuziehen, nachdem man ihnen versprochen hatte, sie zu rächen, wenn sie gefangen oder getötet werden sollten, und jedenfalls die gefangenen Mädchen zu befreien.

XXIV. Abenteuer. Als Gudrun und Hildeburg eines Tages am Strande wuschen, sahen sie einen Vogel herbeischwimmen, der sich für einen Boten Gottes ausgab und ihnen verkündete, daß Frau Hilde noch lebe und ein großes Heer zu ihrer Rettung herbeigesandt habe, daß Ortwin und Herwig mit demselben schon in ihrer Nähe seien und daß am folgenden Morgen Boten zu ihr kommen würden, worauf er wieder verschwand. Die Jungfrauen aber dachten nun nicht mehr an das Waschen, sie unterhielten sich nur von den Helden, die zu ihrer Befreiung kommen sollten, bis der Tag sich zu seinem Ende neigte. Es blieb Gerlinden nicht verborgen, daß sie so wenig gewaschen hatten, sie mußten daher von dieser harte Scheltworte hören; auch befahl sie ihnen, am folgenden Tage schon vor Tagesanbruch an die Arbeit zu gehen, da der Palmentag nahe sei und man Gäste erwarte. Nun gingen die Jungfrauen in ihr schlechtes Gemach, zogen ihre nassen Kleider aus und legten sich auf harte Bänke; denn ein anderes Lager gönnte ihnen die böse Gerlind nicht. Als Hildeburg am frühen Morgen erwachte, sah sie, daß die Erde mit Schnee bedeckt war; doch so sehr sie auch Gerlind anflehte, ihnen Schuhe geben zu lassen, sie mußten barfuß an den Strand hinaus. Während sie aber die mitgebrachten Gewänder wuschen, schickten sie manchen sehnsüchtigen Blick auf die Flut, von wo ihnen die Boten nahen sollten.

XXV. Abenteuer. Nach langem Harren erblickten sie endlich eine Barke mit zwei Männern. Die Jungfrauen wollten fliehen, um nicht von ihnen bei der niedrigen Arbeit angetroffen zu werden; doch sprangen jene auf den Strand und riefen ihnen nach zu bleiben, wofern sie nicht die reichen Kleider verlieren wollten. Da kehrten sie wieder um und stellten sich in ihren nassen Hemden und aufgelöstem Haar den edlen Helden gegenüber. Es waren Ortwin und Herwig. Beide fragten nach dem Landesherrn, dem sie so unwürdige Dienste leisten müßten, und als sie hörten, daß Hartmut und Ludwig die Reiche rings umher beherrschten, erkundigten sie sich, wo sie dieselben finden könnten; sie seien, fügten sie hinzu, von einem Könige an sie abgeordnet. „Sie sind auf ihrer Burg mit viertausend Mann“, erwiderte Gudrun, „denn sie fürchten stets, von den Hegelingen ange-

griffen zu werden, denen sie viel Leids getan". Nun erkundigten sich die Helden nach Gudrun. Herwig aber sprach zu seinem Begleiter: „Fürwahr, Herr Ortwin, ist Eure Schwester Gudrun noch am Leben, so muß es diese sein; denn noch nie sah ich ein Weib ihr so gleichen". Als Gudrun diese Worte hörte, sah sie den jungen Helden wieder an; sie hätte gern gewußt, ob es ihr Bruder sei. „Die, nach der ihr fraget", sagte sie, „ist vor großem Leid gestorben". Da begannen die beiden Helden vor Jammer zu weinen. Die Jungfrau aber fragte sie, ob Gudrun mit ihnen verwandt gewesen, da sie ihren Tod so beklagten. Da sprach Herwig: „Wohl reuet mich ihr Leib bis an meines Lebens Ende, denn das Mädchen war mein Weib: sie war mir verlobt mit Eiden, so stäte; nun muß ich sie verlieren durch des alten Ludwigs Räte". Und als Gudrun erwiderte, sie habe vernommen, Herwig sei gestorben, auch hätte er sie gewiß schon befreit, wenn er noch am Leben wäre, zeigte ihr der Held den Verlobungsring, den er einst von der Geliebten erhalten. Sobald die Jungfrau ihn erblickte, lächelte sie vor Wonne und zeigte ihm den Ring, den er ihr gegeben. Da umschloß sie Herwig, und bedeckte ihren Mund mit Küssen; Ortwin aber frug sie, warum sie so niedrige Dienste tun müsse. Nun berichtete sie den beiden, daß sie dazu gezwungen worden sei, weil sie den Werbungen Hartmuts kein Gehör geschenkt habe. Herwig wollte die beiden Jungfrauen sogleich mitnehmen; dem widersetzte sich aber Ortwin, da es nicht ehrenhaft sei, heimlich zu stehlen, was ihre Feinde mit Gewalt geraubt hätten. So ungern Gudrun dies vernahm, sie mußte sich dem Willen ihres Bruders fügen; die beiden Helden fuhren wieder von dannen, mit dem Versprechen, sie den Feinden mit Gewalt zu entreißen. Die Jungfrauen sahen ihnen lange nach und vergaßen der Arbeit, bis Hildeburg wieder daran mahnte; aber Gudrun wollte sich nicht mehr zum unwürdigen Dienst bequemen, und wie sehr auch die Freundin warnte, sie warf die Kleider in das Meer. Als es dunkel wurde, kehrten sie zurück. Sie wurden von Gerlinden, die sie von der Burg aus mit den Fremden hatte sprechen sehen, mit Scheltworten empfangen. Gudrun aber antwortete stolz und trotzig, so daß die alte Königin ergrimmte und die Jungfrau an ein Bett binden ließ, um sie mit Ruten zu schlagen. Da sprach Gudrun mit listigem Sinn, sie wolle nun Hartmutens Werbung erhören, und wenn sie Königin sei, solle es dem übel ergehen, der sie schlage. Erfreut ließ Gerlind sogleich ihren Sohn herbeiholen, der, über die unerwartete Botschaft entzückt, die Jungfrau sogleich umarmen wollte. Doch diese trat zurück: es schicke sich nicht für ihn, sagte sie, eine arme Wäscherin zu umarmen; erst wenn sie Königin sei, dürfe er sie ohne Schande in seine Arme schließen. Nun wurde Gudrun auf Hartmuts Befehl mit allen Ehren behandelt und erhielt, was sie wünschte. Ortrun, die sich herzlich freute, die Freundin bald ihre Schwägerin nennen zu können, leistete ihr Gesellschaft. Mit kluger List bat aber Gudrun den König Hartmut, seine Dienstmannen alle zur Hochzeit zu entbieten; sie wollte dadurch so viel Kämpfer

als möglich aus der Burg entfernen, die als Boten ausgesandt wurden. Als Gudrun sich mit ihren Frauen entfernt hatte, eröffnete sie denselben, daß ihr Boten mit der Verkündigung naher Rettung gesendet worden seien. Dies hörten Lauscher, welche es der alten Königin hinterbrachten; so sehr diese aber auch ihren Sohn warnte, auf seiner Hut zu sein, er hielt alles, was sie ihm sagte, für unbegründeten Verdacht, so daß Gudrun ungestört bei ihren Frauen verblieb, denen sie noch erzählte, wie sie mit Herwig, ihrem Mann, und ihrem Bruder zusammengekommen sei. „Darauf legten sie sich schlafen, sie waren frohgemut, sie wußten, daß ihnen käme mancher Ritter gut, die ihnen helfen möchten aus ihren großen Sorgen. Das war ihr Wunsch alleine, daß sie die sähen an dem nächsten Morgen."

XXVI. Abenteuer. Unterdessen waren Herwig und Ortwin zu den Ihrigen gekommen, denen sie erzählten, wie sie Gudrun und Hildeburg gesehen hätten. Als die Verwandten über die unwürdige Behandlung zu weinen anfingen, welche die Königstochter hatte erdulden müssen, rief der alte Wate zornig aus: „Ihr gebart Euch ja alten Weibern ganz gleich. Ihr wisset nicht, warum; nicht steht es es Helden gut, an Lobe reich. Wollt Ihr Gudrunen helfen aus der Not, so sollt Ihr die Kleider machen wieder rot, die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände: damit sollt Ihr ihr dienen, so mag sie wohl kommen aus dem Elende!" Hierauf brachen sie aus ihrem Verstecke auf, und ehe es tagte, stand das Heer schon vor Ludwigs Burg, wo sie bis zum Morgen ruhten. Mit der Morgenröte trat eine Jungfrau Gudruns ans Fenster und erblickte die Gewaffneten; sie verkündigte es der Herrin, die sogleich aus dem Bette sprang und nach dem Fenster eilte; doch ward ihre Freude über den ersehnten Anblick durch den Gedanken getrübt, daß so mancher von den Helden den Tod finden würde. Nun sah auch der Wächter auf der Zinne die lagernden Feinde; auf seinen Ruf eilte Gerlind auf die Zinne, und als sie das Heer gesehen, brachte sie dem noch schlafenden König die Kunde, daß Feinde die Burg umschlossen hielten. Der alte König eilte selbst hinaus; anfangs hielt er sie für Pilgrime, Hartmut aber, der sogleich herbeigerufen wurde, sprach: „Ich erkenne der Fürsten Zeichen wohl aus zwanzig Landen: ich wähne, die Feinde wollen an uns rächen ihre alte Schande."

XXVII. Abenteuer. Nachdem er seinem Vater die Feldzeichen und die Helden alle genannt, rief er die Seinen zu den Waffen. Die herbeieilende Gerlind schickte er zürnend weg, als sie riet, sich in der Burg zu verteidigen; denn er wollte kampfesmutig dem Feinde entgegenziehen. Auf seinen Befehl wurden die Tore geöffnet, und die Könige zogen an der Spitze ihrer Kämpfer hinaus. Da gab auch Wate das Zeichen zum Angriff; es begann ein heftiger Kampf. Als Ortwin Hartmut erblickte, rannte er ihn an, aber er ward schwer verwundet, so auch Horant, der den Freund rächen wollte; beide Helden mußten sich vom Schlachtfelde entfernen, um ihre Wunden verbinden zu lassen. Unterdessen traf Herwig mit dem alten König

Ludwig zusammen; grimmig liefen die beiden einander an, doch konnte Herwig vor dem alten Helden nicht bestehen, der ihn niederschlug und ihn getötet hätte, wenn ihm die Seinen nicht zu Hilfe gekommen wären.

XXVIII. Abenteuer. Sobald er sich aber wieder erholt hatte, ergrimmte er über die erlebte Schmach und suchte den Feind von neuem auf; er fand ihn, und mit kräftigem Hiebe schlug er ihm das Haupt vom Rumpfe. Als die in der Burg dies sahen, erhoben sie laute Klage, weshalb Hartmut, der des Vaters Tod noch nicht wußte, sich in die Feste zurückzuziehen beschloß. Doch fand er diese schon von den Feinden bedrängt. Da stieg er mit den Seinen von den Rossen und drang gegen den Schlachthaufen, an dessen Spitze Wate kämpfte. Auf der Zinne aber jammerte Frau Gerlind über den Tod ihres Gemahls, dem große Belohnung versprechend, der ihn an Gudrun und ihren Jungfrauen rächen wolle. Ein ungetreuer Mann, der den Lohn verdienen wollte, stürzte mit entblößtem Schwerte auf die Jungfrauen, die vor Angst laut aufschrieen. Da hörte sie Hartmut; er sah hinauf und rief drohend dem Mörder zu, er würde ihn hängen lassen, wenn er eine von den Jungfrauen erschlüge. Jener sprang zurück, denn er fürchtete des Königs Zorn. Unterdessen hätte dieser beinahe selbst das Leben verloren, so hart bedrängte ihn der alte Wate. Da eilte Ortrun, die Hände ringend, zu Gudrun, fiel ihr zu Füßen und klagte ihr den Tod ihres Vaters. „Sie sprach: Laß dich erbarmen, edles Fürstenkind, so vieler meiner Sippen, die hier erschlagen sind, und gedenk', wie dir gewesen, da man den Vater erschlug, den deinen. Edle Königin, nun habe ich heute verloren den meinen! Nun siehe, edle Jungfrau, das ist eine große Not, mein Vater und meine Verwandten, die sind schier alle tot; nun steht der Recke Hartmut vor Waten in großer Gefahr. Verliere ich den Bruder, so muß ich eine Waise sein fürwahr! Und lasse mich das genießen, sprach das edle Kind, als dich niemand beklagte von allen, die hier sind, da hattest du keine Freunde als mich ganz alleine: was dir jemand tat zuleide, zu allen Zeiten mußt ich um dich weinen!" Da erbarmte sich Gudrun der treuen Freundin; sie rief Herwigen zu, dem Kampf zwischen Hartmut und Wate ein Ende zu machen. Sogleich eilte Herwig zu den beiden, doch wollte Wate von dem Kampf nicht ablassen; Herwig aber sprang Gudrunen zu Liebe zwischen beide, worüber Wate so ergrimmte, daß er Herwigen niederschlug. Seine Mannen retteten ihn, aber Hartmut ward gefangen hinweggeführt.

XXIX. Abenteuer. Nun wurde jeder weitere Widerstand bald besiegt; die Burg ward erobert und geplündert. Wate wütete grimmig, alles niederhauend, was ihm in die Hände kam; er verschonte selbst die Kinder in der Wiege nicht. „Irold der starke rief da Waten an: Was haben Euch Teufel die jungen Kinder getan! Sie haben an unsern Freunden keine Art Schuld; so erweist zur Ehre Gottes den armen Waisen Huld! Da sprach Wate der alte: Du hast Kindes Mut; die in der Wiege weinen, deuchte dich das gut,

daß ich sie leben ließ? Sollten die erwachsen, so wollt' ich ihnen mehr nicht trauen als einem wilden Sachsen!" In allen Gemächern floß das Blut; da flüchtete sich Ortrun zu Gudrunen, sie um Schutz anflehend, den sie ihr freudig zusagte. Auch Gerlind kam herbeigeeilt und fiel Gudrunen zu Füßen, Gnade von ihr begehrend. „Wie konnte ich das gewähren", rief diese, „da Ihr mir ja selbst nie eine Gnade gewährtet?" Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der grimme Wate hereinstürmte mit knirschenden Zähnen, mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Barte; er war mit Blut beronnen, von dem sein Gewand ganz durchnäßt war. Mit grimmiger Stimme fragte er nach Gerlind. Gudrun suchte sie zu verbergen. Wate aber drohte, alle ohne Ausnahme zu erschlagen, wenn man ihm die alte Königin nicht überliefere; da gab ihm ein Mädchen einen Wink mit den Augen, daß er sie aus den andern herausfand. Schnell ergriff er sie. „Nun sagt, Frau Gerlind", rief er ihr höhnend zu, „braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?" Er zog sie vor den Saal hinaus, ergriff sie bei den Haaren und schlug ihr das Haupt ab. Ebenso erschlug er die junge Hergart, die ihrer Herrin untreu geworden war. Nun kamen auch die übrigen Helden herbei, welche von Gudrun und den Frauen minniglich empfangen wurden. Hierauf gingen die Herren zu Rate, infolge dessen Horant zum Schutz der Burg zurückgelassen wurde, in welcher Gudrun nebst den Frauen und den Gefangenen verbleiben sollte, während Wate und Frute mit dreißigtausend Mann auszogen, das übrige Land zu erobern. Als auch dies gelungen, rüstete man zur Abfahrt. Außer Gudrun und ihren Frauen wurden auch Hartmut und Ortrun nebst anderen Gefangenen auf die Schiffe gebracht; Horant und Morung blieben in dem eroberten Lande.

XXX. Abenteuer. Die Fahrt war glücklich. Frau Hilde, welcher man Boten vorausgesandt hatte, ihr die frohe Kunde zu bringen, zog den Heimkehrenden bis an den Strand entgegen, wo sie mit der größten Pracht empfangen wurden. Hilde erkannte ihre Tochter nicht wieder; als sie ihr gezeigt wurde, trat sie ihr entgegen. „Wer möchte ihnen vergelten mit Gold diese Freude, die sie gewonnen, da sie einander küßten? ihres Leides war da viel zerronnen". Auch den alten Wate küßte sie, ihn mit dankenden Worten begrüßend, so auch Ortwin, und wie sehr sie zuerst widerstrebte, auch die edle Ortrun, als sie von ihrer Tochter erfuhr, wie freundlich dieselbe sie in der Gefangenschaft behandelt habe. Auf Gudruns Bitte wurde Hartmut gegen das Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, von seinen Banden befreit. Nun ließ Hilde die Vorbereitungen zu Herwigs Vermählung mit Gudrun treffen; diese aber bewog ihren Bruder Ortwin, um die edle Ortrun zu werben, und als Hartmut dies erfuhr, war er gern bereit, sich mit der treuen Hildeburg zu verloben. Und um den Frieden allgemein zu sichern, wurde Herwigs Schwester mit Siegfried, dem König von Morland, verlobt, der auch an dem glücklichen Kriegszuge teilgenommen hatte. Es ward sogleich nach der

Jungfrau gesandt, damit ihre Vermählung zugleich mit der Hochzeit der übrigen gefeiert werden könne. Bald langte sie unter Wates und Frutes Begleitung an. „Da die vier reichen Könige ihr entgegenritten und sie zusammenkamen, von den Helden ward gestritten, welche von den Frauen die allerschönste wäre: da lobte man sie alle, damit ein Ende hatte diese Märe."

XXXI. Abenteuer. Nun wurde die vierfache Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Die Fahrenden (Sänger) ließen ihre Künste schauen und wurden reichlich belohnt. Nach vollendeten Feierlichkeiten erhielt Hartmut sein Land wieder, worauf er mit seiner Gemahlin in dasselbe zurückkehrte.

XXXII. Abenteuer. Auch die anderen Könige kehrten in die Heimat zurück; Ortwin und Herwig schwuren sich vor dem Abschiede feste Treue und gelobten einander, „daß sie ihr Fürstenamt der hohen Väter würdig stets in Ehren trügen, die ihnen schaden wollten, daß sie die beides, fingen und erschlügen".

3. Gliederung des Gedichtes.

Die Hauptteile der Dichtung sind schon durch die Überschriften des vorigen Abschnittes angedeutet worden. Es sind deren drei: der erste enthält die Geschichte Hagens, der zweite die seiner Tochter Hilde, der dritte die Geschichte der Entführung von Hetels Tochter Gudrun.

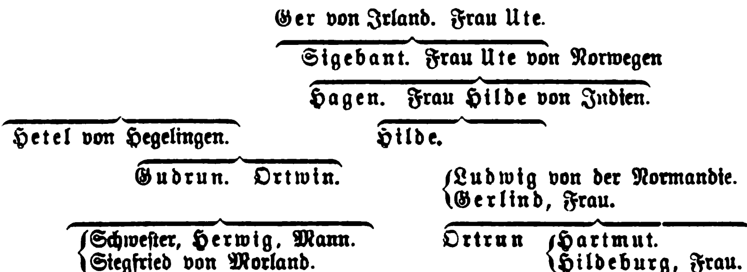
Der leichtern Übersicht wegen deuten wir nachstehend noch die Gruppierung der einzelnen Hauptteile an.

I. Geschichte Hagens.
   1. Hagens Geburt. 2. Seine Entführung durch den Greifen. 3. Seine Selbstbefreiung. 4. Seine Vermählung mit Hilde.

II. Geschichte der Entführung von Hagens Tochter Hilde.
   1. Die List der Abgesandten. 2. Hildens Flucht. 3. Hagens Nachsetzen. 4. Die Versöhnung.

III. Geschichte der Entführung von Hetels Tochter Gudrun.
   1. Die Entführung der Gudrun. 2. Ihre Leiden bei der Königin Gerlind. 3. Ihre Befreiung. 4. Ihre Verheiratung.*)

*) Genealogische Übersicht:



4. Die Form der Dichtung.

Die Form der Gudrundichtung ist eine der Nibelungenstrophe künstlich nachgebildete Strophe. Die Gudrunstrophe besteht aus vier Versen. Die ersten beiden stimmen mit den entsprechenden Versen der Nibelungenstrophe überein; dagegen haben die beiden letzten Verse, abweichend von dem Bau der Nibelungenstrophe, weibliche (klingende) Reime, und der letzte Halbvers hat außerdem fünf Hebungen.

„Diese Abweichungen begründen einen tiefen Unterschied des ganzen Charakters zwischen beiden Strophen. Der Gegensatz beider Arten des Versschlusses, der Gegensatz des Kräftigen und Weichen, des Männlichen und Weiblichen wird aus der einzelnen Zeile auch in die Strophe als Ganzes verpflanzt, nur in umgekehrter Ordnung als in jener: die Gudrunstrophe schreitet von strengem Anfang zu gemildertem Ausgange vor, und gleichzeitig schwindet in ihrer zweiten Hälfte der Gegensatz innerhalb der einzelnen Langzeile.

Das Gemilderte erscheint somit als das Ziel, als das Herrschende in dieser Strophe. Zugleich gibt ihm der fünfmal gehobene, letzte Halbvers einen lang austönenden, volleren, prächtigeren Abschluß. Man muß hiernach wohl zugestehen, daß die Gudrunstrophe von beiden der höher entwickelte Organismus sei; aber sie dürfte gleichwohl oder gerade darum den Anforderungen an eine epische Form minder entsprechen. Man wird vielleicht die einzelne Gudrunstrophe der einzelnen Nibelungenstrophe unbedingt vorziehen, aber man wird in einem längeren Gedicht lieber die letztere hören. Das Weiche, ja Üppige in der Schlußwirkung der Gudrunstrophe, ihre reichere Anlage und die starken Kontraste in dieser beeinträchtigen diejenige feste, ruhige Einfalt, die das Wesen der epischen Würde ausmacht; und je mehr die Strophe an Einfachheit verloren hat, gerade desto mehr hat die Gefahr der Einförmigkeit zugenommen. Denn der ausschließlich herrschende, stumpfe Versschluß erscheint als etwas Naturnotwendiges und erregt für seine ewige Wiederkehr keine Aufmerksamkeit, dies tut wohl der Wechsel zwischen stumpfem und klingendem Schlusse, und kann durch die regelmäßigen und kurzen Perioden, worin er erfolgt, ermüden; und ebenso liegt dem stärkeren, glänzenden Effekte, den der fünfmal gehobene achte Halbvers macht, die Gefahr sich abzunutzen näher als dem bescheidneren des entsprechenden Gliedes der Nibelungenstrophe".*)

Als Beispiel diene die schöne Strophe von Horands Gesang:

Diu tiér in dem wáldè ir wéide liézen stên,
diu würme, dié da sóldèn in dem gráse gên,
die vísche, díe da sóldên ín dem wâge vliézen,
die líezen ír gevértè. jâ kúnde er sîner fúoge wól geniezen.

Es ließ das Tier im Walde die frische Weide stehn,
Der Wurm vergaß darüber im Gras das Weitergehn,
Sogar der Fisch im Strome ließ es sich nicht gereuen,
Dem Sängermund zu lauschen. Wohl konnt' er seiner Kunst sich freuen.

*) W. v. Plönnies, Kudrun. Übersetzung und Urtext usw. Leipzig 1888, S. 224.

II. Vertiefung.

1. Grundstoffe und Entstehung des Gedichtes.

Wie das Nibelungenlied, so enthält auch das Lied von der Gudrun, wenn auch in beschränkterem Maße, mythische, geschichtliche und christlich-ritterliche Elemente, die allerdings in den drei Teilen des Gedichtes sehr verschieden vertreten sind.

In dem ersten Teile, der nur eine Vorgeschichte bildet und als Dichtung der Spielleute einen jüngeren Anwuchs des Liedes darstellt, fehlen die mythischen und geschichtlichen Elemente vollständig. Er ist eine freie Erfindung des Dichters und entspricht der Neigung der mittelalterlichen Dichter, auch von den Vorfahren ihrer Helden zu berichten. Dagegen liegt den beiden anderen Teilen die auf einem alten Mythus beruhende Hildesage zugrunde, und zwar dem zweiten in altertümlicher Gestalt, dem dritten in veränderter und erweiterter Form als die der Hildesage entsprossene Gudrunsage.

1. **Die Hildesage.** Wie die Nibelungensage, so hat sich auch die Hildesage am reinsten im Norden erhalten. In ihrer im wesentlichen wohl ursprünglichen Gestalt findet sie sich in der prosaischen (Snorra) Edda. Nach Simrocks Übersetzung lautet die Erzählung wie folgt:

„Ein König, Högni genannt, hatte eine Tochter mit Namen Hilde. Diese machte zur Kriegsgefangenen ein König namens Hedin, Hiarrandis Sohn, während König Högni zur Königsversammlung geritten war. Als er nun hörte, daß in seinem Reiche geheert worden und seine Tochter fortgeführt sei, ritt er mit seinem Gefolge, Hedin aufzusuchen, und hörte, daß er nordwärts längs der Küste gesegelt sei. Als er aber nach Norweg kam, vernahm er, Hedin habe sich westlich gewendet. Da segelte ihm Högni nach bis zu den Orkneyen, und als er nach Haey kam, lag Hedin mit seinem Heere davor. Da ging Hilde ihren Vater aufzusuchen und bot ihm in Hedins Namen ein Halsband zum Vergleich; wenn er aber das nicht wolle, so sei Hedin zur Schlacht bereit und hätte Högni von ihm keine Schonung zu hoffen. Högni antwortete seiner Tochter hart, und als sie Hedin traf, sagte sie ihm, daß Högni keinen Vergleich wolle, und bat ihn, sich zum Streite zu rüsten. Und also taten sie beide, gingen aus an das Eiland und ordneten ihr Heer. Da rief Hedin seinen Schwäher (Schwiegervater) Högni an und bot ihm Vergleich und viel Geld zur Buße. Högni antwortete: „Zu spät bietest du mir das, wenn du dich vergleichen willst; denn nun habe ich mein Schwert Dainsleif gezogen, das von den Zwergen geschmiedet ist und eines Mannes Tod werden muß, so oft es entblößt wird, und dessen Hieb immer trifft und Wunden schlägt, die niemals heilen". Da sprach Hedin: „Du rühmst dich des Schwertes, aber noch nicht des Sieges. Ich nenne jedes Schwert gut, das seinem Herrn getreu ist". Da begannen sie die Schlacht, die Hiadningawig (d. i. Kampf der Hedeninge) genannt wird, und stritten den ganzen Tag, und am Abend fuhren die Könige wieder zu den Schiffen. In der Nacht aber ging Hilde zu

dem Walplatz und weckte durch Zauberkunst die Toten alle, und den andern Tag gingen die Könige zu dem Schlachtfelde und kämpften, so auch alle, die Tags zuvor gefallen waren. Also währte der Streit fort einen Tag nach dem andern, und alle, die da fielen, und alle Schwerter, die auf dem Walplatze lagen, und alle Schilde wurden zu Steinen. Aber sobald es tagte, standen alle Toten wieder auf und kämpften, und alle Waffen wurden wieder brauchbar. Und in den Liedern heißt es, die Hiadninge würden so fortfahren bis zur Götterdämmerung".

In dieser Erzählung ist die Grundlage der Hildesage, wie sie in unserm mittelhochdeutschen Heldengedichte enthalten ist, deutlich zu erkennen: Högni ist Hagen, Hilde (nord. genauer: Hildr) ist unverändert geblieben, Hedin ist Hetel, Hiarrandi ist Horand, in der Gudrun allerdings in Hetels Lehnsmann umgewandelt; Hedins Mannen, die Hiadninge, sind die Hegelinge des Epos.

Sieht man von dem Unterschiede in der Werbung ab, so stimmen auch die Tatsachen: Hedin = Hetel entführt Hilde = Hilde, der Vater Högni = Hagen setzt nach, es kommt zu einem Kampfe zwischen Vater und Eidam, der in der deutschen Form mit der Versöhnung, in der nordischen tragisch endet und durch die Erzählung von dem ewigen Kampfe der Hiadninge in die Mythologie hinüberspielt.

In diesem ewig erneuten Hiadningenkampfe ist unstreitig die Heroisierung eines beständig sich erneuernden Naturvorganges zu erkennen. Welche Naturerscheinung jedoch dadurch symbolisiert sein mag, läßt sich schwer sagen. Müllenhoff deutet deshalb diesen Kampf nur allgemein als „das Bild des unaufhörlichen, aber nie entschiedenen Kampfes entgegengesetzter Mächte, des Aufganges und des Unterganges, des Entstehens und Vergehens, des Seins und Nichtseins",*) während Bartsch eine speziellere Deutung versucht, indem er schreibt: „Der ewig sich erneuernde Kampf der durch Zauber erweckten Toten weist auf die in allen Mythologien begegnende Vorstellung des Kampfes zwischen Frühling und Winter, zwischen Tag und Nacht, der sich dem Menschenauge jährlich wiederholt und erst mit der Vernichtung der Erde in der Götterdämmerung ein Ende findet".**)

Mythisch ist auch Wesen und Name (hiltja, hilt = Kampf) Hildens, die als Walküre den Kampf lenkt und schürt und sich an ihm nie genug tun kann.

Von diesen wenigen Zügen abgesehen, hat die Sage bereits in der nordischen Form einen völlig epischen Charakter angenommen. Sie spiegelt nunmehr die wildbewegte, gewaltige Periode der Wikingerzüge des 8.—10. Jahrhunderts wieder, die bei den Normannen, Dänen, Friesen und Niederfranken dieselbe sagenbildende Bedeutung gewann wie die Völkerwanderung im Binnenlande. Die Wikinger waren germanischen Stammes und wohnten in Dänemark, dem süd-

*) Zeitschrift für das deutsche Altertum XXX, 229.

**) Kudrun, herausgegeben. Leipzig 1865, S. VII.

lichen Teile Schwedens und in Norwegen. Durch ihre Wohnplätze auf kühne Seefahrt hingewiesen, erschienen sie auf ihren gefürchteten Schiffen, wo immer ein schiffbarer Fluß den Zugang vom Meere her ins innere Land öffnete. Aus dem Herzen des Landes, in welches sie eindrangen, indem sie die Ströme weit aufwärts fuhren, holten sie sich ihre Beute, wobei Frauenraub nichts Seltenes war, und an allen Gestaden des Ozeans, der Nord- und Ostsee, waren sie die Schrecken der Küstenbewohner. Zustände also, wie sie bei den seeanwohnenden germanischen Stämmen in dieser Periode bestanden, und Begebenheiten, die sich leicht und oft ereignen mochten, sind in unserer Sage festgehalten worden. Auch Beziehungen zu bestimmten geschichtlichen Persönlichkeiten fehlen nicht. Siegfried von Morland erinnert an den Dänenkönig Siegfried, der in Frankreich und die Niederlande einfiel, 885 Paris belagerte und 887 im Kampfe gegen die Friesen fiel. Als Anführer heidnischer Wikinger wird er nach dem Mohrenlande versetzt; Mohren, Sarazenen und die heidnischen Normannen wurden zur Zeit der Kreuzzüge in dem Bewußtsein des christlichen Volkes oft als Heiden zusammengeworfen.

Bei welchem Volke die Sage zuerst in ihrer epischen Form ausgeprägt wurde, läßt sich nicht nachweisen, manches spricht für einen nordgermanischen (skandinavischen) Ursprung. Von Skandinavien wanderten sie wahrscheinlich über Dänemark nach den Niederlanden, wo der Schauplatz des Kampfes nach dem Wülpenwerder an der südlichen Scheldemündung verlegt wurde, und von hier trugen sie Spielleute nach dem Süden und Südosten Deutschlands. Um das Jahr 1130 konnte Lamprecht, der Dichter des Alexanderliedes, ihre Kenntnis bei seinen Zuhörern voraussetzen.

Um nämlich den Kampf am Euphrat zwischen Alexander und den Persern furchtbarer darzustellen, vergleicht er ihn mit dem Kampfe vor Troja und auf dem Wülpenwerder:

von eime volcwîge hôre wir sagen,
der ûf Wulpinwerde gescach,
dâr Hilden vater tôt lach
inzwischen Hagenen unde Waten:
der ne mohte sich hî zô niht gegaten.
Herwîch unde Wolfwin
ne mohten ime niwit gelîch sîn,
no nehein man ander:
alsô freislîch was Alexander.

Übertragen ins Neuhochdeutsche lautet die Stelle:

Von einem Kampfe hören wir sagen,
Der auf dem Wülpenwerder geschah,
Wo Hildens Vater tot lag
Zwischen Hagen und Wate.
Der konnte sich diesem*) nicht vergleichen.
Herwig und Wolflin
Konnten ihm nicht gleich sein,
Auch kein andrer Name,
So furchtbar war Alexander.

*) D. h. dem Kampfe gegen die Perser.

Aus diesem wichtigen Zeugnis geht hervor: **um 1130 bestand die Hildesage in Deutschland noch selbständig, der Kampf drehte sich noch immer um Hilde, und des Kampfes Ausgang war noch ein tragischer.**

Wenn wir dann etwa hundert Jahre später in unserm Epos die Sage mit verändertem Ausgang wiederfinden, so ist die Ursache eine doppelte; es ist, wie O. L. Jiriczek richtig bemerkt,*) ein allgemeiner Zug jüngerer Perioden, die alte Tragik der Heldensage zu mildern (vgl. das alte und junge Hildebrandslied), andererseits hatte sich inzwischen an die Hildesage eine neue, die Gudrunsage, angeschlossen, und diese forderte einen anderen Abschluß der Hildesage als den tragischen.

2. **Die Gudrunsage** ist als selbständige Sage nirgendwo bezeugt. Weder weiß der skandinavische Norden etwas von ihr, noch kann die Sage oberdeutsch sein (obgleich unser Epos, das allein sie enthält, in Oberdeutschland entstanden ist), da schon der Name der Heldin auf Niederdeutschland weist. Wäre nämlich die Sage schon in der urgermanischen Zeit, vor der Ausbildung des hochdeutschen Sprachzustandes, in Oberdeutschland vorhanden gewesen, so müßte der Name Gundrûn oder Guntrûn lauten. Das erste Element der Zusammensetzung ist nämlich dasselbe wie hochdeutsch gunt (Kampf) in Gunter, Hildigunt usw. Der Ausfall des n vor d und die Dehnung des vorhergehenden Vokales ist nur erklärlich aus der nordischen oder sächsischen Form Gûdrun, welche beim Übertritt auf hochdeutsches Gebiet außerdem Verschiebung erhielt (G in K), in der handschriftlichen Überlieferung (s. darüber später) eine doppelte: Chudrun.

Diese Tatsachen haben den Gelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht. Als das heute fast allgemein angenommene Ergebnis der Sagenkritik kann angesehen werden, was Jiriczek über die Entstehung der Gudrunsage schreibt:

„Das Fehlen aller Zeugnisse für eine selbständige Gudrunsage im Verein mit ihrer auffallenden Ähnlichkeit mit der Hildesage deutet darauf, daß sie erst aus der Hildesage weitergesponnen ist; ein äußerer Beleg hierfür liegt darin, daß die Schlacht um Hilde, die in der alten Sage am Wülpenwert stattfand, ihr Lokal an die jüngere Sage abtreten mußte. Neben den Ähnlichkeiten: Entführung der Heldin, Nachsetzen des Vaters, Kampf, in dem der Vater fällt, stehen aber Abweichungen: Hilde folgt freiwillig ihrem Geliebten, Gudrun wird von einem ungeliebten Manne ihrem Verlobten geraubt, duldet lange Jahre harte Gefangenschaft und wird endlich durch einen Rachezug wieder befreit.

Für diese Abweichungen ist die Anlehnung an einen anderen Sagentypus maßgebend gewesen, in welchem die Nebenbuhlerschaft zweier Werber die Hauptrolle spielt. Ein glücklicher Zufall hat uns diese Sage unter seltsamen Umständen gerettet. Ein schottischer Rei-

*) Die deutsche Heldensage[2] (Sammlung Göschen). Leipzig 1902, S. 174.

fender zeichnete im Jahre 1774 auf der Shetlandinsel Fowl aus dem Munde eines alten Bauern eine Ballade auf, die in nordischer Sprache gedichtet war und als Begleitung zum Tanze gesungen wurde; seitdem ist die nordische Sprache auf den Shetlands völlig zugrunde gegangen und der englischen gewichen.

Diese Shetlandsballade erzählt: „Um Hildina, die Tochter eines norwegischen Königs, freit ein vornehmer Mann namens Hilugi, sie aber liebt einen Orkney-Jarl und flieht mit ihm nach den Orkneys, während der Vater und Hilugi auf einem Kriegszuge abwesend sind; als diese die Flucht erfahren, setzen sie dem Entführer nach, es kommt zum Zweikampf zwischen Hilugi und dem Jarl, der Jarl fällt, und Hilugi wirft sein Haupt mit harten Schmähungen Hildina vor die Füße. Hildina muß ihm nach Norwegen folgen, doch in der Hochzeitsnacht betäubt sie alle durch einen Schlaftrunk, läßt ihren Vater hinaustragen und zündet das Gästehaus an. Hilugi erwacht beim Prasseln der Flammen und bittet um Gnade, doch Hildina erinnert ihn an seine Härte, als er ihr das Haupt des Geliebten zuschleuderte, und läßt ihn verbrennen."

Diese Sage mit ihrer erschütternden Tragik ist ein echtes Erzeugnis der Wikingerzeiten, durchaus nur poetisches Bild der Wirklichkeit, ohne mythischen oder historischen Hintergrund. Sie — oder ein ähnlicher Typus — ist in Niederdeutschland durch Wikinger bekannt geworden und hat auf die Ausgestaltung der Gudrunsage eingewirkt, indem sie ihr das Nebenbuhlermotiv lieh, das entsprechend den anderen Verhältnissen umgewandelt wurde, indem der Entführer und Verfolger ihre Rollen tauschen: im Epos ist Herwig der Geliebte, Hartmut der Verschmähte; doch ging diese Änderung nicht ganz ohne Widersprüche ab, noch im Epos leuchtet hier und da das umgekehrte Verhältnis durch.

So ist also die Gudrunsage eine niederdeutsche Neubildung, entstanden aus zwei vermutlich skandinavischen Sagen, indem die Hildesage fortgesponnen und durch Anlehnung an eine andere Sage, die Nebenbuhlersage, umgestaltet worden ist."*)

Die Verschmelzung beider Sagen erfolgte wahrscheinlich bei den Friesen; auf friesisches Gebiet weist der Name der Heldin, ebenso die Erinnerung an Siegfried.**)

Bei der Ausbildung der Hilde-Gudrunsage traten neue Gestalten hinzu, so aus der dänischen Sage Frute von Dänemark, der „freigebige Gönner", ferner Wate, ein norddeutscher Meerriese, in dessen vermenschlichter Gestalt noch deutlich dämonische Züge durchleuchten: „wenn er in das Horn bläst, erbebt das Land, das Meer braust auf, und Mauern drohen umzusinken".

*) O. L. Jiriczek a. a. O. S. 175 ff.

**) Sie könnte auch bei den Sachsen entstanden sein; dann aber würde sicher die Thidrekssage sie erwähnt haben.

3. **Die Entstehung unseres Epos.** Rheinische Spielleute brachten die Hilde-Gudrunsage nach Oberdeutschland, wo sie um 1150 in Bayern bekannt war, wie das Aufkommen des Namens Kudrun um diese Zeit als Taufname (statt der richtigen oberdeutschen Form Kundrun) beweist; auch die Umänderung des Namens Hetelingen (= Hiadningar), d. h. Volk Hetels, in Hegelingen erklärt sich nach Jericzek a. a. O. aus der Anlehnung an einen bayrischen Ort Hegelingas (in Tegernseeer Urkunden bezeugt), heute Högling. In Bayern oder Österreich erlangte der Sagenstoff wahrscheinlich auch die Fassung, die dem uns erhaltenen Epos zugrunde liegt.

Die Spielleute bemächtigten sich dann dieses Stoffes und ließen in kritikloser Schaffensfreudigkeit nach und nach eine Dichtung entstehen, deren willkürliche Verschnörkelungen ihren ursprünglich reinen Aufbau nur noch ahnen lassen. So gesellten sich nun zu den ursprünglichen mythisch-geschichtlichen Elementen noch märchenhafte wie auch christlich-ritterliche Züge, die den ganzen ersten Teil des Gedichtes beherrschen, sich aber auch durch die anderen beiden hindurchziehen. „Der Orient mit seinen Wundern und seiner Farbenpracht, Ungeheuer der Luft und der Tiefe, entführte Königskinder, eine einsame Insel und darauf ein beschwerliches Leben nach Art des Robinson, Pilger und Kreuzfahrer, Proben ungestümer Kraft und Reckenhaftigkeit von einem Knaben abgelegt — alles das sind so gut wie Hoffeste, Kleiderpracht, der Magnetberg und das Lebermeer oft wiederholte und gewiß gern gehörte Motive dieser Spielmannspoesie."*)

Ebenso verdankt das Gedicht dieser Spielmannspoesie die christlichen Motive. „Als die drei vom Greif geraubten Königstöchter den neuen Leidensgefährten erblicken, wollen sie ihn anfangs nicht aufnehmen, weil sie ihn für einen boshaften Zwerg oder für ein Meerwunder halten. Nachdem er sich aber als ein Christenkind kundgegeben hat, empfangen sie ihn liebevoll und geben ihm einen Imbiß. Auch Garadin wollte die Geraubten nicht sogleich aufnehmen, da er die in Laub und Moos Gehüllten für Waldteufel hielt. Als sie sich aber als Christen bekennen, vergönnt er ihnen, das Schiff zu besteigen und pflegt ihrer dort aufs beste. Ein Schiff voll christlicher Pilger ist es ferner, das an der Küste, wo die Geraubten leben, strandete. Im dritten Teile der Dichtung beschließen diejenigen, welche nach der blutigen Schlacht auf dem Wülpensande am Leben geblieben sind, an dieser Stätte ein Kloster zu errichten, um darin für die Seelen der Verstorbenen Messe singen zu lassen. Die in dem Nibelungenliede weissagenden Meerfrauen sind in dem Gudrunliede in einen weissagenden Vogel umgewandelt worden, der ein Engel Gottes genannt wird und als solcher der Gudrun die nahe Rettung verkündet, nachdem diese die Hände zu Gott betend in Kreuzgestalt erhoben hat. Die Pilger werden Gottesstreiter genannt; der „wal-

*) H. Löschhorn: Kudrun, übertragen und erläutert.[3] Halle a. S. 1901, S. 6.

tende Christ" wird gepriesen, „Gottes Schutz und Hilfe" stets hervorgehoben."*)

Um das Ende des 12. Jahrhunderts sind dann diese Lieder von der Gudrun von einem begabten Dichter zu einem umfassenden Epos gestaltet worden.**) Der Dichter ist unbekannt; er gehörte aber wohl zu den fahrenden Sängern, da er zum Schluß des Gedichtes derselben gedenkt und ausführlich von den reichen Geschenken redet, die sie bei der Hochzeit erhielten.

Er lebte wahrscheinlich in Bayern oder Österreich, was man aus der gelegentlichen Erwähnung Schwabens und aus dem Umstande schließt, daß er an einer Stelle die dichten Schüsse der Kämpfenden mit dem von den Alpen herabgewehten Schnee vergleicht. „Ein wunderbares Schicksal ließ die Schiffersage norddeutscher Uferlande fern von den Wogen des Meeres zur Entfaltung und Gestaltung kommen durch einen Dichter, der selbst dem Stande wandernder Sänger angehörte, den aus seiner engen Heimat in den steierischen Bergen die altgermanische Wanderlust hinaustrieb, hinaus bis ans Meer, mögen es nun die Wellen der südlichen Adria oder der nordischen See gewesen sein; aber nur Selbstanschauung vermag die eigentümliche Welt des Meeres so treu und malerisch zu schildern wie unser Gedicht." (Bartsch.)

Wie weit die Lieder, die der Dichter vernahm, sich schon von dem alten Sagenkern abgelöst hatten, wissen wir nicht zu sagen. Es läßt sich aber annehmen, daß er den Hauptinhalt ungefährdet ließ und seine Tätigkeit insbesondere darauf richtete, das Ganze in eine kunstgemäße Form einzupressen. Manche neue Züge märchenhafter und christlich-ritterlicher Art mag auch er ebenso wie spätere Bearbeiter seines Werkes noch dem alten Sagenstoff hinzugefügt haben.

So sind „eine wüste Menge Ergänzungen und Zusätze" über die ganze Dichtung ausgeschüttet und lassen Einheit und ruhigen Fortschritt des Berichtes vermissen. Man hat versucht, diese Bestandteile zu entfernen und eine Reihe erster, ursprünglicher Strophen herzu-

---

*) C. Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. 5. Reihe, Leipzig 1876, S. 102.

**) „Der Blütezeit der mittelalterlichen deutschen Poesie gehört unser Gedicht an, aber nicht dem Sommer desselben, sondern dem ausgehenden Frühling, der mit der größeren Frische, die er vor dem Sommer voraus hat, doch schon dessen Farbenpracht verbindet. Es ist der Ausgang des 12. Jahrhunderts, die Zeit, wo unsere großen höfischen Dichter ihre Jugend kaum hinter sich hatten, mit ihren Erstlingswerken vielleicht aber erst hervorzutreten begannen. Die Zeit bestimmt sich durch die des Nibelungenliedes, das dem 12. Jahrhundert angehört und dessen Kenntnis der Dichter der Gudrun nicht nur in der Nachbildung der Strophenform, sondern auch in zahlreichen Entlehnungen im Ausdruck, in Schilderungen usw. bekundet. Und wiederum muß das Gedicht vor 1200 verfaßt sein, da Wolfram von Eschenbach sein Jugendwerk, das Bruchstück geblieben, Sigune und Schionatulander, kaum später als 1200 in einer Strophenform zu dichten begann, die der Gudrun nachgebildet ist. Mit dieser Zeitbestimmung (1190—1200) steht die poetische Form, die teilweise Freiheit der Reime, die noch die im 13. Jahrhundert nicht mehr geduldete Assonanz haben, in vollem Einklang." (Bartsch, Kudrun, herausgegeben Leipzig 1865 S. XVIII.)

stellen. Müllenhoff und Plönnies insbesondere (vgl. das Literaturverzeichnis) haben sich nach dieser Richtung verdient gemacht; allgemeine Zustimmung haben ihre Versuche jedoch nicht gefunden. W. Willmanns glaubt mit Bestimmtheit aussprechen zu dürfen, daß an eine Wiederherstellung der ursprünglichen Dichtung gar nicht zu denken sei.*)

2. Die künstlerische Gestaltung des Stoffes.

Der erste Teil des Gedichts, den wir in der Inhaltsangabe mit „Hagen" bezeichnet haben, hängt zwar biographisch, aber innerlich, also künstlerisch, gar nicht mit den beiden folgenden zusammen. Die beiden übrigen Teile dagegen sind nicht bloß durch die fortlaufende Erzählung miteinander verbunden, sondern sie gehören durch innere Notwendigkeit zusammen als symmetrische Stücke einer großen Komposition.

1. **Schönheiten in der Gestaltung des Stoffes.** Wie im Nibelungenliede, so zieht sich auch hier die Vergeltung in konsequenter Strenge durch das Gedicht, wenn auch des Dichters milderer Sinn die Fäden der Handlung nicht in ihrem blutigen Strafgericht, sondern erst im versöhnenden Schluß zusammenlaufen läßt. Hagens, des betrogenen Vaters, Leid fällt schwer auf den Entführer zurück, Hetel fällt im Kampfe um das geraubte Kind; was Hilde als Tochter verschuldet, das büßt sie als verlassene Mutter und mit ihr die gefangene Gudrun; und ihres Leidens Urheber werden auch wieder von der Rache ereilt. Aber alle die wechselvolle Vergeltung vermählt sich der mannigfaltigen Schönheit der Komposition und scheint durch die reiche Symmetrie der Anlage bedingt, nicht über einen moralischen Leisten gearbeitet; die natürliche poetische Gerechtigkeit fordert nirgends zu tugendhafter Reflexion auf. Der friedenshelle Schluß kommt ebenso ungezwungen als überraschend, erscheint nicht nachträglich als angeleimt, sondern der Dichter läßt ihn dem scheinbar dürren Stamme als lebendige Krone entsprießen.

Meisterhaft sind des Dichters Schilderungen. „Gleich im Anfange finden wir nach der Besprechung der Helden eine schöne Detailschilderung in dem Bau und in der Ausrüstung der Schiffe, deren Ruder und Anker, deren Segel und Taue bis ins kleinste vorgeführt werden, um einerseits die Pracht der Brautfahrt, andererseits den blutigen Ernst, der mit derselben möglicherweise verbunden sein kann, anschaulich darzulegen.

Einen nicht minder schönen und detaillierten Einblick erhalten wir in das Leben und Treiben, in die Sitte und Zucht, welche in der Burg Hagens herrschen. Der König geht den eingeladenen Gästen

*) Bei unserem Auszug aus Gudrun in „Aus der deutschen Literatur" I, haben wir Müllenhoff zugrunde gelegt, ohne damit unbedingt dessen Standpunkt über Echtes und Unechtes zu teilen; die Zusätze der Spielmannspoesie fehlen also in unserem Abdruck.

bei ihrem Eintritt in den Saal entgegen, die Frauen erheben sich von ihren Sitzen, die Angekommenen neigen sich, der König heißt sie sich setzen; man bringt den besten Wein; die Königstochter entfernt sich beim Trinkgelage, bittet aber den Vater, daß sie die Gäste im Beisein der Mutter auch empfangen dürfe, was ihr zugesagt wird. Als die edlen Helden bei ihr erscheinen, bleiben sie züchtiglich vor den Stühlen der Frauen stehen; man scherzt und lacht, erkundigt sich nach Watens Heimat, nach seinen Lieblingsneigungen u. dergl.

Noch mehr ins einzelne ausgemalt ist der Gesang Horants. Diese Partie ist überhaupt eine der lieblichsten Szenen der ganzen Dichtung, die schon im Mittelalter einen solchen Ruhm erlangte, daß der Held derselben sprichwörtlich wurde, und daß man um einen Sangesmeister zu bezeichnen sagte: Er sang so wohl als Horant. Abends und morgens läßt er so herrliche Lieder vor dem Hause ertönen, daß die Vögel in den Gebüschen ihren Gesang vergessen, die Tiere ihre Weide stehen lassen, das Gewürm im Grase nicht weiter kriecht, niemand seiner Sinne mächtig bleibt und den Trauernden ihr Leid verschwindet. Der ganzen Natur, Menschen und Tieren, Kranken und Gesunden, singt Horant Sehnsucht in die Herzen. Selbst der wilde Hagen kann sich der verzaubernden Gewalt der Lieder nicht verschließen, geschweige seine Tochter. Wenn Horant singt, muß die Jungfrau aus der Kammer an die Zinne, und zuletzt folgt sie dem Sänger über das Meer. Die süße Weise, von der sie bezwungen wird, hat weder zuvor noch hernach ein Christenmensch gelernt; Horant hat dieselbe auf der wilden Flut gehört von einer Meerfrau. So hat der Dichter sich auch hier einem alten Volksglauben angeschlossen, der an den Gestaden der Nordsee heimisch war und mit dem Schauplatze der Begebenheit ebenfalls im Einklange steht. In dem Gesang Horants gipfelt zugleich der Gang der Handlung. Zu dem Herzen der Königstochter hätte weder Watens Schwert, noch Frutens Gold den Weg bahnen können.

Auch das Komische ist in der Komposition des ersten Abschnittes vertreten, und zwar ist es der Situation völlig angemessen, da die Rolle, welche die geplante List den Helden auferlegt, das Komische in sich barg. Wenn ein alter Held wie Wate, der am liebsten im Eisenharnisch einhergeht und in heißer Schlacht ficht, sich mit seinem ellenbreiten Bart, die greisen Locken in Gold gewunden, zu den Frauen setzt, mit ihnen Scherz und Kurzweil treibt und tut, als ob er ein Kaufmann wäre, so hat das an sich schon etwas Komisches; nicht minder, wenn er sich stellt, als könne er nicht fechten und dann doch, als er das Schwert in der Hand hat, dem Waffenmeister Hagens so zusetzt, daß dieser wie ein „Leopard“ vor seinen Schwertschlägen entspringt, und Hagen selbst so in Schweiß zu bringen weiß, daß dieser von der Anstrengung wie ein „genäßter Feuerbrand“ raucht.

Wie herrlich ist ferner die Szene am Strande, wo Gudrun und ihre treue Jungfrau waschen! Schon der Ort ist ganz geeignet, ein stimmungs-

volles Bild zu erzeugen. Ein öder, nordischer Strand am weiten kalten Meere, darauf als einzige Wesen zwei Wäscherinnen und auf den Wellen des Meeres ein einsam heranschwimmender Schwan heben die Personen an sich schon ohne alle weitere Zutat aus der Szenerie kräftig hervor. Dazu kommt noch, daß der Schwan ein Bote Gottes ist und als solcher den Auftrag erhalten hat, den armen Heimatlosen zu verkünden, daß der Himmel sie nicht vergessen habe und ihre Rettung bevorstehe. Nicht minder wirksam ist das Niederknien der Gudrun auf dem nassen Kies und ihr Flehen in Kreuzgestalt, ferner ihr sich wiederholendes Fragen und das geheimnisvolle Antworten des Schwans, der nur jedesmal über das Auskunft gibt, wonach er gefragt wird, und Eile zu haben scheint, um noch andere Botschaften auszuführen.

Mit dieser Szene ist indes die Einführung der Gudrun noch nicht beendet. Der Dichter hat, ehe er die Katastrophe eintreten läßt, noch eine zweite folgen lassen, die ebenfalls dazu beiträgt, die Leiden der königlichen Maid wie den Adel ihres Herzens uns von neuem vorzuführen. Wir finden die Jungfrauen abermals an demselben Orte; statt des Schwanes erscheint eine Barke mit Herwig und Ortwin. Aber trotz der ähnlichen Situation hat der Dichter die Vorgänge dieser zweiten Szene bedeutungsvoll zu steigern gewußt. Die nordische Natur hat während der Nacht ein rauheres Ansehen bekommen als Tags zuvor. Es ist Schnee gefallen, scharfe Märzenwinde wehen, und in diesem überaus rauhen Wetter müssen die Armen mit nackten Füßen, da die Bitte um Schuhe ihnen abgeschlagen ist, nur bekleidet mit einem Hemde, unter den Scheltworten der Gerlinde wieder zum Strande eilen, um zu waschen. Der Bericht, den später Herwig und Ortwin als Augenzeugen dem Heere über diese unmenschliche Behandlung erstatten, trägt wesentlich dazu bei, dasselbe noch mehr zur Rache zu entflammen und namentlich Wate in die höchste Wut zu versetzen.

Von unübertrefflicher Lieblichkeit ist die Erkennungsszene. Ein Zweifel schwindet nach dem andern. Der Ring macht endlich allen Zweifeln ein Ende. Diese Szene bildet den Höhepunkt der Dichtung. In der langen Trennung sind die äußeren Züge der sich Findenden verwandelt und verändert worden, so daß anfangs nur ein halbes Erkennen, nur ein leises Ahnen stattfindet. Ebenso natürlich als tief ist geschildert, daß bei den Wäscherinnen zuerst in der Sehnsucht nach Befreiung jedes andere Gefühl verstummt, und daß Scham und Schrecken über ihren jammervollen Aufzug erst da in den Vordergrund treten, als sie dem Bräutigam, welcher Gudrun nur im Glanz der jungen Königin gesehen, im nassen Hemde entgegentreten müssen. Ihrer Schmach sich schämend, wollen sie entfliehen, werden aber zurückgerufen. Zuerst erkundigt sich Ortwin nach dem Fürsten des Landes und fragt nach der Königstochter, die vor Jahren hergeführt worden. Die sei im Jammer gestorben, antwortet Gudrun vorsichtig. Da brechen die Tränen aus den Augen der Männer. Die Ringe an

den Händen der Verlobten verscheuchen endlich jeden Zweifel und verwandeln die Trauer in Freude und Wonne. Zeit und Schicksal haben wohl die äußeren Züge verwandeln können, die Treue aber ist unwandelbar und rein wie das Gold am Finger geblieben. Bartsch steht nicht an, diese Szene der Landung des Odysseus bei den Phäaken, seinem Zusammentreffen mit der Nausikaa an die Seite zu stellen.

Seit zwei Könige die Jungfrau geküßt und umarmt haben, erwacht in ihr das volle, nur durch den Zwang niedergedrückte Selbstgefühl wieder. Mutig schleudert sie die Wäsche ins Meer, zum Schrecken der geduldigen Hildeburg, die nach wie vor die nassen Gewande zur Burg schleppt. Die Schilderung des letzten Abends in der Burg ist wieder vom Humor des Dichters durchdrungen. Verstellung und List, die dem weiblichen Wesen mehr als dem Manne eigen sind, spielen dabei eine ergötzliche Rolle. Mit weinenden Augen empfängt Gudrun den königlichen Bewerber, vertröstet klug seine eifrigen Wünsche auf ein nahes Ziel und bestimmt ihn, sogleich eine große Zahl von Rittern als Boten auszusenden, welche die Verlobung den Vasallen verkünden sollen, und leistet dadurch den Ihrigen einen großen Dienst, indem durch die Absendung der Boten die Macht der Feinde geschwächt wird. Ja, sie will sich noch zu guterletzt einen frohen Abend machen. Geschmückt sitzt sie in der heitersten Stimmung bei den mit ihr geraubten Mägdlein und lacht, was sie noch nie getan, so laut, daß es die horchende Gerlinde hört. Diese wittert das Unheil mit dem scharfen Instinkt des bösen Gewissens, und dieses erregt im Leser die Besorgnis, daß das Leben der Gudrun noch gefährdet werden könne, was die Spannung von neuem erhöht."*)

So kann nur ein großer Dichter malen!

2. **Mängel in der Komposition unseres Gedichtes.** Leider findet sich aber in dem Gedichte auch manches, was einen ungestörten Genuß nicht aufkommen läßt. „Die Schilderungen von Festen und Turnieren, von Waffen und Kleidern, von Schiffen und Wohnungen führen uns in die ritterliche Zeit, in die Burgen mit ihren höfischen Einrichtungen ein. Uns stört dergleichen den einheitlichen Eindruck des Ganzen; wir kennen die Sage als ein Produkt uralter, noch dem Heidentum angehöriger Verhältnisse und Anschauungen, wir besitzen sie teilweise in älterer Fassung, die jenen altgermanischen Charakter noch nicht abgestreift hat, uns tut es darum weh, da mitten hinein die Töne ritterlichen höfischen Lebens klingen zu hören, während doch daneben alte Sagenzüge unverwischt geblieben sind. Es entstehen durch diese Übertragung eines alten Stoffes in die Sitten einer jüngeren Zeit seltsame Kontraste zwischen Inhalt und Behandlung. Wenn der alte Ludwig im Zorne über Gudruns Weigerung die Jungfrau bei den Haaren ins Wasser schleudert, so

*) C. Gude a. a. O. S. 116ff.

ist das ein Zug altgermanischer Härte und Rauheit; wie nimmt es sich nun daneben aus, daß gleich darauf durch den Boten entsendenden Hartmut ein höfischer Empfang der Ankommenden ins Werk gesetzt wird! Des alten Wate riesige Natur wurde schon erwähnt; trotzdem muß er es sich gefallen lassen, daß ihn der Dichter mit goldenen Borten in den Locken, ein andermal mit einem im fernen Osten gearbeiteten kunstvollen Haarnetze auf dem Haupte auftreten läßt.

Doch das sind kaum Zugeständnisse, die der Dichter seinen höfischen Zeitgenossen machte, sondern es liegt diese Übertragung in eine moderne Welt in ihm selber. Das Mittelalter besaß nicht jenen Grad von Objektivität, um die Sitten einer fernen Zeit in einer derselben entsprechenden Weise zu schildern. Für den mittelalterlichen Dichter gewann jedes Zeitalter den Charakter desjenigen, in dem er selbst lebte; die ihn umgebende Welt übertrug er mit kindlicher Naivetät auf alle Länder und Zeitalter; am Sinne für historisches Kolorit fehlte es ihm gänzlich. So naiv und rührend in manchen Fällen diese kindliche harmlose Vermischung ist, so störend und beleidigend für unseren Geschmack ist sie auf der anderen.

Die alte Sage atmet heidnisches Gefühl, heidnische Anschauungen; christliches ist ihr fremd. Die Einflechtung christlicher Elemente in unserem Gedichte beruht auf dem gleichen Mangel an Objektivität, den wir eben bemerkten. Der Dichter fühlte nicht, daß dergleichen schlecht zu dem eigentlichen Gehalt der Sage passe. Aber vielleicht war hier auch schon das Volkslied seiner Zeit vorangegangen, das dem Einflusse christlicher Anschauungen jedenfalls ebenso nachgab wie die Kunstpoesie. Wenn der weissagende Vogel der am Strande waschenden Gudrun die nahe Rettung verkündet und dann ein Engel Gottes genannt wird, so fällt das unter den bezeichneten Gesichtspunkt. Das Ursprüngliche war eine Meerfrau, wie sie im Besitze der Weissagung in unseren heidnischen Mythen gedacht wurden: sie hatte ihr Schwanenhemd angezogen und erschien nun in der Gestalt eines Vogels. Diese uralte Vorstellung war dem 12. Jahrhundert abhanden gekommen oder verdunkelt, vielleicht schon dem Volksliede, vielleicht erst dem Dichter unserer Gudrun. Dem letzteren ist die Verflechtung christlicher Elemente sicher erst zuzuschreiben, wenn nach der blutigen Schlacht auf dem Wülpensande die Überlebenden beschließen, an jener Stätte ein Kloster zu errichten, um darin für die Seelen der Verstorbenen Messe singen zu lassen. So störend dieser Zug für uns ist, so sehr entspricht er dem Geiste der damaligen Zeit, die neben großer Unsittlichkeit eine äußerliche Frömmigkeit zur Schau trug.

Auch hierin wird man eher eine im Geschmacke des Dichters liegende als von ihm der Zeitrichtung zugestandene Wandelung des Stoffes erblicken. Wohl aber werden wir, wenn ganz neue Sagenelemente hineinverwoben werden, darin ein solches Zugeständnis finden. In jenen modernen und christlichen Anschauungen war der Dichter unbewußt mit seiner Zeit befangen; vor anderm hätte ihn vielleicht dichterische Begabung bewahrt, wenn er damit nicht größern

Beifall der höfischen Kreise gehofft hätte. Er geriet dadurch in einen der größten Fehler, den ein Dichter begehen kann, den Mangel einheitlicher Komposition. Statt uns mitten in die Haupthandlung hineinzusetzen, statt die Heldin, an deren Schicksal unsere Teilnahme haftet, uns sogleich vorzuführen, berichtet er uns von den Geschicken ihrer Voreltern. Er läßt zwei Generationen vorüberziehen, ehe wir zu Kudrun gelangen. Die Analogie der beliebten Ritterromane war es, die ihn leitete: so wird, wie wir schon wissen, im Parzival und Tristan uns das Leben der Eltern erzählt, der eigentliche Held ist beim Beginn des Gedichts noch gar nicht geboren. In einem gewissen inneren Zusammenhange mit dem Hauptinhalt stehen diese Vorgeschichten allerdings; sie bilden eine Art Vorspiel, in dem das Schicksal des Helden uns symbolisch schon entgegentritt.

In den beiden ersten kleineren Teilen des Gedichts hat der Dichter am meisten von dem Seinigen hinzugetan; aber er nahm die Zusätze nicht aus seinem eigenen Kopfe, sondern benutzte Erdichtungen von Sagen, die schon vor ihm Beifall gefunden hatten. Die Entführung des jungen Hagen durch Greifen, sicherlich kein volksmäßiger Zug, ist von dieser Art: die Greifensage war auf gelehrtem Wege in die deutsche Poesie gekommen, wahrscheinlich entnahm sie der Dichter dem alten Gedichte von Herzog Ernst, das um 1180 in deutscher Bearbeitung schon vorhanden war und sich seit jener Zeit großer Beliebtheit erfreute, wie die zahlreichen Bearbeitungen des 13., 14. und 15. Jahrhunderts beweisen. Auch im weiteren Verlaufe des Gedichts mischt er Elemente ähnlichen Ursprunges ein: Hildens Heer kommt an den Magnetberg zu Givers, in dem eine wunderbare Welt lebt. Schon früher war die Poesie der Spielleute in solcher Vermischung vorangegangen: auch diese hatten in die volkstümlichen heimischen Sagenstoffe, die sie behandelten, fremdartige Elemente, vorzugsweise orientalische Erfindungen, verwebt, die zu einer Zeit, wo die Kreuzzüge die Herzen begeisterten, wo der Orient wie ein fernes Zauberland winkte, besonders gefallen mußten. In den Orient läßt auch der Kudrundichter seine Phantasie schweifen. Hagens spätere Gemahlin Hilde, welche die Greifen entführt hatten, ist eine Königstochter aus Indien. So bildet namentlich der erste Teil eine Vereinigung fremdartigen Stoffes, in den dazwischen Züge verflochten sind, die aus anderen Kreisen des Volksepos geborgt wurden, um die Erfindung möglichst pikant zu machen. Hagen muß mit einem wunderbaren Tiere, einem gabilûn, kämpfen, das auch in einem Spielmannsgedichte (Rother 4938) begegnet. Dieser Kampf ist ersichtlich dem Siegfrieds mit dem Drachen nachgebildet; Hagen trinkt des Tieres Blut und gewinnt dadurch große Kraft, wie Siegfried sich im Blute des Drachens badet und unverwundbar wird. Gleich darauf trifft Hagen einen Löwen, der sich ihm wie bittend nähert und von ihm verschont bleibt. Derselbe hatte offenbar mit dem Gabilun gekämpft und war durch Hagen vom Tode errettet worden: eine Sage also, die an die Überlieferung von Heinrich dem Löwen erinnert und vielleicht auf ein

schon damals gesungenes Lied von diesem sich stützt, das der Beiname des mächtigen Herzogs veranlaßt haben mochte. Alle diese Momente erwogen, kann es nicht Wunder nehmen, wenn der Eindruck der Einheit, wie wir ihn von einem Kunstwerke verlangen, wesentlich geschwächt wird. Rechnen wir dazu, daß der Mangel an Einheit sich sogar auf die Form erstreckt, indem neben der Kudrunstrophe eine Anzahl Nibelungenstrophen sich finden, die dem mit der Form seines Vorbildes vertrauten, der neuen Form noch ungewohnten Dichter zumal im Anfang mit unterliefen, so sehen wir hinreichenden Stoff zu Vorwürfen gegen denselben.

Und doch ist der Gesamteindruck, den das Gedicht hinterläßt, ein schöner, wenn auch nicht immer gleichmäßig großartiger. Etwas davon kommt auf Rechnung der nationalen Sage, des tiefpoetischen Gehalts derselben; das meiste gebührt aber doch der entschiedenen Begabung des Dichters. War seine Fähigkeit nicht groß genug, um etwas dem alten Sagenstoffe Gleichstehendes hinzuzudichten (und wer wird sich darüber wundern, wenn er bedenkt, daß die Volkssage das Erzeugnis einer ganzen Nation ist, daß der Geist eines Volkes auf ihr ruht?), so verstand er es doch, mit Meisterhand das in den Volksliedern Überlieferte zu ordnen und zu gestalten. Und das soll ihm unvergessen bleiben."*)

3. Die Personen des Gedichtes.

Es ist ein großer Vorzug unsers Gedichtes, daß alle Charaktere aufs feinste und sorgfältigste ausgearbeitet, alle in konsequenter Weise vom Anfang bis zum Ende durchgeführt sind. Nie begegnet es dem Dichter, daß er sie aus der Rolle fallen, sie anders denken und reden läßt, als es jedem von ihnen nach seiner eigensten Anlage zukommt. Die schönsten Züge der germanischen Natur, furchtlose Tapferkeit, unerschütterliche Treue, unbeugsames Rechtsgefühl, werden vor uns entfaltet.

I. Die Irländer.

In dieser Gruppe erregt nur **Hagen** unsere besondere Aufmerksamkeit. Wie der Held des Nibelungenliedes, Siegfried, so gelangt auch er auf wunderbare Weise, durch Trinken des Blutes eines von ihm erschlagenen Ungeheuers, zu übermenschlicher Stärke. Diese Stärke erfüllt ihn mit wildem Übermut und Stolz. Der Gegenstand seiner innigen Liebe ist seine Tochter; nur der soll ihr Gemahl werden, der ihn selbst noch an Stärke übertrifft. So darf auch er hoffen, den von ihm erworbenen Ruf fortgepflanzt zu sehen. Wagen Schwächere um Hilde zu werben, so werden sie erschlagen oder erhängt. Vielleicht gönnt er überhaupt niemandem seine Tochter; wenigstens sagt Horant ganz allgemein: „Wer um Hilden wirbt, den heißt man dort erschlagen oder hängen." Als Hetel und seine

*) K. Bartsch a. a. O. S. XII ff.

Mannen, besonders der alte Wate, sich ihm übrigens als tapfere Helden erwiesen haben und er die Überzeugung gewinnt, daß die Tochter glücklich werden wird, da ist er zufrieden und zur Versöhnung bereit.

II. Die Hegelingen.

a) Die Familienglieder

1. **Hetel von Hegelingen**, König über Friesen, Dietmers (Dietmarschen) und Waleis (Waalland), residiert auf der Burg Kampatille. Seinen überkräftigen Mannen gegenüber erscheint er in der weicheren Färbung jugendlicher Milde, die jedoch die Ritterlichkeit nicht ausschließt. Die Besorgnis, daß seinen für ihn werbenden Freunden Unheil widerfahren könnte, stimmt ihn traurig und bringt sie ihm nicht aus dem Sinn. In der Schlacht auf dem Wülpensande erweist er sich als tapfer, erliegt aber der gewaltigen Kraft seines Gegners, des Königs Ludwig.

2. **Hilde**, Hetels Gemahlin, die Tochter Hagens, erweist sich als Jungfrau liebenswürdig, begabt mit Sinn für das Schöne, insbesondere für den Gesang, im geselligen Verkehr gewandt. In die Entführung durch Hetels Werber willigte sie ohne große Bedenklichkeit. Ihre Liebe zum Vater ist aber darum doch sehr innig und erweist sich selbst da, wo ihr Gefahr daraus erwachsen kann, wie beim Kampfe zwischen Hagen und Hetel. Was sie an den Eltern verschuldet, muß sie später an der eigenen Tochter schwer büßen. Als Gattin und Mutter ist sie treu und zu großer Aufopferung fähig. Bei Hartmuts Bewerbung um ihre Tochter läßt sie den angeerbten Familienstolz ziemlich stark durchblicken. Als sie durch ihn und Ludwig bitter gekränkt wird, da ist ihr Herz von Rache erfüllt. Die von Wate ihr in Aussicht gestellte Befriedigung derselben erfüllt sie mit Freude und entlockt ihr die Worte: „Hei! sollt' ich das erleben, mein Hab und Gut gäb' ich gerne darum, daß ich Rache hätte, und daß ich Gottesarme meine liebe Tochter wiedersähe!“ Der Anblick der zurückkehrenden Tochter und das freundliche Zureden derselben siegt aber doch über die Rache; wenn auch zögernd, so reicht sie doch allen die Hand der Versöhnung und vergibt alle Beleidigungen aufrichtig.

3. **Gudrun**,*) Hetels und Hildens Tochter, später König Herwigs Gemahlin, wächst unter der liebenden Pflege ihrer Mutter so herrlich heran, daß ein Schwert ihr wohl anstünde, so sie ein Ritter

*) Über die Schreibung des Namens „Gudrun“ sind die Gelehrten nicht einig. Oberdeutsch lautet der Name Kuntrûn, Kundrûn (vgl. Gunt-her, Hilde-gunt), entsprechend einem urgermanischen Gunth-run d. h. „Kampf“ und „Ruhm“. Nach Ausfall des n ist der vorhergehende Vokal gedehnt (vgl. chûd = kund, ôdrs = andere), daher Kûdrûn (auf der ersten Silbe zu betonen!). Dieser hochdeutschen Form entspräche das Friesische und Sächsische Gûdrûn, also jene Form, die der im Epos gebrauchten zugrunde liegt.

wäre. Ihre Schönheit lockt viel mächtige fürstliche Werber an; aber sie weist sie in Stolz alle ab, auch Herwig, der ihr zu arm zu sein scheint. Als sie aber sieht, wie wacker er zu fechten vermag, da schenkt sie ihm ihr Herz für immer; die Gesinnung des Großvaters Hagen lebt in ihr. Mit unerschütterlicher Treue hält sie an der Liebe zu ihrem Verlobten fest; weder Hartmuts freundliche, liebevolle Zuvorkommenheit, noch Gerlinds erniedrigende Qual der Knechtschaft macht sie auch nur einen Augenblick darin wankend. Auch ihren Stolz verleugnet sie niemals, selbst in der langen Knechtung nicht. „Meiner Mutter Tochter hat selten Brände geschürt" ist alles, was sie der Zumutung Gerlinds, die Feuerung der Ofen zu besorgen, entgegensetzt. Und als die böse Frau sie zum Waschen zwingt, erwidert sie: „Lehrt mich, wie ich meine königlichen Hände dazu zwinge, eure Kleider zu waschen. Wonne soll ich hier nicht haben, darum wollt' ich nur, ihr tätet mir noch mehr zu Leid!" Mit diesen letztern Worten drückt sie zugleich den Trotz aus, den sie stets ihrer Peinigerin entgegensetzt, und der in gleichem Maße mit der Mißhandlung wächst. Zuweilen steigert sich derselbe bis zum liebenswürdigsten kindischen Mutwillen, wie z. B. da, wo sie die Kleider ins Meer wirft, „daß sie lustig mit den Wellen fließen". Als sie die Erlösung aus Knechtschaft und Gefangenschaft so nahe weiß, da greift sie auch zur List und Verstellung, um sich der letzten und schwersten Mißhandlung der bösen Gerlind zu entziehen". „Ich will den Fürsten minnen, den ich bisher verwarf", erwidert sie ihr. Als der auf diese Nachricht herzueilende Hartmut „mit den Armen die minnigliche Gudrun wollt' umfangen", verhütet sie das mit der schlauen Rede: „Nein, Herr Hartmut, das kann nicht geschehn, es würden's uns verdenken die Leute, die uns sehn. Ich bin ein' arme Wäscherin und bin euch zu geringe; wie könnt' es einem reichen König ziemen, daß er mich umfinge?" So treu aber Gudrun in ihrer Liebe und ungebeugt im königlichen Stolze dasteht, so fest hält sie auch an der Rache. Dafür sprechen sogar ihre oft falsch gedeuteten Fragen an den in Vogelgestalt erscheinenden Gottesboten nach Mutter, Bruder und Bräutigam; denn gleich darnach frägt sie auch nach dem Helden Horant und seinen Mannen und schließt mit sehr bezeichnenden Worten: „Und kannst du mir noch sagen, daß auch Herr Wate lebet, so hört mein Trauern auf. Des freuten wir uns alle, wenn mir das geschehe, daß ich auch Fruten, den alten, noch bei meinem Banner sähe." Als die üble Gerlind in Verzweiflung und Todesangst die von ihr gemißhandelte Gudrun um

---

Hier findet sich die Schreibung Chautrun oder Chaudrun. In der einzigen uns erhaltenen Handschrift des Gedichtes, die aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts stammt, hat nämlich der Schreiber die nhd. Sprachformen in die seiner Zeit entsprechenden umgesetzt.

Die hochdeutsche Form ist demnach Kudrun; doch machte schon im 11. Jahrhundert das anlautende **k** vielfach dem ursprünglichen **g** Platz. Heute ist die gewöhnlich gebrauchte Form Gudrun; Müllendorf und Bartsch schreiben jedoch Kûdrûn.

ihr Leben fleht, erhält sie zur Antwort: „Nun hör' ich Euch da flehn, daß ich Euch gnädig sei — wie könnte das geschehn? Ihr wolltet meinen Bitten nie Gewährung schenken, Ihr ward mir ungnädig — das muß ich Euch in rechtem Grimm gedenken". Und wirklich tut sie auch kaum etwas zu ihrer Rettung, als der grimme Wate mit gezücktem, vom Blute geröteten Schwert in das Frauengemach tritt, das böse Weib bei der Hand erfaßt, vor die Saaltür hinauszieht und mit einem Schwertstreich alle Qual vergilt. Aber damit ist ihrer Rache auch genug getan. Die Freude des Wiedersehens macht ihr Herz zur Vergebung und Versöhnung geneigt; ja sie weiß auch geschickt die Mutter dafür geneigt zu machen. In dem Maße, wie man ihr Unheil bereitet hatte, schafft sie nun Glück und Freude um sich her und ruht nicht eher, als bis auch die Kinder ihrer Peinigerin, Ortrun und Hartmut, teil daran haben.

Das ist Gudruns Charakter, wie überhaupt der Charakter der Frauen jener Zeit. Länger als anderwärts haftet eine heidnische Färbung an ihnen. Sie standen in der ersten Zeit dem Christentum, das bei uns die Frauen nicht wie anderwärts aus niederer Stellung zu erheben brauchte, gewissermaßen feindselig gegenüber. Es beruht daher auf falscher Auffassung, wenn Gudrun „als leuchtendes Muster christlicher Demut und Gottergebenheit" hingestellt wird; sie ist wie alle hervorragenden Frauen jener Zeit stark im Lieben und im Hassen, voll Stolz auf ihre Hoheit, aber auch weiblich liebenswürdig, wenn sie ihrer Rache genug getan.

Schön sagt K. Bartsch a. a. O.: „Der Adel einer weiblichen Seele, die erfüllt von reiner Liebe, dem Geliebten Treue hält in der Not und Drangsal einer harten Gefangenschaft, welche ein kleines Nachgeben ihr in Glanz und Pracht verwandeln könnte, tritt uns vielleicht in keiner Dichtung des deutschen Mittelalters so schön wie in Kudruns Gestalt entgegen. Sie ist nicht die hingebende Dulderin, die, von christlichem Entsagungsgeiste beseelt, alles über sich ergehen läßt; sie ist ungebeugt trotzig, auch wo sie die Gewalt und Roheit sich gegenüber weiß; aber klug und listig versteht sie zu täuschen, als sie die nahe Rettung vernommen, um sich der beschimpfenden Strafe zu entziehen, die sie durch den im Gefühle baldiger Befreiung erwachten Stolz verschuldet hat. Sie täuscht, ohne jedoch ein ihre Ehre verletzendes Zugeständnis zu machen, und ist bei aller List nicht vorsichtig genug, um nicht ihren inneren Jubel durch Lachen zu verraten. Im modernen Sinne wäre es gewesen, wenn der Dichter in ihre Seele einen Konflikt gelegt hätte, den er anfangs anbahnte, als er Kudrun Gefallen an Hartmut finden läßt, wenn er sie während der Gefangenschaft zwischen ihrer Treue zu Herwig und einer Neigung zu Hartmut hätte kämpfen lassen; aber so konnte nach mittelalterlichem Gefühle Kudrun nicht handeln. Hartmut, den der Dichter mit ähnlicher Liebe wie die Ilias Hektor schildert, ist eine edle, wahrhaft ritterliche Natur, der Liebe eines Weibes in jeder Hinsicht wert; Kudrun konnte mit Wohlgefallen auf ihn blicken. Aber von dem Augenblicke an, wo Ludwig ihr den Vater erschlagen hatte, mußte sie das ganze Geschlecht, mußte auch Hartmut hassen. Erst als die Rache an Ludwig vollzogen, als Kudrun den Ihrigen, dem Glücke wiedergegeben ist, öffnet ihr Herz sich wieder weicheren Gefühlen; sie rettet Hartmut das Leben und versöhnt ihn mit ihrer Mutter."

4. **Ortwin**, Gudruns Bruder, Herr von Nortland (Nordland), wurde dem in aller Ritterlichkeit erfahrenen mutigen Wate zur Erziehung übergeben. Und dieser hat ihn zum ehrenhaften, tapferen Helden herangebildet. Als der glückliche Herwig die Gudrun und Hildeburg vom Strande mitnehmen will, da tritt er ihm mit den Worten entgegen: „Und hätt' ich hundert Schwestern, die ließ ich sterben hier, eh' ich also sollte meine Taten hehlen, die mir im Sturm genommen, meinen grimmen Feinden wegzustehlen.“ Mit demselben Edelsinn erinnert er Herwig an die übrigen gefangenen Jungfrauen mit den Worten: „Wie ließen wir zurück das edle Ingesinde, das hier im Unglück im fremden Reiche harret?“ Ortrun, Ludwigs Tochter, die sich so teilnehmend gegen Gudrun bewies, wird seine Frau.

b) Hetels Lehnsleute.

5. **Wate**, Vetter des Königs Hetel, Herrscher in der Mark Sturmland, wird als eine riesige, breitbärtige Gestalt mit bereits greisen Locken bezeichnet. In ihm ist vorzugsweise der Charakter des nordischen Heldentums ausgeprägt. Wie sein Aussehen, so ist auch sein Benehmen ungeschlacht und erhaben, linkisch und gewaltig. Der Kampf ist sein Element, das Schwert daher sein unzertrennlicher Gefährte. Schlachtgetümmel dünkt ihm lieblicher, als bei schönen Frauen sitzen. Auch seine diplomatischen Manöver (bei Hagen) weiß er nur als Mann des Schwertes zu betreiben. Hier und da läßt er eine gewisse väterliche Gemütlichkeit durchblicken, die seinem Alter sehr wohl ansteht und seine sonstige derbe Rücksichtslosigkeit etwas mildert. Er genießt das volle Vertrauen seines Lehnsherrn, was wir nicht nur daraus ersehen, daß ihm derselbe seinen Thronfolger zur Erziehung übergibt, sondern daß er ohne seinen Rat und ohne seine Beihilfe nichts von Wichtigkeit unternimmt. Aber Wates Mannentreue, Anhänglichkeit und Ergebenheit sind auch ohne Tadel, ja völlig musterhaft; selbst die Witwe seines Königs, Hilde, erfährt sie. Darum sieht er aber auch in allem, was er für die Königsfamilie tut, nichts weiter als schuldige Pflichterfüllung. Als Hilde beim Empfang der Helden und der lieben Tochter sich vor Wate neigt und seinen Dienst nur durch ein Land und eine Krone glaubt vergelten zu können, „da sprach er zu der Fraue: was ich dienen mag, das bin ich Euch gar willig bis an den letzten Tag.“

6. **Horant**, König von Dänemark, Hetels Neffe (Schwestersohn), ist bestimmt, durch echt menschliche Gefühle das wilde Heldentum, wie es sich in Wate und fast allen übrigen Rittern kund gibt, zu mildern. In der Entführungsgeschichte ist er daher auch die eigentliche Seele, der, welcher das Gelingen herbeiführt. Weder Wates Schwert, noch Frutes Gold bahnen den Weg zum stolzen Herzen der Königstochter; sein goldener Gesang muß ihn erzwingen durch die Liebe, die ihm vermählt ist. Sein Gesang ist so lieblich,

daß er alle hinreißt, selbst den wilden Hagen. Der ganzen Natur singt er Sehnsucht in die Seele, und Hildens Herz muß an dem süßen Weh erkranken. So gelingt es ihm, sie zur Flucht zu vermögen. Horant hat seine „Weisen auf den wilden Fluten singen hören", hat sie also der Natur und dem Volke abgelauscht; er ist der Repräsentant des Natur- und Volksgesanges, ein Seitenstück zu dem Geiger Volker im Nibelungenliede. Im Schlachtengewühl steht übrigens Horant, wie Volker, keinem der Tapferen nach.

7. **Frute** aus Dänemark, Hetels Neffe, ist ein untergeordneter Dienstmann, leistet aber in der Entführungsangelegenheit durch klugen Rat und List gute Dienste, erscheint geradezu als die leitende Seele des Unternehmens. Mit Horant ist er nahe verwandt.

8. **Morung**, Herr von Waleis (Land an der Waal), ist eine kräftige, aber kalte Persönlichkeit. Sein wahrer Charakter ist an der Stelle treffend gezeichnet, wo er Hagens rasendem Zorn in trockener Lustigkeit mit den Worten entgegentritt: „Was eilet ihr so sehr? Kämt ihr noch so eifrig heran —

„Wär' es auch ein tausend wohlbewehrter Degen,
Da unten in den Fluten wollen wir euch kühl zur Ruhe legen".

9. **Irolt** von Friesen, vielleicht nur untergeordneter Dienstmann, Wates Verwandter, ist eine warmherzige, lebhafte Persönlichkeit, durch die mancher schöne, mildernd wirkende Zug in das Gedicht kommt. Als man auf dem Wülpensande die gefallenen Hegelinge begräbt, sagt er: „man soll auch die begraben, die uns den Schaden taten, oder soll man sie den Raben lassen und den wilden Wölfen?" Dem wütenden Wate, der im Kampfe auf Ludwigs Burg das Kind in der Wiege nicht schont, ruft er zu: „Die jungen Kinder haben den Teufel Euch getan; am Tode unserer Freunde sind ohne Schuld die Armen: So habt Gott zu Ehre mit den armen Waisen doch Erbarmen!" Als Gudrun der Mutter wieder zugeführt wird, da kann er sich's nicht versagen, der nächste bei der rührenden Erkennungsszene zu sein; er geht neben Gudrun und kann die Mutter nicht lange in Zweifel lassen: „das ist Eure Tochter!" ruft er.

III. Der Held von Seeland.

König **Herwig**, gewinnt Gudruns Liebe durch seine Tapferkeit. In der Liebe zu ihr bewährt er sich als treu. Für Gudrun ist er alles zu tun bereit. Begleitet vom Bruder seiner Verlobten, unternimmt er gern die gefahrvolle Kundschafterfahrt, und nur seine große Liebe verleitet ihn, als Gudrun auf dem Strande erkannt wird, einen Augenblick die Ritterehre außer Acht zu lassen. Als Hartmut im Kampfe vor seiner Burg durch Wate in Lebensgefahr gebracht wird, da springt er auf Gudruns Zuruf entschlossen zwischen die Kämpfenden und läßt sich von dem grimmen Helden niederschlagen.

IV. Die Normannen.

1. **Ludwig**, König der Normannen (Normandie), Lehnsmann Hagens, residiert auf der Burg Kassian. Obwohl bereits alt, besitzt er doch noch die volle ungebrochene Manneskraft, welcher König Hetel bald erliegt. Neben dem offenen Kampfe wendet er aber auch ebenso gern List an, wenn sie ihm rätlich erscheint; er flieht unter dem Schutze der Nacht vom Wülpensande, die Klage der Gefangenen durch grausame Drohung unterdrückend. Dem schwer gekränkten Bräutigam wirft er im Kampfe vor Kassian den kältesten Hohn entgegen: „Du klagst mir deinen Schaden ohne Not, hier ist noch mancher andere, dem ich Gut und Freunde nahm; nimmer wieder sollst du deine Frau küssen". In seinem Hause tritt er ziemlich zurück. Als Gerlind und Hartmut über die Werbung um Gudrun einig sind, „nach dem alten Könige man da sandte". Seine etwas mürrischen Einwendungen bleiben aber ganz unbeachtet.

2. **Hartmut**, König Ludwigs Sohn, liebt Gudrun, aber bei weitem nicht mit Herwigs Neigung. Reichtum, Berühmtheit und hohe Abkunft bestimmen ihn, um Gudrun zu werben. Die Beharrlichkeit in der Durchführung des Unternehmens wird dann wesentlich durch die Rache des gekränkten Bewerbers bedingt. Er bietet sich selber und alles Seine der Geliebten an; da sie ihn ausschlägt, entführt er sie und läßt nun die Mutter ihre strenge Zucht versuchen, den Widerstand der Fremden zu brechen. Gerlind geht freilich weiter, als er weiß und will, und als er durch Gudrun Kenntnis davon erhält, tadelt er die Mutter ernstlich, ohne jedoch Vorkehrungen zu treffen, die eine Wiederkehr der Mißhandlungen unmöglich machen. Gudrun beurteilt ihn mild und hält ihn für wert, durch Hildeburgs Hand beglückt und wieder als König eingesetzt zu werden. Als Held ist Hartmut untadelig; mit Entrüstung weist er Gerlinds Rat, sich hinter den Mauern zu verteidigen, ab und rückt den Angreifern furchtlos entgegen.

3. **Ortrun**, Hartmuts Schwester, ist eine gute, rein weibliche Seele, die sich durch ihre Teilnahme die aufrichtige Zuneigung Gudruns erwirbt und darum auch zum Schluß durch die Vermählung mit Ortwin belohnt und in die Familie der Hegelingen aufgenommen wird. Mit Hildeburg hat sie in dem Gedicht die Bestimmung, die zarte Weiblichkeit der Heldin (Gudrun) zu retten, die ihren Feinden gegenüber nur in stolzem Trotz, bei den milden Frauen aber in klagendem Leid auftreten kann.

4. **Gerlind**, Ludwigs Gemahlin, ist ein sehr selbständiger, aber durchaus boshafter Charakter. Im Hause weiß sie sich Geltung zu verschaffen; Ludwig muß tun, was sie will; nur Hartmut, dessen Wohl und baldige Selbständigkeit sie übrigens im Auge hat und auf eigene Unkosten fördert, nimmt sich's heraus, ihr zuweilen zu widersprechen und ihrem Vorhaben in den Weg zu treten. Seine Bewerbung um Gudrun ist ihr Werk. „Gerlind, seine Mutter, die riet ihm

so". Als Gerlind Gudruns Charakterfestigkeit erkannt hat, ist ihr nicht mehr die Verheiratung Ziel und Zweck, sondern vorzugsweise die Mißhandlung der Fremden. Dadurch wird sie eben die „böse", die „üble" Gerlind, wie das Gedicht sie oft nennt, und darum muß ihr auch der Lohn zuteil werden, den sie durch Wate empfängt.

V. Siegfried von Morland,

der durch den Dichter in einen Mohrenkönig verwandelt wird, tritt als Nebenperson auf, zu Anfange, um die zwischen Hetel und Herwig geschlossene Verbindung inniger machen zu helfen, erhält dann aber zum Schluß als Lohn für seine guten Dienste in der Normandie Herwigs Schwester zur Gemahlin, von der vorher gar nicht die Rede gewesen ist.

4. Vergleichung des Nibelungenliedes und des Liedes von Gudrun.*)

Die Gudrun hat von jeher mit vollem Rechte als ein würdiges Seitenstück zu den Nibelungen gegolten, als eine deutsche Odyssee neben der deutschen Ilias. Dieser Vergleich trifft schon darin zu, daß ihr Schauplatz das Meer mit seinen Küsten und Inseln ist, während die Nibelungen auf dem Festlande spielen. Noch weit mehr aber ist er berechtigt durch das Verhältnis, in welchem die Eigentümlichkeit der Gudrun zu der der Nibelungen steht.

1. **Vergleichung nach Inhalt und künstlerischer Gestaltung.** Beide Epen entfalten in dichterischer Weise die edelsten und eigensten Züge der germanischen Natur: furchtlose Tapferkeit, unerschütterliche Treue, eisernes Festhalten an Liebe und Haß, an Stammes- und Familienehre, tiefe Empfindung, wortkarges Wesen und Neigung zu schalkhaftem Humor. In beiden Dichtungen nimmt die Frau, dem germanischen Geiste gemäß, eine ehrende Stellung ein. Ihre innige und zarte Minne übt den mächtigsten Einfluß auf die stolzen, unbeugsamen Recken, die stets zu ihrem Dienst bereit sind, auf Tod und auf Leben. Den Frauen zur Augenweide wird turniert, ihnen zu Lieb' und Leid wird gestritten; lenkend und leitend stehen sie über den Schlachten. Auch der Sänger ist ein gefeierter Mann, der bei keinem Hoffeste fehlen darf. Noch ist in ihm vereint in einer Person das Saitenspiel, die Dichtkunst und der Gesang. So tritt uns die ganze deutsche Eigentümlichkeit im Nibelungenliede und in der Gudrun entgegen, wie sie der alten, dem Rittertum vorangegangenen Heldenzeit eigen war. Beide Dichtungen sind entquollen und aufgebaut aus den Grundelementen unseres Wesens und Gemüts, aus dem, was von jeher unsere Freude und aus dem, was von jeher unser Leid gewesen ist. Tiefer, schwerer Ernst geht durch beide Dichtungen. Rache und Treue sind die beiden gewaltigsten Motive ihrer Komposition. Nicht leichtlebiger Natur waren unsere Väter. Aus Freude Leid, das

*) Nach C. Gude a. a. O. S. 186 ff.

ist das Thema des Nibelungenliedes, aus Leid Freude, das Thema der Gudrun.

Rosig und wonnig geht die Minne im Nibelungenliede auf, aber nur, um unterzugehen in Nacht und Graus; stark und stolz erhebt sich die Mannes- und die Freundestreue, aber nur um im bitteren Kampf der Blutrache zu erliegen; in süßen Tönen läßt der Sänger seine Saiten im Kreise der Freunde erklingen, und bald darauf spielt er ihnen das Todeslied. In alle Freudenszenen des Nibelungenliedes mischt sich ahnungsvoll kommendes Leid, das mit dem Fortschreiten des Liedes immer unabwendbarer und furchtbarer wird, bis das heraufbeschworene Geschick alle vernichtet.

Weicher und versöhnender ist das Gudrunlied. Zwar fehlt auch ihm der schwere, dem deutschen Charakter eigene Ernst nicht. Blutige Rache wird genommen an Übeltätern, Raub und Kampf geübt aus Minne, in die Knechtschaft gebracht ein edles Wesen und in harter Weise seine Treue geprüft — aber den erlittenen Jammer entschädigt ein beglückendes Ende; die blutige Vergeltung trifft nur die Schuldigen, und freudige Ahnung einer Versöhnung begleitet den Leser durch alle Teile der Dichtung. Dieselbe ist hier und dort sogar mit idyllenartigen Szenen geschmückt, bei denen man den Ernst der Situation ganz vergißt, während man bei dem Nibelungenliede den drückenden, schweren Ernst nie ganz los wird. Leid und Klage hallen selbst bei den Festfreuden in dem Hause Rüdigers. Die Markgräfin schenkt unter Tränen Hagen den Schild ihres Vaters. Auch ist der Kampf in und vor der Burg Ludwigs bei weitem nicht so furchtbar als am Hofe Etzels. Es kommt nicht zum Bluttrinken; die Toten werden nicht die Stiege herabgeworfen; es wird kein Feuer angelegt, ja mitten im Kampfe vernehmen wir Stimmen der Versöhnung. Das ganze Nibelungenlied atmet den Geist einer furchtbaren Tragödie, in welchem mit eiserner Konsequenz alle Teile sich zu dem sicherschreitenden Verderben zuspitzen, das alle verschlingt. Das Gudrunlied trägt mehr den Charakter eines Schauspiels, in welchem wir gleich von Anfang an ahnen, der Schluß wird ein versöhnender und beglückender sein. Demgemäß sind die Charaktere andere. Hat auch Ludwig Gudruns Vater erschlagen, so geschah dies doch im Kampfe bei offener Gegenwehr, nicht mit heimlich schleichender Bosheit, und Hetel steht nicht schuldlos da; hat auch Hilde bei der Nachricht von dem Tode ihres Mannes den sehnlichen Wunsch der Rache, so belebt sie doch auch die Hoffnung, die geliebte Tochter wiederzusehen. Mit aller Kraft klammert sie sich an diese ebenso fest wie an die Rache. Leuchtend zieht die Hoffnung durch die Nacht ihres Grams und kann, als die Rache gestillt ist, noch Blüten der Freude und des Friedens entfalten. Kriemhild kann nicht mehr hoffen; ihr Herz ist tot; ihr starres Auge hängt nur an dem fernen blutigen Ziel, das keine Vergebung kennt und ihr selbst den Tod bringen muß. Wie sich Kriemhild von Hilde unterscheidet, so auch Wate von dem grimmen Hagen des Nibelungenliedes. Dieser kennt

ebenfalls keine Versöhnung. Mit unbeugsamem Willen weist er alles ab, was eine solche hätte möglich machen können, und bewußt geht er dem sicheren Untergange ohne Schwanken entgegen. Wate ist zwar grimmig in seinem Zorn, wenn er das Schwert führt, und ist dann nicht leicht zu besänftigen, schenkt aber doch den Mahnungen anderer Gehör, kann durch Scherz und Laune erheitern und an der versöhnenden Schlußszene aufrichtigen Anteil nehmen, nachdem der Sühne Genüge geschehen ist. Die altheidnische Lebensanschauung tritt daher im Nibelungenliede mehr zutage als in dem Liede von der Gudrun, das wenigstens einen Hauch von dem Geiste des Christentums hat, welches mit dem Rufe nach Frieden und Versöhnung in die Welt eintrat, einem Rufe, der dem germanischen Wesen gar fremd war und dem es nur allmählich sich zu fügen vermochte. Das Kirchliche ist in beiden Dichtungen nur äußerlich hineingetragen und ebenso mit der alten Sage vermischt worden wie Erzählungen aus späteren Zeiten und wie die höfischen Sitten, welche hier und dort beiden Dichtungen eingeflochten sind. Sie gehören der Zeit des Rittertums an, in welcher die beiden Epen diejenige Gestalt erhielten, in der wir sie gegenwärtig besitzen und sind ein Zeichen von der Naivetät des Dichters, der in kindlich harmloser Weise alles in die Farbe seiner Zeit tauchte, da ihm das Verständnis für andere Zeiten und Länder abging. An Großartigkeit kann sich die Komposition des Gudrunliedes mit dem Nibelungenepos nicht messen. Die einzelnen Teile desselben hängen nur äußerlich miteinander zusammen. Der Ruf von Hildens Schönheit führt über zum zweiten Teile und der Ruf von Gudruns Schönheit zum dritten, während im Nibelungenliede Haß und Rache die beiden Teile desselben eng aneinander kitten. Auch fehlt dem Gudrunliede der große historische Hintergrund, den das Nibelungenlied hat. Dagegen sind die Situationen meistens lebendiger und eingehender ausgeführt.

2. **Sprachliche Vergleichungen.** In sprachlicher Beziehung zeigen beide Epen eine große Verwandtschaft. Beide spiegeln in ihrem einfachen Ausdruck die eiserne Zeit wie die markigen Charaktere, das tiefe Gefühl wie die schlagfertige Handlung trefflich ab, so daß zwischen Inhalt und Darstellung eine vollendete Harmonie stattfindet. Ich beginne wieder mit den Beiwörtern. Dieselben zeigen in beiden Epen keine merklichen Unterschiede. Die Waffen und die Helden, die Frauen und die Gewande werden mit denselben Beiwörtern bedacht. Es ist ferner auch im Gudrunliede vom lichten Golde, von lichten Wangen, lichter Augenweide, lichtem Schilde die Rede; von hoher Minne und von hoher Tugend, und wenn wir in dem Nibelungenliede von wegemüden und sturmmüden Helden lesen, so treffen wir in dem Gudrunliede auf wassermüde und sturmtote Helden, wie denn auch das Beiwort hehr in beiden Dichtungen oft angewandt wird. Refrainartig tritt es namentlich oft in dem Abschnitte auf, wo der Schwan Gudrun Botschaft bringt, ähnlich wie das Wort lieber refrainartig in der Klage der Kriemhild auftritt. Die Steigerungen der Beiwörter

werden auf dieselbe Weise gebildet, entweder durch besondere Wörter, wie viel, so („man sah da die Kühnen so herrlich sich gebaren"), oder durch die Vorsilben all und aller ꝛc. Manche Beiwörter treten auch im Gudrunliede gern in Gemeinschaft miteinander auf. So finden wir zu lieb häufig noch das alliterierende Wort leid gesetzt, und das Beiwort gut ist in einer Weise gebraucht, die dem Sinne, in welchem es jetzt angewandt wird, nicht immer entspricht, indem es nicht bloß die Herzensgüte bezeichnet, sondern auch kriegerische Tüchtigkeit und hervorragende Stärke des Leibes und der Seele, die beide stets als eins aufgefaßt werden. Man braucht nur an Ausdrücke wie gute Degen und gute Recken zu denken. Mit wechselnden Beiwörtern ist Wate ähnlich wie Hagen reich bedacht worden, da er gleich diesem durch die ganze Dichtung hindurch, mit Ausnahme des ersten Teils, eine hervorragende Rolle spielt. Er wird bald der hehre, bald der kühne, bald der alte, bald der edle ꝛc. genannt. Auch bei Gudrun wechseln die Beiwörter im reichen Maße. Sie heißt die schöne, die hehre, die gute, die liebliche ꝛc. Beiwörter der schlimmsten Art sind der Gerlinde zuteil geworden — ja sie wird außerdem noch, wie schon erwähnt, die Teufelin und Wölfin genannt, während Hartmut öfter der gute heißt und außerdem sich Beiwörter erfreut, die nur den edelsten Helden der Dichtung zuteil geworden sind. Ein bloß müßiger Schmuck sind die Beiwörter im Gudrunliede ebenso wenig wie in den Nibelungen. Überall sind sie schlagend, den Charakter oder die Situation treffend bezeichnend. Ihre Wirkung wird noch erhöht teils durch die Stellung, welche der Dichter ihnen gegeben hat, teils durch ihre altertümliche Form, wodurch oft eine Innigkeit und Herzlichkeit in die Darstellung gebracht ist, die einen ganz eigentümlichen Zauber ausübt, der durch eine Modernisierung jener Ausdrucksweise nur verwischt werden würde. Schon die oft wiederkehrenden Ausdrücke traut und hold, minniglich und wonniglich geben der Dichtung eine herzliche Färbung; nicht minder tut dies das vielen Wörtern angehängte e, wie z. B. wie balde sprach er da; ihre Armut war geringe; liebe Fraue, lieber Herre mein; der König hört' es gerne; das viel Herzen eine leide Märe.

Wie eine Modernisierung der Beiwörter unseren alten Epen einen großen Teil ihres Reizes nehmen würde, so auch die Modernisierung vieler Formen der Haupt- und Zeitwörter, von denen manche wie z. B. pflag, dauchte, ganz aus dem Gebrauch gekommen sind. Welche Kraft und welcher Nachdruck in solchen Formen steckt, zeigen schon folgende Beispiele: „Die herrliche Maid war schön außer Maßen; ihr Ruhm erhallte weit; sein Roß ersprengt' er freudenvoll, der erlauchte Degen gut; darüber laut erlachte die minnigliche Maid; rot wie eine Glut sah man erglänzen das Gold; man sah von seinen Händen manchen guten Recken hier ersterben; Horant und Frute, die haben dir gesagt von ihrer großen Schöne; als er ersah den Recken; davon geschwieg der kleinen Vögel Schar". Man nehme dazu noch Ausdrücke wie: hiedann, fürbaß, unmüßig, hoffärtig, unlange, unge-

felliglich usw., sowie den kraftvollen Bau der kurzen Sätze, und man wird trotz der oft unbeholfenen Ausdrucksweise die Sprache unserer alten Epen lieb gewinnen.

An Gleichnissen ist auch das Gudrunlied nicht reich, und ausgeführte Gleichnisse finden sich in demselben ebensowenig wie in dem Nibelungenliede. Trotz ihrer Einfachheit sind sie alle treffend. Der Mond, den das Nibelungenlied zweimal als Bild benutzt hat, ist nicht herangezogen worden, dagegen treten wiederum kampflustige wilde Tiere als veranschaulichende Gegenstände auf. Hagen läuft wie ein „wilder Panther"; Wate wird gefürchtet, wie man die „grimmen Löwen" fürchtet, und Hagens Fechtmeister muß vor Wate Sprünge machen wie „wilde Leoparden". Aus dem Naturleben ist am häufigsten das wilde Schneetreiben benutzt worden, um die Menge der Geschosse bei heftigen Kampfszenen des Speerwerfens und Pfeilschießens zu veranschaulichen. Auf Hagen fliegen die Pfeile wie „Schneeflocken", welche vom Winde durch die Luft getrieben werden; selbst die Schläge, mit denen Hartmut und Ortwin sich zusetzen, fallen so dicht wie „Schneeflocken", welche der Wind von den Bergen weht, einmal heißt es „von den Alpen weht". Auch der strömende Regen ist benutzt worden. Auf Waten und die Seinen schoß man von der Burg Ludwigs so viel Steine, „als käm ein Regenschauer gegossen himmelher". Diese Gleichnisse finden sich im Nibelungenliede nicht, dagegen ist bei dem ersten Zusammentreffen Herwigs mit Gudrun fast dasselbe Bild gebraucht, um den überwältigenden Eindruck der Schönheit Gudruns zu schildern wie bei dem ersten Zusammentreffen Siegfrieds und Kriemhilds. Im Nibelungenliede heißt es:

„Da sah man den Sieglinden-Sohn so minniglich da stehn,
Als wär' er entworfen auf einem Pergamen
Von guten Meisters Händen."

Die entsprechende Stelle im Gudrunliede lautet:

„Vor der Jungfrau stand der Degen klar,
Als ob von Meisters Händen er entworfen wäre
An einer weißen Mauer."

Auffallend bleibt, daß das Meer nirgends als Bild benutzt worden ist. Das Meer ist überhaupt erst spät in unsere Poesie eingeführt worden, während es unter den Gleichnissen des Homer eine große Rolle spielt.

Die meisten Bilder des Gudrunliedes sind in die Kampf- und Schlachtszenen gelegt worden, und es ist wunderbar, mit welcher Mannigfaltigkeit des Ausdrucks der Dichter die heißen Kämpfe überhaupt zu schildern weiß, sicherlich ein Zeichen, daß er selbst Lust und Freude an dergleichen Szenen hatte. Bald heißt es: Die Helden schlugen roten Wind aus harten Helmen, bald: Man sah Glut aus Helmen stieben gleich lichten Feuerbränden, bald: Man entschlug feuerheiße Winde den Helmen, oder: Das Schwert erglänzte hell an des Helmes Spangen, oder: Das Meer war gerötet mit dem Blute allenthalben, daß es niemand mit einem Speer mochte überschießen usw.

Köstlich ist die Schilderung, wie Hagen und Wate sich im Ritterspiel messen und Wate, der Meister im Fechten, tut, als verstände er diese Kunst nicht, aber doch nicht umhin kann, seine Überlegenheit zu zeigen und Hagen gehörig warm zu machen:

„Bald spürte Hagen also den kunstlosen Mann,
Daß er wie ein begossner Brand zu rauchen begann,
Der Meister vor dem Jünger. Wohl war er stark genug,
Auch waren's mächtige Schläge, die der Wirt dem Gaste schlug."

Außer den Kampfszenen wiederholt sich ebenso wie im Nibelungenliede das Weinen und das Lachen als tatsächliches Zeichen der inneren Empfindung, nicht nur bei Frauen, sondern auch bei Männern. Bis zum Blutweinen kommt es im Gudrunliede nicht, denn der Schmerz erreicht nicht die Höhe, den er in dem Nibelungenliede bei Kriemhild erreicht. Es heißt von Hilde nur, die edle Königin habe zu allen Zeiten geweint. Auf dem Wülpensande weint „Gudrun grimmig; so taten auch bei ihr die anderen Frauen". Laut mit Weinen schrien die Leute Hildens, als Hartmut Gudrun raubte. Mit klagendem Munde weint Gerlinde, als ihr die Botschaft wird, Hartmuts Werbung sei abgeschlagen. Beim Abschiede Ortwins und Herwigs weint, „wer Treue besaß", als jene auf Kundschaft ausziehen und von der Möglichkeit sprechen, daß sie könnten erschlagen werden und nicht wiederkommen. Bei ihrer Rückkehr wird geweint über die Schande, welche der Gudrun angetan ist, daß sie hat waschen müssen. Das Nibelungenlied hat derartige Anlässe zum Weinen nicht. Die Nibelungenrecken weinen nur beim Tode hervorragender Helden. Wate tadelt denn auch jenes Weinen:

„Wate der Alte zornig sprach er da,
Pfui, wie die alten Weiber seh ich euch gebaren,
Und wißt nicht weswegen; das Weinen sollten kühne Helden sparen,
Wollt ihr Gudrunen helfen aus der Not,
So macht die weißen Kleider den Degen morgen rot,
Die da gewaschen haben ihre weißen Hände:
So sollt ihr ihnen dienen; so mögt ihr sie bringen aus der Fremde".

Wate weint auch nicht beim Tode Hetels und ruft der Hilde zu: „Herrin, laßt das Klagen; die Toten kommen doch nicht wieder". Ihm sind, ähnlich wie Hagen, der nur beim Tode Rüdigers weint, Tränen fremd. Er bewahrt im Schmerz wie in der Freude eine gleiche Ruhe, was schon seinem hohen Alter entspricht. An dem Hofe Hagens kann er sich jedoch eines heimlichen Lächelns nicht erwehren, als der König ihn fragt:

„Ward in eurem Lande wohl jemals kund getan
Also starkes Schirmen, wie meine Helden pflegen
Hier im Ireland? Verschmählich lachte Wate der Degen".

Es ist dieses lautlose Lachen der Ausdruck von ruhigem Selbstgefühl, welches Wate dem Hagen gegenüber empfindet. Auch Frute kann sich des Lächelns nicht enthalten, als der Fechtmeister Hagens den alten Wate belehrt, wie er den Schläger zu führen habe: „Frute lachte heimlich ob den Recken." Laut wird gelacht, als Hagen ver-

sichert, daß der Schläger heute nicht in seine Hand gekommen wäre, hätte er gewußt, wie geschwind sein Schüler lerne. Ein anhaltendes, schallendes Gelächter, wie wir es bei Homer antreffen, kommt weder im Gudrunliede noch in den Nibelungen vor. Dazu waren die germanischen Helden zu ernst. Es galt sogar das überlaute Lachen nicht für anständig. Als Gudrun am Abend vor ihrer Befreiung in dem Saale Ludwigs nach langer Zeit wieder einmal unter ihren Frauen sitzen darf, weinen diese vor Herzeleid, denn sie glauben, sie müßten in der Normandie zurückbleiben. Darüber lacht Gudrun, und zwar so laut, daß, wie es in der Dichtung heißt, sie schier aus der Sitte Schranken gelacht hatte. Diese Szene ist auch insofern bemerkenswert, als das Lachen und Weinen zu gleicher Zeit auftritt.

An humoristischen Szenen fehlt es dem Gudrunliede ebenso wenig wie dem Nibelungenliede. Es ist in dem Abschnitte, der von der Komposition des Liedes handelt, schon darauf aufmerksam gemacht worden. Auch die Ironie ist vertreten, mehr die heitere, bieder schalkhafte als die bittere. Oft genügt schon ein unscheinbarer Ausdruck, eine Vor- oder Nachsilbe u. dgl., um das Gegenteil von dem auszusprechen, was gemeint ist. Beispiele heiterer Ironie finden sich namentlich in den Reden Wates. Wenn der alte Held zu Frute nnd Horant, die hinter seinem Rücken die Brautfahrt nach Irland besprochen haben, sagt:

„Gott lohn' euch Helden beiden, daß ihr um meine Ehre
Und meine Hofreise unterweilen Sorge tragt so schwere“,

so will er ihnen damit nicht seinen Dank aussprechen. Er konnte erwarten, daß man ihn zuerst befragen würde, da ohne ihn das Unternehmen gar nicht ausführbar war. Nun rächt er sich in ironischer Weise, wenn auch ohne Bitterkeit. Ähnlich tut er es in folgender Stelle:

„Da es mein Neffe Horant auf mich geraten hat,
Wird er wohl selber wissen, wie leicht man Hagen naht“.

Voll bitterer Ironie sind dagegen seine Worte in der Burg Ludwigs, insbesondere der Gerlinde gegenüber, wenn er zu derselben sagt, als er im Begriff ist, ihr den Kopf abzuschlagen: „Braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?“ und ferner, daß er jetzt die Gudrun hüten wolle, daß sie ihr wieder Kleider wasche. Als alle um das Leben der Hergard flehen,

„Da sprach der alte Wate: Nein, es kann nicht sein.
Ich bin hier Zuchtmeister; so kann ich Frauen ziehen.
Er schlug das Haupt ihr nieder“.

Die heitere Ironie haftet schon an gewissen wiederkehrenden Redensarten, wie: „ich wähne, ich glaube“ &c. Schalkhaft ist auch folgende Stelle, die dem heißen Kampfe auf dem Wülpensande angehört. Der Dichter sagt da:

„Wohl wett' ich, daß Wate, der alte, seinen Schild nicht müßig ließe.“

Ähnlich verhält es sich, wenn der Dichter beim Scheiden Herwigs und Ortwins von Gudrun versichert, daß das Scheiden ein sehr hartes

gewesen sei, und dann noch hinzusetzt, daß man dies ihm wohl glauben dürfe:

„Da hub ein härter Scheiden zwischen Freunden an,
Als je Freunde taten; das darf man mir wohl glauben“.

Die Neigung, Ernstes und Scherzhaftes zu vereinigen, ist ein echt deutscher Zug, der sich bei keinem Volke in dem Maße wiederfindet und der nur scheinbar mit dem tiefen Gemütsernste der Deutschen in Widerspruch steht.

5. Die Überlieferung und Würdigung des Gedichtes.

Es muß wunder nehmen, daß unser Gedicht, das sich, wie schon gesagt, dem Nibelungenliede ebenbürtig an die Seite stellt, eine so geringe Verbreitung gefunden hat. Im ganzen Mittelalter wird es gar nicht erwähnt. Möglich, daß der Sagenstoff des Liedes, der für das Binnenland doch etwas Fremdartiges behielt, die weitere Verbreitung verhindert hat.

Durch diese geringe Verbreitung erklärt es sich auch, daß Gudrun nur in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen ist, die wir keinem Geringeren als dem Kaiser Maximilian I., „dem letzten Ritter“, verdanken. Auf seine Veranstaltung wurde von 1504—1515 durch Hans Ried, den Zolleinnehmer am Eisack in Bozen, eine Reihe altdeutscher Dichtungen abgeschrieben und in einem umfangreichen, mit vielen Randverzierungen und Bildern geschmückten Pergamentbande vereinigt, welcher nach dem Schlosse Ambras bei Innsbruck, das ihn ehemals bewahrte, das Ambraser Heldenbuch heißt. Seit dem Jahre 1806 befindet sich dieser Pergamentband in Wien.

Die Gudrun steht in dieser Handschrift zwischen den Nibelungen und dem Biterolf und wird in der Tabula das puech Chawtrun genannt. Schon aus diesem Namen ist ersichtlich, daß der Schreiber die mhd. Sprachformen in die s. Z. entsprechenden umgesetzt hat.*)

*) Wir geben hier eine Probe seiner Niederschrift, die man mit dem von den Germanisten wiederhergestellten mhd. Text in unserem Werke „Aus der deutschen Literatur I“ vergleichen möge.

204 Ein helt der was erwachsen in Tennelant.
Ze Sturme in ainer marche, das ist wol erkant.
da ſaſſen ſeine mage, die zugen in nach groſſer ere;
im dient auch Ortlant: ia was er vil gewaltig vnnde herre.

207 Hetel der reiche ze Hegelinge ſaſs
nahen bey Ortlannde ich wil euch sagen das.
darynne het er burge, wol achtzig oder mere.
die der phlegen ſolten, die dienten im tägelich mit groſſer ere.

210 Da rieten im die pesten, er ſolte minne phlegen,
die mir ze maſſe kome. Da ſprach der iunge degen.
ich wayſs dhayne, die zun Hegelinen
mit eren ware frawe noch die man mir ze hawse mochte bringen.

Das Gedicht ward im Anfange vorigen Jahrhunderts von Anton Primisser, dem damaligen Kustos der Ambraser Sammlung in Wien, entdeckt. Im Jahre 1820 veranstaltete von der Hagen einen vollständigen Abdruck der Handschrift; doch fand das Gedicht so wenig Anklang, daß erst 1835 eine weitere Ausgabe folgte, die den mhd. Wortlaut wiederherstellte. Heute ist der Wert der Dichtung allgemein anerkannt; ja man hat neuerdings (vgl. W. Scherer, Geschichte der Deutschen Literatur[3], Berlin 1882, S. 132 ff.), allerdings in falscher Bewertung, die Gudrun als Kunstwerk sogar über das Nibelungenlied stellen wollen.

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Warum folgte Hilde so bereitwillig der Aufforderung Horants?

Die Entführung der Hilde, verglichen mit dem Raube der Gudrun.

Gudruns Ahnen, nach dem Hagen- und Hildeliebe.

Erstes Zusammentreffen Gudruns mit Herwig und Ortwin am Strande.

Wodurch wird Gudrun bewogen, Herwig um Gnade für Hartmut zu bitten?

Gudrun, das Bild einer Heldenjungfrau.

Die Treue der Gudrun.

Welche Umstände erschweren es Gudrun, Treue zu halten?

Aus welchen Quellen schöpfte Gudrun die Kraft zur Ertragung ihrer schweren Leiden im Normannenlande?

Wate von Stürmland, ein Bild deutscher Mannentreue und deutschen Heldentums.

Hartmut und Herwig, die Freier Gudruns. Eine vergleichende Charakteristik.

Die Frauencharaktere in der Gudrun.

Horant, der Sänger des Gudrunliedes.

Die Verwendung derselben Motive in „Hilde“ und in „Gudrun“.

Wodurch bereitet der Sänger des Gudrunliedes den versöhnenden Abschluß vor?

---

211 Da ſprach von Niflande Morûngk der iunge man.
ich wayſs aine, als ich vernomen han,
daz dhaine lebt ſo ſchöne nynndert auf der erde.
wir sullen achten gerne, daz ſy euch zu ainer trauttine werde.

212 Er fraget, wer sy ware oder wie ſy ſey genant?
er ſprach ſy hayſſet Hilde vnd iſt aus Eyerlannt.
ir vater hayſſet Hagen vnd iſt des kunne.
kumbt ſy heer ze lannde, ſo haſt du ymmer freude vnd wünne.

216 Da hieſs er poten reiten hinn ze Tennelant
da man Horanden ſeinen neuen vandt.
er empot dem reckenn daz er in ſehen ſolte
ynner tagen ſyben ob er im dhainen dienſt laiſten wolte.

Welchen Einfluß üben im Gudrunliede die Frauen auf den Gang der Handlung aus?

Was lernen wir aus der Gudrun über die Seefahrten der nordischen Völker?

Was erfahren wir von dem Wesen und den Forderungen ritterlicher Ehre im Gudrunliede?

Das deutsche Zeit- und Sittenbild im Gudrunliede.

Horants Abendgesang.

Hildes Entführung.

Der Kampf auf dem Wülpensande.

Gudruns Rettung aus dem Meere durch Hartmut.

Gudrun am Meeresstrand.

Das Strafgericht im Frauengemach.

Gudrun und Penelope.

Nausikaa und Gudrun am Meeresstrand.

Inwiefern wiederholt und veredelt das Gudrunlied Züge des Hildebrandsliedes?

Gudrun, das lichte Gegenbild der Kriemhild.

Inwiefern unterscheidet sich die Stimmung des Nibelungenliedes von der des Gudrunliedes?

Gudrun, eine deutsche Odyssee.

Literatur.

A. Ausgaben des Urtextes.

Von d. Hagen und Primisser: Der Helden Buch; in der Ursprache herausgegeben. Erster Teil. Berlin 1820. 22 Mk.

Ettmüller: Gudrunlieder. Nebst einem Wörterbuche. Schulausgabe. Leipzig 1847. 2,25 Mk.

Müllenhoff: Kudrun, die echten Teile des Gedichts. Kiel 1845. 8 Mk.

K. Bartsch: Kudrun. Leipzig[4] 1880. 3,50 Mk.

E. Martin: Kudrun, herausgegeben und erklärt. Halle 1872. 5,25 Mk.

K. Bartsch: Kudrun (Kürschners Nationalliteratur, Bd. 6). Berlin und Stuttgart 1885. 2,50 Mk.

B. Symons: Kudrun (Pauls altdeutsche Textbibliothek, Bd. 5). Halle 1883. 2,80 Mk.

B. Urtext mit gegenüberstehender Übersetzung.

Wilh. v. Plönnies: Kudrun, Übersetzung und Urtext, mit erklärenden Abhandlungen herausgegeben. Mit einer systematischen Darstellung der mittelhochdeutschen epischen Verskunst von Max Rieger. Mit einer Karte der westlichen Schelde-mündung. Leipzig 1853. 2,10 Mk.

C. Übersetzungen.

Simrock: Gudrun. Deutsches Heldengedicht.[11] Stuttgart 1877.

Keller: Gudrun aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt. Mit einem Titelbilde. Stuttgart 1840. 6,75 Mk.

Koch: Gudrun. Nach der Müllenhoffschen Ausgabe der echten Teile des Gedichts. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und mit einer Einleitung versehen. Leipzig 1847. 2 Mk.

San Marte (A. Schulz): Gudrun. Nordseesage. Nebst Abhandlung über das mittelhochdeutsche Gedicht Gudrun und den Nordseesagenkreis. Berlin 1839. 4 Mk.

Riendorf: Das Gudrunlied.[3] Berlin 1867. 1,50 Mk.
G. L. Klee: Gudrun. Ein altdeutsches Heldengedicht, übersetzt. Leipzig 1878. 2 Mk.
Junghans: Gudrun, übersetzt. Leipzig. Reclam. 0,40 Mk.
E. Engelmann: Gudrun, frei übersetzt.[2] Stuttgart 1886. 6 Mk.
L. Jiriczek: Kudrun und Dietrichepen[3] (Sammlung Göschen). Leipzig 1900. 0,80 Mk.
G. Legerlotz: Gudrun. Im Auszuge übertragen (Velhagen u. Klasings Schulausgabe). Bielefeld 1896. 1 Mk.
Walter Hübbe: Gudrun. Im Auszuge übertragen (Freytags Schulausgabe). Leipzig 1896. 0,60 Mk.
Bornhelt. Das Gudrunlied, übertragen[2] (Teubners Schulausgabe). Leipzig. 0,80 Mk.

D. Schriften über die Gudrun.

K. Bartsch: Beiträge zur Geschichte und Kritik der Kudrun. Wien 1856. 2 Mk.
Keck: Die Gudrunsage. Drei Vorträge über ihre erste Gestalt und ihre Wiederbelebung. Leipzig 1867. 1,60 Mk.
W. Wilmanns: Die Entwickelung der Kudrundichtung, untersucht. Halle 1878. 6 Mk. Dazu Germania XX, 249 ff.

E. Bearbeitungen für die Jugend.

Osterwald: Gudrun (Erzählungen aus der alten Welt, 1. Teil). Halle. 2 Mk.
Bäßler: Gudrun (Die schönsten Heldengeschichten des Mittelalters, ihren Sängern nacherzählt). Leipzig 1844. 1,25 Mk.
Klopp: Gudrun. Der deutschen Jugend erzählt. Leipzig 1850. 2,25 Mk.
Alb. Richter: Deutsche Heldensagen des Mittelalters. Erzählt und mit Erläuterungen versehen.[5] Leipzig 1890. 6 Mk.
— Götter und Helden. 8. Bändchen. Leipzig 1886. 1,40 Mk.

III.

Der arme Heinrich von Hartmann von Aue.

Aus der deutschen Literatur Bd. I, S. 868.

„Wie sich neben der Spielmannsdichtung, der wir unsere beiden Volksepen verdanken, im zwölften Jahrhundert die ritterliche erhob, wie der Ritter zum Sänger wurde, ist für uns noch immer ein Problem. Das Warum verstehen wir recht gut. Wenn alle Vorbedingungen eines reichen und bewegten Lebens erfüllt sind, wie es im Zeitalter der Staufer der Fall war, dann bildet sich eben eine ästhetische Kultur; aber das Wie sehen wir nicht recht deutlich.

Die älteste ritterliche Lyrik schließt sich ja der volkstümlichen an, und es ist selbstverständlich, daß der Drang zum Liede in dem im Mittelpunkte des nationalen Lebens stehenden Stande, der energisch sein eigenes Leben lebte, erwachen mußte; etwas anders steht es aber um die Pflege der Epik bei dem durchaus kriegerisch gesinnten, auf seinen Stand stolzen und meist ungelehrten Ritter — von wem lernte er dichten, wie erhielt er seine französischen Stoffe, was verursachte

die ungeheure Verbreitung der dichterischen Tätigkeit? Man wird doch wohl eine dauernde Vermittelung zwischen Deutschland und Frankreich durch zweisprachige Sänger, die sich über das Niveau des gewöhnlichen Spielmannes erhoben hatten, annehmen müssen; denn daß der deutsche Ritter unmittelbar von dem französischen, wenn er etwa auf dem Kreuzzuge mit ihm zusammentraf, gelernt habe oder daß er gar, um zu lernen, nach Frankreich gezogen sei, ist doch wohl unwahrscheinlich.

Ihre gewaltigste Förderung erhielt die neue Kunstpoesie durch die Gunst der Höfe, die damals nicht weniger eifrig nach Frankreich, dem Sitze ritterlichen Glanzes, hinüberblickt zu haben scheinen als im Zeitalter Ludwigs XIV., und sie heißt denn auch im Gegensatz zur Spielmannspoesie die höfische Poesie". (Ad. Bartels.)

Der erste glänzende Vertreter dieser Poesie ist Hartmann von Aue. Sein bekanntestes Werk ist „Der arme Heinrich", nach Uhland „eins der gediegensten und anmutigsten Gedichte des deutschen Mittelalters".

I. Darbietung.

1. Wort- und Sacherklärung.*)

1. gelêret wohl auch in dem adj. abgeschlossenen Sinne von gelehrt. Das nächste Merkmal, daß jemand Unterricht empfangen, war die Kunst des Lesens, „gelêret hieß, wer lesen konnte".

2. lesen an wie 3 schrîben an, 8 suochen an.

5. 6. Daß der Verfasser sich selber nennt, ist in mhd. Dichtungen nicht selten. schouwe akt. Blick, Anblick; pass. Aussehen, Gestalt.

7. mislîch verschiedenartig, verschieden, mannigfach.

8. begunde nur umschreibend, wie es oft gebraucht wird, auch von Hartmann: im A. H. 251. 482. 859. 884. 999. 1208. 1219. 1258. 1451. Die Tätigkeit ist mehr in Leben und Bewegung gesetzt, wenn nicht einfach nur deren Ausübung, sondern Anfang und Fortschritt bezeichnet wird.

11. senfte das Gegenteil von swære, leicht, angenehm; adv. sanfte, Zeitwort senften A. H. 637. 1036.

12. gewant beschaffen.

13. daz und 14 dâ mite geht auf iht von sô gew. s.: daß es, daß damit; touc (noch im 17. Jh. taug) tugen (tügen) tohte: Pr. aus Impf. Grundbedeutung ist wohl: von statten gehn. Hier entweder nützen, dienen oder ziemen, angemessen sein.

15. lieben lieb machen.

16. Got. thiuth (dienlich) gut: diuten, tiuten verständlich machen, ausdeuten, übersetzen; kund tun, erzählen. Die Quelle war lateinisch, deshalb ist auch eine Beziehung auf diutisch vorhanden: verdeutschen.

*) Nach Wackernagel u. Toischer: Hartmanns „Armer Heinrich". Mit Anmerkungen und Abhandlungen. Basel 1885.

17. rede Erzählung oder Lehre in Reimprosa oder Reimpaaren. Etwas unlogisch, denn eigentlich meint der Dichter wohl nicht seine Quelle als Reimprosa, noch weniger, wenn diuten s. v. a. erzählen ist, den Stoff und Gegenstand seiner Erzählung, sondern sein eigenes Gedicht, zu dem er den Stoff oder die Quelle erst gestalten will; genauer also in einer Rede, was er geschrieben fand.

19. arbeit Bemühung, Arbeit; gewöhnlich Mühsal, Not. Der Genitiv gehört zu lôn 21.

20. überflüssig, wie 419 dîn triuwe, die dû hâst.

22. lîp mit leben zu belîben: die Existenz, das Existierende; vgl. unser Leib und Leben, entleiben.

23. sagen, Gegensatz singen; hœren sagen, lesen hœren Gegensatz zu selbst lesen.

24. Häufige, besonders H. beliebte Auflösung. Sie dient zur Verstärkung des besonderen Begriffes; der allgemeine Zeitbegriff und die Flexion wird durch das Hilfswort ausgedrückt. Nhd. ist von wesen gebildet: Wesen, ab-, anwesend, gewesen, war.

26. Sein eigener Bote sein = in seinem eigenen Interesse handeln.

28. über Ausstreckung der betenden und segnenden Hand. Sonst für und umbe.

31. Nib. 325, 1 ez was ein küniginne gesezzen über sê.

32 fgg. Anklänge an die Selbstschilderung Hiobs Kp. 29, 31.

41. ganz vollständig, vollkommen.

42. wandel Rückgang, Tausch; Fehler, Böses: wandelbære böse, tadelhaft.

43. fürsten die zunächst dem Könige stehen, denen die Wahl desselben zukommt: Herzoge, Land- und Markgrafen.

44. nâch beinahe; unnâch hebt die Annäherung an die Übereinstimmung auf, kaum = nicht.

46. muot Kraft des Denkens, Empfindens, Wollens. Im Zusammenhang hier ist es diejenige Gesinnung, die dem bloßen Besitze von Adel und Reichtum entgegengesetzt und zum Ehrenerwerb behilflich ist.

49. Heinrich von Aue: ein ehemaliges Glied des adligen Geschlechtes derer von Aue, bei denen Hartmann in Diensten stand. Der Dichter bringt mit seiner Erzählung diesem Geschlechte eine Huldigung dar.

51. valsch Unredlichkeit, Treulosigkeit, Betrug. — törper Bauer, bäuerisch roher Mensch, törpel Tölpel: vilain im Gegensatz zu courtois, hövisch, törperheit der Gegensatz von höveschheit: bäuerisches Wesen, rohes Benehmen, sittliche Roheit.

52. Welchen Blick wirft das auf die Sittlichkeit des Adels! (Aus Ps. 14, 4. vgl. Mos. III. 19, 12.)

behalten unversehrt erhalten.

54. missewende Wendung ins Böse: Untat, Unglück, Tadel. Hier 1 oder 3.

56. wunsch das Vermögen, etwas Außerordentliches zu schaffen; kraft dieses Vermögens ausgesprochenes Begehren; Inbegriff des Schönsten, Besten, Vollkommensten, Ideal.

59. reine rein; vollkommen, gut, schön.

60. Eine Reihe von Metaphern. In der ganzen Stelle zeichnet Hartmann das Idealbild eines Ritters nach seiner Auffassung.

61. der werlte fröude ein sp. = „ein leuchtendes Abbild dessen, was die Welt an Freuden bieten kann".

62. Adamas: der Diamant, dessen Härte oft hervorgehoben wird, galt daher als Bild der Beständigkeit. Man glaubte sogar, daß er den getreu mache, der ihn trüge.

63. Alle an Wohlgezogenheit überragend und überstrahlend.

66. Das Geld wurde gewogen. Hartmann meint hier ein Gleichmaß der Erwägung zwischen Geben und Behalten, so daß ihm nichts blieb, wo zu geben, nichts mangelte, wo zu haben geziemte.

68. arbeitsam (mit Anstrengung und Mühe verbunden); — tragen zum Tragen auf sich nehmen.

69. über rücke tragen sich aufladen, auf sich nehmen, eigentlich wie bildlich.

70. Er wußte mit seinem Rate über Schwierigkeiten hinwegzuhelfen.

73. werlt; der werlt, nicht aber Gottes lop und pris.

74. hövisch, hübisch Gegensatz zu törperlich, wie courtois und vilain; hövisch unde wîs Äußeres und Inneres.

76. nieten, genieten reflexiv mit dem Gen. (nôt): eifrig wozu oder worin sein, sich befleißen, üben; in Fülle genießen, sich freuen (niedlich); satt werden und aufgeben. Hier erste und zweite Bedeutung.

82. Hiob Kp. 19. verkêren, verwandeln.

85. 2. Sam. 18.

86. Hiob 19, 9: Er hat meine Ehre mir ausgezogen und die Krone von meinem Haupt genommen. — üppic (ob, über) überflüssig, unnütz, eitel; übermütig.

88. Vgl. zu Füßen fallen, mit Füßen treten.

89. werdekeit auch 117; gew. wirdikeit; Ehre, Würde, Herrlichkeit.

90. schrift, geschrift bedeutet die heilige Schrift; aber die Verse stammen aus einem Liede von Notker Balbulus († 912), das er dichtete, als er auf der Martinsbrücke einen Menschen sterben sah.

100. meisterschaft Überwältigung, Bemeisterung, Herrschaft; Kraft und Gewalt sich zu behaupten.

104. enmittemen zeitlich inzwischen, während dessen.

105. brœde sache: wir sind gebrechlich.

107. Noch im Bilde der Kerze.

110. Jesaias 28, 1: Wehe — der welken Blume, ihrer lieblichen Herrlichkeit! — 4. das gleiche Bild.

113. wert Würdigkeit, Herrlichkeit, Ansehen.

118. versmæhen gering schätzen, geringschätzig behandeln; versmæhelîch was Geringschätzung mit sich führt, schimpflich.

119. miselsuht, Aussatz, Name und Sache stammen aus dem Orient: hebr. mizora, arab. mezora. Der Aussatz machte schon in der Bibel von sich reden (Hiob, Naeman, Lazarus u. a.) und spielt noch heute im Morgenlande eine entsetzliche Rolle. Bereits in der Karolingerzeit, besonders aber im 12.—16. Jahrhundert, war er auch in Europa weit verbreitet. Mit welchen Augen gerade diese Krankheit und die von ihr Befallenen angesehen wurden, zeigen die vielen obrigkeitlichen Anordnungen und volksmäßigen Gebräuche, die auf den Schutz der Gesunden berechnet waren. Fremde Aussätzige wurden im Mittelalter sofort über die Grenze gewiesen, einheimische auf Kosten der Angehörigen mit einem besonderen Hut, einem kurzen grauen Mantel und einem Bettelsack ausgerüstet, um sie schon von weitem erkennbar zu machen; auch mußten sie mit einer Schelle oder Klappe Vorübergehenden ein Warnungszeichen geben. Selbst Gatten trennten sich, wenn eins von ihnen von der Krankheit befallen war. Die von ihr Heimgesuchten wurden aus der menschlichen Gesellschaft verbannt; man baute ihnen an entlegenen Stellen elende Hütten als Wohnstätten; sondersiech, feld- oder ackersiech war der Ausdruck für sie. Der Aussätzige stand außerhalb des weltlichen Gesetzes; er war nicht erb-, wenigstens nicht lehensfähig, konnte kein Zeugnis ablegen usw. Er war bereits bürgerlich tot, so daß man Totenmessen für ihn las. Und starb er wirklich in dem Hüttchen, so wurde dieses samt seinen Kleidern und Geräten verbrannt. Die zeitgenössischen Leser und Hörer des Armen Heinrich brachten diese Anschauungen ohne weiteres der Dichtung entgegen; wir Neueren müssen sie uns erst aneignen, um die dankbare Liebe und unwandelbare Treue des Bauern und seines Weibes, namentlich aber ihrer Tochter gegen den Gutsherrn voll würdigen zu können. (Legerlotz.)

120. zuht Züchtigung, Strafe.

123. zemen ziemen und gefallen: gezæme wohlanständig und wohlgefällig; widerzæme nicht anstehend, unangemessen.

124. genæme mit dem Dativ angenehm.

126. mære wovon man viel spricht und gerne spricht, berühmt, herrlich, wert, lieb; unmære gleichgültig, verhaßt, verachtet.

131. Hiob 2, 8: und saß in der Asche.

132. heil Glück, auch in ganz irdischem Sinne.

134. dô alrêst sobald als.

141. geschehen durch höhere Schickung sich ereignen; mit Dat. zuteil werden, zufallen, kommen. Das ez ist auf Z. 143 zu beziehen.

143. swach schlecht, gering, verachtet (krank, siech). Subst. swacheit Unehre, Schmach.

145. Hiobs Gottergebenheit: für Hiob von vornherein nicht zu-

treffend (vgl. Hiob 3; 9, 14ff.; 10, 18. 19; 13, 18ff.). Erst die Reden des Elihu bringen ihn zur Einsicht und Geduld.

146. dô Gegensatz: dagegen, aber.

149. refl. verswingen.

152. honec und galle (wie süeze und galle 108) findet sich oft.

154. mitter tac Mittag; ebenso mitten naht: Dat. im Nhd. erstarrt.

155. dic undurchdringlich, dicht.

155—156. Hiob 30, 15: Schrecken hat sich gegen mich gekehret und hat verfolget wie der Wind meine Herrlichkeit und wie eine laufende Wolke meinen glückseligen Stand. Vgl. Jeremias 15, 19: Ihre Sonne soll bei hohem Tage untergehen, daß beides ihr Ruhm und Freude ein Ende haben soll. — blic Glanz; Blitz; Blick.

157. sich senen sich härmen.

160. verwâzen verdammen, verfluchen, verwünschen.

162. ligen an zeitlich stattfinden. Hiob 3, 3: Der Tag müsse verloren sein, darinnen ich geboren bin, und die Nacht, da man sprach, „es ist ein Männlein empfangen". Jeremias 20, 14 fgg.

168. genislich der genesen kann. Hier bedeutet es das, wovon man genesen kann. Heilbar hat dieselben Bedeutungen.

169. maneger sl. mancherlei, mannigfach.

170. gedinge Gedanke, Denken, Hoffnung. Besser hier die erste Bedeutung.

abte Nachdenken.

173. alsô drâte wie alsbald.

175. Das heutige Montpellier. Die medizinische Schule daselbst wird zuerst 1137 erwähnt.

180. Eine Steigerung. Salerno war die ältere und noch berühmtere Hochschule für Ärzte. Ihr Ruhm geht bis ins 10. Jahrhundert zurück; förmlichere Festsetzungen erfolgen um 1100, 1150 und wieder durch Friedrich II. Ihre Tätigkeit reichte bis in den germanischen Norden. Adalbert von Bremen hatte, da er starb (1072), einen Arzt von Salerno, namens Adamatus, um sich. Isengrimus in der ersten Hälfte, Reinardus in der Mitte und Reinhart in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts erzählen die vergebliche Reise des Fuchses nach Salerno, um Heilmittel für den kranken Löwen zu holen. Die europäische Wirksamkeit geht bis in neuere Jahrhunderte durch die sog. Schola Salernitana, eigentlich Regimen Scholæ Salernitanæ, eine Sammlung medizinischer, namentl. diätetischer Regeln in leoninischen Hexametern.

181. genist: Genesung. Auch Heilmittel, Rettung, Lebensunterhalt.

182. list Weisheit: auch Gottes Kunst. Bei Ärzten beides.

183. Kontraktion und Abtraktion von Haupt- und Adjektivsatz.

185. seltsæne (ahd. unsâni deformis) selten, seltsam, wundersam. Zahl und Mengebegriff, wie unser selten, hat es erst gegen Ende des Mhd.

189. mügelich was geschehen sollte, recht und billig. Unmügelich was nicht so sein sollte, übermäßig und ungewöhnlich.

191. vür legen: andere, aber verwandte Sinnlichkeit wie in unserem auferlegen: Behinderung des Weges zum Ziel — Last.

194. dingen, gedingen denken; Zuversicht haben, hoffen.

195. aber sprechen erwidern.

198. Dazu ist erforderlich: arzenîe Heilmittel und Heilkunst.

201. sinne Weisheit.

202. der d. h. daz er.

204. Genauer wäre got enwelle dan.

207. kraft Menge, Fülle.

209. reht Pflicht. — brechen von dem Bild der Schranke oder der Fessel hergenommen.

210. versprechen, ver- im Sinne der Entfernung, der Beseitigung: ablehnen, verreden.

213. nern, ernern Bewirkungswort zu genesen: heilen, retten, nähren.

214. erwern mit dem Akk. und Dat.: wehren, verwehren: unrewert nicht zu wehren.

223. durch nôt notwendiger Weise.

224. maget, das altgerm. Wort für Jungfrau.

225. volle Fülle, Vollkommenheit, Genüge: vollen vollkommen, genug, sehr. — vrîbære, heiratsfähig. Überall wird die Tochter des Bauern nicht bloß als Kind, sondern auch als Jungfrau bezeichnet. Hier ist die frühere Reife der Weiber des Mittelalters in Betracht zu ziehen: durch die öfters wiederkehrende rechtliche Festsetzung ist bezeugt, daß Mädchen mit 12 und Knaben mit 14 Jahren zu ihren Tagen gekommen, d. h. mündig seien, unter 12 Jahren dagegen noch unter ihren Tagen seien: das ist also die Grenze der Unmannbarkeit und der Mannbarkeit. Nach longobardischem, sächsischem und friesischem Rechte waren die Ehen 12jähriger gültig und üblich. Nach dem Schwabenspiegel Landrecht durften 14jährige Knaben und 12jährige Mädchen gültige Heiraten eingehen. Und so ist in Sage und Roman frühe Liebe und Vermählung öfters wie ganz selbstverständlich. Aber auch in der Geschichte begegnen die Beispiele zahlreich genug. „Gertrud, die Gemahlin Herzog Heinrichs des Stolzen von Bayern, war erst 14jährig, als sie ihm Heinrich den Löwen gebar; letzterer heiratete die englische Königstochter Mathilde in deren 12. Jahre.“ Mathilde wurde noch nicht 13jährig mit Heinrich I. vermählt, Hedwig von Meran 12jährig mit Heinrich (dem Bärtigen) von Schlesien. Sidonie von Böhmen vermählte sich im 14. Jahre mit Albrecht von Sachsen. Beatrix, die Tochter König Philipps, wurde in ihrem 12., die heilige Elisabeth im 13. Jahre vermählt.

227. durch kausal, nicht instrumental: um euretwillen.

230. nichts als nur, bitter ironisch.

237. trôst freudige Zuversicht: die Zuversicht auf Heilung, in welcher er —

238. ûf mit Verrückung und Verkürzung des eigentlichen Ausdrucks vor Substantiven der Erwartung statt vor dem, welches den Gegenstand der Erwartung bezeichnet.

239. für vorwärts in der Zeit, von — an.

530. ringe leicht.

537. hengen die Zügel hangen lassen, freien Lauf geben; zugeben, geschehen lassen: gehenge.

538. gan gestatte.

539. gehabe Haltung, Benehmen, Aussehn; ungehabe übles Gebärden, Klage, Leidwesen.

544. sich lebhafte Anrede und Gegenrede.

545. alwære ganz wahrhaft.

548. hier s. v. a. verenden, beendigen d. h. ihrem Anlaß ein Ende machen.

553. baz, bezzer, buoze, büezen.

556. dô Gegensatz.

562. maget und hân den muot: damit betont die Tochter ihre Reinheit und die Freiheit ihres Entschlusses.

570. geheizen verheißen.

572. touc geht wohl von statten, gelingt: weil sie das doch noch nicht würde vollbringen können, ihr doch nicht möglich sein würde.

580. rât Abhilfe, Befreiung.

584. loch Grube, Grab.

594. Witz: hier Verstand; vgl. Mutterwitz, gewitzigt, gewitzt.

597. unlieblich und unfreundlich.

600. durchaus nicht wohl.

607. zil Endpunkt in Raum und Zeit: es ist für mich dahin gekommen.

613. verfahren mit, handeln an.

618. daz Akkusativ: meinen die Ursache woran sein.

625. noch auf längere frist erhalten.

626. list Kunst wunderbarer Art, schœne euphemistisch begütigend.

627. von Leid und Not errettet sind.

637. leicht machen, angenehm machen, mildern.

639. Gott gegenüber.

641. biten und gebieten wird sprüchwörtlich so verbunden, und die Abschwächung geht bis zur Tautologie: biten = gebieten. Altrechtliche Formel für gebieten.

645. rât Hilfe.

657. Dieser Tropus kommt öfter vor.

668. bevinde kennen lerne, erfahre.

681. Sinn einer Beschwörung.

702. under füeze wie 88.

705. entsagen lossagen, losmachen von, entziehen.

741. Wie daz ich zusammengezogen wird in deich; daz ist in deist; daz ez in deiz, dêz, ebenso, jedoch seltener daz er in deir oder dêr.

746. bestân stehen bleiben, bleiben, wie stân s. v. a. sein.

748. oder höchstens drei. Nach v. 303 war das Mädchen 8 Jahr alt, als Heinrich bei ihren Eltern Aufnahme fand. Nach v. 351 hat sie ihn 3 Jahre gepflegt, so daß sie nun 11—12 Jahre alt ist. Ihren ledigen Stand denkt sie sich nur noch 2, höchstens 3 Jahre dauernd. (Vgl. Anmerk. zu V. 224.)

820. ouch, aber auch.

825. krœnen über alle anderen auszeichnen.

826. Der Ehre beraubt.

834. erscheinen, zeigen, erweisen.

836. für immer.

840. getrœsten (aus Zuversicht auf Ersatz) worauf verzichten, verschmerzen.

851. Verrückung der demonstrativen Beziehung: da läßt dich's niemand sehen.

858. reht wieder passiv: die Schranken brach, die der Menschheit durch Gottes Ordnung gesetzt sind.

859. ahten erwägen.

864. volleist Vervollständigung; Hilfe; Bestätigung.

865. Der heil. St. Nikolaus soll schon in der Wiege zweimal in der Woche gefastet haben. (Jacobus a Voragine Leg. aur. cp. 3: Hic prima die, cum balnearetur, erectus stetit in pelvi. Insuper quarta et sexta feria [Mittwoch und Freitag, Fasttage der alten Kirche] tantum semel sugebat ubera.) Er gilt als Kinderfreund, Bote und Mithelfer der Christgeschenke.

1268. gewant beschaffen.

1278. 1345. dingen verabreden, sich verbindlich machen.

1282. daß es ihr nicht zuteil ward zu sterben; 1288 er hätte weinen müssen.

1296. aller êrest: erst recht, nun eigentlich.

1301. Entweder die uns zugedacht waren; oder auf die wir gedacht, die wir bezweckt und erwartet hatten

1306. mir ist, mir wirdet nôt mit dem Genitiv oder nâch oder zuo: dringendes Verlangen; nôt ist adj. verstanden.

1307. verliesen vergeblich tun.

1308. tuon durch um jemandes willen tun, bei seinem Tun auf jemand achten.

1311. zageheit Genitiv.

1318. werlt s. v. a. die liute.

1320. zage eigentlich Hase; es wird nur noch bildlich = Feigling gebraucht, wie auch hase selbst die Bedeutung mitunter hat: 1123 eines hasen genôz. Zage ist ein häufiges und besonders ehrenrühriges Scheltwort. Fester Mannesmut ward von einem Ritter in erster Linie erwartet; einen Mann als „zag" zu bezeichnen, war ein arger Schimpf. Wenn also die Meierstochter hier den Ritter hasenbang

nennt wie 1123 den Arzt eines Hasen Gesellen, so wendet sie das stärkste Mittel an, um das vom Mitleid ihnen eingegebene Schwanken zu verscheuchen und sie zur Vor- und Annahme des Blutopfers willig und fest zu machen.

1329. vertragen ein sittliches Ertragen, geschehen und sich gefallen lassen.

1357. Weisheit Salomons 1, 6 heißt es cordis scrutator, Herzenskündiger. Das Versehen ist nicht der Handschrift, sondern Hartmanns selbst.

1359. ganz und gar, gewöhnliche Bekräftigung einer Verneinung.

1372. Der gute Heinrich: nur hier so genannt, sonst immer der arme Heinrich. Der Dichter steht noch unter dem Eindruck des Erbarmens, das der Ritter an dem edlen Mägdlein geübt hat: er will sein grauenhaftes Leiden lieber weiter tragen als das Mägdlein leiden und sterben lassen.

1381. sælde Güte, Wohlgeartetheit.

1391. Es war üblich, dem Scheidenden drei Tagereisen weit das Geleite zu geben, dem Heimkehrenden ebenso weit entgegen zu kommen, daher auch der bestimmte Artikel.

1394. tougen wird besonders gern gebraucht von den geheimnisvollen Wunderkräften und Wundertaten Gottes.

1400. ungeschriben wie ungenesen.

1411. undersniten. Die Freude der Edeln an schönen Kleidern war überaus groß. Wir sehen das aus den vielen Beschreibungen in den Gedichten und in allerhand Bildlichkeiten der Sprache. So ist auch das undersniten hergenommen von der Sitte, verschiedene Stoffe und Farben halb und halb oder neben oder streifenweis durch einander gehen zu lassen, was man teilen, undersnîden, parrieren nannte.

1412. auf seltsame Weise.

1416. lougen Leugnung: âne lougen unleugbar, wahr.

1418. drîstunt dreimal.

1421. willeclich geneigten Willens, freundlich.

1422 ff. In diesem Lob der Schwaben macht sich der Lokalpatriotismus des schwäbischen Dichters geltend.

1432. Es sind Schenkungen an Kirchen, Klöster, Spitäler u. dgl. gemeint. warten Acht haben.

1453. hirât Vermählung, eigentlich Zurüstung zur Verehelichung. êwe, ê Recht, Gesetz: Ehebund; êlich gesetzmäßig: ehelich.

1454. ungesamnet uneinig.

1458. 1465. rede Sache als Gegenstand des Sprechens.

1459. Swaz sî es ime; es Gen. kaus., in der Sache, dazu.

1460. biten die mâge, gebieten den man.

1463. zusammengebracht hatte.

1465. Der Versammlung obliegt Beratung, Beistimmung, Bekräftigung, Zeugnis.

1486. verschulden eine Schuld abtragen, vergelten.

1497. Daß das Mädchen zwar von bäuerischer, aber freier Herkunft war, ist schon früher aus- und nachdrücklich gesagt: ein frîer bûman 269; das Mädchen selbst ist sich dessen bewußt und legt Wert darauf: 575 mîn gert ein frîer bûman. Heinrich aber war höheren Standes, vom Adel. Nach dem vorherrschenden Rechtsbrauch war es allerdings eine Mißheirat.

1500. zemen mit dem Akk. und Genitiv angemessen dünken, gefallen.

1509. geliche Adv. verstärkt die Zusammenfassung: alle insgesamt.

1512. pfaffe: ein böser Sinn ist diesem Worte erst durch die Reformation zugekommen, wo dieser altübliche Titel der Geistlichen der alten Kirche in Gegensatz trat zu den Prädikanten der neuen. Im Mittelalter bedeutet es Geistlicher, Weltgeistlicher, Priester, im Gegensatz zu Mönch. Der geistliche Verfasser von Hartmanns Quelle (ein solcher ist anzunehmen) wird schon ebenso die kirchliche Trauung als das einzige erwähnt haben. Für die Anschauung und im Gebrauch der Laien war sie das nicht. Die Vermählung war eine rein bürgerliche Rechtshandlung bei den christlichen wie einst bei den heidnischen Germanen, und die kirchliche Einsegnung, der man sich allgemach bequemte, war so sehr etwas nur Nachträgliches, daß sie häufig erst am Morgen nach dem Beilager geschah. Aber der zivilrechtliche Vorgang war schon an und für sich so feierlich, daß auch ihm die Weihe und die Kraft nicht abging.

1515. besitzen zum Wohnsitz erhalten.

1518. gevallen zufallen, zuteil werden.

2. Inhalt und Gliederung.

1. Inhalt. Ein Rittersmann, Hartmann von Aue, reich an Gütern, schön und stark am Leibe, allverehrt seiner Tugend und Gerechtigkeit wegen, wurde plötzlich von einem Aussatze heimgesucht, so daß ihn von nun an die Menschen, die ihn vordem so sehr geliebt und gesucht hatten, flohen. Vergebens bot er all sein Geld den besten Ärzten, keiner konnte helfen. Da reiste er nach Salerno, weil er gehört, daß dort ein Meister lebe, der ihm helfen würde. Nach langem Weigern sagte ihm endlich der Mann das Mittel: nur durch das Herzblut einer reinen Jungfrau, die sich freiwillig opfere, könne er gerettet werden. So war er denn zwar heilbar, aber doch konnte er nimmermehr geheilt werden; denn wo fände sich in der weiten Welt eine Jungfrau, die ihr Leben für einen Aussätzigen opfern würde? Traurig kehrte der edle Ritter heim, nahm sein Geld und Gut, gab's den Freunden und Armen und behielt nichts als ein kleines Haus mit Hof und Feld, wo ein armer Bauersmann ihn pflegte und mit seiner Hände Arbeit nährte.

Es hatte aber der Bauer unter vielen Kindern ein munteres,

zartes Mägdelein von zehn Jahren, das seinen Herrn ohne Scheu eifrig und liebreich pflegte. Sie dachte in ihrer selbstlosen Liebe und Sorgfalt nie daran, daß er unrein, ein Scheusal der Welt und ein Gespött der Lästermäuler wäre. Herrn Heinrichs einzige Freude wurde dieses Mägdelein; im Scherz nannte er sie wohl sein kleines Weibchen.

Während der Leidende, von diesen guten Menschen gepflegt, sein Leben drei Jahre fortfristete, erzählte er unter anderem auch von dem Mittel, das ihm der Arzt zu Salerno geraten. Das Mägdelein schloß jedes seiner Worte in ihr Herz und konnte ihre Tränen um den guten Herrn nicht eher stillen, bis sie beschlossen hatte, „ihr junges reines Leben für ihn dahinzugeben.“ Allein nun hatte sie Not, ihre Eltern zu bewegen, daß sie ihr gewähren möchten, was sie verlangte. Die Beredsamkeit, mit der sie ihre Sehnsucht nach dem Himmel malte, beschwichtigte ihre trauernden Eltern, und der Vater gab endlich seine Einwilligung.

Ebenso schwer wurde es dem Kinde, den kranken Herrn zu überreden, daß er das Entsetzliche geschehen lasse. Es kam die Frage wieder vor die Eltern, und diese erklärten, Herr Heinrich habe ihnen stets so viel Liebe und Ehre erwiesen, daß sie ihrer Tochter kein Hindernis bereiten wollten, wenn es sie dränge, für ihn in den Tod zu gehen. Von Bitten bestürmt, nahm der Ritter endlich das Opfer an.

Ohne Zögern geht nun die Reise nach Salerno, wo der wundertätige Meister, voll Staunen und Entsetzen über den Entschluß der Jungfrau, wieder erst von ihr überredet werden muß, das blutige Opfer an ihr zu vollbringen.

Sie überzeugt ihn von der Reinheit und Freiwilligkeit ihres Entschlusses, läßt sich willig entkleiden und binden, hört ohne Grauen das Wetzen des Opfermessers und wartet sehnlich auf den Augenblick, da ihr Blut rettend für den armen Herrn fließen würde. Den Kranken aber hatte die reine, mächtige Liebe des Kindes tief gerührt und allerlei Gedanken in ihm wachgerufen. Die Unruhe treibt ihn an die Türe des Opfersaales. Durch einen Spalt sieht er die Vorbereitungen zur Opferung des lieben Mägdleins. Der Anblick von so viel Liebe und Lieblichkeit überwältigt ihn. In höchster Aufregung stürmt der Ritter gewaltsam in das Gemach ein, „denn ein neues Leben war in seiner Brust aufgegangen, und nicht sterben soll die holde, süße, reine Maid, die unvermerkt seines Herzens Lust geworden“. Vergebens weint die Jungfrau und besteht auf ihrem Willen; Herr Heinrich blieb seinem Vorsatz getreu.

Allein so freudig er im Herzen war, daß ihm dieser Sieg gelungen, so versenkt in Kummer war die arme Maid, denn sie meinte, sie wäre nicht rein genug für solch ein Opfer, und als sie mit dem Ritter des Nachts in einer Herberge angekommen war, betete sie allein in ihrem Kämmerlein und flehte zu Gott, er wolle ihr ein Zeichen geben, ob es ihr noch gelingen werde, seine Gnade zu erwerben. Und Gott, der in das Herze schaut und sah, daß beide die Prüfung treu bestanden hatten, nahm dem Ritter sein Kreuz ab und

ließ ihn genesen. Erlöst von allen Sorgen tritt er rein und gesund vor die Maid, die sich in ihrer Freude kaum zu fassen weiß.

Der Ritter tritt nun seine Rückreise mit frohem Sinne an, und wie er daheim angekommen, läßt er allen Freunden die freudige Kunde sagen, „daß Gottes Allbarmherzigkeit aus seinem Elend ihn befreit.“

Groß ist die Freude, als die Jungfrau ihre Eltern wiedersieht; „sie weinen und lachen vor Freude“. Die biedern Schwaben aber geben all ihr Gut, das sie von dem Ritter empfangen haben, diesem unaufgefordert zurück, und der arme, jetzt wieder reiche, gesunde und glückliche Heinrich nimmt die Jungfrau, die durch ihre hingebende Liebe nicht nur ihn geheilt, sondern auch sein Herz umgewandelt hatte, zum Weibe und blieb mit ihr ein langes schönes Leben hindurch vereint.

2. **Gliederung.** Die einfache Geschichte ist leicht zu überschauen. **Th. Ebner** (Der arme Heinrich. Neuhochdeutsch bearbeitet. Halle a. S. o. J.) zerlegt sie in vier Abschnitte, deren jeden er zur Charakterisierung des Inhalts mit einem dem betr. Abschnitte entnommenen Spruche überschreibt:

Abschnitt 1 (v. 1—232): Media vita in morte sumus. (Mitten im Leben stehen wir im Tode.)

Abschn. 2 (v. 233—458): Das herze mir dô alsô stuont als alle werlttôren tuont den daz saget ir muôt daz si ere unde guôt ane got mügen hân. (Da war mein Herze so bestellt, wie allen Toren dieser Welt; denn es prahlt ihr hoher Mut, all ihr' Ehr und all ihr Gut könnten ohne Gott bestehn.)

Abschn. 3 (v. 459—1048): Swie starke ir daz geriete diu kindesche miete iedoch geliebte irz aller meist von gotes gebe ein süezer geist. (Wie sehr sie auch gewonnen schon, den er ihr gab, der kind'sche Lohn; doch trieb zu dienen allermeist sie Gottes Gab', der heil'ge Geist.)

Abschn. 4 (v. 1049—1520): Dô erzeigte der heilige Krist, wie liep im triuwe und erbermde ist und schiet sî dô beide von allem ir leide. (Nun zeigte er, der heilige Christ, wie lieb ihm Treue und Erbarmen ist, und schied so beide von allem ihren Leide.)

3. Die metrische Form.

Wie das höfische Epos überhaupt, so hat auch das Idyll „der arme Heinrich“ als Versmaß eine Auflösung der altepischen (Otfriedischen) Langzeile, die sog. kurzen Reimpaare: nicht strophisch gegliederte, sondern fortlaufende, paarweise sich reimende Kurzzeilen. Der Reim ist bald männlich (stumpf), bald weiblich (klingend); der Vers hat im ersteren Fall vier, im letzteren drei Hebungen,*) z. B. aus unserm Gedichte:

ín ergreif diu míselsúht,
dô man die swáeren gótes zúht
gesáh an sínem líbe
mánne únde wíbe
wart ér dô wíderzáeme.

*) Nach anderer Ansicht hat jeder Vers vier Hebungen: die klingenden Versschlüsse (Reime) tragen nach dieser Auffassung zwei Hebungen.

Reimpaare und Satzbau verschränken sich gern in der Weise, daß das Satzende mitten in die Reimpaare hineinfällt, und zwar an das Ende der ersten Reimzeile, die sog. Reimbrechung. Wie der Reim überhaupt verschiedene Begriffe durch den Gleichlaut bindet — dasselbe Wort zweimal in derselben Bedeutung gesetzt, ergibt keinen Reim —, so verkettet er in diesem Falle verschiedene Sätze, z. B. (Der arme Heinrich, St. 573 ff.):

Tohter, dû bist ein kint,	Du, Tochter, bist ein Kind,
und dine triuwe die sint	Und deine jungen Sinne sind
ze grôz an disen dingen.	Allzu erregt von diesen Dingen.
du enmaht es niht für bringen,	Du kannst es nimmermehr vollbringen,
als dû uns hie hâst verzehen.	Wie du's konntest hier gestehn.
dû hâst des tôdes niht gesehen.	Du hast noch nicht den Tod gesehn.

In den fortlaufenden Reimpaaren hat die höfische Epik ein annähernd ähnliches Mittel freierer Bewegung gefunden wie die antike im fortlaufenden Hexameter, die altgermanische in den gleichmäßig alliterierenden Langzeilen — gegenüber dem durch seinen Strophenbau gebundenen Volksepos ein Fortschritt in der Form. Die fortlaufende Reimpaarung gestattet, soweit nur die Gesetze von Rhythmus und Reim gewahrt bleiben, eine viel größere Freiheit syntaktischer Bewegung, annähernd wie die Prosa.

II. Vertiefung.

1. Die Grundlage unserer Dichtung.*)

Die Anschauung, die in unserem Gedichte zutage tritt, daß der Aussatz die Strafe eines sündigen Lebens sei und nur durch das Blut reiner, unschuldiger Menschen geheilt werden könne, ist uralt.

1. **Das Altertum.** Schon im Altertum war es eine weitverbreitete Meinung, daß die Sünden der Seele dem Körper Krankheit zuzögen. Unter den Beweismitteln altindischer Prognose, daß das Leben nicht in Gefahr sei, wird auch angeführt, „wenn der Kranke noch sich demütig beugt und seinen Gott morgens und abends anbetet." Langwierige und unheilbare Krankheiten waren eine besondere Strafe der Gottheit: nicht leben und nicht sterben können, ein Zustand, der „nur die treffen kann, die sehr gesündigt haben". Auch nach dem Alten Testament kommt die Krankheit von Gott als Strafe der Sünder; keine der Krankheiten, spricht der Herr, die ich auf Ägypten gelegt habe, werde ich auf dich legen. (Exod. 15, 25.)
Diese Ansicht galt nun besonders von der Krankheit des Aussatzes. Es ist uns eine Nachricht überliefert, nach der ein ägyptischer König, der die Götter hatte schauen wollen, dies von den Priestern nur dafür erlangt habe, daß er das Land von den Aussätzigen reinigte. Götterfeinde und Aussätzige waren also gleichbedeutende Begriffe. Auch bei den Persern schloß man die Aussätzigen streng von den

*) Vgl. S. Cassel: Zum armen Heinrich Hartmanns von Aue. (Weimarisches Jahrbuch 1. Bd., S. 408 ff.). Hannover 1854.

anderen Bewohnern ab und betrachtete die Krankheit als die Folge eines Vergehens gegen die Sonne. Dieselbe Anschauung finden wir bei den Juden, in der Bibel sowohl als auch in der jüdischen Tradition.

Mirjam wird aussätzig wegen ihres unlauteren Verhaltens gegen Moses (Num. 12, $_{10}$), Gehasi wegen unreiner Geldgier (2. Kön. 5, $_{26}$), König Usia wegen seines Widerstandes gegen priesterliche Anordnungen (2. Kön. 15, $_{5}$, verglichen mit 2. Chron. 26, $_{19}$). In einem Midrasch (Midrasch Rabbi 158 d) wird erzählt, daß in demselben Augenblick, wo die Entsündigungszeremonie geschah, eine Stimme gerufen habe: „Nicht umsonst habe ich ihn geschlagen“.

Auch die Lehre, daß der Aussatz nur durch das Blut reiner, unschuldiger Menschen geheilt werden könne, führt in das graue Altertum zurück. Man ging dabei von der Anschauung aus, daß die Unreinheit der Seele den unreinen Körper hervorbringe; der letztere könne also nur dann geheilt werden, wenn die erstere wieder rein würde. Könnte man also von außen die Reinigung der Seele vornehmen wie die des Leibes, so würde dem Übel gesteuert werden. Mit anderen Worten: Wäre der Mensch imstande, in seinen Leib die volle Unschuld aufzunehmen, die er einst besessen, so müßte die Krankheit weichen, die ihn wegen seiner geistigen Unsauberkeit angefallen hatte.

Faßte man diese Anschauung sinnlich in ein Bild, so konnte man sagen, daß die Aufnahme der Unschuld eines Kindes — denn was ist reiner als dieses — in den kranken Leib diesen heilen müsse. „Des Leibes Leben (aber) ist im Blute“ (3. Mos. 17, $_{11}$). Im Blute befindet sich nach alter Anschauung die Essenz des Lebens. Wie natürlich also, daß man jenen Gedanken bald in die Wirklichkeit glaubte übersetzen und den Aussätzigen durch unschuldiges Blut meinte heilen zu können! Wie so oft, so ist auch hier dieses schreckliche Mittel aus dem Mißverständnis einer bildlich gegebenen Idee entstanden, in der man bald nicht mehr die ethische Lehre, sondern das medizinische Rezept erkannte. Das erstarrende Nichtverständnis und die Sehnsucht nach Gesundheit setzten die schwere Regel schöner Sittenlehre in das leichte Mittel der Grausamkeit um.*)

*) Die sinnbildliche Idee findet sich auch in den Zeremonien wieder, die die mosaische Gesetzgebung bei der Heilung eines Gichtbrüchigen vorschrieb. (Lev. 14, $_{4}$.) Nachdem das Übel beendet war, wurden für ihn zwei Vögel genommen, der eine wurde von dem Priester geschlachtet, der andere aber lebend in dessen Blut getaucht und nachdem außerdem der Genesene mit diesem Blute siebenmal besprengt worden war, frei fliegen gelassen. Nach acht Tagen brachte der Genesene ein Opfer und zwar ein Lamm; mit diesem Blute strich der Priester auf sein rechtes Ohr, auf den Daumen der rechten Hand und des Fußes; nachher folgte das Opfer eines männlichen und weiblichen Lammes, wofür in Armutsfällen ein Paar Tauben hinreichten.

Der eine Vogel wird zur Sühne geschlachtet; sein Blut ist das der Unreinheit, die vom Menschen abgeht. Das ist das Symbol des gegen ihn Sprengens. Mit dem sündigen Blut belastet, wird der andere in die Ferne gesandt. Nachdem die Unreinheit entfernt ist, nimmt er die Reinheit wieder auf, und das geschieht durch das Symbol des Bestreichens mit Lammblut an Kopf, Hand und Fuß, den blutigen Hauptteilen des Körpers. Das Lamm ist wie die Taube ein Sinnbild der Reinheit und der Unschuld. Das Lammblut heilte nicht, es drückte bloß das Element aus, das dem wieder zugeführt war, der geheilt ist.

Freilich ein Mittel, das, da es über das Leben von Menschen verfügte, nur Herrschern über solcher Leben möglich war. Wenn es aber auch nicht feststeht, daß es je gebraucht wurde, zum Vorwurf gegen die Könige ward es bald. Das bezeugt eine Stelle des Plinius, die älteste, die bis jetzt über diesen Gegenstand bekannt ist: „Den Ägyptern ist diese Krankheit ein eigentümlicher Übel und fällt sie die Könige an, für die Völker verhängnisvoll. Denn es wurden zu ihrer Heilung Bäder mit menschlichem Blute verwandt."*)

Auch in der jüdischen Tradition ist die Ansicht von der Möglichkeit einer Heilung durch Menschenblut vorhanden. Sie wird merkwürdigerweise auf Pharao von Ägypten zurückgeführt. Die Stelle der heil. Schrift nämlich, in der es heißt (2. Mos. 2, $_{23}$): „Lange Zeit aber darnach starb der König in Ägypten. Und die Kinder Israel seufzten usw." wird in einer Auslegung des 7. Jahrhunderts so gedeutet: der König sei nicht gestorben, sondern hätte den Aussatz bekommen — ein Aussätziger sei soviel wie ein Toter —; da hätten die Priester ihm Heilung versprochen, wenn er sich morgens und abends im Blute von 150 Kindern bade. Zu diesem Zwecke habe er den Israeliten ihre Kinder entrissen, und darum hätten sie geächzt — bis Gott ihn aus Erbarmen mit ihnen geheilt hatte (Schamoth Rabbi p. 92 d).

Aus der Tatsache, daß diese Heilmethode auf Ägypten zurückgeführt wurde, geht übrigens hervor, daß man ihr einen gottesfeindlichen, heidnischen Charakter beilegte.

2. **Das Urchristentum.** Das erste Christentum hat die Auffassung beibehalten, daß der Aussatz eine Strafe für Hochmut und Unglauben sei; aber es hat die Ansicht von dem gottesfeindlichen Charakter der Heilweise durch Blut noch stärker ausgebildet. Mehr noch lag es ja im Kampfe mit den heidnischen Volkstraditionen, und mehr noch befand es sich in dauerndem Gegensatz gegen die in Überhebung sich auf sich selbst stützende Weltlichkeit. Für die altchristliche gläubige Anschauung war ärztliches und heidnisches Wissen fast ganz identisch; in der christlichen Sage wird mehr als einmal gelehrt, sich nicht auf Menschen, sondern auf Christus den Heiler zu verlassen.

Diese Anschauungen treten in einer legendarischen Erzählung von **Konstantin** d. Gr. deutlich zutage. Als dieser nämlich vor seiner Bekehrung die Christen verfolgte, strafte ihn Gott mit dem Aussatze, gegen den weder die Kunst der Ärzte, noch die magischen Beschwörungen etwas ausrichten konnten. Da erklärten die Priester des Jupiter Capitolinus, der Kaiser würde nicht eher geheilt werden, bis er einen Teich von Kinderblut angelegt und darin sich gebadet habe. Der Kaiser aber, gerührt durch das Jammern der Mütter, will lieber allein leiden, als so viele leiden sehen. Da gewährt ihm Gott Heil

*) Aegypti peculiare hoc malum et cum in reges incisset populis funebre, quippe in balneis solia temperabantur humano sanguine ad medicinam eam. (Hist. nat. 26, 1. 5)

durch einen Traum. Petrus und Paulus weisen ihn hin an den Papst Silvester, und dieser bekehrt und heilt ihn durch die Taufe.

3. **Das Mittelalter.** Als es keine Heiden mehr gab, trug man den fürchterlichen Rat auf andere nichtchristliche Ärzte über. Der Papst Innozenz VIII. sollte z. B. durch ein Blutdestillat geheilt werden, das Juden vorgeschlagen.*)

Bis in das späte Mittelalter hinein hat sich im Volke der Glaube fortgepflanzt, daß der Aussatz durch das Kinderblut der Unschuld heilbar sei. Noch Parcellus (in seinen Paragraphen lib. 6, cap. 4, opp. Straßburg 1616) führt als Rezept gegen den Aussatz auf „dosis sanguinis humani semel in mense in secunda die post oppositionem.“ Selbst Baco von Verulam (Historiae vitae et mortis cap. 9 opp. omnia Lips. 1694, p. 553) wagt noch nicht mit aller Bestimmtheit, dieses Rezept zu verwerfen.

Wie wenig aber die christliche Auffassung von dem heidnischen Charakter dieses Mittels die Volkstradition hatte überwinden können, geht daraus hervor, daß in den Volkserzählungen die Blutheilung gewöhnlich sogar vom christlichen Geiste legitimiert wurde.

So in der Erzählung von den beiden Freunden Amicus und Amelius. Als der eine Freund aussätzig ist, rät der Engel Raphael selbst dem andern, wenn er jenem den Dank und die Treue, die er ihm schulde, beweisen wolle, die eigenen Kinder zu schlachten und ihn in deren Blut zu waschen. Er folgt dem Rate, und indem er den Freund unter Tränen mit dem Blut seiner Kinder besprengt, spricht er das Gebet: „Herr Jesus Christus, der du die Aussätzigen geheilt hast durch dein Wort, laß meinen Freund gesund werden, für den ich das Blut meiner Kinder zu vergießen mich nicht scheute.“ (Spec. hist. lib. 24. 262.)

Ebenso lautet die Schlußerzählung der sieben weisen Meister, wo die beiden Freunde Ludwig und Alexander heißen. Ludwig, der Kaiser, hört von den Ärzten, daß seinem Freunde nicht zu helfen sei, da wird er betrübt und denkt, „so wollen wir uns an Gottes Hilfe wenden, und er bat alle armen Leute und frommen Menschen, von denen er glaubte, daß sie Gottes Freunde wären, daß sie mit Fasten und Beten Gott um seines Freundes Gesundheit anflehen möchten.“ Nach langem Gebet der beiden Freunde

„dô kam ein stimm von got und sprach
„Alexander, vernim dise sach.
Die kaiserin hat fünf hübsche kint,
die ir und kaiser Ludewigs sint.
tötent ir die mit sinen henden,
sô moht er wol die siechheit wenden:
wann wurdsen geweschen mit dem bluot,

---

*) Aus dieser Übertragung von den heidnischen Blutärzten auf die Juden — wozu kam, daß die Juden im Mittelalter vielfach Ärzte waren (sie waren z. B. bei der Gründung der Universität von Montpellier mitbeteiligt) — sind darum im Volke die falschen Anschuldigungen des Blutgebrauches der Juden entstanden wie auch die Meinungen über die Zwecke, zu welcher sie das Blut verwenden.

dîu lîp wort wider rein und guot.
das soltn gelouben mir:
nit anders mag gehelfen dir."

Hier tritt also sogar das umgekehrte Verhältnis ein. Die Ärzte wissen das Mittel nicht zu raten, Gott selbst rät es an.

4. **Die Quelle unserer Dichtung.** Wie viel reiner und edler erscheint dagegen die Blutsage in der Quelle, die Hartmann seiner Dichtung zugrunde gelegt hat!

Wohl ist auch beim Armen Heinrich wie bei Konstantin und Amicus der Aussatz Strafe für den bloß weltlichen und durch die Welt von Gott abgezogenen Sinn; wohl ist die Strafe wie überall ein Prüfungs- und Erziehungsmittel: zuht kommt von ziehen. Aber während in Amicus und Amelius die Genesung nur das Werk und der Lohn der Treue ist und in Konstantin der Lohn der erbarmenden Entsagung und der Verehrung zu Gott, waltet in der Sage vom A. H. dieses beides zugleich, Treue und Lohn auf der Seite des Mädchens, das freien Willens sich als Opfer darstellt, das aber am Leben bleibt und dennoch seinem Herrn die Gesundheit verschafft, Erbarmen und Lohn auf der Seite des Herrn, der noch im letzten Augenblick auf die Genesung verzichtet, aber eben deswegen genest.

Die Heilung ist also zwiefach begründet, dadurch ist die Sage bedeutsamer geworden, und dies ist ein dichterischer Vorteil. Die nun eingreifende Gottheit ist nicht ein bloßer deus ex machina; das Wunder ist eine Art von natürlicher Notwendigkeit: dem Mädchen, das sterben will, damit der Herr in Gesundheit lebe, und dem, da es schon an der Schwelle des Todes steht, mit Gewalt das Leben wieder aufgedrungen wird, dem Herrn, der schon die Genesung fast in der Hand hat und dennoch in Siechtum weiter leben will, nur damit die Jungfrau nicht sterbe: es muß ihnen beiden für eine so große und eine so zusammenwirkende Selbstaufopferung die Entschädigung werden, daß auch ohne den Tod des Kindes der Herr genest.*)

So fällt denn nach Uhlands schönem Worte „die Genesung leise wie ein Tau vom Himmel", obgleich das blutige Opfer nicht äußerlich vollbracht, sondern nur geistig vollendet ist.

Die „Märe", welche Hartmann seiner Dichtung zugrunde legte, kann auch trotz des Wunders, das an Heinrich geschehen ist, keine asketische Legende gewesen sein; das Ganze ist zu sehr von irdischem und weltlichem Wesen durchzogen. Es zeigt sich die Freude an Putz und Flitter: als der Ritter mit dem Mädchen nach Salerno zieht, kleidet er sie prachtvoll in Samt (v. 1201); er verschmäht nicht, nachher von seinem Reichtum wieder Gebrauch zu machen; von einem Einwirken der Geistlichkeit ist keine Spur; die Gotteshäuser empfangen Gaben erst nach den weltlichen Verwandten und Armen usw.

Wäre eine eigentliche Legende die Grundlage gewesen, so würde

---

*) Vgl. Wackernagel-Toischer: Der arme Heinrich. Mit Anmerkungen und Abhandlungen. Basel 1885, S. 206 ff.

zweifellos das geistliche und mönchische Wesen hervorgetreten sein. Da es ganz zurücktritt, so ist mit Bestimmtheit anzunehmen, daß die Grundlage eine Volkssage gewesen ist, nach der ein Ritter, nachdem er das treue Opfer eines Mädchens nicht hat annehmen wollen, gleichwohl vom Aussatze heil geworden ist.

Vom Aussatze heil zu werden, war wunderbar und selten in jener Zeit; an eine göttliche Gnade dabei zu denken, ist ganz natürlich. Die Erzählung von der Heilung des „Armen Heinrich" ist so kurz und so wenig detailliert, daß man erkennt, die zugrunde liegende Historie habe nur erzählt, es sei die Heilung auf dem Heimwege eingetreten. Je weniger aber Hartmann die Weise der Heilung ausführt, desto mehr erkennt man seine Treue, mit der er der Quelle folgt, und um so mehr ist man auch geneigt, die historische Wirklichkeit der Tatsache anzunehmen. In Urkunden vor und um 1111 ist bezeugt, daß ein Heinricus de Owa oder de Owon Vergebungen an das Kloster St. Peter auf dem Schwarzwalde machte (curtem suam cum domo et omnibus, quae ibi possidebat), außerdem an arme Verwandte und fremde Arme. Jener Heinricus kann ganz wohl der arme Heinrich sein.

Das Ereignis ist selbst nach Hartmanns Dichtung so möglich, daß es noch in demselben Jahrhundert geschehen sein kann, welchem der Dichter mit seinem Geburtsjahre angehört. Die Sagenbildung ging in jenen Zeiten rasch vor sich. Herzog Ernst II. von Schwaben z. B. war 1030 gestorben. Schon um 1150 war er der Held einer Dichtung und Sage, die ihn in ganz ungeschichtliche Verhältnisse gerückt, aus einem Herzog von Schwaben zum Herzog von Bayern, aus dem Stiefsohn König Konrads II. zum Stiefsohn Kaiser Ottos I. gemacht hatte usw.

Daß Hartmanns Quelle in einer fremden Sprache abgefaßt war, ist wohl aus dem Ausdruck diuten in V. 16 zu schließen. Da nach allem, was wir soeben vorgetragen haben, eine französische Quelle ausgeschlossen ist, so bleibt nur die Annahme einer in Deutschland gemachten lateinischen Aufzeichnung.

2. Die künstlerische Gestaltung und die Idee der Dichtung.

Hartmann hat also für seine Erzählung wahrscheinlich nur einen kurzen lateinischen Bericht vor sich gehabt; die feine psychologische Ausführung, die wir an unserem Gedichte bewundern, wie auch die sprachliche Einkleidung gehören ganz dem Dichter an.

1. **Die Behandlung der Motive.** Ist auch die Darstellung, daß nicht das blutige Opfer äußerlich vollbracht und durch ein ebenso gewaltsames Wunder die Tote wieder ins Leben geweckt, sondern, daß die freiwillige Hingabe geistig vollendet wird und nun auch die Genesung erfolgt, vielleicht schon seiner Vorlage eigen, so hat der Dichter doch außerdem noch durch die Art seiner Erzählung es ver-

standen, den Leser auch über die Schrecken, welche der Vorsatz des Mädchens erzeugt, hinwegzusetzen und so das Herbe und Abstoßende der alten Sage in ein mildes Licht zu setzen. Die jungfräuliche Magd tritt mit einem so freudigen Mute und mit einer so innerlichen Begeisterung auf, daß sie auch uns mit fortreißt, wie sie ihre widerstrebenden Eltern, den sich widersetzenden Heinrich und den zurückschreckenden Arzt hinriß.

Dazu kommt, daß der Dichter mit gleicher Meisterschaft ein anderes Motiv in die Sage eingeflochten hat, das sicherlich nicht so überliefert war.

Die Überlieferung brauchte die Treue und das Erbarmen zuverlässig nur als das Werk einer übermenschlichen Frömmigkeit. Hartmann aber läßt mit Feinheit noch ein anderes, halb jedoch verdecktes Licht darauf fallen. Je leidenschaftlicher das Mädchen sein Verlangen von dieser Erde fort nach dem Himmel ausspricht, desto deutlicher schimmert hindurch, daß dieses Verlangen doch nicht der erste und eigentliche Anstoß des Entschlusses gewesen ist, daß sie den ersten Beweggrund nur vor sich selbst verbergen, daß sie nicht bloß die Eltern, sondern gewissermaßen sich selbst mit überreden will: der erste und natürliche Anstoß zu ihrer Tat ist ihre Liebe zu dem, der sie ja seine gemahele, seine Braut nennt. Dieser Mischung der Beweggründe willen ist das Mädchen auch auf eine Mittelstufe des Alters gesetzt, sie ist sowohl kint als maget: als kint verlangt sie schwärmerisch nach dem Himmel, als maget nach irdischer Liebe. Dem entsprechend hat auch das Erbarmen des a. Heinrich außer dem höheren rein religiösen Grunde auch einen irdischen: der Entschluß kommt ihm erst, da er und weil er seine kindliche Braut in ihrer ganzen Schönheit sieht, und, eine Feinheit mehr, wieder eine Selbstüberredung, er bestärkt sich in dem Entschlusse noch durch den Zweifel, ob denn wirklich der Tod des Kindes ihn auch retten würde: ein Zweifel, der bei der allgemeinen Überzeugung von der Wirksamkeit dieses Mittels keine Berechtigung hatte. Durch diese Einmischung rein menschlicher Züge hat Hartmann offenbar die ganze Geschichte auch uns menschlich näher gerückt, unserm Verständnis, unserer Empfindung zugänglicher gemacht. Hätte er die Sache so dargestellt, daß das Doppelopfer nur um des Himmels willen geschähe: wir würden die Erzählung mit Verwunderung und halb mit Grauen, aber ohne tiefere Teilnahme, ohne Erwärmung des Herzens hinnehmen.

Zart und fein ist das Aussatzmotiv behandelt. Fr. Vogt hat recht, wenn er schreibt: „Wer die Lust der mittelalterlichen Legende am Gräßlichen kennt, wer erwägt, wie selbst ein mit den Feinheiten der höfischen Poesie wohlvertrauter Dichter wie Konrad von Würzburg keinen Anstand nimmt, in einem seiner Romane an seinem Helden den Aussatz zu schildern, der wird an Hartmanns Dichtung die zarte Art seiner Behandlung anerkennen. Denn mit keinem Wort führt Hartmann die widerwärtige Erscheinung der Krankheit vor Augen. Die scharfe Beleuchtung des Gegensatzes zwischen der freudlosen Ver-

lassenheit des Ärmsten und der glänzenden Rolle, die er sodann im Leben gespielt hat, genügt ihm vollständig, um die Tragik seines Schicksals zu veranschaulichen."*) Möglicherweise hat sich auch hier schon die Quelle, die Hartmann benutzt hat, einer eingehenden Beschreibung enthalten; aber auch in diesem Falle verdient Hartmann ein Lob für seine gleiche Schweigsamkeit.

Goethe in seinen Tag- und Jahresheften 1811 (Werke 32, 73) sagt allerdings: „Ebenso brachte mir Büschings Armer Heinrich, ein an und für sich betrachtet höchst schätzenswertes Gedicht, physisch-ästhetischen Schmerz. Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los; wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in einem fort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Rittertaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zugrunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buches schon angesteckt glaube." Die Stelle ist ein Beweis dafür, daß auch ein großer Mann wie Goethe gelegentlich eine Dummheit sagen kann. Wackernagel hat recht, wenn er a. a. O. S. 210 ff. darauf erwidert: „Wir wollen nicht wegen der grundlosen Behauptung rechten, daß der Aussatz damals in einemfort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Rittertaten hätte reichen müssen, die Hauptsache ist ja doch der physisch-ästhetische Widerwille gegen dieses eine Gedicht; auch dieser ist grundlos und unbillig. Er würde begründet sein, wenn Hartmann irgendwie mit einer Beschreibung des Übels beschwerlich fiele. Konrad von Würzburg Engelhard 5150 ff. gibt eine solche, und man mag sogar diesen Dichter deshalb entschuldigen, weil der Anblick des Übels ein alltäglich gewohnter war und es allgemeine Neigung der Epiker ist, die Erzählung durch Schilderung zu unterbrechen. Auch ist Hartmann von dieser Neigung nicht überall frei (Erec): dennoch enthält er sich hier aller und jeder Schilderung der Krankheit selbst, nur Z. 119 in ergreif diu miselsuht; dann im ganzen weiteren Verlauf nur die Wirkungen auf Heinrichs Gemüt und das Verhalten der Welt zu ihm. Er beobachtet gerade die zarteste Schonung, eine viel zartere als selbst Sophokles im Philoctet, der selbst den Zuschauern von der Bühne nicht die Aufzählung und den Anblick all der Leiden und ihrer ekelhaften Zubehör und das Anhören der Schmerzenslaute des Kranken geschenkt hat. Und so fällt gerade nach der Seite hin, von welcher Goethe den Tadel entnimmt, ein Lob, das den Dichter vor Zeitgenossen und vor früheren Dichtern bevorzugt.

Überhaupt, wenn Hartmann irgendwo wegen seiner Zartheit, seiner Feinheit, wegen des Gedankengehaltes und der maßvollen Behandlung zu rühmen ist, die dem Gedankengehalt Durchsichtigkeit gibt, dann ist es im Armen Heinrich. Er hat den idealischen Sinn der

*) Vogt u. Koch: Geschichte der deutschen Literatur, 1. Bd.[2] Leipzig 1904, S. 110 ff.

Überlieferung nicht verkannt wie Gottfried und so manch anderer Dichter, nicht verdunkelt wie Wolfram: mit Klarheit hat er ihn erkannt und läßt er ihn erkennen, und was dann ganz sein Werk und sein Verdienst ist, er handhabt ihn auf eine Weise, die schwerlich so schon in der Überlieferung auch nur angedeutet lag."

Endlich haben wir eine bezeichnende Eigentümlichkeit Hartmanns zu berühren, die insbesondere auch im Armen Heinrich zutage tritt. Hartmann liebt es nämlich, zuerst einen Streit und dann die Versöhnung sittlicher Gegensätze vorzuführen.

Das gibt sich in allen seinen Werken kund, am schönsten und reichsten, weil der Zwiespalt ein verschiedenartiger und doppelter und so auch dessen Aufhebung in sich symmetrisch doppelt ist, im Armen Heinrich. Heinrich, reich an den Gütern und an jeglicher Tugend dieser Welt, aber arm an geistlichem Gute, arm durch die Schuld der Nichtachtung Gottes, wird dafür heimgesucht mit der Strafe und der Prüfung des Aussatzes. Er trägt das aber nicht mit Geduld; auch die Entäußerung all seiner Habe ist mehr ein Werk der Verzweiflung als der Ergebung. Ihm steht gegenüber die Tochter des Meiers, bei dem er Zuflucht gesucht: sie ist irdisch arm, aber geistlich desto reicher; aus der Fülle dieses Reichtums kommt auch der Entschluß, sich für ihren Herrn zu opfern. Eben jedoch, da es geschehen soll, tritt in Heinrichs Gemüte der Umschlag ein: er entschließt sich dem Willen Gottes ohne solch einen grausamen Eingriff sich zu fügen, das Mädchen also am Leben zu lassen. Gottes Gnade belohnt ihn: er gelangt wunderbar auch so zur Genesung und mit der Genesung wieder zu den alten Gütern und Ehren, ja wie Hiob zu noch größerem Reichtum, bleibt aber nun unwandelbar Gott zugewendet: nun ist er an Leib und Seele reich. Und auch der Jungfrau wird ihr Lohn: ihr Wille ist für die Tat genommen worden, und indem Heinrich dankbar sie zur Gemahlin wählt, wird ihr zu dem inneren Reichtum, den sie von je besessen, nun auch der äußere noch gegeben, Gut und Ehren.

So hat der Arme Heinrich bei aller Einfachheit und Kürze des Verlaufes doch eine große Fülle und Mannigfaltigkeit der Komposition.

2. **Charakteristik der Personen.** Dazu kommt noch ein anderer Vorzug. Überall zeigt sich psychologische Feinheit und Beweglichkeit und Kunst der Charakteristik, die gelegentlich auch naiv schalkhaften Zügen nicht spröde aus dem Wege geht, sobald damit Personen und Umstände treffend können bezeichnet werden. Es zeigt sich das bei Hartmann überall, besonders aber wiederum im Armen Heinrich: hier ist die eigentümliche Kunst Hartmanns mit vorzüglicher Liebe und Hingebung gepflegt. Als Mittel der Charakteristik dienen nicht Ereignisse, davon sind zu wenige und zu wenig wechselnde, sondern Rede, Selbstgespräch und Zwiegespräch, die ausführlich sind, ohne breit zu sein.

Mit wie feiner Seelenkunde ist die Jungfrau gezeichnet! Wir erleben es förmlich mit, wie das Mitleid des Mädchens entsteht und

allmählich bis zu jenem Opfermute sich steigert, der die Schrecken des Todes nicht fürchtet, ja sie herbeisehnt; wie die bejammernswerte Krankheit des Ritters, seine Verlassenheit, seine Milde und Güte gegen die Eltern, deren bange Zukunft, sein Hinsiechen, seine Reue, die Liebe des Mädchens zu dem Ritter, ihre Sehnsucht nach der ewigen Seligkeit und der Glaube, die Himmelskrone durch den Opfertod am unzweifelhaftesten erwerben zu können — wie alles dies dazu beiträgt, das Mitleid bis zu der Höhe der Aufopferung zu steigern, und wie dann im Angesicht des Todes das Mädchen auch wirklich den vollgültigen und sicheren Beweis für die Reinheit seines Strebens und die Hoheit seines Willens liefert.

Sinnvolle Männer, Goethe, ihm folgend Gervinus u. a. haben die Aufopferungslust des Mädchens unnatürlich gefunden und dem Dichter den Vorwurf gemacht, er wäre hier den Traditionen der Märtyrerlegende auf Kosten der Lebenswahrheit gefolgt. Mit Unrecht, wie Cassel a. a. O. S. 460 ff. ausführt. Es heißt dort:

„Mich dünkt diese Auffassung Hartmanns von der tiefsten psychologischen Auffassung der weiblichen Natur und einer unvergleichlichen Feinsinnigkeit zu zeugen. Es ist um ein sich entfaltendes reines Mädchenherz eine wunderbare Sache; es keimen darin, wenn böse Zucht nicht die Knospe verdirbt, die Empfindungen mit zaubervoller Zartheit und elastischer Stärke, eine unbeschreibliche Sehnsucht ohne Begehrlichkeit; es quillt in ihm eine süße Gewalt, aber in reiner Unbewußtheit, ohne sinnliche Farben. Es ist nicht selten, daß in diesem kindlichen Mädchenherzen zu dem ersten edlen Mann, an den sie Verhältnisse knüpfen, eine ihm oft unbewußte Neigung Wurzel faßt; dann hat es nie eine reinere Empfindung gegeben als diese; sie scheint nur da zu sein wie die Rosenknospe, Duft für den anderen zu atmen, nur liebevollen Blick zu geben, nicht was sinnlichen Reiz hat, zu begehren. In dieser Stimmung stellt der Dichter das junge Mädchen dar

iedoch geliebet ir allermeist
von gotes gebe ein süezer geist.

Der arme Heinrich war der erste Mann, dem sie begegnete; ein edles Wesen ist in ihm, wie auch von Leiden entstellt, er bedarf der Hilfe und ist in Kummer und Klage. Was bedarf es mehr, um ein edles Mädchengemüt in den Jahren der ersten Entfaltung zu fesseln? Es kommt die schöne Gewohnheit hinzu; sie lernt von ihm und hört sein sinnig wehmütiges Wort; sie weiß nichts von dem, was man begehrliche Minne nennt; er betrachtet sie wie ein Kind und sie ihn für ihren Herrn; die Unschuld empfindet seine freundlichen Schätze aber mit unbewußter Tiefe; als sie von seinem Tode hört, springt eine Knospe auf, die des Schmerzes, für den sie keinen Namen und ihre Eltern keinen Grund wissen; in ihrem Entschluß, sich für ihn zu opfern, liegt nicht bloß keine Unnatur, sondern die tiefste, herrlichste Natur verborgen. Solche Mädchenherzen lieben noch, ohne zu verlangen. Oder man „liebt“ vielmehr gar nicht; es waltet ein unaus-

sprechliches Wesen, in der man zum Größten aufgelegt ist, was die weibliche Natur zu leisten vermag. Dabei ist das Verhältnis des Mägdeleins zu ihrem Herrn so zart. Wer kann an eine Minne denken, wie sie dem Ritter geläufig war? Es ist eben ein „süezer geist“ im Mädchen, über dem ein duftgewebter Schleier des Geheimnisses liegt, dessen reizbare Lebendigkeit eher für ihren Herrn den Tod selber leiden, als ihn sterben sehen will. In unserer Zeit sind wir auch wenig gewohnt, von der, wie wir sagen, romantischen Gewalt eines reinen Frauenherzens Beispiele zu sehen; das Abstreifen des ersten Schmelzes geschieht durch unsere Lebenskombinationen zu früh, es tritt zwischen dem, was noch in der alten Dichtertradition von Frauengewalt lebt, und unserem sichtbaren Leben ein greller Unterschied ein. In unserer Zeit ist der Glaube verloren gegangen. Wie die Individualitäten der Männer verflacht sind, so die tiefen Naturen der Frauen, das Außerordentliche erscheint uns unnatürlich; wir verstehen das Gefühl des Mädchens so wenig wie seine Eltern; nur sind arme Bauerneltern, die ihrem Herrn gegenüberstehen, weniger geeignet — es müßte denn die Mutter sein —, ein so tief episches Geheimnis im Herzen der Tochter zu verstehen, als es uns, die wir in der Schule der großen Dichter und Erfahrungen aller Zeiten gebildet werden, deutlich sein sollte.

Wenn das Mädchen über ihren großen Entschluß Rechenschaft geben soll, welche anderen Quellen öffnen sich für eine Beredsamkeit, der das eigentliche tiefe Motiv der Tat, die sie unternehmen will, verborgen ist, als im Enthusiasmus und hier der Zeit und der Richtung gemäß, der der religiösen Askese! Der Dichter hat für sie keine andere Sprache, als sie seine Zeit gern im Munde der Jungfrau sah; eine Zeit, in welcher eine Fülle der Legenden von der Gleichgültigkeit edler Frauen gegen die weltlichen Freuden berichtete, wo der ekstatische Enthusiasmus, wie er die Männer und die Taten der Kreuzzüge belebte, so auch die Frauen und wieder mehr als je durchzuckte. Was sie ihren Eltern antwortet, klingt überklug; man erstaunt in dem Munde eines jungen Mädchens diese Verachtung der Welt, diese Geringschätzung ihrer Freuden, dieses Abmessen ihrer Hoffnungen zu vernehmen; der Dichter leiht ihr die Sprache einer Askese, wie wir sie so in den Legenden fast wörtlich wiederfinden; aber diese unnatürliche Ekstase steht diesen Naturen, die fortgerissen sind von einer Empfindung, die dunkel in ihnen waltet, ganz eigentlich an; indem sie nicht wissen, warum sie wollen, wohin es sie drängt, verfallen sie in die übergewöhnliche Begeisterung, die ihnen nicht ganz natürlich ist. Dunkel lebt in der Jungfrau der Schmerz einer Sehnsucht, jungfräulich und rein; dunkel auch der Grund, der sie unerfüllbar macht; am tiefsten und dunkelsten der Schmerz darüber, daß sie dem vollkommenen Mißverständnis über ihre Tat und den Trieb dazu begegnete. Darum halten wir die Rede, die sie hält, so unnatürlich sie im ersten Augenblick scheint, für ein wahres Meisterstück poetischer Sinnigkeit. Der Dichter entfaltet darin eine Seelenkunde, die ihm

wahrlich die Liebe erwirbt, um die er bittet. Erst wird in der Ekstase die so natürliche Verzweiflung kund, man könnte ihr das Opfer, an welchem ihre Seele hängt, nehmen: was ihr denn ein so elendes Leben solle, an dem ihr Herz sich keine Freude verspricht; wenn sie ausruft, wie ihr Herr es sei, dem sie diese liebevolle Verachtung des Lebens verdanke, so schimmert doch durch, was sie ihren Eltern mit Hast nachweist, daß sie ja doch nicht glücklich werden könne; sie setzt gar nicht den Fall, daß ein Mann nach Wahl ihrer Eltern ihr ein freudig Leben bereiten könne; selbst wenn der, welchen ihr die Eltern aussuchen, reich ist und wert, so ist es doch nicht möglich, daß ihr wohlgeschehen sei; denn, ruft sie, sich gleichsam enträtselnd, aus:

„wirt er mir liep, daz ist ein nót,
wirt er mir leit, daz ist der tot.“

Wird er ihr lieb, so kömmt sie in Zwiespalt mit ihrem Herzen, wird er ihr leid, so ist das ein traurig Leben wie der Tod. Dieses dunkle Gefühl ihres Herzens bricht auch in den Worten voll stürmischen Verlangens aus, sie dem himmlischen „Baumann“ zur Frau zu geben; dem ist sie nicht zu klein und arm, der hat auch zu ihr so große Minne als zu seiner Königin. Sie habe zwar die Pflichten gegen ihre Eltern, aber ihrer Treue gegen sich selbst darf sie sich nicht entschlagen. Diese Treue besteht darin, „sich und ihren Herrn zu erretten“, davon soll sie niemand abbringen; sie will dahin, wo sie ganze Freude finde: ihre Eltern hätten noch andere Kinder, die sie weltlich erfreuen werden; sie könne dies nicht so tun. Ihre jungfräuliche Begeisterung, plötzlich erwacht durch das Bewußtsein ihres Schmerzes, reißt sie zu einer Bestimmtheit hin, daß ihre Eltern erstaunen und glauben, es habe der heilige Geist plötzlich die Zunge des kindlich schüchternen Mädchens gelöst; obschon schmerzzerrissen, wissen sie nicht zu widerstehen; die kindliche Sehnsucht des Mädchens, die einen fast leidenschaftlich hinreißenden Aufschwung genommen, dem nachgiebigen Schmerz der Eltern gegenüber, die gar nicht begreifen, wie sie zu diesem Verluste kommen, bildet einen wahrhaft dramatischen Effekt. Die tugendlich verborgene Liebe eines Mädchens schafft die Bauernhütte plötzlich um in eine Szene voll gewaltiger Herzensbewegung.“

Nie ist eine selbstlose, ganz sich hingebende, tiefe Fülle eines edlen, reinen Herzens ansprechender, wahrer und ergreifender dargestellt worden als im „Armen Heinrich“. Aber ebenso wahr und tief hat Hartmann auch den Charakter des **Mannes** erfaßt.

Herr Heinrich von Aue war „ein bluome der jugent“ (eine Blume der Jugend), staeter triuwe ein adamas (ein Musterbild in Treue und in Güte), er sanc vil wol von minnen, alsus kund er gewinnen der werlte lop unde preis (er sang viel von Minne, darum konnte er von der Welt Lob und Preis gewinnen), er war zugleich „hübesch und darzuo wis“ (hübsch und dazu klug).

Aber er war kein „Gottesritter“; er wußte nicht, daß wer in der höchsten Würde vor Gott lebt, vor Gott am wenigsten gilt, wenn er

die Demut nicht besitzt. Darum „sîn hôchmuot wart verkêret in ein leben gar geneiget“ (sein Hochmut ward verkehrt in ein sehr niedriges Leben). Er ward krank und fiel in die „miselsuht“, den Aussatz. Da verließ ihn alle Herrlichkeit. Wie er sich bisher bloß am Lobe der Welt gesättigt, so ward er jetzt tief betrübt, daß keiner ihm treu blieb. Er hatte auf die Weltlichkeit all sein Sinnen gestellt, darum fühlte er sich jetzt ganz verlassen und unfroh (v. 149 ff.):

sîn swebendes herze daz verswanc,	Sein schwebend Herz im Schmerz versank,
sîn swimmendiu fröude ertranc,	Seine schwimmende Freude, die ertrank,
sîn hochvart muoste vallen,	Seine Hochfahrt mußte fallen,
sîn honec wart ze gallen.	Und sein Honig ward zu Gallen.

Aber noch immer dachte er nicht, daß es eine Gottesprüfung sei, die ihm aufgelegt war; er suchte der Ärzte Hilfe für sein Übel. Erst als er erfuhr, daß Menschen ihm nicht helfen konnten, demütigt er sich. Doch geschieht dies noch nicht im vollen Maße, und die Verteilung seines Besitzes, das Zurückziehen in weltfremde Einsamkeit sind nur äußere Vorgänge. Dem Charakter der Schuld entsprechend muß eine innere Wandlung von Grund aus eintreten. Die Trübsal, die ja Strafe, Erziehung, Läuterung ist, hatte bei dem elenden Menschen ihren Zweck noch nicht ganz erfüllt. Er war noch nicht frei von einer feinen Selbstsucht geworden. Andernfalls hätte er das Opfer nicht annehmen können, durch das ein junges Leben seinen dem Tode verfallenen Leib retten will.

Die völlige innere Wandlung vollzieht sich erst in dem Augenblicke, als Heinrich erkennt, wie unwert sein Leben ist, wie hoch die Aufopferung des Mädchens, das sein Leben für ihn hingeben will, über seiner Selbstsucht und seinem trotzigen Unmute steht. Bis dahin hatte er in dem Mädchen nur das Kind gesehen, das er in ihr suchte, das Kind, dem er wohl eine freundliche Zuneigung entgegenbrachte, das ihm aber doch immer nur das Kind einer Bäuerin war.

Erst als es in Salerno zum tödlichen Akte kommen soll, und er, von dem Wunsche beseelt, sie noch einmal zu sehen, durch den Spalt der Tür blickt, da wird ihm plötzlich das Unrecht, das er begehen will, klar. „Nû er si also schoene sah“, jetzt als er ihre jungfräuliche Schönheit sah, macht er sich Vorwürfe, jetzt sieht er ein, wie sündig es ist, seine Gesundheit gleichsam gegen Gott zu erkämpfen; er erkennt, daß man nicht um solchen Preis muß leben wollen, da er auch noch nicht einmal die Sicherheit habe, daß es ihm gegen Gott helfe. Das Kind soll nicht sterben. Er hält den Meister mit den Worten davon ab (v. 1273 ff.):

ditz kint ist alsô wünneclich:	Dies Kind ist also schön und rein;
zeware jâ eumac ich	Nimmer wird mir's möglich sein,
sinen tôdes nicht gesehen.	Ihren blut'gen Tod zu sehen.

Und wie von inniger neuer Herzensgewalt ergriffen, mag er ihren Tod jetzt um keinen Preis; ihn erweicht nicht ihr Bitten, nicht ihr Spott; das Kind war für ihn plötzlich ein höherer Gegenstand

geworden. Er kehrt zurück, ohne Hoffnung gesund zu werden, und läßt „als ein frumer ritter sol", alles über sich ergehen.

Und jetzt erst, als er völlig Herr über seine eigensüchtige Regung geworden ist und sein Geschick und seine Hoffnung allein in Gottes Hand gegeben hat, ist die innerliche Reinigung ganz vollbracht und die Würdigung zu einem neuen, erhöhten Lebensglück gewonnen. Der Ritter wird nicht nur von seiner Krankheit geheilt, sondern zugleich auch verschönt und verjüngt: er erscheint wie ein Jüngling von 20 Jahren (v. 1296—1301); damit ist auch der ursprüngliche Altersunterschied zwischen ihm und seiner Retterin, einem halben Kinde, ausgeglichen.

So steht nichts mehr im Wege, daß er sie, die aus Liebe zu ihm ihr Leben hat opfern wollen, zu seiner Gattin mache. Und nun zeigt es sich auch, daß seine Sinnesänderung eine völlige ist.

Der vornehme, fast fürstengleiche Ritter erhebt die Jungfrau unter Zustimmung seiner Sippe zu seiner Gemahlin, obwohl sie nur die Tochter eines von ihm abhängigen Bauern ist. Das will gerade für seine Zeit, wo der neugeschaffene Ritterstand sich auf seine Ausnahmestellung viel zugute tat, nicht wenig besagen. Die Schranken des Standesbegriffes werden von ihm unbedenklich durchbrochen; ihm geht jetzt edle Menschlichkeit über konventionelle gesellschaftliche Werte:

„Wer recht tuot, der ist wol geborn:
ône tugent ist adel gar verlorn."

(Freidank 54, 6.)

3. **Die Idee des Gedichtes.** So hat denn der Dichter aus der Geschichte die schönste und reinste Sittenlehre für seine Zeitgenossen geschaffen: man kann das Leben genießen, aber nicht ohne Gott; man braucht nicht die Güter dieser Welt, die Schönheit, den Ruhm, den Beifall zu verachten, darf aber nicht auf sie allein das Heil stellen. „Die Zerbrechlichkeit des menschlichen Glückes und die Stetigkeit der Treue, der zarteste weibliche Opfermut und die tiefgewurzelte Selbstsucht in dem Mannesherzen; die Überwindung dieses schlimmsten inneren Feindes und damit die Genesung und Wiederherstellung des Glückes": das sind die ergreifenden Gegensätze in dem innig frommen Gedichte.

4. **Die Sprache des Gedichtes.** Was nun endlich die sprachliche Seite der Dichtung anlangt, so ist vor allem die klare und anmutige Beredsamkeit des Dichters zu bewundern. Bei keinem seiner Zeitgenossen finden wir eine so große Gewandtheit im Ausdruck, eine solche Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Redeflusses, eine solche Sorgfalt in der Behandlung des Reimes, eine solche Sauberkeit der Sprache wie bei ihm.

Bei Hofe und in der höfischen Gesellschaft überhaupt war damals ein französisch-deutsches Sprachgemenge beliebt: Hartmann hält sich von dieser Unart frei. Er gebraucht ein reines Deutsch, französische Ausdrücke nur soweit, als sie allgemein gebräuchlich oder geradezu unvermeidlich waren, wie gewisse Fremdwörter des Turnierwesens, die sogar in die Volksepik eingedrungen sind.

Die Darstellung geht im „Armen Heinrich" ganz in Handlung auf, nicht nur in dem äußeren Verlauf der Erzählung, sondern auch in den inneren Gemütsstimmungen der Menschen. Das Mädchen weicht nicht von dem Bette Heinrichs und sitzt zu den Füßen desselben; es weint Nächte hindurch, ehe sein Entschluß zur Reise gekommen ist; es zerrauft sich das Haar, als der Arzt die Opferung nicht vollziehen will; die Eltern vergießen Tränen und lachen zugleich vor Freude, als sie ihre Tochter und den armen Heinrich gesund wieder haben usw. Der Ausdruck ist überall dem raschen Gange der Handlung angemessen.

Von Bildern und Gleichnissen macht der Dichter wenig Gebrauch, um den Fluß der Erzählung nicht zu stören. Wenn sie aber auftreten, sind sie schlagend. So gibt er gleich im Anfange, nachdem er das Glück und die preiswerten Sitten des Ritters geschildert hat, der alten und doch ewig neuen Klage — daß ein ungetrübtes Glück keinem Sterblichen zuteil werde, daß die Blüten des Lebens oft dann abfallen, wenn man wähnt, sie prangten im schönsten Schmuck, in den folgenden ergreifenden Worten Ausdruck (v. 97 ff.):

Dirre werlte veste,	Die große Feste dieser Welt,
ir staete unde ir beste,	Die hier so gut und schön sich hält,
und ir groeste magenkraft,	In ihrer ganzen Majestät
diu stât ône meisterschaft.	Doch ohne Halt und Wert besteht.
des muge wir an der kerzen sehen	Ein wahres Gleichnis dieser Art
ein wârez bilde geschehen,	An einer Kerze man gewahrt,
daz si zeiner aschen wirt	Die während sie gebiert das Licht,
enmitten dô si licht birt.	In Asche gleich zusammenbricht.
wir sîn von broeden sachen.	So sind wir selber ohne Halt.
nû seheut wie unser lachen	Seht, wie doch unser Lachen bald
mit weinen erlischet.	In Weinen wiederum erlischt.
unser süeze ist vermischet	Was süß uns dünket, ist vermischt
mit bitteren gallen.	Mit manchen bittern Gallen.
unser bluome der muoz vallen	Der Blütensproß muß fallen,
so er aller grüenest waenet sîn.	Wenn er am grünsten wähnt zu sein.

3. Überlieferung und Würdigung des Gedichtes.

Der „Arme Heinrich" ist uns nach drei vollständigen Handschriften bekannt, einer Straßburger, die jetzt verbrannt ist, einer Heidelberger und einer Kolaczaer. Dazu kommen geringe Bruchstücke einer sehr guten Handschrift aus St. Florian und einer Münchener, aus Kloster Indersdorf stammend.

Abgedruckt wurde das Gedicht zuerst von Müller, dem wir auch das Nibelungenlied u. a. verdanken, in seiner Sammlung deutscher Gedichte des XII—XIV. Jahrhunderts, Bd. I, 1783/84. Wie es schon von

---

100 meisterschaft, Überwältigung, Begeisterung, Herrschaft: Kraft und Gewalt sich zu behaupten. 104 inmitten, zeitlich inzwischen, währenddessen. 105 broede sache, wir sind gebrechlich. 107 Noch im Bilde der Kerze. 110 Jes. 28, 1: Wehe der welken Blume, ihrer lieblichen Herrlichkeit!

etwas jüngeren Dichtern aus der Zeit Hartmanns, besonders von Konrad von Würzburg, mehrfach benutzt wurde, so hat es seit dieser seiner ersten Buchausgabe auch die Aufmerksamkeit der Neueren immer wieder auf sich gezogen: es ist oft herausgegeben worden, zum Teil von den allernamhaftesten Germanisten, den Gebrüdern Grimm, Lachmann, Haupt, Wackernagel u. a.; ebenso haben sich an den Übertragungen des Gedichtes Männer von klangvollen Namen beteiligt: die Brüder Grimm, Simrock, Gust. Schwab, Chamisso usw. Auch eine italienische Prosaübersetzung ist 1881 erschienen. In neuerer Zeit hat Gerhart Hauptmann das kleine Epos sogar dramatisch umgestaltet. Alles Beweise, daß die Dichtung einen dauernden Wert hat und daß ihr Reiz fortbesteht.

4. Bekanntes und Verwandtes.

Der Gedanke, der in der lieblichen Erzählung ausgedrückt ist, ermangelt nicht in manchen seiner einzelnen Züge der Analogien früherer Begebenheiten.

Auf Hiob verweist Hartmann selbst einigemal. Allerdings ist bei Hiob auch nur das plötzlich eintretende, scheinbar unverschuldete Elend und die lange Duldung des frommen Mannes ein Gegenstand des Vergleiches, der sehr nahe lag; sonst fehlt ja der biblischen Theodice die tätige Liebe und der romantische Schmelz unserer kleinen Erzählung, auf die der Dichter den eigentlichen poetischen Nachdruck legt.

Man hat auch an die Ähnlichkeit mit Alkestis gedacht, die für ihren Gemahl sich opfert und von Herkules der Unterwelt entrissen wird. Aber hier ist das Opfer wirklich angenommen, und es fehlt auch hier die romantische Zutat der jungfräulichen Liebe; die Rettung geschieht auch nur der Alkestis wegen.

Überhaupt an ein Opfer zu denken, wie etwa dasjenige, das Abraham auf Gottes Befehl an Isaak vollziehen wollte, ist nur zum Teil als Analogie möglich, da in unserer Geschichte neben der moralischen Essenz des Blutes die Freiwilligkeit das Hauptmoment bildet. Nicht wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, sondern frei und mit Lust will die Jungfrau den Tod. Das Blut der freiwilligen Liebe soll retten und helfen. Der Dichter denkt dabei freilich nicht an das religiöse Gleichnis vom Pelikan, nicht an Christi Tod; denn die Aufopferung des Mädchens hat einen irdischen Beigeschmack, und die Tat selber wird ja von Gott gemißbilligt.

5. Hartmanns übrige Dichtungen und seine Lebensverhältnisse; Charakteristik des Dichters.

1. **Die übrigen Dichtungen.** Außer dem „Armen Heinrich“ hat Hartmann von Aue noch drei epische Dichtungen geschrieben: als Gegenstück zum „Armen Heinrich“, bei dem eine Schuld der Gesinnung vorhanden ist, die Legende von G r e g o r i u s auf dem

Stein, der eine Schuld der Tat büßen muß; ferner zwei Artusromane (s. darüber später), die auch ein und dasselbe Problem nach zwei entgegengesetzten Richtungen behandeln, „Erek“ und „Iwein“: Erek läuft Gefahr, in der Liebe zu seinem Weibe sein Rittertum, Iwein im Rittertum seine Liebe zu verlieren; erst nach manchen Verwickelungen wird das Gleichgewicht zwischen den beiden Mächten, der ritterlichen Ehre und der Minne, die ja die beiden Hauptmotive der Artusdichtung bilden, wiederhergestellt.

Beide Epen sind Umdichtungen der gleichnamigen französischen Epen von Chrestiens de Troyes, in beiden aber „tritt deutsche Eigenart doch klar hervor, ganz besonders in der Verherrlichung der triuwe neben dem Mannesmut“. (Bötticher.) Auch der heil. Gregorius ist nach französischer Vorlage gedichtet.

Gregorius auf dem Stein oder der guote sündaere, „ein christlicher“ Ödipus, ist aus verbotener Ehe entsprossen und heiratet unwissentlich seine eigene Mutter. Wie das Entsetzliche offenbar wird, läßt er sich auf einen Felsen schmieden und bleibt hier 17 Jahre lang, bis ihn die Römer wegen seiner Heiligkeit auf den Stuhl Petri berufen. Hier trifft er wieder mit seiner Mutter zusammen, die er als Papst losspricht und mit Gottes unendlicher Güte tröstet.

Erek, Hartmanns Jugendwerk, berichtet von dessen Liebe zu der schönen Enita. Mit dieser vermählt, scheint er in Gefahr, „sich zu verliegen“, d. h. untätig und kampfscheu zu werden. Auf ihre Mahnung unternimmt er einen Abenteurerzug, wo er durch die Tat beweist, daß er Heldenkraft besitzt. Der Gattin läßt er ihre Treue übel entgelten, am Ende folgt aber eine Versöhnung mit ihr.

Iwein ist das reifste Werk des Dichters. Der Ritter, der wie Erek zur Tafelrunde gehört, besteht ein Abenteuer an einem Zauberbrunnen und erschlägt den König, der diesen hütet. Durch Vermittelung der klugen Lunete, der Kammerfrau der Königin, wird er der Gemahl der Witwe, der Königin Laudine, muß sich aber nachher von seinem Oheim Gawein mahnen lassen, „sich nicht zu verliegen“. Nun erbittet er von seiner Gattin Urlaub auf ein Jahr und besteht eine Reihe von Kämpfen, infolge deren er diese Frist nicht einhält. Laudine läßt ihn deshalb bei der Tafelrunde der Treulosigkeit beschuldigen, und er verfällt darüber aus Kummer in Wahnsinn und wird ein Gast der Einöde. Durch die Pflege einer Dame genesen, besteht er neue Kämpfe, befreit darauf auch einen Löwen aus den Umstrickungen eines Drachen. Der Löwe folgt ihm seitdem wie ein Hündlein, und Iwein führt danach die Bezeichnung „der Ritter mit dem Löwen“. Abenteuer auf Abenteuer folgen nun in einer langen Reihe. Zuletzt besteht der Held einen Zweikampf für Lunete, die von Laudine zum Tode verurteilt war, da sie auf deren Rat sich für die Vermählung mit Iwein entschlossen hatte. Auch hier erfolgt zum Schluß die Versöhnung zwischen den beiden Gatten.

Aus dem Iwein.*)

Kalogreant, ein Ritter am Hofe des Königs Artus, erzählt seine Abenteuer, die er vor zehn Jahren bestanden, um Iwein, den Haupthelden unseres Gedichtes, zur Aufsuchung ähnlicher zu veranlassen. Die Erzählung beginnt, wie er am Morgen eine Burg verläßt, wo er freundliche Aufnahme gefunden hatte.

Dan schiet ich undreit vil vruo
ze walde von gevilde.
dâ râmet ich dër wilde
und vant nâch mitten morgen
in dëm walde verborgen
ein breitez geriute
âne die liute.
dâ gesach ich mir vil leide
eine swære ougenweide,
al dër tiere hande,
die man mir ie genande,
vëhten unde ringen
mit eislîchen dingen.
dâ vâhten mit grimme
mit griulîcher stimme
wisende und ûrrinder.
dô gehabt ich hinder,
und rou mich, daz ich dar was komen.
und hëten sî mîn war genomen,
sone triut ich mich niht erwern,
wan ich bat mich got genern.
vil gërne wold ich von dan.
do gesach ich sitzen einen man
in almitten under in:
daz getrôste mir dën sin.
dô ich aver im nâher quam
und ich sîn rëhte war genam,
dô vorht ich in alsô sêre
als diu tier, oder mêre.
sîn menneschlîch bilde
was anders harte wilde.
ër was eim môre gelîch,
michel unde als eislîch,
daz ëz niemen wol geloubet.
zwâre ime was sîn houbet
grœzer danne eim ûre.
ëz hëte dër gebûre
ein ragendez hâr ruozvar:
daz was im vast unde gar
verwalken zuo dër swarte
an houbet unde an barte,
sîn antlütze wol ellen breit,
mit grôzen runzen beleit.
ouch wâren ime diu ôren
als eime walttôren
vermieset zewâre
mit spannelangeme hâre,

Iwein hat den Ton oft auf der zweiten Silbe, wie Artûs, s. O. Schade, Weimar Jahrb. I. S. 10. — 898. râmen, zum Ziel (râm) nehmen, mit Genitiv, also: ich nahm mir die Wildnis zum Ziele. — 899. nâch mitten morgen vormittags. — 401. geriute ein ausgereutetes, also urbar gemachtes Land. — 402. ohne die Leute, welche das ausgerodete Feld doch voraussetzte. — 404. swære schwer, betrübt, gehässig. — 405. al dër tiere hande, hande ist Akkus. und al dër tiere (Genit.) von ihm abhängig (omnium animalium speciem s. species) statt der gewöhnlichen Konstruktion aller hande tier. — 408. mit eislîchen dingen für das Adverb.: so daß eislîchiu dinc dabei waren. Dieser Gebrauch des Plurals von dinc hat sich im Nhd. noch in der Redensart: mit rechten Dingen erhalten. — 411. ûrrint Auerochse. — 412. hinder gehaben, sich zurückbegeben, umkehren. rou Präter. von riuwen reuen. — 415. 416. so hätte ich mich nicht getraut, mich ihrer zu erwehren, es sei denn, daß ich Gott gebeten hätte, mich zu beschützen. — 419. in almitten doppelt zusammengesetztes Adverbium. — 425. 426. Menschlich war wohl seine Gestalt, übrigens aber (anders) war sie sehr wild (fremdartig und roh). — 481. grôz zuweilen für: dick. ûr Auerochs. — 482. gebûre Bauer. — 488. ein struppiges rußfarbenes Haar. — 484. vast als Adverb. für vaste zu nehmen, so daß vaste unde gar heißt: ganz und gar. — 485. verwalken zusammenwalken, dicht in einander wirren. — 440. walttôre und

*) Aus W. Pütz: Altdeutsches Lesebuch[6], herausgegeben von Dr. Conrads. Leipzig 1886, S. 111 ff.

breit alsam ein wanne.
dëm ungevüegen manne
wâren granen unde brâ
lanc, rûch unde grâ;
diu nase als eim ohsen grôz,
kurz, wît, niender blôz,
daz antlütze dürre, vlach;
(ouwî, wie eislîcher sach!)
diu ougen rôt, zornvar.
dër munt hât ime gar
bêdenthalp dër wangen
mit wîte bevangen.
ër was starke gezan,
als ein ëber, niht als ein man:
ûzerhalp dës mundes tür
ragten sî im hër vür,
lang, scharpf, grôz, breit.
im was dez houbet geleit,
daz ime sîn ruhez kinnebein
gewahsen zuo dën brüsten schein.
sîn rüke was im ûf gezogen,
hoveroht und ûz gebogen,
ër truoc an seltsæniu cleit:
zwô hiute hët ër an geleit,
die hëter in niuwen stunden
zwein tieren abe geschunden.
ër truoc ein kolben alsô grôz,
daz mich dâ bî im verdrôz.
dô ich im alsô nâhen quam
daz ër mîn wol war genam,
zehant sach ich in ûf stân
unde nâhen zuo mir gân.
wëder wider mich sîn muot
wære übel ode guot,
dësn wëste ich niht die wârheit,
und was iedoch ze wër bereit.
wëder ërne sprach noch ich.
do ër sweic, dô versach ich mich
daz ër ein stumbe wære,
und bat mir sagen mære.
ich sprach: „bist übel oder guot?“
ër sprach: „swër mir niene tuot,
dër sol ouch mich ze vriunde hân.“
„mahtû mich danne wizzen lân,
waz crêatiure bistû?“
„ein man, als dû gesihest nû.“
„nû sage mir, waz dîn ambet sî.“
„dâ stên ich disen tieren bî.“
„nu sage mir, tuont sî dir iht?“
„si lobetenz, tæt ich in niht.“
„entriuwen vürhtent sî dich?“
„ich pflige ir, und sî vürhtent mich
als ir meister unde ir hërren.“
„sage, waz mac in gewërren
dîn meisterschaft und dîn huote,
sîne loufen nâch ir muote

waltman (v. 598) scheinen gleichbedeutend zu sein (Riese, Satyr). — 441. vermieset vermooset, mit moosartigem Haare bedeckt. — 445. gran (fem.) Barthaare an der Oberlippe. brâ (plur. brâwen) Augenbraue. — 446. grâ, gen. grâwes grau, greis. — 449. Ein flaches Antlitz gibt tierisches Ansehen. Daher bedeutet vlacher Affe. — 451. zornvar zornfarben. — 453. bêdenthalp Adverb., das wegen seines substantivischen Ursprungs den Genit. regiert: beide Seiten der Wangen. — 454. mit Weite befangen, d. h. er war weit aufgeschlitzt — 455. gezan mit Zähnen versehen. — 458. das Substantiv, worauf sich sî bezieht, ist in dem Adjektiv gezan enthalten, also die zene. — 464. hoveroht höckerig. — 465. seltsæniu seltsame. — 467. neulich. — 470. der Sinn: daß ich gern je eher, je lieber von ihm weg gewesen wäre. — 475. wëder das neutr. sing. dieses Pronomens wird als disjunktive Fragepartikel gebraucht (wie engl. whether, lat. utrum) und zwar a) in direkten Fragen, wo die nhd. Sprache keine Partikel gebraucht, b) in indirekten Fragen, wo wir jetzt ob gebrauchen. Außerdem für newëder mit abgefallenem ne und folgendem noch (wie v. 479) und ohne weitere Verneinung (weder — noch). — 480. da kam ich auf den Gedanken, daß er vielleicht stumm wäre, und, um darüber zur Gewißheit zu gelangen, richtete ich eine Frage an ihn. — 484. niene nichts. — 487. crêatiure Genitiv, abhängig von waz. Ähnlich im Lat. z. B. Quid rei est? — 490. dâ häufig im Anfange einer Antwort. Diese Tiere hüte ich, beherrsche ich.

492. sie würden es loben, also sich freuen. — 498. entriuwen in Wahrheit. —

ze walde und ze gevilde?
wan ich sihe wol, sî sint wilde,
sine erkennent man noch sîn gebot.
ichn wânde niht, daz âne got
dër gewalt iemen töhte,
dêr sî betwingen möhte
âne sloz und âne bant."
ër sprach: „mîn zunge und mîn hant,
mîn böte und mîn drô,
die hânt mirs gemachet sô
daz sî bibende vor mir stânt
und durch mich tuont unde lânt.
swër ouch anders under in
solde sîn, als ich bin,
dër wære schiere verlorn."
„hërre, vürhtents dînen zorn,
so gebiut in vride hër ze mir."
ër sprach: „niene vürhte dir:
sine tount dir bî mir dehein leit.
nû hân ich dir vil gar geseit,
swës dû geruochtest vrâgen:
nune sol dich niht beträgen,
dunesagest mir, waz dû suochest.
ob du iht von mir geruochest,
daz ist allez getân."
ich sprach: „ich wil dich wizzen lân,
ich suoche âventiure."
dô sprach dër ungehiure:
„aventiure? waz ist daz?"
„daz wil ich dir bescheiden baz.
nû sich, wie ich gewâfent bin:
ich heize ein rîtr und hân dën sin,
daz ich suochende rîte
einen man, dër mit mir strîte,
dër gewâfent sî als ich.
daz prîset in, ersleht ër mich:
gesige ich aber im an,
sô hât man mich vür einen man,
und wirde wërder danne ich sî.
sî dir nû nâhen oder bî
kunt umb selhe wâge iht,
daz verswîc mich niht,
unde wîse mich dar,
wand ich nâch anders nihte envar."
alsus antwurt ër mir dô:
„sît dîn gemüete stêt alsô,
daz dû nach ungemache strëbest
und niht gërne sanfte lëbest,
ichn gehôrt bî mînen tagen
nie selhes niht gesagen,
waz âventiure wære:
doch sag ich dir ein mære:
wil dû dën lîp wâgen,
sone darftû niht mê vrâgen.
hie ist ein brunne nâhen bî
über kurzer mîle drî:
zwâre unde kumestu dâr
und tuostû ime sîn rëht gar,

503. daß, Gott ausgenommen, jemanden die Gewalt (Macht) taugte (ausreichte), daß er sie bezwingen könnte. Der Ausdruck erinnert an v. 56 des Hildebrandsliedes. — 504. dêr für: daß er. — 512. als ich bin, nämlich so mitten unter ihnen (in almitten 419). — 515. Frieden gegen mich. — 519. geruochen (im Nhd. geruhen) für gut finden, belieben. — 523. âventiure, eine noch stärkere Höflichkeitsform als unser: das steht zu deinen Diensten. — 525. Benecke in Haupts Zeitschrift I. S. 42ff. zeigt, daß dieses aus dem Romanischen (adventura von advenire statt evenire) ins Deutsche übergegangene Wort zwei Hauptbedeutungen hat: 1. Ereignis, besonders ein unbegreifliches, wunderbares Ereignis, 2. Bericht. Nach der in unserer Stelle gegebenen Antwort bedeutet âventiure vorzugsweise die ritterlichen Kampfspiele, oder tjoste. Mit demselben Namen wurde aber auch jedes gefahrvolle Unternehmen eines Ritters bezeichnet. In der zweiten Bedeutung ist es am gewöhnlichsten ein schriftlicher Bericht, auf den sich die mündliche Erzählung (daz mære) gründet, und in dieser Bedeutung erscheint diu âventiure häufig personifiziert, frou âventiure. — 531. suochende nämlich einen man (v. 532). — 537. und ich werde angesehener, als ich vielleicht bin. — 538. wofern dir nun in der Nähe, oder hier zur Stelle von solchem Wagnis etwas bekannt ist. — 547—549. als Parantheſe zu fassen. — 554. über nicht im heutigen Sinne: mehr als, sondern: in einer Entfernung von

tuostû dan die wider kêre
âne grôze dîn unêre,
sô bistû wol ein vrum man:
dâne zwîvel ich niht an.
waz vrumt, ob ich dir mêre sage?
ich weiz wól, und bístû niht ein zage,
so gesihestû wol in kurzer vrist
sëlbe, waz diu rede ist.
noch hœre, waz sîn rëht sî.
dâ stêt ein capelle bî,
diu ist schœne und aber cleine.
kalt unde vil reine
ist dër sëlbe brunne:
in rüeret rëgen noch sunne,
nochn trüebent in die winde.
dës schirmet im ein linde,
daz nie man schœner gesach!
diu ist sîn schate und sîn dach.
si ist breit, hôch und alsô dic,
daz rëgen noch dër sunnen blic
niemer dar durch kumt:
irn schadet dër winter noch envrumt
an ir schœne nit ein hâr,
sine stê geloubet durch daz jâr.
und ob döm brunne stêt ein
harte zierlicher stein,
undersatzt mit vieren
marmelînen tieren:
dër ist gelöchert vaste.
ëz hanget von eim aste
von golde ein becke hër abe:
jane wæn ich niht, daz iemen habe
kein bezzer golt danne ëz sî.
diu ketene, dâ ëz hanget bî,
diu ist ûz silber geslagen.
wil dû danne niht verzagen,
sone tuo dëm becke niht mê,
giuz ûf dën stein, dër dâ stê,
dâ mîte dës brunnen ein teil:
zwâre, sô hâstû guot heil,
gescheidestû mit êren dan."
hin wîste mich dër waltman
einen stic ze dër winstern hant:
ich vuor dës endes unde vant
dër rede eine wârheit,
als ër mir hâte geseit,
und vant dâ grôz êre.
man enhœret nimer mêre,
diu wërlt stê kurz ode lanc,
sô wünneclîchen vogelsanc,
als ich ze dër linden vernam,
dô ich derzuo geriten quam.
dër ie gewesen wære
ein tôtriuwesære,
dës hërze wære dâ gevreut.
sî was mit vogelen bestreut,
daz ich dër este schîn verlôs
und ouch dës loubes lützel kôs.
dâ wâren niender zwêne gelîch:
ir sanc was sô mislich,
hôch unde nidere.
die stimme gap hin widere
mit gelîchem galme dër walt.

(8 Meilen). — 562. zage ein unentschlossener, zaghafter Mensch. — 564. rede Gegenstand der Rede, wie im Lat. oft amor, cura, desiderium u. ä. für Gegenstand der Liebe usw. — 567. unde aber wird beschränkenden Satzteilen oder Sätzen vorgesetzt und entspricht dem heutigen wiewohl, noch in Süddeutschland: und doch aber. — 572. dës dagegen. schirmen mit Dativ. — 578. daß man nie (eine) schönere (Linde) sah. — 578—580. vrumen (nicht in der Bedeutung: helfen, sondern: Einfluß haben) nicht mit irn zu verbinden; ihr schadet der Winter nicht, noch hat er den mindesten Einfluß auf ihre Schönheit, daß sie nicht das ganze Jahr grün bliebe. — 588. undersatzt gestützt auf, getragen von. Das Zahlwort vor dem Substantiv zuweilen flektier[illegible]89. dreifache Negation. — 593. nichts mehr, als gieße damit. — [illegible] (lat. sinister) link. — 600. dës endes varn (illuc) wie im Nhd. [illegible] nes Weges. — 603. grôz êre große Pracht und Herrlichkeit.

610. tôtriuwesære [illegible] Reue (Buße) für jeden Eindruck abgestorben ist, stumpf durch [illegible] erlôs verlor, nicht mehr sah. — 616. mislich aus mis-gelîch, un[illegible]rtig, mannigfaltig. — 619. galm Schall

wie dâ sanc sange galt!
dën brunnen ich dar under sach
und swës mir dër waltman jach.
ein smâreides was dër stein:
ûz iegelîchem orte schein
ein also gëlpfer rubîn,
dër morgenstërne möhte sîn
niht schœner, swenner ûf gât
und in dës luftes trüebe lât.
dô ich daz becke hangen vant,
dô gedâht ich dës zehant,
sît ich nâch aventiure reit,
ëz wære ein unmanheit,
obe ich dô daz verbære,
ichn versuochte, waz daz wære;
und riet mir mîn unwîser muot,
dër mir vil dicke schaden tuot,
daz ich gôz ûf dën stein.
do erlesch diu sunne, diu ê schein,
und zergienc dër vogelsanc,
alss ein swarz wëter twanc.
diu wolken bigunden
in dën sëlben stunden
von vier enden ûf gân:
dër liehte tac wart getân,
daz ich die linden kûme gesach.
grôz ungnâde dâ geschach.
vil schiere du gesach ich
in allenthalben umbe mich
wol tûsent tûsent blicke:
dar nâch sluoc alsô dicke
ein alsô krefteger donreslac,
daz ich ûf dër ërde gelac.
sich huop ein hagel unde ein rëgen,
wan daz mich dër gotes sëgen
vriste von dës wëteres nôt,
ich wær der wîle dicke tôt:
daz wart alsô ungemach,
daz dër walt nider brach.
was iender boum dâ sô grôz,
daz ër stuont, dër wart blôz
unde loubes also lære,
als ër verbrennet wære.
swaz lëbte in dëm walde,
ëz entrünne danne balde,
daz was zehant tôt.
ich hëte von dës wëteres nôt
mich dës lîbes begëbn,
unde enaht niht ûf mîn lëbn,
und wære sunder zwîfel tôt:
wan dër hagel und diu nôt
in kurzer wîle gelac,
und begunde liehten dër tac.
dô diu vreise zergienc
und ëz ze wëtere gevienc,
wær ich gewësen vür wâr
bî dëm brunnen zëhen jâr,
ichn begüzze in niemer mê:
wan ich hëtez baz gelâzen ê.
die vogele komen widere:

von galen. — 620. galt vergalt. — 628. smareides Smaragd, wie meit, Magd. — 624. ort Ende. — 625. gëlpf bezeichnet keine Farbe und ist von gël, gëlwer durchaus verschieden; jede Farbe kann gëlpf, d. h. feurig, lebhaft sein. — 628. Aus 627 ist nach Benecke zu ergänzen: schœne sîn, wenn Dünste und Nebel ihn in seiner vollen Schönheit erscheinen lassen. — 681. sît da, weil. — 688. verbërn (Stamm bir ich nehme eine gewisse Richtung) sich außer der Richtung nach einem gewissen Ziele halten, daher vermeiden, unterlassen. — 688. Auch dem See auf dem Pilatusberge wird in der Sage die Eigenschaft beigelegt, Ungewitter hervorzubringen. — 640. alss = als si. — 644. wurde (nicht: war) so verwandelt. — 646. ungnâde bezeichnet auch drohende Gefahr, Ungemach, Not, wie gnâde zuweilen Ruhe bedeutet. — 648. in allenthalben Dat. plur. auf allen Seiten. — 649. blic ursprünglich ein schnell hervorbrechender Lichtstrahl; das Frequentativum blikze führt, mit ausgestoßenem k, zum nhd. Blitz, während Blick im Nhd. besonders das aus den Augen schießende Licht bezeichnet. tûsent tûsent tausendmal tausend. — 654. hätte mich nicht — erhalten vor. — 656. ich wäre mehr als einmal erschlagen worden. — 657. ungemach bei Hartmann häufig als Adjektiv. — 659. iender irgend auf Erden.

662. als ër als ob er. — 668. aht f. ahtete. — 670. wan wenn nicht. — 678. vreise Schrecken. — 674. ze wëtere gevâhen besser Wetter werden. — 681.

ëz wart von ir gevidere
diu linde anderstunt bedaht,
si huoben aber ir süezen braht
und sungen vërre baz dan ê.
mirn wart dâ vor nie sô wê,
dësn wær nû al vergëzzen.
alsus hët ich besëzzen
daz ander pardîse.
die sëlben vreude ich prîse
vür alle, die ich ie gesach.
jâ wând ich vreude ân ungemach
unangestlîchen imer hân:
sëht, dô trouc mich mîn wân;
mir nâhte laster unde leit.
nû sëht, wâ dort hër reit
ein rîter: dës geverte
was sô grimme und alsô herte,
daz ich dës wânde, ëz wære ein her.
iedoch bereite ich mich ze wer.
sîn ros was starc, ër sëlbe grôz;
dës ich vil lützel genôz.
sîn stimme lûte sam ein horn:
ich sach wol, ime was an mich zorn.
als ab ich in einen sach,
mîn vorhte und mîn ungemach
wart gesenftet iedoch,
unde gedâht ze lëbenne noch,
und gurte mîme rosse baz.
dô ich dâ wider ûf gesaz,
do was ër komen, da ër mich sach.
vil lûte rief ër unde sprach,
do ër mich aller vërrest kôs:
„rîter, ir sît triuwelôs.
mirn wart von iu niht widerseit,
und habent mir lasterlîchez leit
in iuwer hôchvart getân.
nu wie sihe ich mînen walt stân!
dën habent ir mir verdërbet
und mîn wilt erstërbet
und mîn gevügele verjagt.
iu si von mir widersagt:
ir sult ës mir ze buoze stân
ode mir dën lîp lân.
daz kint, daz dâ ist geslagen,
daz muoz wol weinen unde clagen:
alsus clag ich von schulden.
ichn hân widr iuwern hulden
mit mînem wizzen niht getân:
âne schulde ich grôzen schaden hân.
hien sol niht vrides mêre wësn:
wert iuch, ob ir wëlt genësn!“
dô bôt ich mîn unschulde
und suochte sîne hulde,
wand ër was merre danne ich.
done sprach ër niht wider mich,
wan daz ich mich werte,
wand ich mich gërne nerte,
dô tëte ich daz ich mohte;
daz mir doch lützel tohte.
ich tjostierte wider in:

---

anderstunt (Akk. sing.) zum zweitenmal, aufs neue. — 682. braht Stimme, Schall. — 688. vërre beim Komparativ: weit. — 685. daß nicht dessen (davon) alles vergessen wäre. — 687. ander in dieser Weise im Nhd. nicht leicht übersetzbar, hier kommt wohl „das zweite“ am nächsten. — 691. unangestlîchen ohne Angst. — 692. truoc präter. von triegen. — 698. laster (vom ahd. lahan tadeln) was die Ehre kränkt, Schmach. — 695. geverte die Art, wie einer vert (d. h. kommt, läuft, reitet). — 700. wovon ich sehr wenig Genuß hatte, d. h. was mir freilich wenig half. — 708. ab = aber. in einen ihn allein. — 705. senften erleichtern. — 707. Das Roß wird vor dem Kampfe fester gegürtet, damit der Reiter nicht so leicht aus dem Sattel gehoben werden kann. — 711. kôs von kiesen erblicken. — 718. widersagen hat auch die Bedeutung: Fehde ankündigen. — 714. lasterlîch was mit laster, also mit Schmach verbunden ist.

729. hien oder hiene = hie ne. — 781. stellte ich ihm meine Unschuld dar. — — 788. merre zusammengezogen aus mêrere mit verkürztem e, nur adjektivisch gebraucht, größer, stärker. — 786. da ich mich gerne retten, am Leben erhalten wollte. 789. tjostieren (vgl. zu 525), in rittermäßiger Weise (justa pugna), in gleichem Kampf (daher tjost) kämpfen; als ritterliche Übung verschieden von turnieren, wobei

dës vuort ër mîn rôs hin.
daz beste heil, daz mir geschah,
daz was, daz ich mîn spër zebrach.
vil schône satzte mich sîn hant,
hinderz ros an daz lant,
daz ich vil gar vergaz,
ob ich ûf ros ie gesaz.
ër nam mîn ros und liez mich ligen
mir was gelückes dâ verzigen.
done muote mich niht sô sêre,
ërn bôt mir nie die êre,
daz er mich wolde an gesëhn.
dô ime diu êre was geschëhn,
do gebârter rëhte al diu gelîch,
als im aller tägelîch
zëhenstunt geschæhe alsame.
dër prîs was sîn und mîn diu schame.
swaz ich doch lasters dâ gewan,
da was ich ein téil unschúldec an.
mir was dër wille harte guot;
done mohten mir diu wërc dën muot
an im niht volbringen:
dës muost mir misselingen.

Außer diesen Epen besitzen wir noch von Hartmann **Minnelieder**, die herkömmliche Motive der höfischen Lyrik geschickt und gefällig gestalten, einige **Kreuzlieder** sowie ein größeres Gedicht, in dem der Dichter Leib und Herz sich gegenseitig die Schuld an der Liebesnot zuschieben und zum Schluß den Leib als des Herzens Fürsprecher die Dame um Gewährung ihrer Huld anflehen läßt — auf Grund dieses Schlusses „**Büchlein**“ d. h. poetisches Sendschreiben genannt.*)

Ein anderes namenlos überliefertes Briefgedicht, das die laxen Anschauungen seiner Zeit oder eigentlich aller Zeiten, nach denen dem Manne erlaubt ist, was dem Weibe Schande bringt, offen ausspricht, hat man Hartmann als „zweites Büchlein“ ebenfalls zugeschrieben. Aus formalen Gründen wird heute jedoch meist angenommen, daß es nicht von Hartmann selbst, sondern von einem mit seiner Poesie vertrauten Nachahmer herrührt.

2. **Das Leben Hartmanns von Aue.** Die Dichtungen Hartmanns von Aue machen für uns den Inhalt seines Lebens aus; alles übrige kann nur einen Rahmen bilden. Er ist dürftig genug.

Hartmann ist Schwabe; das steht außer allem Zweifel. Dafür sprechen manche Eigentümlichkeiten seiner Sprache, auch Andeutungen anderer Dichter wie solche, die er selbst macht. So rühmt er am Schlusse des „Armen Heinrich“ (V. 1422 ff.) das herzliche Wohlwollen der Schwaben, das jeder Biedermann ihnen zugestehen müsse, der sie daheim gesehen habe. Im Eingang (V. 5) unserer Dichtung bezeugt er, daß er ein Dienstmann zu Aue (ze Ouwe) sei, bei einem

Schar gegen Schar kämpft. — 740. dafür führte er mein Roß von dannen (hin, hine = von diesem Orte zu jenem). — 748. Glück war mir versagt. — 749. Das Präteritum von müejen lautet bald: müete, bald mit Rückumlaut muote; vgl. dahte, deckte, satzt, setzte, und nhd. sandte, wandte neben sendete, wendete. — 750. als daß er mir nicht die Ehre bot (gab). — 753. da gebärdete er sich ganz dem gleich, d. h. er fragte so wenig darnach. — 754. aller tägelîch erklärt Grimm, Gr. II. 569 so, daß lîh jeder bedeutet und ein Substantiv im Genitiv plur. bei sich hat.

*) Eine Probe mit Hartmanns Lyrik bietet unser Werk „Aus der deutschen Literatur I“ in dem Abschnitte: „Walter von der Vogelweide und die höfische Lyrik,“ und zwar unter 2: „Die Minnesänger vor und nach Walter.“

Herrn, der frei wie die Fürsten war und Reichslehen inne hatte. Der Dichter war also nicht adligen Geschlechtes, sondern führte seinen Namen nur als Bezeichnung der Herrschaft, auf welcher er ein dienstbarer Ritter war, während er den Herrn, von dem er im „Armen Heinrich" erzählt, also einen Ahn seines Dienstherrn, „von Aue geboren" (von Ouwe geborn) nennt (v. 49).*)

Er stammte aus einem armen ritterlichen Geschlechte und ist zwischen 1160 und 1170 geboren. Wahrscheinlich hat er bis zu seinem 15. Jahre die Schulbildung eines Klosters genossen, und zwar eine weite und tiefe Bildung geistlichen Charakters. Seiner Bildung nach überragte er die meisten seiner Standesgenossen, nicht mit Unrecht wird er der wîse genannt. Wie aus dem Eingang zum „Armen Heinrich" zu ersehen ist, konnte er lesen und schreiben, was damals die wenigsten verstanden, auch nicht Wolfram von Eschenbach. Während dieser mit guter Laune über seinen Mangel an literarischer Bildung spöttelt, tut sich Hartmann etwas darauf zugute, ein gelehrter Ritter zu sein (v. 1—15).

Dann ist Hartmann in das Weltleben aufgenommen, hat die ritterliche Bildung erworben, wurde in die Kenntnis des Rechtes und seiner Pflege eingeführt und machte auch eine Reise nach Frankreich, von wo er die Vertrautheit mit französischer Sprache und Literatur, insbesondere auch mit den Epen des französischen Dichters Christian von Troyes mitbrachte, die sich in seinen Artusromanen zeigt.

„Den wissenschaftlichen Erwerb seiner Knabenjahre hat er dabei allerdings nicht eingebüßt, gleichwohl ging bei ihm die klassisch-kirchliche Bildung so tief nicht, daß sie sein ganzes Denken und Dichten beeinflußt hätte. Er nahm wohl die Stoffe daher, aber die Formgebung nicht. Selbst der legendenhafte Gregorius ist, soweit der höfisch-ritterliche Ton in ihm überhaupt zulässig war, in diesem ausgeführt, und sogar im „Armen Heinrich" klingt er hindurch. Er bildet durchweg die Grundlage, auf dem das Gelehrte nur stellenweise aufgetragen ist. Und die aufgetragene Gelehrsamkeit ist wohl auch verwischt: wir haben gesehen, daß die beiden biblischen Zitate des Armen Heinrich (v. 90 ff. u. 1357) trotz ihres biblischen Ansehens doch nicht aus der Bibel sind, sondern Mißverständnis und Entstellung zeigen." (Wackernagel.)

Nach dem eben aufgekommenen Brauch stellte er seine Gaben in den Dienst einer Dame. Wie er aber in einem Liede ausspricht, hat er bei den höfischen Damen wenig Glück gefunden, so daß er sich lieber mit armen wîben die Zeit vertreiben wolle. Es scheint, als ob die ideale Auffassung des Frauendienstes und die Zurückhaltung, die er dem Musterritter auflegte, unsern Dichter auf die Dauer nicht befriedigt hat. Als Tugendheld zeigt sich Hartmann in dieser Zeit also keineswegs.

*) Das „von" in seinem Namen ist ebensowenig wie bei Wolfram von Eschenbach oder wie bei den neueren Dichtern Hoffmann von Fallersleben, Wolfgang Müller von Königswinter u. a. ein Hinweis auf adlige Abkunft.

Zwischen ritterlicher und literarischer Beschäftigung floß so sein Leben ruhig dahin. Da tritt ein Ereignis ein, das seinem Dasein eine andere Richtung gibt: der Tod seines Dienstherrn, zu dem er in einem herzlichen, auf Liebe und Achtung gegründeten Verhältnisse gestanden haben muß, wie seine ergreifende Klage über den Verlust desselben beweist:

Sit mich der tôt beroubet hât	Seitdem der Tod hinweggerafft
des herren min,	Mir meinen Herrn,
swie nû diu werlt nâch im gestât,	Lag alles, was die Welt sich schafft,
daz lâze ich sin.	Dem Herzen fern.
Der fröide min den besten teil	Mir starb der Freude bester Teil
hât er dâ hin,	Mit seinem Tod;
und schüefe ich nu der sêle heil,	Erwürb' ich nun der Seele Heil,
das waere ein sin.	Das täte not.
Mag ime ze helfe komen	Ihm werde es zum Gewinn,
min vart, diech hân genomen,	Fahr' über Meer ich hin;
ich wil irm halber gehen:	Sein sei der halbe Lohn;
vor gote müeze ich in gesehen.	Mög' ich ihn sehn vor Gottes Thron!

Als er nun die Kreuzfahrt antritt, nimmt er nicht nur von der Heimat, sondern auch von der Minne, der er bis dahin gedient, Abschied. Einer anderen Minne will er jetzt dienen: der Gottesminne. Welchen Kreuzzug Hartmann mitgemacht hat, ist nicht zu ermitteln. Wahrscheinlich schloß er sich dem Zuge an, den Friedrich Barbarossa 1189 unternahm.*)

Über den weiteren Verlauf von Hartmanns Leben wissen wir gar nichts. Der Eingang zum Gregor, die Wendung zur geistlichen Poesie weisen darauf hin, daß ihm trübe Lebenserfahrungen nicht erspart geblieben sind. Wir können noch von einer anderen Seite darauf schließen. Es ist nämlich ganz merkwürdig, wie oft Hartmann in seinen Gedichten den Gedanken an den Selbstmord vorträgt und damit spielt. Wer weiß, ob er sich in swaeren stunden nicht selbst die Möglichkeit des Selbstmordes nahe gelegt hat.

Am Anfang des 13. Jahrhunderts hat er noch gelebt und ge-

[4] sin, auf sich beruhen. — [6] dâ hin s. v. a. mitgenommen. — [8] ein sin vernünftig. — [10] genomen unternommen. — [11] ich will ihm davon (von der Fahrt) die Hälfte zugute kommen lassen. — [12] müezen hat im mhd. eine schwächere Bedeutung wie im nhd., oft, wie hier, unserm mögen entsprechend.

*) Dies Opfer, das er in dem festen Glauben, ein verdienstliches Werk zu erweisen, brachte, legte ihm viele Mühen und Entbehrungen auf, und seine Begeisterung legte sich bald. Deshalb rät er im Erec (v. 7684) von der Beteiligung an solchen Zügen ab:

Nun rat' ich manchem meiner Freunde,
Die Neugier zu vertreiben
Und hübsch daheim zu bleiben.
Denn was ein Mensch wohl sein Lebtag
So recht leichtfertig büßen mag
Und dabei nichts genießen,
Das laßt euch, Freunde, verdrießen.

dichtet; Gottfried von Straßburg feiert ihn 1210 in seinem „Tristan“ noch wie einen Lebenden. Seinen Tod aber beklagt Heinrich von Türhein, dieser aber dichtete seine „Krone“ um das Jahr 1220. In die Zeit zwischen 1210—1220 muß also Hartmanns Tod fallen.*) so daß er also höchstens 50 Jahre alt geworden ist.

3. **Charakteristik Hartmanns.** Um seine eigentümliche Stellung in der poetischen Welt seiner Zeit verstehen zu können, müssen wir einen kurzen Blick auf die treibenden Kräfte der damaligen deutschen Kultur werfen. Die literarische Weltlichkeit, wie sie Deutschland aus dem romanischen Westen empfing, ward von der geistlichen Askese des 12. Jahrhunderts nicht überwunden. Die sinnliche Weltlichkeit des Hoflebens blühte neben der geistlich-kirchlichen Ethik. Es schmückte die eine die Kraft und der Glanz der Waffen, und die andere zähmte die kriegerische Wildheit zur Demut vor Gott. Der ritterliche Geist, der die Kreuzzüge möglich machte, hat eben so viel von weltlicher Energie als von religiösem Enthusiasmus. Beides neben und ineinander walten zu lassen, ist das Streben der Zeit.

Hartmann von Aue ist in seinem Leben und in seinen Dichtungen ein leuchtendes Bild dieses Kampfes verschiedener geistiger Bewegungen. Er war Ritter und Christ, das eine nicht weniger als das andere. Wie die Zeit, in der er lebte, so waren auch ihm die romantischen Abenteuer von Kühnheit und Minne ein reizvoller Gegenstand; aber wie die Zeit, so war auch der Dichter von noch anderen Ideen erfüllt als Erek und Iwein: der christliche Sinn, das demutsvolle, fromme Bekenntnis, die Verehrung der frommen Märtyrerlegenden bilden ein unverkennbares Element seiner Dichtung. Doch zeigt sich auch in der Bearbeitung der Legenden nicht der fromme Mönch, sondern der sinnige Ritter. Er wählt Stoffe, bei denen er wie im Gregorius ebenso viel Freude an der Kraft und dem Erfolge des Ritters auf dem Schlachtfelde wie an seiner Buße und Ausdauer bezeugt. Man sieht der Schilderung, in der Gregorius seinen Beruf zum Ritter ausspricht, die ganze Bewegung seines Herzens an; er schätzt zwar das Klosterwissen und Klosterleben hoch, aber

riterschaft daz ist ein leben:
der im die mâze kan gegeben,
so enmac niemen baz genesen,
er mac g o t e s r i t e r gerner wesen
dann ein betrogener klôsterman.

Mit diesen Worten zeichnet Hartmann sich selbst und sein ritterliches Streben. Unbefangen und heiter schlürft er den Becher der Weltfreude, aber ernst und herzlich sucht er auch die Gottesminne.

Wie in dem Rittertum damaliger Zeit Religiosität und Lebensgenuß friedlich nebeneinander hergehen, jedes an seiner Stelle, ohne zu einheitlicher Lebensführung zu verschmelzen, so zeigt sich auch Hartmann in seinen Werken: nach der einen Seite im „Gregorius“, „Armen Heinrich“ und in den Kreuzliedern, nach der anderen Seite

*) Vgl. M. Haupt: Der arme Heinrich. Leipzig 1881, S. XIV.

in seinen Minneliedern, in „Erek“ und „Iwein“.*) Er will beiden Herren, Gott und der Welt, treulich dienen und mit beiden Mächten in Frieden leben. Überall in seinen Schriften tut sich kund, daß es ihm hoher Ernst ist, an beiden, die er als Herren von entgegengesetztem Charakter ansieht, Teil zu erwerben.

Wan swem daz ist beschert,	Denn wem das ist beschert,
daz er dâ wol gevert,	Der hier gar glücklich fährt,
daz giltet beidiu teil	Dem beides wird zuteil:
der werlt lop, der sêle heil.	Der Ruhm der Welt, der Seele Heil.

So singt er in seinem „Kreuzliede“. Seine Ideale, Religiosität und höfischer Lebensgenuß, Dienst Gottes und Dienst der Welt, gehen nebeneinander her, wechseln miteinander ab, ja befehden sich gelegentlich. Zu einer einheitlichen Lebensauffassung durchzudringen, lag nicht in seiner Natur. Ob aber nicht diese unausgeglichenen Gegensätze das Dasein des Schwaben verdüstert haben? Sein Spielen mit dem Selbstmorde läßt fast darauf schließen.

Tiefen Konflikten ist Hartmann, wie in seinen Werken, so auch in seinem Leben möglichst aus dem Wege gegangen. Sie entsprachen nicht seiner maßvollen feinsinnigen Denkweise, seinem zur optimistischen Lebensfreudigkeit hinneigenden Temperament. In einem Liede spricht er selber als seine Lebensweisheit aus:

„Nu lâ varn, es solte dir geschehen,	Ei, laß fahren! Es sollte dir geschehen,
schiere kumet,	Bald kommt,
daz dir gefrumet.“	Was dir frommt.

Ihm ist in besonderer Weise die mâze eigen, die schöne Tugend der Mäßigung, sie hilft ihm der klassischen Art so nahe kommen, als das im Zeitalter der Romantik möglich war. „Mit Maße tritt die gelehrte Bildung hervor, die ihn doch vor der Menge der Standesgenossen schmückte, mit Maße auch die höfische: nur selten sind gelehrte Anspiegelungen, und französische Wörter, wie wir gesehen, nicht häufiger als deren Gebrauch in Dingen des Hoflebens und Rittertums unumgänglich war; mit Maß auch seine Männlichkeit: er weiß von noch anderen als nur von Tjosten (Zweikämpfen mit Speer und Schwert) zu berichten; mit Maß überhaupt sein Ich: er erzählt lieber, als daß er

*) „Als ihn der Gregoriusstoff ganz erfüllte, erschien ihm seine vorangegangene weltliche Dichtnng — Erek, Minnelieder — geradezu sündhaft und einer dichterischen Buße wert. Er leitet den Gregorius mit den Worten ein: „Mein Herz hat gar oft meine Zunge dazu gezwungen, daß sie vieles gesprochen hat, was nach dem Lohne der Welt zielt. Jugendliche Unerfahrenheit brachte mich dazu. Aber wer da meint, auf seine Jugend hin sündigen und die Buße auf ein späteres Alter verschieben zu können, der wird oft genug durch ein jähes Ende fürchterlich betrogen.“

Diese Absage des noch jungen Dichters hat aber den gereiften Mann nicht daran gehindert, im Iwein sich von neuem einem weltlichen Stoffe zuzuwenden, der in einem Punkte — Laudine verbindet sich über der Leiche ihres von Iwein erschlagenen Gatten dem Sieger — zweimal sogar die ausdrückliche Mißbilligung des ernsten Wolfram erfahren hat.

Mit dem Armen Heinrich, wenn er wirklich, und nicht vielmehr der Iwein, die jüngste Schöpfung Hartmanns sein sollte, wäre unser Dichter dann abermals zu dem Gedanken- und Empfindungskreise des Gregorius zurückgekehrt.“ (Legerlotz.)

reflektiert, er erzählt wie jedesmal der Gegenstand selbst es erfordert, bald eilend, bald zögernd; und wenn er, von inniger Sittlichkeit geleitet, den vorliegenden Stoff mit einem ernsten, höheren Gedanken genügend durchdringt, so ist auch dieses stets ein Gedanke der mâze; denn stets ist es die ergänzende und versöhnende Ausgleichung von Gegensätzen, die er veranschaulicht." (Wackernagel.) Schön sagt Scherer: „Man glaubt den bescheidenen Erzähler mitten in einem Kreise gespannter Zuhörer und Zuhörerinnen zu sehen, die an seinem Munde hängen. Er wird nie leidenschaftlich, ficht nie mit den Händen. Um seine Lippen schwebt ein Lächeln, das zuweilen einem sanften Ernste Platz macht. Seine Stimme wird nicht übermäßig laut oder leise, rasch oder langsam; sie wechselt nur in engen Grenzen, aber sie wechselt fortwährend und schmiegt sich jeder Stimmung, jeder Handlung bezeichnend an. Die wohlgefügten Sätze des Erzählers, seine leichten, aber sicheren Akzente üben, durch den Rhythmus bewundernswürdig unterstützt, eine wahrhaft einschmeichelnde Gewalt."

Was endlich Hartmanns Sprache anlangt, so hat schon Gottfried von Straßburg seiner fließenden, glatten, klaren, sich in Ohr und Herz einschmeichelnden Darstellung den höchsten Preis zuerkannt, wenn er im „Tristan" (v. 4619f.) singt:

Hartmann der Ouwaere,	Herr Hartmann der Auwäre,
ahî, wie der diu maere	ahi, wie der die Märe
beid ûzen unde innen	so außen als auch innen
mit worten unde mit sinnen	mit Worten und mit Sinnen,
durchvärwet und durchzieret	durchfärbet und durchschmücket!
wie er mit rede figieret	Wie seine Rede zücket
der âventiure meine.[1])	auf der Aventüre Sinn!
wie lûter und wie reine	Wie hell und klar von Anbeginn
sîn kristallîniu wortelîn	sind seine Wörtlein von Kristall
beidiu sint und imer müezen sîn.[2])	und bleiben es auch überall!
si koment den man mit siten an,[3])	Mit Sitten treten sie heran
si tuont sich nâhe zuo dem man[4])	und schmiegen nahe sich uns an
und liebent rehtem muote.[5])	und heimeln einem reinen Mut.
swer guote rede ze guote	Die gute Rede für gut
und ouh ze rehte kan verstân,	nehmen und verstehen können,
der muoz dem Ouwaere lân	die müssen dem von Aue gönnen
sîn schapel und sîn lôrzwî.[6])	den Kranz und seinen Lorbeerzweig.

4624 durchvärwen überall mit Farben schmücken, durchzieren durchaus zieren. — 4625 figieren (lat. figere) treffen wir mit einem Geschosse. — 4626 meine Meinung, Sinn, Bedeutung. — 4630 komen an sich jemand nahen, sei es in freundlicher, sei es in feindlicher Absicht. — 4632 lieben intrans. lieb werden. — 4633 ze guote in gutem. — 4636 schapel (altfranz. chapel, chapeau) Kranz, lôrzwî (lor aus dem lat. laurus) Lorbeerzweig.

[1]) Gottfried beschreibt also zunächst Hartmanns Verdienste in der Bearbeitung der fremden Vorlage; vortrefflich ist dargelegt, wie er die Vorlage zwar ihrem Wesen nach ungeändert läßt, sie jedoch durch die Eigenart seiner Sprache und die stete geistige Umbildung selbständig künstlerisch gestaltet.

[2]) In diesen Versen geht Gottfried dazu über, ohne Rücksicht auf die französische Quelle die Dichtungen Hartmanns in ihrer Form zu beurteilen, die er wie jeder tüchtige Künstler zunächst ins Auge faßt: er rühmt die Klarheit und Bestimmtheit der Sprache Hartmanns, [3]) wie die Wörter ferner nicht gewaltsam, sondern in höfisch-feiner und

Möge denn Uhlands schönes Werk, das er zunächst inbezug auf Iwein 6517—41 sagt, in dem aber die volle Eigenart unseres Dichters ausgesprochen liegt (Schriften I, 123), auch unseren Lesern im Gedächtnis bleiben:

„Das milde Frühlingsabendlicht, das auf dem Ganzen ruht, ist der Charakter von Hartmanns Poesie."

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Heinrichs von Aue seelische Heilung.

Die sittliche Idee im „Armen Heinrich".

Warum erregt die Erzählung Hartmanns vom Armen Heinrich unser besonderes Interesse?

Welche Arten von Liebe lernen wir im „Armen Heinrich" kennen und welchen Einfluß haben sie auf die Handlung?

Charakteristik des „Armen Heinrich".

Die Meierstochter im „Armen Heinrich".

Was treibt die Meierstochter im „Armen Heinrich", sich für ihren Herrn zu opfern?

In welcher Weise begründet Hartmann von Aue in seiner Legende „Der Arme Heinrich" den Opfertod der Meierstochter?

Durch welche Gründe rechtfertigt die Tochter des Meiers ihren Entschluß, für den armen Heinrich zu sterben?

Worin gleicht Heinrich von Aue dem Hiob der Bibel?

Literatur.

a) Ausgaben.

Fedor Bech: Hartmann von Aue, herausgegeben[3] Leipzig 1888—1893. 3 Bände. 10,50 Mk. (1. Teil: Erne der Wunderäre[3] 3,50 Mk.; 2. Teil: Lieder. Die Klage. Büchlein. Gregorius. Der arme Heinrich[3] 3,50 Mk.; 3. Teil: Iwein oder der Ritter mit dem Löwen[3] 3,50 Mk.)

M. Haupt: Der arme Heinrich und die Büchlein, herausgegeben.[2] Besorgt von E. Martin. Leipzig 1881. 4 Mk.

H. Paul: Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, herausgegeben.[2] (Textausgabe.) Halle a. S. 1893. 0,40 Mk.

W. Wackernagel u. H. Toischer: Der arme Heinrich, mit Erklärungen.[2] Basel 1885. 3,20 Mk.

Dr. K. Marold: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Auswahl aus den höfischen Epen. (Der arme Heinrich S. 18 bis 58.) (Sammlung Göschen.) Leipzig 1892.

W. Müller: Der arme Heinrich. Göttingen 1842. 1,50 Mk.

Fr. Koch: Iwein und der arme Heinrich. Braunschweig 1848. 3,40 Mk.

---

gebildeter Weise herantreten, [4]) sich dem Hörer anschmiegen, auf ihn eindringen, weil sie selbst von der inneren Wärme und Teilnahme des Dichters erfüllt sind, [5]) und so einem wirklich kunstverständigen Sinne Freude machen.

[6]) Auf diese ganze Beschreibung durch Gottfried fällt allerdings erst dann das wahre Licht, wenn man erwägt, daß sie im Hinblick auf die unmittelbar daranschließende Mißbilligung von Wolframs Stil verfaßt ist: bei Hartmann wird vor allem gelobt, was sich der Weise Wolframs entgegenstellt.

P. Piper: Hartmann von Aue und seine Nachahmer. Stuttgart 1898. 2,50 Mk.
Diu maere vom armen Heinrich. Handschriften-Faksimile-Ausgabe im Gewande des 12. Jahrhunderts. Kiel 1888. geb. 8 Mk.

b) Übersetzungen.

K. Simrock: Der arme Heinrich, übersetzt.[2] Heilbronn 1874. 8 Mk.
Hans v. Wolzogen: Der arme Heinrich, übersetzt. Leipzig (Reclam). 0,20 Mk.
Th. Ebner: Der arme Heinrich, übersetzt. Halle a. S. (Hendel). 0,40 Mk.
Bötticher: Der arme Heinrich (Bd. II,[2] der Denkmäler der älteren deutschen Literatur). Halle a. S. 1891.
Dr. Bornhak: Hartmanns von Aue armer Heinrich. (Teubners Schulausgabe.) Leipzig. 0,80 Mk.
Dr. G. Legerlotz: Der arme Heinrich von Hartmann von Aue, übertragen, eingeleitet und erklärt. (Velhagen u. Klasings Schulausgabe.) Bielefeld. 1,20 Mk.
H. Hausmann: Der arme Heinrich, übertragen. Gotha 1886. 1 Mk.
C. Stecher: Der arme Heinrich, umgedichtet. Graz 1880. 1,20 Mk.

c) Schriften über den Armen Heinrich und Hartmann von Aue.

P. Cassel: Die Symbolik des Blutes und der arme Heinrich. Berlin 1882. 8 Mk.
S. Cassel: Zum armen Heinrich Hartmanns von Aue. (Weimarisches Jahrbuch für deutsche Sprache usw. von Hoffmann v. Fallersleben u. Oskar Schade, 1. Bd., S. 408 bis 478.) Hannover 1854.
Anton E. Schönbach: Über Hartmann von Aue. Drei Büchlein-Untersuchungen. Graz 1894.
H. Piquet: Etude sur Hartmann d'Aue. Paris 1898.
H. Schreyer: Untersuchungen über das Leben und die Dichtungen Hartmanns v. Aue. Naumburg 1874.
W. Greve: Leben und Wirken Hartmanns von Aue. Fellin 1879.

IV.

Parzival von Wolfram von Eschenbach.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 368.

Hartmann von Aue hat es als seinen Lebensgrundsatz aufgestellt, daß er zwei Herren, Gott und der Welt, treulich dienen und mit beiden in Frieden leben wolle. Jeder hat eine getrennte Provinz in seiner Seele, und jedem leistet er Lehnspflicht, wann seine Zeit gekommen ist. Die Versöhnung dieser beiden Mächte ist ihm nicht gelungen. Wie das ganze Zeitalter, in dem er lebte, durch die großen Gegensätze zwischen weltlichen und geistlichen Mächten bewegt wurde, so zieht sich auch durch Hartmanns Leben und Dichten ein Riß, der nicht ausgefüllt ist.

Einem tiefsinnigeren Dichter gelang es erst, diese Kluft poetisch zu überbrücken. Er wechselt nicht zwischen Hingabe und Absage an das, was der Welt für löblich gilt; in seiner größten Dichtung

vollzieht sich eine harmonische Verschmelzung ritterlicher und christlicher Ideale, also die Versöhnung des Welt- und des Geisteslebens, die Verklärung der Weltfreude durch die Gottesminne. Dieser Dichter ist Wolfram von Eschenbach, und sein größtes Gedicht führt den Titel „Parzival" — ein psychologisches Epos, das in der Erziehungs- und Reinigungsgeschichte einer strebenden Menschenseele die höchsten Fragen des menschlichen Geistes löst und das tiefste Sehnen der Menschenbrust stillt und deshalb mit Recht neben Goethes psychologisches Drama „Faust" gestellt werden kann.

I. Darbietung.

1. Wort- und Sacherklärung.*)

Vorbem. Zum Verständnis der Bezeichnung der Verse möge hier bemerkt werden, daß K. Lachmann die einzelnen Bücher in kleine Abschnitte von je 30 Zeilen eingeteilt hat, welche Einteilung sich zum Teil auch schon in den Handschriften findet, wo jeder Abschnitt von 30 Zeilen durch große Anfangsbuchstaben bezeichnet ist. Aber bei weitem nicht immer fällt der Sinn mit dem Abschnitt zusammen, sondern dieser beginnt sogar oft mitten im Satze. Nach K. Bartsch hängen diese Abschnitte mit der Urhandschrift zusammen, in der jede Seite oder Kolumne wahrscheinlich 30 Zeilen hatte; die erste Zeile jeder Seite war mit einer großen Initiale versehen. Diese Initialen gingen nun auch in spätere Abschnitte über, die mit der ursprünglichen Seiteneinteilung nicht stimmten.

Eingang.

1, 1. 2 „Tritt Schwanken dem Herzen nahe, so wird es die Seele bitter empfinden". zwîvel Adj. und Subst. m. (schon got. tweifls), vom Zahlwort abgeleitet wie lat. dubius, ist „Ungewißheit, Unsicherheit, Mangel an Zuversicht", im Gegensatz zu trôst. Daher bedeutet zwîvel auch geradezu Verzweiflung. Aber diese theologische Bedeutung ist keineswegs die einzige. Auch in der Minne gibt es einen zwîvel, der im Gegensatz zu stæte, zur Treue in unserem Sinne steht. Auch an unserer Stelle ist der Sinn allgemein zu fassen: „Schwanken"; „Wankelmut" ist insofern zu stark, als es zu sehr die freiwillige, selbst gewollte Unsicherheit hervorhebt. — herze Sitz des Gefühls, des Verlangens, der Liebe und des Hasses; daher auch getrennt und im Widerstreit mit lîp „Person". — nâchgebûr: „beiwohnen" wird bei Lessing z. B. so gebraucht: „obschon mir nur ein sehr dunkles Bild davon beiwohnet".

2 muoz „wird, mag" nach dem natürlichen Lauf der Dinge; voraussichtlich, nämlich wenn der zwîvel nicht überwunden wird. Die fatalistische Anschauung des Altertums sieht die Möglichkeit zugleich als Notwendigkeit an, die aber mhd. noch nicht unbedingt ist. Daher auch in Wünschen müeze „möge". Daß der zwîvel nicht notwendig zur Hölle führt, dafür gibt Parzival selbst ein Beispiel, ein anderes Petrus. — sêle der unsterbliche Teil des Menschen, der sich beim Tode

*) Nach Ernst Martin: Wolfram von Eschenbachs Parzival und Titurel. Herausgegeben und erklärt. Zweiter Teil: Kommentar. Halle a. S., 1903.

vom Leibe trennt. — sûr hier von der Höllenqual. sûr ist in übertragener Bedeutung das Gegenteil von süeze „lieblich, anmutig", steht also, wo wir „bitter" gebrauchen. Daher auch das Verb siuren „verbittern", oder „bitter machen".

3 „Schmach und Ehre ist, wo sich bunt färbt nicht weichender Mannes Sinn, so wie die Farbe der Elster (abwechselt)." — gesmæhet unde gezieret = smæhe und zierde; denn so dienen die Part. Pass. und Adjektiva statt der Abstrakta.

4 parrieren wäre mhd. undersnîden, „ein Kleidungsstück aus verschiedenfarbigem Tuche zusammensetzen". Das Lehnwort stammt aus altfranz. barré, mlat. barratus; es ist was jetzt franz. bariolé = bigarré heißt. Grundwort ist la barre „Querbalken", wovon mhd. bar der Querstreifen im Wappen genannt ist. Öfters bildlich. Daher ist hier sich p. „mit dem Gegenteil zusammentreten". Mit dem zwîvel ist sonst verzagen verbunden; hier wird ein zwîveln ohne verzagen als buntfarbig bezeichnet.

5 unverzagt, flexionslos, kann auf mannes oder auf muot bezogen werden, was für den Sinn gleichgültig ist. unverzaget und manlîch, manheit stehen oft zusammen. Gegensätze sind zageheit und manlîch list. — muot wie in unserem Gemüt „Gesinnung" und „Stimmung", nicht „Kühnheit".

6 Den Vergleich mit der Elster wendet Wolfram auch auf den buntgefleckten Feirefiz an; ohne daß damit die Tapferkeit zu dessen Heidentum im Gegensatz gestellt sein kann; denn bei Feirefiz ist von zwîvel keine Rede. Das Wort ist selbst nicht völlig erklärt; das ahd. agalastra ist wohl zusammengesetzt aus aga = ags. agu „pica" und galstar „Zaubergesang": der häßliche Schrei erklang wie Verwünschung.

6—9 „Der mag immerhin noch froh sein; denn an ihm haben (noch) beide teil, Himmel und Hölle."

7 der mit dem es so steht, der sich noch nicht ganz für das Böse entschieden hat, der noch zwîvelt. — geil „froh, üppig"; „mutwillig", nicht „lüstern"; ein edles Wort.

10—15 „Der Gefährte der Treulosigkeit hat die schwarze Farbe völlig und wird auch (dereinst) ganz dunkelfarbig. Dagegen hält sich an die weiße der mit treuen Gedanken."

10 der unstæte Gen. Gern werden Eigenschaften, Stimmungen, Gesinnungen als Kameraden des Menschen oder umgekehrt der Mensch als ihr Kamerad gedacht, der tumpheit genôz = Parzival. — unstæte ist „Treulosigkeit, verräterische Gesinnung", die den Bund bricht, den Freund im Stiche läßt, ihn vielleicht gar ins Verderben stürzt.

11 „völlig schwarze Farbe", Unglücksfarbe.

12 vinster f. „Finsternis, Dunkelheit", „wird auch (dereinst) in die Hölle kommen".

13 sô „dagegen, andrerseits"; noch bei Luther Ev. Luk. 16, 3: graben mag ich nicht, so schäme ich mich zu betteln. — habet „hält".

— die blanken (varwe): hält sich zu Gott. blanc „glänzend weiß" gehört ablautend zu blinke.

14 der mit stæten gedanken: so kann Parzival heißen, aber erst nachdem er den zwîvel überwunden hat (IX. Buch). Zum Gedanken vgl. Goethe: „Denn die Gesinnung die beständige, sie macht allein den Menschen dauerhaft."

2, 1—4 „Werd ich aufrichtige Gesinnung finden da, wo sie zu schwinden pflegt wie Feuer im Quellwasser und der Tau vom Sonnenschein?" — wil „werde wohl". — triuwe „Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit"; auch „Versicherung, Gelübde" (daher noch nhd. meiner Treu, so wahr ich aufrichtig bin); erst in zweiter Linie „Treue", weil Aufrichtigkeit, aufrichtige Hingabe dauerhaft ist und sich durch ihre Dauer bezeugt. Vgl. engl. true, truth „wahr, Wahrheit".

3 brunne „Quelle".

4 tou n. (nhd. m. nach dem niederdeutschen). — sunne swf. „Sonne" und „Sonnenschein".

Nach dem Hinweise darauf, daß Aufrichtigkeit (triuwe) nur bei der Treue (stæte) zu finden sei, wendet sich der Dichter zu der Schwierigkeit, welche an sich die Forderung der Treue besitzt: war der tumbe 1, 16 ff. unfähig ihr zu genügen, so ist dies auch den wîsen nicht leicht.

5—8 „Auch kannte ich nie einen so weisen Mann, daß er nicht Ursache gehabt hätte (noch) zu erfahren, welche Lenkung diese Sprüche verlangen und wie viel guter Lehre sie gewähren." — erkennen vertritt mhd. unser kennen, das erst im 14. Jahrh. häufiger wird.

6 möhte gerne „könnte gut und gerne (lernen, sich belehren lassen)".

7 stiure f. „Stütze, Stoß, bes. hilfreicher, Unterstützung". Daraus unser Begriff von Steuer, „Abgabe". Hier vielmehr der Stoß zur Lenkung des Schiffes: „wie man (sich) lenken, (sein Leben) führen soll." — disiu mære Pl. allgemein „Rede"; auch Sing.; mit letzterem wird aber bes. die Geschichte, die Erzählung (die Fabel des Gedichts) bezeichnet, wovon unser „Märchen".

8 waz mit Gen. Pl. „wie viel", nicht unser „was für".

9—12 „Hierbei lassen sie nie davon ab, sie wenden sich ab und zu, sie weichen aus und kehren zurück, sie bringen Schande und Ehre." daran bezieht sich auf das Vorhergehende, des auf das Folgende. — si die Sprüche, nicht die Weisen: vorher war nur von einem Weisen die Rede, der selbst noch der Unterweisung bedürftig erschien.

10 vliehent unde jagent Formel des ritterlichen Kampfes.

12 Dem bisher bildlichen Ausdrucke folgt der einfache: die Lehre von der Treue tadelt oder billigt jeden einzelnen Schritt im Leben. — lastern „schänden, beschimpfen", von laster n. „Beschimpfung, Tadel", nicht das Tadelnswerte, die schlechte Eigenschaft oder Gewohnheit, wie bei uns; lästern hat nhd. einen noch schlimmeren Nebenbegriff erhalten.

Die letzten drei Verse beziehen sich in ihren ersten Hälften auf die Untreue, die man fliehen, in den zweiten Hälften auf die Treue, der man nachjagen soll.

13—16 „Wer sich auf alle diese Wechselfälle versteht, an dem hat der Verstand wohl gehandelt, wenn er (nämlich) weder durch Ruhe noch durch Tätigkeit fehlt und sonst gut bei Sinnen ist.“ — schanze aus altfranz. cheance, mlat. cadentia, der Fall der Würfel, Glücksfall, überhaupt jede Entscheidung, die Gewinn oder Verlust bringt. — kan mit „sich verstehen auf, kennen“; eig. „umzugehen verstehen mit“. Hier „wer richtig zu wählen weiß zwischen Tun und Lassen“.

14 witze: große Anfangsbuchstaben sind nur am Platze, wo etwa vrou vorausgeht; sonst müßte man auch überall den Anlaut von minne, gelücke u. a., wo diesen Abstraktis eine selbständige Handlung zugeschrieben wird, groß schreiben.

15 versitzen „durch Sitzenbleiben versäumen“. sich v. „durch zu langes Sitzenbleiben fehlen“. Häufiger ist „sich verligen“. — sich vergên „fehl gehen, gehend irren“; nicht im juristischen Sinn des nhd.

16 sich verstên ist ein Wortspiel, da die Bedeutung „verständig sein“, mit Gen. etwas „bemerken“, zu denen der vorhergehenden Verba nicht paßt.

3, 3—6 „Vor Gott flehe ich für edle Frauen, daß ihnen rechtes Maßhalten treu bleibe. Scham hat alle Handlungen unter ihrem Verschluß: ich brauche für sie (die Frauen) kein Heil weiter zu erbitten.“

4 mâze, romanisch mesura, von Walter oft und hoch gepriesen. Nach der aristotelischen Ethik ist die Tugend die Mitte zwischen zwei Lastern; diese Lehre ging aus der geistlichen Bildung in die weltliche über. Danach ist unmâze eine Schwester der unstætekeit.

5 slôz ob: häufiger Vergleich. ob „über, das höchste“ erscheint öfters in bildlichen Wendungen. — site oft: „Handlungsweise, Benehmen“.

6 heiles biten „alles Gute wünschen“.

7—10 „Die Falsche erwirbt falsches Lob. Wie beständig ist wohl dünnes Eis, auf das die heiße Augustsonne scheint? Ihr Ruhm vergeht gar schnell ebenso.“ Auch die Frauen müssen treu sein, wenn ihr Ansehen dauerhaft sein soll: dies wird weiter durch Bilder ausgeführt. — ein îs: der unbestimmte Artikel bei Stoffnamen (ein wazzer 228, $_1$; ein snê 323, $_{29}$; ein gras 234, $_4$, 803, $_{24}$) bezeichnet, daß nur ein Stück davon in Betracht kommt.

4, 9 niuwen nicht „auffrischen“, sondern „neu erzählen“, da die Geschichte noch nicht bekannt ist, „eine Geschichte erzählen, die euch ganz neu sein wird“.

10 von triuwen: Abstracta stehen so im Plur.

11 reht „Recht“ und „Pflicht, Gebühr“, was man zu empfangen

und zu leisten hat. Wir sagen: „rechte Weiblichkeit". wîbes tritt kollektiv, verstärkend dazu, wie mannes zu manheit.

12 sleht „schlicht, gerade". (Das Herabsinken der Wortbedeutung zu unserem „schlecht" ist die Folge einer schonend andeutenden Verwendung, wie in albern aus alwære usw. Das Einfache erschien als gering an Wert.)

13 diu Rel. anstatt daz si mit dem von sô abhängigen Satze. — herte „Härte, Widerstandskraft", insbes. im Kampfe „dichtes Kampfgewühl, Widerstreit".

14 daran betrouc „ließ dabei im Stich, brachte ihn darum".

15 er stabel „er, ein Stahl": diese attributive Verbindung in elliptischen Ausrufen ist nicht selten bei Wolfram. Häufiger steht so die noch jetzt übliche 2. Person.

16 sigelîchen „siegreich".

17 prîs „Lob"; sonst auch „Lobenswertes, Vortrefflichkeit".

18 træclîche neben trâclîche „spät, langsam"; wîs, wîse „weise", bes. „erfahren; daher auch sonst Verzeichnung der Alten der Jugend gegenüber. Eine solche langsame Entwickelung ist auch für Lieblinge der deutschen Heldensage bezeichnend: Offa und Beowulf, Dietleib nach der Thidrekssage, selbst Siegfried erscheint anfangs töricht; vgl. auch das Volksmärchen.

19 grüeze „anrede, anspreche, nenne", bes. mit Anerkennung und guten Wünschen.

III. Buch.

116, 29 wart ein gast „verließ, floh". — drei Reiche: Waleis, Norgals und Anjou.

30 „die Last des Mangels an Freuden".

117, 1 „Unaufrichtigkeit zeigte sich so gar nicht zu ihr.

3 diu sunne „der Sonnenschein".

5 Die Betäubung durch den Kummer vergleicht sich der durch eine Ohnmacht veranlaßten.

7 balt „kühn, keck, vgl. engl. bold; jâmers balt „eifrig, froh, ihrem Gram nachzuhängen". — sich ziehen „sich begeben".

9 waste f. „Wüste, Einsamkeit". Meist wüeste, wuoste, was ja ablautend zu waste sein könnte. Es sind doch wohl Fremdwörter aus lat. vastus, vastare. — Soltâne: dieser Eigenname scheint mißverständlich aus Crest. 1289 de le gaste foriest soutaine, der wüste, einsame Wald = lat. solitanea hervorgegangen zu sein.

12 kêrte sich an „fragte nach".

13 val Gen. valwes zu griech. πόλιος „entfärbt", grau; blond (vom Haar); gelb. Wir haben fahl und falb.

14 flühtesal „Flucht": vgl. unser Mühsal, Trübsal; mhd. æhtesal „Verfolgung", irresal „Irrung".

17 bûwn „das Feld bauen", ackern und säen. — riuten „den Wald ausroden" (-d- ist mitteldeutsch).

19 sich versinnen „zu Verstande kommen, verständig werden."

20 „ihre ganze Mannschaft ließ sie vor sich kommen".

22 gebôt an den lîp „gebot bei Todesstrafe". Vgl. unser „tu das bei Leibe nicht!"

23 immer wird wie ie und andere unbestimmte Partikeln (und Pronomina) in Nebensätzen, bes. nach daz anstatt der Negationen gebraucht. — lût werden eines d. „von etwas verlauten lassen, reden". — riters „von einem Ritter, vom Namen und Wesen des Ritters".

25 welch „von welcher Art, wie beschaffen".

27 „haltet euch an allen Verstand, den ihr besitzt".

28 heln mit doppeltem Akk. wie lat. celare.

29 fuor angestliche vart „ging den Weg der Angst", war schwer durchzuführen. angestliche vart „gefahrvoller Weg". Die Bildung des Verbs und des Objekts aus einem Stamm (Annomination) ist nicht selten bei Wolfram.

118, 1 verborgen und erzogen sind beide mit den dazwischen stehenden Worten zu verbinden.

2 an küneclicher fuore betrogen „um königliche Lebensweise gebracht".

3 „ausgenommen vielleicht in einer" näml. der folgenden „Gewohnheit": „abgesehen von dem Umstand". Die unbeschränkte Jagdfreiheit des Knaben entsprach seiner Abkunft, da sonst der königliche Forstbann sehr streng war.

4 bölzelin „kleiner Bolzen": das Wort bolz stammt aus lat. catapulta, welches durch bultz wiedergegeben wird, engl. bolt, schon agf. und altnordisch.

7 abr steht vor dem Pron. pers. — den vogel „den ersten besten Vogel, irgend einen, einen und den andern".

8 schal „Jubel, Lärm".

11 fier „stolz, schmuck": romanisches Lehnwort, über die Niederlande (Reinaert) nach Mitteldeutschland gekommen.

12 rivier st. m. auch f. n. hier „Bach, Fluß" wie im franz. rivière, engl. river (aus mlat. riparia); auch niederl. riviere; sonst „Ufer, Gegend".

13 twahen, ahd. duahan, got. thvahan noch jetzt in oberdeutschen Mundarten zwahen; vgl. zwehle „Handtuch" alem. Es ist das alte Wort für „waschen".

14 „er wußte nichts von Sorgen".

15 vogelsanc m. (auch n.). Der Sinn für „die schlichten und doch ergreifenden Weisen der Sänger auf den Zweigen" war im deutschen Mittelalter so lebendig, daß man in der Nähe der Klöster und Städte Gehölze zum Lustwandeln danach benannte. „Parzivals jugendliche Regung ist nicht etwa so zu verstehen, daß der Vogelsang, von dem auch die Minnelieder durchklungen sind, zunächst die zarte Sehnsucht und nur mittelbar den Kampfmut anfache; der Nachdruck ist wörtlich auf Ritterschaft, Ritterleben gelegt, in dessen vollem Gehalte

Frauendienst und Tapferkeit unzertrennlich zusammenfallen" Uhland Germ. 3, 135.

16 die mitteldeutsche Form für „der". — süeze hier Adv.

17 daz (Herz) erstrecken „ausdehnen"; der angehaltene Atem des sehnsuchtsvoll Lauschenden macht den Eindruck, als ob das Herz anschwelle.

19 einem tuon „einem etwas zuleide tun".

20 wære ûf den plân: ergänze „gegangen".

22 lihte „ohne besondere Umstände, oft".

23 „sie spürte lange der Sache nach".

24. kaphen „gaffen, eifrig und unverwandt schauen, anstarren"; gehört zu niederd. gapen, urspr. „offenstehen (vom Munde)", daher das Chaos nordisch gap ginnunga „das Gähnen der Öffnungen (Abgründe)" heißt.

26 zeswellen „zum Zerspringen anschwellen".

28 sîn gehört auch zu art m.

29 kêrt ir haz „wandte ihre Feindseligkeit".

30 sine wesse um waz „ohne rechten Grund, unbedacht".

119, 1 verkrenken (kranc machen) „schwächen", ihren Jubel dämpfen.

2 bûliute „Bauern", gewissermaßen Pl. zu bûman. — enke sw. m. „Knecht beim Vieh auf dem Acker". Noch jetzt in Niedersachsen, wo der Enke die Mittelstufe zwischen Groß- und Kleinknecht inne hat. Verschieden abgeleitet: ob zu lat. ancilla gehörig oder zu nordisch ekkja „Witwe", was auf den Stamm ein führte; ahd. enicho„ agricola" stimmt zu beiden Annahmen.

3 vaste besonders in Aufforderungen.

5 geriten „beritten": hier ein Scherz in ritterlichem Sinne.

6 wart vermiten „unterblieb": so mancher Vogel entging dem Tode.

8 mit sange geil werden „sich mit Gesang erlustigen".

10 „was gibt man den Vöglein Schuld? Was wirft man ihnen vor?"

11 fride „Schonung", got. frithus zu freidjan; vgl. Frist.

13 wes „warum, aus welchem Grunde?"

17 Von hier beginnt Parzivals Dümmlingsnatur sich zu entfalten, welche ihn erst durch viele Mißverständnisse hindurch zur rechten Einsicht gelangen läßt.

19 liehter denne der tac: der Tag gilt als das hellste.

20 sich bewegen eines d. 1. „sich von etwas abwenden, freimachen, auf etwas verzichten"; 2. „sich aufs Geratewohl zu etwas wenden, zu etwas entschließen"; hier antlitzes sich b. „sich entschloß ein Antlitz anzunehmen". Gemeint ist die Menschwerdung Christi.

22 merke eine witze „präge dir eine Weisheit, einen klugen Gedanken ein!"

25 der helle wirt: der Teufel wird als Herr der Hölle angesehen. Aus der Vorstellung, daß der Wirt Gäste empfängt, entwickelt

sich der Vergleich der Hölle mit einem Wirtshaus. Daher die Hölle später als Nobiskrug, als Wirtshaus zum Abgrund (Abyssus) bezeichnet wird.

26 in niht verbirt „weicht nicht von ihm, läßt ihn nicht frei".

28 von zwivels wanke erinnert an 1, 1 ff.

29 underscheiden den Unterschied auseinandersetzen, „erklären, bescheiden".

30 Licht und Finsternis: Gott und Teufel.

120, 1 dar nâch „gleich darauf", ohne über das Gehörte länger nachzudenken. Treffliche Zeichnung des kindlichen Leichtsinns. — sin snelheit „er der Schnelle".

2 gabilôt franz. javelot, älter gavrelot „Wurfspieß": eine Waffe für die Jagd, aber nicht für den ritterlichen Kampf. Doch übte sich damit auch die ritterliche Jugend. — swanc Gen. swankes m. „Wurf" eig. „das Schwingen".

5 ez wære: der Bedingungssatz wird nur als möglich gedacht, was 117, 13. 21 näher liegt; hier werden wir sagen: ob nun der Boden voller Schnee oder aufgetaut war. — æber f. ahd. diu abiri; „Schneelosigkeit", Land bei trockenem und warmem Wetter im Winter, auf welchem die Spuren des Wildes nicht sichtbar sind wie im Schnee.

7 nu hœret fremdiu mære „seltsame Kunde".

8 daz swære „etwas, was so schwer war, daß".

9 mûl st. m. „Maultier", lat. mulus. Als Lasttier beliebt.

10 als „so wie es war". Noch jetzt in den Mundarten z. B. elsäß. ase (ase warm u. ä.) — unzerworht von zerwürken „(Wild) zerlegen", noch jetzt ein weidmännischer Ausdruck. Das zerwürken war eine hohe Kunst des höfischen Jägers, und Tristan gewinnt durch sein Geschick hierin sofort die Gunst seines Oheims Marke. Für Parzivals Unbildung ist es bezeichnend, daß er dergleichen nicht versteht. — hin heim „nach Hause hin" ö. in Barlaam.

11 weideganc „Jagdpfad": ging er auf die Jagd. weide ist sowohl für Vieh wie für Menschen der Ort, wo die Nahrung gewonnen wird; auch für Fischfang. Vgl. auch unser Weidmann.

12 halde sw. f. „Abhang", eig. geneigte Fläche.

13 durch blates stimme „um auf dem Blatt den Lockruf (die Stimme des Männchens) für das Hochwild hervorzubringen."

14 stic (-ges.) m. „Steig, aufwärts führender Pfad"; daneben auch stêc.

16 wegen „hin und her bewegen", schwingen, um sofort die volle Wurfkraft zu haben.

21 vreise „Gefahr, Drangsal, Schrecken". Zu got. fraisan „versuchen".

22 „sie hat keinen Mut".

24 schûften sw. das deutsche Wort für „galoppieren"; von schûft m. „Galopp"; zu schieben gehörig.

25 nâch wunsche var „von herrlichem Aussehen": var und gevar beziehen sich auf die gesamte Erscheinung.

26 von fuoze ûf, wir sagen dagegen: von Kopf bis zum Fuße.

28 stuont „blieb stehen".

121, 2 hilf got: er befolgt den mütterlichen Rat.

3 vorder „vorderste". — zornes sich bewac „geriet in Zorn, überließ sich seinem Zorn".

5 tœrisch „verrückt, närrisch" von tôre; bes. von Kindern.

6 unsich alter Akk. Pl. — wendet gâher reise „hält ab von raschem Ritt", hält (unsern) raschen Ritt auf.

122, 13 „Aller Manneschönheit ein Blütenkranz": die Schönheit Parzivals wird hier erst, wo sie auf die Beschauenden Eindruck macht, gerühmt.

14 Karnakarnanz: der vierte Ritter, der eben angesprengt kam.

15 für „an — vorüber".

16 sich bewarn „sich behüten, vorsehen, halten".

17 zunft f. zu zemen: „Schicklichkeit, Würde"; später bes. Gesellschaft mit Regeln; so vielleicht schon hier.

18 ringen „sich abmühen, mit Schwerem zu tun haben". — nôtnunft f. „gewaltsames Nehmen, Entführung"; hier soviel wie „Notzucht".

19 „weichen zurück von Ehrenhaftigkeit". verzagen an „nicht tun, versäumen, unterlassen".

20 roubes adv. Gen. „auf räuberische Weise".

23. Licht und Finsternis: Gott und Teufel.

27 viel an sîn gebet „fiel auf die Knie, um zu beten."

30 ein gebot leisten „es befolgen und ausführen".

123, 1 maht — 2 kundest: der Hauptsatz gilt, auch wenn die Bedingung des Nebensatzes nicht erfüllt wird. — ze rehte spehn „richtig beurteilen, so betrachten, wie es recht ist".

4 du nennest ritter „du redest von Rittern".

6 wer gît riterschaft? eine etwas sprungweise Fortführung der Gedanken Parzivals: verschwiegen wird, daß Parzival Ritter zu sein als etwas so Herrliches erkennt, daß er sobald als möglich es zu werden wünscht.

9. 10 ritters namen „ritterlichen Stand": im Reim auf schamen auch Trist. 4407.

11 von ritters art: der ritterliche Stand war in der Regel an ritterliche Abkunft geknüpft.

123, 20 dâvon „worüber".

21 ay Interjektion der Verwunderung. Parzival identifiziert den Ritter noch immer mit Gott.

22. vingerlîn „Fingerring"; auch vingerîn, vingerîde; von vinger gebildet wie *δακτύλιος*, wie lat. armilla von armus, deutsch ermel. Allgemeinere Bedeutung haben das ältere bouc und rinc: ringe bezeichnet die geflochtenen Panzer, wie sie bis zur Erfindung des Schießpulvers und der dagegen dienenden Plattenpanzer üblich waren. Damit vergleicht Parzival aus Unkenntnis die Fingerringe, welche

die Mädchen bei seiner Mutter an Schnüren aufgezogen als Schmuck tragen, wie jetzt noch Perlen aufgezogen werden.

30 ragen „empor-, hervorstehen"; hier „aneinander stoßen, eng aneinander passen".

124, 1 durch sînen muot „wie er wollte, wie sein Inneres ihn trieb".

3 schicken „ausrüsten, schmücken", urspr. „gehen machen". Was dir so wohl ansteht.

4 zwicken eig. „mit Nägeln, zwecken, befestigen, klemmen"; ab z. etwas fest packen, um es aus einem Verschluß herauszubringen.

8 für „gegen". — an mich legen ergänze: die Rüstung, den Harnisch, „mich anziehen".

125, 27 ouch „in der Tat, allerdings".

30 mær „Nachricht", daß er fort wolle um Ritter zu werden.

126, 4 sin m. hier „Besinnung".

8 „wo, durch wen hast du davon erfahren, Kenntnis erlangt?"

14 an schildes ambet kêren ein im Munde des Knaben auffallender Ausdruck.

17 enwesse wie ist zu verbinden und einzuschalten: (wie) es geschehen könnte, (daß).

18 unde knüpft anakoluthisch an das vorhergehende wie an.

19 tump unde wert eig. gegensätzlich: „töricht und (doch) edel".

20 phert n. Reitpferd, nicht zum ritterlichen Kampf bestimmt, dem ros entgegengestellt; daher Damenpferd: aus mlat. paraveredus; ältere mhd. Form pferfrit, später noch pferift, pferht.

30 dol f. „das leidende Verhalten gegen irgend eine Einwirkung"; das Verb doln got. þulan gehört zu lat. tuli, τλάω „ertragen". „Welch schmerzliches Geschehen lassen!" bezieht sich auf die Mutter.

127, 1 sactuoch n. Tuch, woraus man Säcke macht; franz. canevas zu lat. cannabis „grobes, ungefärbtes Gewebe".

2 bruoch f. wird glossiert durch perizoma, femorale, bezeichnet also die Bedeckung der Hüften und der Oberschenkel, während die Unterschenkel (und die Füße) durch die hosen bedeckt waren. Wort und Sache entlehnt aus keltisch brâcca. Bei Crest. sind, von der chemise unterschieden, braies und cauces von einem Stücke; also sind hier lange Beinkleider gemeint.

5 Vom Torenkleid sagt Crestien nichts; Perceval erscheint nur als walischer Bauer.

6 gugel st. sw. f. „Kapuze": aus lat. cucullus, der Mönchsbekleidung für den Kopf. Eine solche trägt auch Tristan, als er sich für einen Verrückten ausgibt.

7 rûch mit den Haaren; wie alfrisch und kelberîn zu verbinden mit von einer hût „von einer frischen, rauhen Kalbshaut".

8 ribbalîn n. „Bauernschuh, Stiefel"; aus franz. revelins.

11 was alsô bedâht „war so überlegt, bedachtsam, vergaß nicht."

14 list lêren „Klugheit lehren“: die Stammesgemeinschaft beider Wörter ist noch lebendig. Ob die folgenden Lehren auf eine Erzählung deuten, in welcher jede einzelne sich bewährte, möge dahingestellt bleiben.

17 die sihte unde lûter sîn, dieser konditionale Konjunktiv begegnet selbst in der Prosa.

22 als er wol kan „wie er es gut versteht“.

24 erbelgen „sich erzürnen, aufgebracht werden“ (eig. sich aufblasen, aufschwellen, vgl. balc); ags. bolganmôd. erbolgen „erbost“.

138 9 unser: „mit dem wir uns beschäftigen“. Diese Bezeichnungsweise ist selten in der mhd. Poesie.

11 wîbes stimme: wir setzen hier den unbestimmten Artikel vor.

12 vels ist auch sw. velse.

13 reht „aufrichtig, innig“.

14 enzwei „gebrochen, zerrissen“, bildlich „vernichtet“.

16 tuo steht anstatt tæte nicht bloß des Reimes wegen: es soll die lange Dauer, die Wiederholung ihres Tuns angedeutet werden.

17 dâ „dort“ (wo sie saß). brechen „reißen, raufen“. Sigûne die Tochter Kyots von Katelange und der Graljungfrau Schoysiane, die jungfräulich verwitwete Geliebte des Schionatulander erscheint, in ihrer lebenslangen Trauer und zugleich für Parzivals Geschichte hochbedeutsam, auch später wieder. Der Name erinnert merkwürdig an Signy, die treue Gattin des Loki, welche die Schmerzen des Gefesselten zu lindern sucht.

19 swarte st. w. f. „Haarboden“; mhd. allgemein von der Kopfhaut, auch von der Tierhaut, die ja überall behaart ist: vgl. unsere Speckschwarte.

20 warten „spähen, beobachten, schärfer zusehen“.

21 Schîânatulander, von Orilus im Speerkampf erschlagen, als er auf Wunsch der Sigune ihr das wunderbare Brackenseil holen wollte. Er war von Königin Amphlise erzogen, die ihn Gahmuret auf seine Orientfahrten mitgab.

23 der juncfrouwen Dat.

24 „alle Lust zum Scherzen war ihr vergangen“, sie war in tiefer Trauer; daher antwortet sie auch lange nicht.

25 freuden var „von fröhlichem Aussehen“

26 die — gar „alle die“ auf den frei vorausgeschickten relativischen Nebensatz dem Sinne nach bezogen.

139, 25 tugent „edles Benehmen“, das auf Edelsinn schließen läßt. Urspr. = „Tüchtigkeit“ nahm das Wort eine Wendung zum Äußerlichen, hieß so viel wie „feiner Anstand“. Die Theologen haben dem Wort einen höheren Wert verliehen im Anschluß an das lat. virtus.

26 „gepriesen sei deine liebliche Jugend!“

28 sælden rîch ungefähr „allgemein beliebt“.

29 meit hier „verschonte“.

30 ze tjostieren „im Speerkampf zu Pferd".

140, 1 geborn von triuwen: da Wolfram die Verbindung geborn von nur bei wirklicher Abstammung von Verwandten oder Heimat gebraucht, bei Abstraktis aber ûz, so ist hier von im Sinne der Eigenschaft zu verstehen. Also „du bist ein guter Mensch und zwar schon durch deine Geburt". Auf diese Stelle bezieht sich Sigune 252, 18.

3 rîten „fortreiten, weiter reiten".

5 trüege „trüge an sich, zeigte".

6 = 113, 4. Die mütterliche Koserede wird auch von ihrer Umgebung grbraucht.

10 bî dem namen „kannte ihn mit seinem Namen", nicht: sie erkannte ihn bei dem Namen bon fiz usw., der ja nur ganz allgemein gebrauchte Koseworte enthielt.

11 rehter „zutreffender, richtig".

13 dirre âventiure hêrre „der Held dieser Geschichte": der, dem diese Erzählung zugehört.

17 (der nam) ist „bedeutet". — Die Deutung geht auf die frz. Form Perce-val zurück, ohne daß val erklärt werden könnte. Französische Gedichte deuten „Durchbringe das Tal oder (bei Percevaux) die Täler"; und die offenbar nachgebildete Namenform Perceforest stützt diesen Sinn.

18 ier Prät. zu eren. — furch st. f. „Furche", lat. porca. Hier bildlich vom herzzerschneidenden Schmerz, den Liebeslust und aufrichtige Hingebung bei Herzeloyde hervorbringen, als sie den Tod Gahmurets erfährt.

21 „ich sage es dir nicht, um damit zu prahlen".

22 Sigunens muome ist Herzeloyde als Schwester der Schoysiane. Daß Sigune bei Herzeloyde auferzogen worden ist, sagt sie 141, 13; daraus erklärt sich ihre genaue Kenntnis von Parzivals Familienverhältnissen.

23 sunder valschen list „ohne Arglist"; ganz aufrichtig.

27 geborn „deiner Geburt nach".

28 die rehten wârbeit wiederholt feierlich 24.

162, 10 breiter noch langer Komparative, nach denen man ein dan erwarten sollte. Anakolutisch folgt

11 niht wan „nur".

13 dâ = dâr da.

16 unrebte swanc „unrichtig hielt, in unpassender Weise hin und her bewegte".

18 der site Gen. Plur.

19 „die man für ehrenvoll, anständig ansah".

21 tolde sw. m. wie ahd. toldo, und f. wie hier, was aus 22 ir hervorgeht: „Wipfel, Krone einer Pflanze", wie noch jetzt in Blumendolde.

23 „Anführer", hier übertragen „Muster".

25 daz was sîn reht „das kam ihm zu".

27 antwurt(e) auf das enphâhen „willkommen heißen".

28 ûz tumben witzen „nach seinem kindlichen Verstand".

30 loc m. Pl. locke und löcke; erstere Form ist als f. ins Nhd. gekommen.

163, 1 dâ — nâch „dem entsprechend, um euern Rat zu erlangen".

3 durch râtes schulde „des Rates wegen".

4. 5 „so müßt ihr für den Rat mir Freundlichkeit erweisen".

6 und „wofern nur". — volge hân „Beifall finden, Erfolg haben". — des râtes in bezug auf Rat: „soll ich mit Rat euch willfahren".

8 mûzerspärwære „Sperber, der die Mauser durchgemacht und dadurch an Wert gewonnen hat. spärwære oder sperwære ist der Raubvogel, der Sperlinge (spar got. sparva) fängt und deshalb zur Jagd auf kleinere Vögel verwendet wird. mûze f. von lat. mutare der Federwechsel der einjährigen Vögel; davon mûzære „der über ein Jahr alte Vogel", was auch mit habech, sprinzelîn, valke zusammengesetzt wird Im Iwein steht ein Ritter einen mûzerhabech ûf der hant vor dem Burgtor.

9 swanc „flog". Nötig ist dann eine Angabe, woher und wohin.

10 ein guldîn schelle dient dazu, den Vogel leichter wieder finden zu lassen.

13 den er dâ sach wohl nur Versfüllung.

16 altman ist als Zusammensetzung auch Eigenname geworden: wie Frommann. — ze vâr(e) stên „Gefahr bringen, Nachstellung bereiten". Der Satz sieht wie ein Sprichwort aus, ist aber als solches nicht nachzuweisen.

19 an einer stat wohl ein Stein, eine Stufe zum Aufsteigen und Absitzen der Reiter.

21 Umschreibung für Parzival. Dieser Beweis der Dummheit findet sich nicht bei Crestien und ist fast ironisch übertrieben.

29 gedâhten „sannen aus, brachten vor".

164, 1 kemenâte sw. f. „heizbares Zimmer, Schlafgemach, Frauengemach"; mlat. caminata von caminus.

4 ringen, vom Adj. ringe, „leicht machen", „(euern Gliedern) Erleichterung verschaffen".

165, 6 den wunden wohl des Reimes wegen anstatt eines Relativsatzes „der verwundet war".

7 daz bleip doch ganz im Gegensatz zu den gewöhnlichen Speerverletzungen im ritterlichen Kampf.

8 underwinden, sich eines u. „sich eines annehmen, für ihn sorgen".

10 daz: anstatt, daß möhte in V. 12 an den Schluß tritt, schließt der Satz, als ob er unabhängig wäre, und in wiederholt sînen kinden V. 10.

12 ez wol erbieten „Freundlichkeit, Dienst erweisen".

13 binden „verbinden".

15 waz ûf geleit daz prôt: das Brot für die einzelnen Mitessenden

wurde auf den Tisch gelegt, ehe die Gerichte aufgetragen wurden. Wir sagen „der Tisch war gedeckt“.

16 mir ist eines d. nôt „ich habe etwas nötig“.

18 al vastende „durchaus ohne zu essen“.

20 sîn bezieht sich auch, trotz des verschiedenen Genus, auf harnasch.

22 sagen hier „zusagen, zuerkennen“.

27 laben „erquicken, stärken, erfrischen“, bes. mit Trank, aber auch mit Gerüchen u. a.

28 barn st. m. Krippe. Wolfram scherzt mit einer vielleicht volkstümlichen Redensart über die Eßgier seines Helden, den er mit einem Füllen vergleicht.

30 nam zeime spil „nahm es als Scherz auf, hatte Vergnügen daran“.

166, 5 man huop den tisch: die Tafel war wohl auf Schragen oder Stützen aufgesetzt und wurde nach dem Essen wieder weggetragen. Wir sagen noch „die Tafel aufheben“.

7 wært ir fruo „waret ihr früh auf?“

8 duo altertümliche auch in den Nib. erhaltene Nebenform von dô. „Meine Mutter pflegte zu der Zeit noch zu schlafen“.

11 slâfstat st. f. „Schlafstätte, Ort wo man schläft“. Wir denken bei Schlafstelle an ein Gestell, was doch für das Mittelalter nicht zutrifft.

12 sloufen sw. Faktitivum zu sliefen „schlüpfen“; bes. vom Anziehen und Ausziehen der Kleider: sich ûz sl. „sich auskleiden“.

15 blôzen lîp: man lag im Mittelalter nackt zu Bett, wie die Miniaturen in den Handschriften und die ältesten Holzschnitte zeigen, wo die Könige im Bett oft zwar die Kronen auf, aber kein Hemd an haben.

170, 8 wilder muot „Ungezwungenheit, Neigung, der augenblicklichen Eingebung zu folgen“. — zam „gezähmt, gebändigt“, durch Belehrung. Aus dem ungesitteten jungen Mann ward durch die Belehrung ein gesitteter Jüngling.

11 geswîgen eines „von einem schweigen, zu reden aufhören“.

15 sus heb ich an: wird ein Rat gegeben, so wird oft dies ausdrücklich bemerkt.

16 sich verschemen, aufhören, sich zu schämen. verschamt ist also unser „unverschämt“, oder nach Berliner Redeweise „ausverschämt“.

18 rêre st. f. „Niederfall, Abfall“. Hier im Bilde von der Mauser, das gleich erläutert wird.

20 entrîsen „entfallen, abfallen“. — unde anakolutisch auf rêre bezogen.

21 geschickede und schîn „Gestalt und Aussehen“: allitterierend.

22 volkes hêrre „Fürst“. Darauf beziehn sich die weiteren Mahnungen.

23 hœhen „hoch machen, erheben“.

25 nôtec „bedrängt“: n. her „das Heer der Bedrängten“. Hier besonders auf arme Ritter bezüglich; Wolfram denkt an die Standesgenossen in seiner Lage.

28 diemuot im Gegensatz zu dem verletzenden Hochmut des Mächtigen.

171, 4 der gotes gruoz „Gottes Gnade". Vgl. unser Gott grüß' euch! Grüß Gott!

6 die gênt nâch porte aldâ die venster stênt wird eine sprichwörtliche Redensart sein für „nicht ein und nicht aus wissen".

7 bescheidenliche „mit Verstand, Überlegung" eigentlich mit Unterscheidung, Diskretion. Die Mahnung mit Verstand, bald reich, bald arm zu sein, sich weder geizig noch verschwenderisch zu zeigen, ist eine der häufigsten in der ritterlichen Sittenlehre wie überhaupt im Mittelalter, welches sie aus Aristoteles übernahm.

9 gar vertuon „sich, sein Vermögen völlig ausgeben".

10 „Wozu ist Geld doch gut? wer's nicht hat, hat nicht Mut". Logau in Lessings Bearbeitung 2, $_{47}$.

12 daz sint och unêre „das macht auch keine Ehre".

13 ir orden „ihre Ordnung, Regel", das, was ihr von Standes wegen zukommt zu tun und zu erhalten.

16 lât der unfuoge ir strît „laßt euch mit Unziemlichkeit (174, $_{7}$) nicht ein", geht ihr aus dem Wege.

17 Der für Parzival so verhängnisvolle Rat, nicht zu viel zu fragen!

18 mich betrâget eines d. „mir ist lästig", mich langweilt, verdrießt, ich verschmähe: eig. ist zu träge entweder im Kommen oder im Gehen.

19 gên „ergehen, vor sich gehen".

21 spehen hier „ausforschen, auskundschaften".

23 entseben „mit dem Geschmacke wahrnehmen", dann überhaupt bemerken, inne werden. Der Präsensstamm hat Verstärkung durch j: lat. entspricht sapio. — dræhen „riechen"; wohl mit dræjen, dem sich Kräuseln des aufsteigenden Duftes verwandt. Nur vier Sinne sind genannt, obschon 488, $_{16}$ von der gewöhnlichen Fünfzahl gesprochen wird. Vielleicht ist der Tastsinn als der am wenigsten zur geistigen Entwickelung beitragende weggelassen worden.

25 derbärme st. f. „Erbarmen, Barmherzigkeit". — vrävel st. f. „Kühnheit, Unerschrockenheit, Verwegenheit". Sonst auch „Frechheit".

172, 2 von iu kom „von euch abgelegt wird".

3 undr ougen „im Gesicht". Auch wir sagen: komm mir nicht mehr unter die Augen = vors Gesicht.

4 des ist zît „die Zeit dazu ist da". — râm st. m. „staubiger Schmutz, Ruß" von der Metallrüstung (îser; sonst auch harnasches râm).

7 wol gemuot „freudig gestimmt".

11 gewenken „wankelmütig werden" an einem „in bezug auf, gegen jemand".

13 gerne „bereitwillig". Findet ihr Gefallen daran.

15 valscher list „unredliche Kunst, Kunst des Betrugs, Arglist".

16 hât gein prîse kurze vrist „hat nur kurze Zeit Ehre".

17 slîchære „Einschleicher, der verbotene Wege wandelt". — klage hier „Gegenstand der Klage".

18 hac st. m. n. „Einhegung; dichtes Gebüsch"; ein Park von edlen Bäumen um einen Burgberg.

21 ungeverte n. „unwegsame Gegend, ungebahnter Weg".

22 gedîhen „vorwärts gehen, erwachsen, sich entwickeln, Fortgang nehmen". Hier „dahin zieht sich mancher Kampf".

23 mezzen gein „vergleichen, gleich setzen mit".

25 listeclîch = listec „klug, schlau".

28 scheme(n)den pîn „die Pein der Scham".

173, 1 Weisung, die Frauen nicht für etwas Niedrigeres zu achten.

2 schein: Prät. für Präs. wohl des Reimes wegen.

3 der name der heizet tac „das Ding, das Wesen, das man Tag nennt". Bes. oft wird so mannes name und wîbes name gebraucht.

5 blüent „erblühen, erwachsen".

7 durch râten „wegen, für sein Raten".

9 mit rede, und „und doch" in dem herzen niht.

V. Buch.

224, 2 âventiur hier „das Aufsuchen der Gelegenheit zu ritterlichen Taten". — ûz frumen „aussenden, hinausführen".

4 al besunder „jedes einzeln": bes. bei merken, reden, sprechen, schouwen; wie wir sagen „etwas haarklein erzählen". Auf ein Subjekt im Plur. bezogen heißt al b. „jeder einzeln, jeder für sich". — merken „beachten, abmessen, wahrnehmen".

7 wünschen einem eines d. hier Konj. abhort. — wan ez muoz sîn von der durch das Schicksal bestimmten Notwendigkeit.

8 lîdet kann sich auch auf freude und êre beziehen. Vgl. unser „den, das mag ich leiden" = habe ich gern.

12 daz „die so herrlich war, daß". — gelas aus einem Buche „vorlas".

13 sus „sonst", ohne Buch.

14 diu auf wîp bezogen.

16 krenken den sin „die Besinnung schwächen, trüben".

18 herzehaft „tapfer, beherzt".

19 gewalt „freie Verfügung, Vollmacht": mit g. „ohne gelenkt zu werden, frei".

20 mos st. n. „Sumpf, sumpfiges Land"; vgl. Mooswald o. in Oberdeutschland. Also P. ritt ohne Weg und Steg.

21 wîsen sw. „leiten, lenken".

24 hetes arbeit „hätte damit Mühe gehabt".

25 erfliegen „bis zu Ende fliegen, durchfliegen".

27 unnâch Adv. „nicht nahekommend, kaum", im Sinne unseres „bei weitem nicht, nicht entfernt, durchaus nicht".

30 Brobarz war das Land der Kondwiramur.

225 1 ez gestêt einem „es stellt sich mit einem, es ergeht ihm".

3 weideman „Jäger"; hier „Fischer", der das Recht der vischweide (das Wort ist häufig in den Weistümern) hat und übt.

6 stat, Gen. stades st. n. „Ufer, eig. Landungsplatz" vgl. Gestade und „der Staden" im Elsaß für das häßliche Wort Quai; got. staths m. oder stath n.

10 wäre hinter daz in V. 11 zu stellen.

12 pfâwîn oder pfæwîn huot, anderswo pfâwenhuot „Hut aus Pfauenfedern gefertigt".

13 vischære wird Anfortas auch 226, $_{26}$. 227, $_{3}$. 491, $_{14}$ genannt.

15f. „um Gottes willen und um der Pflicht als wohlerzogener Mensch zu genügen".

18 der trûric man: die attributiven Adj. auf ec, ic erscheinen öfters hinter dem Artikel unflektiert.

20 wêder — oder „entweder — oder; sei es — sei es".

21 inre, inner Präp. mit Dat. „innerhalb". — erbûwen „angebaut, bewohnt".

22 lît „ist vorhanden, befindet sich".

24 war . . . anderswar „wohin sonst": mit nachlässiger Häufung.

28 Graben: Burggraben.

30 strâze erscheint im Parzival stets mit sw. Flexion.

226, 3 er der Fischer; sprach „rief ihm nach".

4 nim iwer war „sorge für euch" als Wirt.

5 „so erwarte ich Dank nur, wenn ich für euch gut gesorgt habe".

6 unkunde wege „Wege, deren Ziel unbekannt ist oder die ohne Ziel ihr Ende nehmen", Holzwege, der eigentlichen Straße entgegengesetzt.

9 des ich iu niht gan „was mir doch um euretwillen nicht lieb wäre".

11 wackerlîchen „munter, frisch" eig. wachsam.

14 an veste niht betrogen „es fehlte ihr nicht an Festigkeit".

15 gedræt „gedrechselt".

16 „wenn die Feinde nicht geflogen kamen oder vom Wind hinein geweht wurden, so konnten sie nicht stürmend eindringen" (so rund und glatt war die Burg gebaut).

19 wunderlîch „bewunderungswürdig".

21 si „die Bewohner der Burg".

23 des geruochte „gab sich die Mühe": nur umschreibend.

27 von im „von sich weg".

28 sîner hant die den Weg wies.

29 niwan durch der herberge wân „nur, durchaus im Vertrauen Unterkunft zu finden".

227, 5 wider „hierher zurück", während der Fischer weiter fuhr.

8 wît unde breit: hierdurch wird, da die Burghöfe gewöhnlich eng sein mußten, die Größe der Gralburg angedeutet.

10 gras: auch wir bezeichnen durch den grasbewachsenen Boden eine selten begangene Straße.

11 Buhurd (von hurten = anrennen) ist ein Reiterspiel zur Be-

lustigung und Übung, wobei Schar auf Schar stößt und wobei die Ritter kein Rüstzeug getragen zu haben scheinen.

13 Abenberc heutige Burg Klein-Amberg zwischen Spalt und Schwabach, über zwei Meilen östlich von Eschenbach.

14 froelîchiu werc „Kampfspiel".

17 „das ließen sie ihn (aber) nicht entgelten".

21 Sie überboten einander im Diensteifer.

23 von dem orse stên „absteigen".

25 an sîn gemach „dahin, wo er es sich bequem machen konnte", in sein Zimmer.

235, 20 achmardî d. h. Kissen von Achmardiseide.

21 den wunsch von pardîs „das Herrlichste aus dem Paradies", d. h. was diesem gleichkommen könnte.

22 „sowohl Wurzeln wie Zweige", das Ganze.

23 ein dinc: Wolfram vermeidet es hier, nähere Auskunft zu geben, die er erst im IX. Buch gewährt und auch da nur teilweise, so daß das Geheimnis gewahrt bleibt. Der heil. Gral ist die wundertätige Schüssel (altfranz. graal, lateinisiert gradalis) aus Smaragd, in der Joseph von Arimathia das Blut Christi aufgefangen haben soll. Er wurde der Sage nach in einem vom Gralkönig Titurel erbauten prachtvollen Tempel auf Montsalvage (mont sauvage) in Spanien von den Gralrittern oder Tempelrittern gehütet und verehrt, die neben allen anderen Rittertugenden besonders die der Frömmigkeit und der Selbstverleugnung üben mußten.

24 erden wunsches überwal „was über alles Wählen in irdischer Herrlichkeit hinausgeht". Das Wort scheint eine Neubildung zu sein, um etwas ganz Transzendentes zu bezeichnen.

28 kiusche Gen. bei bewart „in bezug auf". Die noch jetzt bestehende Tradition zu Ettal besagt, wer dem wundertätigen Marienbild im Stand der Gnade naht, dem ist es federleicht und eine wahre Lust zu halten; wer bösen, unreinen oder hochmütigen Herzens, dem sei es unaufhebbar; wer ihm aber mit einer Todessünde in der Seele nahen will, dem bleibe es völlig unsichtbar.

236, 3 lûter „blank, fleckenlos".

4 balsem st. m. f. das heilige Öl; hier verwendet wie in den ewigen Lampen der katholischen Kirchen.

5 si die vorher genannten Jungfrauen.

6 ze rehter mâze „bis zu der gehörigen Entfernung".

7 diû künegîn = Repanse.

9 balsemvaz „Gefäße mit Balsam".

11 sazte für den wirt den grâl: doch wohl auf den kostbaren Tisch, worauf schon die silbernen Messer gelegt worden waren. Dagegen die goltvaz 237, $_{27}$ werden auf die einzelnen Tafeln vor den Rittern gesetzt.

15 Sechs Dienerinnen und die Königin.

19 zwischen sich: der Akk. ist seltener und außer bei Wolfram späteren Quellen eigen.

20 zwelve iewerthalben ir steht mit freier Konstruktion wie adverbial: indem sie auf jeder Seite zwölf Jungfrauen hatte, stand die Königin höchst würdig da. Die ganze Zahl von fünfundzwanzig wird auch 493, $_{16}$. 808, $_{30}$ erwähnt.

239, 13 vgl. 171, $_{17}$.

14 waz ob „wie nun, wenn vielleicht? wer weiß, ob nicht?" — wesen st. n. eig. Inf. „Aufenthalt, Anwesenheit".

15 die mâze hier von der Ausdehnung der Zeit. „Vielleicht bleibe ich hier so lange wie bei ihm dort".

18 gedanc st. m. in dem gedanke „während er so dachte".

20 balc hier und in Rechtsquellen „Scheide des Schwertes"; dafür steht meist auch mhd. scheide.

21 gehilze st. n. von helze sw. f. „Schwertgriff, Heft"; ein germ. Wort: agſ. hilt, nord. hialt. Neben diesem wird der Knauf, knopf, noch bes. genannt. Daher ist wohl hier zu denken, daß der ganze Schwertgriff aus einem Edelstein bestand, so übertrieben auch diese Vorstellung erscheint.

23 (grôzer wunder) urhap „der Ausgangspunkt, Anlaß".

25 in nôt bringen „in den Kampf tragen".

27 letzen „verletzen, schädigen".

28 ergetzen sw. „entschädigen"; eig. ergezzen „vergessen" machen.

30 alle wege Akk. als Adv. „überall, immer". Noch jetzt alemannisch wie englisch alway(s).

240, 1 geprüevet hier „erprobt".

4 für in eig. „an seiner Stelle, seinetwegen"; denn er verscherzt dadurch für jetzt das Gralkönigtum. — unvrô „betrübt, traurig".

8 ungenande „Krankheit, die man sich scheut zu nennen, Brand einer Wunde".

12 gerüste st. n. „Vorrichtung, Zurüstung": wohl alles Hereingebrachte, also auch Tische usw.

245, 2 gesellecliche „innig vereint".

3 strengiu arbeit „bittere Mühsal".

4 boten „Vorboten".

7 sîner muoter troum: vgl. 2. Buch.

widerwac „das gleiche Leid erfuhr"; eig. „aufwog", als ob des jungen troum gestanden hätte.

8 nâch Gahmurete „nach Gahmurets Tod".

9 steppen „durchnähen, sticken".

10 umbe den soum „rings um den, rings am Saum des Kleides"; hier wurden Stickereien angebracht.

11 dervor „über den Saum hinaus", als Spitzen und Fransen. — tjoste rich „prächtiger, herrlicher Zusammenstoß".

14 f. „er hätte lieber (ê) wachend viele Male sterben mögen" als so zu träumen.

16 sus teilte im ungemach den solt „so beschenkte ihn (als ihren Diener) Drangsal“, nahm in als Söldner in Pflicht.

17 strengen sachen „Mühsalen“: sache umschreibt nur.

19 âder st. sw. f. „Ader“, womit aber auch alles, was zwischen Haut und Knochen liegt, gemeint sein kann: Sehnen und Muskeln. Wir würden sagen: er schwitzte bis auf die Knochen (bein).

21 Die Knappen, die ihn entkleidet hatten.

23 bieten „darreichen“.

25 anderstunt „zum zweiten Male“.

30 ûf rihte sich „aufstand“.

246, 3 daz eine 239, 19 ff.

4 daz ander ist das Ithers Leiche abgenommene.

6 durch waz ist diz getân „weshalb hat man die Rüstung und die Schwerter hierher gelegt“?

7 sol „werde“.

9 wachende Part. adverbial „im Wachen“.

10 wætlîch Adv. zum Adj., welches „schön, herrlich“ bedeutet; das Adv. heißt „vermutlich, leichtlich“, eine Begriffsentwickelung, die sich der des Adv. schône zu nhd. „schon“ vergleicht. Wolfram hat das Adv. nur hier.

15 Repanse de Schoye.

19 Parzival ist verheiratet. Er will Repanse nur Dienste als Ritter erweisen, nicht aber ihrer Minne Lohn erwerben.

22 fürbaz „mehr“ eig. „darüber hinaus“.

23 als er tuon sol wie es die Umstände verlangten: das Präs. hist. ist durch den Reim bedingt.

25 antwurte sonst meist antwürte oder abgekürzt antwurt st. f. n. ahd. antwurti „Antwort, Erwiederung“: durch strîtes antwurte „um jedem Streite zu begegnen“.

28 Die Treppe führt direkt auf den Schloßhof.

29 heften „binden, befestigen“.

30 daz was sîn ger „so wünschte er es“.

247, 2 sich underwinden „sich bemächtigen“; hier = besteigen.

3 erloufen „durchlaufen“.

4 sô daz „indem“.

7 daz het im zorn gereizet „dies hatte seinen Zorn erregt“.

11 rüeren sw. hier „auflockern“. So wird das Aufhacken der Erde im Weinberg oder das zweite Pflügen des Ackers noch jetzt im Elsaß genannt.

12 zerfüeren sw. „auseinanderbringen“, hier „wegschütteln“.

18 derdurch ûz „hinaus zum Tore“.

22 teil „Vorderteil“.

23 Die niedergelassene Zugbrücke schnellte plötzlich in die Höhe. Märchenzug: die Türe schlägt dem die Ferse ab, der den Schatz zu heben versäumt.

24 sach sich wider „sah sich um“.

25 „da würde er (gern) mehr gefragt haben".

26 varen der sunnen haz. auch in der s. h. Auch wir sagen: „du bist nicht wert, daß dich die Sonne bescheint". Ursprünglich ist wohl eine Verwünschung zum Tode gemeint, eine Fahrt auf den Weg, den die Sonne nicht bescheint.

27 gans wird auch Gawan gescholten.

28 flans st. m. „Maul"; s. zu 113, $_8$.

255, 1 Wundervoll ist die kurze Antwort des Betroffenen.

2 iuch: das Ihrzen gibt sofort die Abkehr der Jungfrau kund. Umgekehrt 441, $_{19}$.

4 vrâgens sît verzagt „das Fragen versäumt habt".

12 waz wolt ir zuo mir her „warum wolltet ihr zu mir kommen": ihr habt nichts bei mir zu suchen.

18 wunder hier „Ungeheures, Furchtbares".

19 sîner nôt Gen. „nach seiner Bedrängnis".

22 „zeige mir eine freundlichere Gesinnung".

23 wandeln „rückgängig, gut machen, Buße leisten, vergüten".

VI. Buch.

314, 19 Artûs war der keltischen Sage nach ein König der Briten von Wales, die im 6. Jahrhundert ihre Nationalität gegen die Angelsachsen heldenmütig verteidigten. Die volkstümlichen Überlieferungen von seinen Taten und denen seiner Helden gelangten zu den stammverwandten Bretonen in der Bretagne herüber und wurden von diesen den ihnen benachbarten Franzosen mitgeteilt, die die an sich schon abenteuerlichen Taten noch mehr ausschmückten. Artus erscheint nun als das Ideal eines ritterlichen Königs, der in seiner Hofburg die Blüte der Ritterschaft an einem runden Tische (table ronde, daher Tafelrunde) versammelt hat und wie diese alle ritterlichen Tugenden übt. Die Gedichte, in denen insbesondere Chrestien de Troyes (zwischen 1270 und 1290) diese und die Gralsage verarbeitete, wurden die ergiebigsten Quellen für unsere mhd. Epiker und liegen auch dem Parzival zugrunde. — hielt für „nahm die Richtung vor" den Bertenoys.

21 tiuschen, ahd. diutiscun sw. Adj. im Dat. Sg. fem., wozu zungun zu ergänzen ist, und in vorzusetzen wäre: „auf deutsch".

25 gewerp (Gen.-bes) st. m. Tätigkeit, um etwas zu erlangen, „Betreiben, Bewerbung". Hier ist die Einladung Parzivals an die Tafelrunde gemeint.

28 „nur daß ein bitterer Zusatz ihre Ehre verletzte". Ist das „Verschneiden" der schweren Weine mit leichteren zu vergleichen?

30 dran gephlihtet „daran Anteil genommen".

315 1 du stüent ze lobe „warest zu loben".

6 „deine Ehre hat einen Flecken aufgewiesen": valsch 316, $_{18}$.

7 prises kraft „die Machtfülle des Ruhmes".

9 drüber: man saß über der Tafel, die hier durch ein am Boden ausgebreitetes Tuch angedeutet war. — gap „leistete“. — hêr Parzivâl: absichtlich höflich, um jede Vertraulichkeit zu entfernen. Der Dichter nennt sonst seinen Helden nur beim Namen, während er Gâwân oft das hêr gibt.

10 „der ebenfalls dort mit den äußeren Zeichen des Rittertums sitzt“.

12 Ither.

13 leben hier „Lebensweise“.

14 gelas „aus einem Buche vortrug“: so wurden die ritterlichen Erzählungen in der Regel mitgeteilt.

15 sô ganzer werdekeit „so vollkommene, unversehrte Ehre“.

17 ir tuot mir site buoz „ihr benehmt, erlaßt mir die gewohnte Sitte“. buoz tuon eines d. = rât tuon eines d. „von etwas befreien“, u. a. von einem Übel; hier ironisch.

18 daz ich versage „so daß ich versage“.

22 suone oder vride: letzteres ist die Enthaltung von Feindseligkeit, ersteres die Ausgleichung derselben.

23 diu wæren iu tiure „die würdet ihr nicht erhalten“.

24 ungehiure „unheimlich, widerwärtig, abscheulich“.

27 bescheiden einer mære „Auskunft geben über eine Sache“.

28 Anfortas.

316, 1 truog für „stellte vor Augen“.

2 ungetriwe hier „erbarmungslos“.

4 wan „leer“ mit Gen.; mit lat. vanus verwandt.

9 als „ebenso“ (benant, verdammt, verurteilt).

11 ban (Gen. bannes) st. m. „Gerichtsbarkeit, Gebot und Verbot unter Strafe; insbesondere auch Verbot, mit jemand zu verkehren, daher auch kirchliche Exkommunikation; urgerm., daher franz. ban. Hier ist heiles ban „Verbannung des Heiles“, abstrakt für „Vertreiber des Heiles“. — sælden fluoch „der die Glückseligkeit verflucht hat“ (oder „von ihr verflucht ist?“)

12 unruoch st. m. „Vernachlässigung“, hier konkret „Vernachlässiger, ruchloser Verächter“.

13 schiech „scheu, verzagt, flüchtig“.

15 ernern „retten“, setzt das Bild der Krankheit fort.

16 ûf iwerem houbte swern „mit Auflegung der Hand auf dein Haupt“: ironische Beteuerung der Liebe und Verehrung.

17 den eit geben „den Eid vorsprechen“.

20 vederangel st. m. „kleine Fischangel mit einem Federkiel“. Hier als Bild der durch den Köder der Schönheit lockenden Arglist. — nâtern zan „Giftzahn“. nâter(e) hängt mit got. nadrs nur ablautend zusammen.

22 des auf den ganzen Satz bezüglich, nicht auf swert.

23 sünden zil „alles, was nur Sünde heißt“.

24 hellehirte st. m. „Teufel", die mit den zur Hölle Verdammten ihr Spiel treiben.

28 letze „Abschied, Ende".

29 wære — mite „wäre mit — gewesen, hätte — begleitet, beigewohnt": häufiger ist die Person Subjekt, der Inf. von mit abhängig. Der Nachsatz ist anakolutisch angefügt.

30 f. schickt eine Bestimmung voraus, die syntaktisch richtiger hinter den Nachsatz etwa durch eine Vergleichspartikel angefügt worden wäre. — ze Tabronite diu stat. Gemeint ist wohl die insula Taprobane, das heutige Ceylon.

317, 1 erden wunsches solt „das, womit man das Herrlichste auf Erden bezahlen kann".

2 hie auf Munsalväsche.

329, 19 iuch des bescheiden „euch das auseinandersetzen".

20 leiden (ahd. leidôn) „beklagen, Leid äußern".

21 leide st. f. „Betrübnis, Schmerz". — kündet „kund tut, auferlegt".

22 sich sünden „sich versündigen" an einem.

24 und ich dâ bî sîn spotten trage „während ich überdies seinen Spott ertragen muß".

25 freude jehen „von Freude sprechen", zugestehn, daß ich froh bin.

28 mîn gedanc „mein (ganzes) Denken, mein Nachdenken, meine Überlegung".

29. 30 nimmer: immer pleonastische Verbindung.

330, 1 durch mîner zuht gebot „weil meine Wohlgezogenheit mir befahl (zu schweigen)".

3 sîn: nämlich des im folgenden Verse genannten Gurnamanz. mac niht ganz sîn „kann nicht vollkommen, völlig richtig sein".

5 vrävelîch „dreist".

6 gein unfuoge strite „unpassendem Wesen widerstrebte".

8 râtt mir wie „wie ich es anfangen könnte" daz.

10 f. „es ist eine harte scharfe Bestrafung mit Worten hier gegen mich ausgeübt worden".

15 dernâch „demgemäß".

19 ledec „frei" von der Pflicht der Kameradschaft.

„bis ich (das) erwerbe", d. h. den Gral.

20 „dessentwegen meine grüne Freude sich entfärbt hat". dâ von bezieht sich auf die Nichterwerbung, auf die Entbehrung.

22 daz Artikel; die Konjunktion daz wird nach alsô stillschweigend vorausgesetzt.

27 dennoch mêr „mehr noch".

siufzebæren twâl „seufzerreiches Ausharren".

IX. Buch.

1 Tuot ûf! ist ebenso formelhaft wie die Frage wem? wer sît ir? ...ne ze zu kommen verlangen zu.

4 belîbe ich kûme „kann ich auch nur mit Mühe Unterkunft finden".

5 „über mein Zudrängen sollst du dich nicht beklagen": wenn du nicht hören willst, ziehe ich weiter.

7 jâ sît irz? „ja seid ihr's denn?" vgl. unser: ja so, ja dann!

8 wie vert „wie befindet sich", wie geht es dem Anmutigen?

12 An Artus' Hof.

20 lang unde breit „in langen Erzählungen weit verbreitet": wie wir sagen: ein langes und breites erzählen.

21 kurz oder smal variiert den Gegensatz zu lang unde breit.

22 zal st. f. hier „Rede, Erzählung".

434, 2 erliuhtet mir die fuore sîn „hellt mir seine Lebensweise auf".

8 habt er sich an die wîte „hält er sich an, bleibt er in freiem Feld", wo die rechten Ritterkämpfe stattfinden.

9 sich verligen „durch zu langes Liegen erschlaffen".

440, 30 wie stêtz in umben grâl „wie steht es mit euch in bezug auf den Gral?"

441, 1 noch „denn endlich".

2 bewenden sw. verwenden, anbringen: welchen Erfolg hat eure Fahrt gehabt?

18 al mîn gerich hier „was ich zu rächen, zu strafen habe, Grund zur Rache".

19 dich: sie duzt ihn wieder s. zu 255, 2. verkiesen ein d. ûf einen „etwas gegen einen aufgeben".

21 du lieze dich betrâgen umb „du ließest dir zu viel werden, dich verdrießen".

22 werdeclîch hier „werdec machend, ehrebringend".

24 gelücke st. n. „Glücksfund": Anfortas konnte Parzival beglücken, wenn dieser sich darauf verstanden hätte.

28 zemen sw. „zahm, vertraut machen". Dein Herz hat Kummer sich angeeignet, zum Hausgenossen gemacht.

29 wilde Gegensatz zu zam: „unbekannt, fremd". Die sorge ist als ein frei umherschweifendes Wesen, Tier oder Vogel gedacht.

442, 1 der schade im Gegensatz zu gelücke: beide wechseln miteinander ab.

3 rehtiu sippe „echte, nahe Verwandtschaft".

8 ungevüege „ungeheuer groß", eig. was sich nicht einfügt, paßt, unhandlich ist.

446, 3 des „dafür", für das folgende.

4 über wie lanc „wie lange Zeit hindurch".

15 herte „rauh".

16 ir bîhte verte „ihrer Fahrt zur Beichte".

18 gerne „mit Vergnügen, Lust".

20 riet — rât; Stammesgleichheit von Subjekt und Verb ist seltener als die des Verbs und Objekts.

22 der Rat, zu Trevrizent zu gehen 448, 23 ff.

24 von des râte er sît gelücke enphienc „durch dessen Rat er seitdem Glück fand".

26 bräckelin st. n. „Hündchen bes. zur Jagd auf Vögel".

29 gotes vart „Wallfahrt"; sonst „Kreuzzug".

447 2 het des lîbes sô gepflegen „hatte für sein Äußeres (auch für Kleidung) so gesorgt".

6 was jeniu kleit: der Sing. der Verbs geht dem kollektiven Pl. des Subjekts voraus.

8 ûzem pfade um Platz zu machen.

10 nam sîn vrâgen goume „gab er mit Fragen acht, fragte er achtsam".

11 der guoten liute: so werden sie wegen ihres frommen Tuns genannt, „die sich Kasteienden".

12 mit süezer rede „mit freundlicher Antwort".

innen werden eines d. „etwas kennen lernen, erfahren".

13 „da äußerte der graue Ritter, es schmerze ihn, daß".

14 im Parzival. — heilecliche „heilig". die h—en tage „die Karwoche".

15 helfen gein mit Dat. „helfen in Bezug auf, verhelfen zu". Hier „veranlassen zu".

18 des tages zît begienge „die geweihte Zeit dieses Tages festlich beginge, feierte".

21 wie des jârs urhap gestêt „wie es mit dem Anfang des Jahres steht", auf welchen Tag er fällt.

26 lasterlichen spot „schmähliche Verhöhnung": die von Kundrie überbrachte Botschaft, womit die Verfluchung durch Sigune übereinstimmte.

27 gunst st. f. hier „Zulassen, Gestatten". — erhengen sw. „geschehen lassen, zulassen" = verhengen, was wir noch in der Redensart mit verhängten, dem Rosse überlassenen, Zügeln haben. Mit Beziehung auf die höhnenden Worte von Kundrie im VI. Buche.

28 im nie gewancte „war nie von ihm abgewichen".

29 von dem mir helfe was gesagt „von dem mir gesagt war, daß er helfe": von der Mutter.

448, 3 menneschheit st. f. „Menschwerdung", daß er ein Mensch war.

4 waz (und dazu) was. als hiut an demselben Tage wie heute".

9 dâ bî „neben der Freude".

10 wâ „an wem".

13 pflegt ir toufes „seid ihr getauft, Christ".

14 „so schmerze euch dieser Tausch" (der im folgenden erläuterte), daß Christus die Schuld der Menschen durch seinen Tod abkaufte.

22 sitzet „ist angesessen, ansässig, wohnt".

24 wandel geben „Buße auferlegen".

451, 4 dem auf das in fruht liegende sun bezüglich.

5 kiusche st. f. „Demut"; erbarmunge st. f. „Gefühl für das Unglück".

13 Das Wort der Hilfe wird immer dringender wiederholt.

21 sîn helflîcher tac „der Tag, an dem er hilft“; tac steht für ein unbestimmtes Zeitmaß.

23 er kêrt sich wider „er wandte sich um“ (dem Punkte zu, an welchem er die Pilger verlassen hatte, um nach der Seite weg zu reiten).

28 gein den „hinsichtlich deren“.

30 „ihr Glanz spräche ihnen Schönheit zu“.

452, 1 fier hier = hêr „stolz auf seine Macht, erhaben“.

2 tier st. n. könnte „Reh“ bedeuten. Allein für das hier angenommene Orakel, wonach die Tiere durch geheime Leitung Gottes Willen ausführen, an heilige Stätten weisen u. ä., kommen außer dem Pferd und der Hindin noch andere weisende Tiere in Betracht.

5 die demonstrativ, auf das Vorhergehende bezüglich.

6 wîsen mit doppeltem Akk. (wie lêren); mir an unserer Stelle ist nur der Dat. commodi.

9 gotes kür „Gottes Wahl, Bestimmung“. Er weiß den Weg zum Einsiedler, will es aber Gottes Führung überlassen, ob er seinem Roß den rechten Weg weiset.

13 Fontân la salvâtsche „wilder Quell“, wo Trevrizents Klause stand.

14 wo P. Orilus den Eid abgelegt, daß er dessen Gattin Jeschute nicht zum Treubruch verleitet habe.

461, 1 ein troum „ein Nichts, eine Einbildung“.

4 kirchen Pl. und ebenso münster. Der Sing. stuont spricht nicht dagegen.

5 gotes êre sprach „Gott verherrlichte, Gottesdienst hielt“.

10 tote sw. m. „Taufpate“; ahd. toto.

11 alze hôhe erheben: wie man Täuflinge aus dem Wasser erhebt, so hat Gott den Kummer Parzivals erhöht.

12 lebendec begrabn „während sie noch lebte“, also mit der fürchterlichsten Empfindung.

14 waz ankers wær diu freude mîn „welch (starker) Anker wäre meine Freude“, wie fest könnte ich mich daran halten.

15 der riwe grunt erscheint als eine sumpfige, schlammige Stelle, die alles Herabfallende verschwinden läßt.

17 dâvor „dagegen“ (gegen das folgende). — ganz „unverletzt“. Mag ich auch meinen Gleichmut dagegen bewahren.

18 ir scharphen kranz „ihre Dornenkrone“.

21 gein werlîchen handen „gegen streitbare Männer“.

22 „das rechne ich dem als Schande an“: auf den vorhergehenden und den folgenden Bedingungssatz bezüglich, der wie auch das zunächstfolgende das Wort helfe wiederholt.

28 habt ir sin „seid ihr verständig, bei Sinnen“.

462, 4 mit kiuschen witzen „maßvoll und verständig“.

5 sich angevâhen „anfangen": sonst begegnet die reflex. Form nicht.

7 durch iwer zühte gedolt „laßt es euch, um euren Anstand zu beweisen, gefallen".

8 unscholt, sonst stets unschult, unschulde st. f. „Schuldlosigkeit". Häufiger ist scholt.

10 unverzagt „bereitwillig".

11 doch mit Konj. und Ind. „obschon".

12 der wâren buoche „der Bibel, der heiligen Schrift"; so auch oft diu buoch ohne Zusatz.

14f. belîben mit dienste „ausharren im Dienste, in Dienstbereitschaft".

17 für der sêle senken „gegen das Versenken der Seele" (in die Hölle).

19 got selbe ein triuwe ist erinnert an Ep. Joh. 1, 4, 8 Deus Charitas est. triuwe ist ja „aufrichtige Hingabe, Treuherzigkeit".

21 „wir wollen ihm das (folgende) zugute kommen lassen, ihm dafür dankbar sein".

23 sîn edel hôher art „er in seiner himmlischen Abkunft".

30 sich hüeten an: sonst mit vor oder einer anderen Präp.

463, 1 im ab erzürnen „ihm durch Zürnen abgewinnen, ihn durch Zürnen zu etwas zwingen".

467, 10 güete st. f. „das Gut sein"; hier Gen. von danke „vergelte" abhängig.

18 durch triuwe „wegen (meiner) Treue, Aufrichtigkeit".

20 hæle, hâle st. f. „Verheimlichung". mich nimt hæle eines d. „ich halte geheim, habe Ursache geheim zu halten".

22 diu: nach uraltem Grundsatz wird masc. und fem. im Sing. durch das neutrum im Plural zusammengefaßt. Hier allerdings steht das eine Subst. sünden im Plur., wo die Regel nicht zwingend ist.

23 lîhte „vielleicht".

483, 22 wurd des frâge aldâ vernomen „hörte man ihn fragen, fragte er nach dem Leiden des Anfortas".

24 ez wære wir vermissen ein „doch, nur" vor dem Nebensatze.

25 der vrâge warnen „auf die Frage aufmerksam machen".

26. 27 niht wan daz „zu nichts als daß", was auch jetzt volkstümliche Ironie wäre.

30 ze schaden komen „zu Schaden gereichen".

484, 1 bî der êrsten naht „am ersten Abend".

6 vôn der hœhsten hende „durch Gottes Macht".

488, 1 begên „versorgen".

2 niwe klage bezieht sich auf das folgende Geständnis Parzivals.

4 œheim st. m. „Mutterbruder"; zusammengesetzt aus dem Stamm des lat. avus und heim eig. „Heimat bei dem Großväterchen".

7 daz (ungelücke mîn) verkiest „verzeiht, was ich aus Mißgeschick gefehlt habe".

8 „es ist doch meine aufrichtige Hingabe, die zu euch flüchtet".

11 scheide von dem trôste „muß alle Hoffnung aufgeben".

12 bin der unerlôste „der nie wieder frei wird".

14 mit râtes triuwe „mit aufrichtigem Rate".

19 unsælec barn „Unglückskind". barn steht in älterer Zeit zuweilen für Mensch; hier bezeichnet sich Parzival damit zugleich als hilfsbedürftig und hilfebegehrend.

25 dîn kunst „dein (geringes) Verständnis, Erkenntnisvermögen". — sich eines d. verzihen „auf etwas verzichten", hier „etwas fahren lassen, verscherzen".

26 fünf sinne: 171, $_{22}$f. waren nur vier angeführt worden.

489, 1 râtes verzagn „ablassen zu raten".

3 in rehten mâzen: gebräuchlicher ist der Sing.

4 klagen lâzen „aufhören zu klagen".

5 diu menscheit hât wilden art „die Natur der Menschen ist ohne feste Ordnung".

6 etswâ „manchmal". — wil an witze vart „will klug sein".

7 denne „dagegen". — tumpheit üeben „voreilig urteilen"; hier „allzu streng verdammen".

8 lûter site trüeben „reine, edle Gewöhnung verunreinigen".

9 sal (-wes) „schmutzig", auch „schwarz"; daz wîze bezieht sich auf das ehrwürdige Weiß des Alters.

10 diu grüene jugent „die Tüchtigkeit der Jugend". Wir gebrauchen grün in diesem Sinne tadelnd; aber noch Arndt sang: die grüne Jugend soll man preisen.

11f. „durch welche das Wurzel fassen könnte, was nachher sich dazu eignete Ehre zu erlangen".

13 dirz begrüenen „dir das grün machen, erfrischen (das was später Ehre erhält? oder ist ez allgemeines Objekt?) begrüenen ist nur hier belegt.

14 erküenen „kühn machen".

17 „so stellte sich dein Erfolg auf einen so herrlichen Punkt, daß man von vollem Ersatze reden könnte".

502, 25 gip mir dîn sünde her „überlaß es mir durch mein Gebet deine Sünde zu büßen".

28 des willen „in bezug auf diesen Vorsatz".

30 ob ir welt „wenn es euch beliebt". prüevet wie „überlegt, mit welchen Empfindungen" sie schieden. Mahnung an die Hörer, die Lehre dieser letzten Erzählung zu bedenken.

XV. Buch.

744, 1 „die wurden da mit einem Gegenrufe aufgewogen". widerruoft st. m. nur hier belegt.

2 pflegen „wiederholt tun".

5 durch vier künecrîche: die Zahl bezeichnet die große Entfernung.

8 spæne: die Holzteile mit dem Metallbeschlag und den Edelsteinen darin.

10 Das Schwert, das er Ither von Gahavieß abgenommen.

12 gast: Feirefiz.

13 strûch st. m. „Straucheln, Sturz". — venje suochte „fiel auf die Knie", um Verzeihung zu suchen: sarkastisch vom Stürzen des mit dem Schwerte aufs Haupt Geschlagenen.

14 niht langer ruochte „wollte das nicht länger" (zugeben, zulassen).

15 daz rê nemen = daz nemen daz rê, ist so viel wie rêroup Beraubung eines Toten, einem Toten abgenommene Beute. Der Inf. mit dem von ihm regierten Akk. des Objekts vertritt ein Substantiv mit Gen.

16 in sîner hende: als ob daz rê nemen wie rêroup auch die der Leiche abgenommene Beute bezeichnete und das Schwert Ithers selbst meinte. — zemen „anstehn", gefallen; in Z. 18 „entsprechen".

17 nam Plusquamperf. wie 19 geseic.

21. 22 ez Ersatz für das Wort „Kampf". — ungescheiden „unentschieden".

22 wir würden sagen: „der Streit liegt zur Entscheidung der Hand des Höchsten vor".

25 muotes rîche „hochherzig", sonst auch „froh, freigebig".

28 ûz heidenischem munde „obschon er ein Heide war".

29 werlîch so viel wie „tapfer".

30 „du müßtest ohne Schwert weiter kämpfen".

745, 2 stant stille „bleibe ruhig stehen"; halte mit dem Kampfe ein.

5 behabt „(mir abgenommen und) behauptet".

7 von uns bêden „zwischen uns von beiden Seiten".

8 „bis wir besser ausgeruht, hergestellt sind".

10 „Tapferkeit und zugleich Anstand".

20 „so habe ich vollen Gewinn von meiner Fahrt" (indem ich einen solchen Helden persönlich kennen lerne).

23 „so hat niemand nötig, es von mir zu begehren", (weil ich es doch nicht tue).

24 betwungenlîche Adv. „unter Zwang, unfreiwillig". Dem Ritter war das Nennen seines Namens verboten, weil es scheinen konnte, daß er damit einem Kampfe ausweichen wollte. Noch schimpflicher ist es dem Unterlegenen, sich zu nennen. Diese keltische Anschauung ist auch in die spätere deutsche Epik eingedrungen, wie das jüngere Hildebrandslied und schon Thidreks Sage Kap. 408 zeigen. Das echte deutsche Epos ließ die Helden im Kampfe sich nennen wie das homerische, s. das alte Hildebrandslied.

27 „und so möge mich die Schande treffen".

746, 4 erbe st. m. „Vererbung, Erbschaft", eig. „hinterlassenes Grundeigentum".

12 sol ich sîn „das zu sein bin ich bestimmt"; das bin ich von Rechts wegen.

13 gesagt: von Eckuba. Er nennt sie 747, 28.

17 bekant ze „namhaft gemacht als".

22 mâl „Aussehen, Züge“, braucht sich nicht auf die Flecken auf Feirefiz Haut zu beziehen.

25 er: mein Bruder. Der Sinn ist verkürzt: „(ob ihr so seid, wie ich von ihm gehört habe)“.

26 „wollt ihr mir soweit Vertrauen schenken“.

28 ob ir mirz geloubet „ihr könnt es mir glauben“.

30 anderstunt „wieder, von neuem“.

747, 2 Von jetzt ab redet Feirefiz seinen Bruder mit Du an.

3 gar blôz „ganz ohne Rüstung“.

6 dîn werlîcher list „Kunst dich zu wehren, zu verteidigen“.

15 ez: das Schwert.

20 durch dîner zühte vlîz „um deiner sorgfältigen Erziehung willen“, so wahr du edlen Anstand besitzest.

23 „lasse mich (das Aussehen) seines Antlitzes wissen“.

26 geschriben „beschrieben“.

28 Eckuba, Königin von Jansuse, war, als Kundrie P. verflucht hatte, tröstend zu ihm herangetreten und hatte ihm dabei viel von Feirefiz erzählt (328 $_1$ ff.).

29 der: von dem Eckuba sprach.

748, 1. 2 l. schiere: herseniere.

5 den liebsten näml. funt, dessen Verb vant wiederholt wird.

6 erkant hier in unserem Sinne.

7 agelstern s. zu 1, $_6$.

9 „machten der Feindseligkeit ein Ende“.

16 des gêret sint „haben Ehre davon“.

17 Die römischen und griechischen Götter wurden im Mittelalter ohne weiteres auch den Sarazenen beigelegt.

18 prîs hier „Ruhmestat“.

23 plânêten: sie sind mit ihrer für die alte Astronomie wunderbar veränderlichen Stellung die über das Schicksal der Menschen entscheidenden Kräfte.

26 vorhtlîch süezer „schrecklicher und lieblicher“.

27 „was mich deiner (tapfern) Hand wegen schmerzte“: Feirefiz tut, als ob er mehr als sein Gegner den Kampf zu beklagen hätte.

28 luft unde tou (n.) sind wohl nur die Anzeichen des kommenden Tags, dessen Schicksalsfügung gepriesen werden soll.

29 rîsen st. hier „rieseln“, tropfenmäßig fallen.

30 minnen slüzzel „der die Minne (in den Herzen der Frauen) zu und aufschließt“.

749, 3 Parzival entschließt sich noch nicht, seinen Bruder mit Du anzureden, sondern wählt das förmliche Ihr.

4 ân allen haz „mit vollster Liebe“, sehr gern.

5 wîs „kundig (der Rede)“.

6 des „daß davon“.

8 den willen mîn „meine gute Meinung, Absicht“.

9 ff. „was in mir Herz und Augen verstehn, beide zwingt euer Ruhm das, was er vorsagt, nachzusprechen“. Die Lesart aller

Hss. 9 bant, 10 erlant läßt nach diesem Wort ein genetivisches Objekt oder Nebensatz vermissen.

16 „Jupiter hat seine Sorgfalt (als Schöpfer oder Schicksalsbestimmer) an dich gewendet".

18. 21 irzen des älteren Bruders.

22 duzenlîche nur hier belegte Ableitung vom Inf. duzen lat. tuisare. Später, als Parzival Gralkönig ist, duzt er Feirefiz.

25 gelîchen sw. „gleichstellen"; sich g. „gleichkommen".

26 sô „überdies"; eine Bedeutung, die sich aus der von „andrerseits" (zu 1, 13) entwickelt.

27 f. „jung und arm wie ich bin, werde ich mich hüten, so frech zu sein".

781, 6 vêch (-hes) „bunt".

8 Sekundille hatte Kundrie und ihren Bruder Malkreatiure an Anfortas geschenkt.

10 von kindes jugent „von Kind auf".

12 kiuscheunt dâ bî vrô „maßvoll bei aller Freudigkeit".

13 des hôhen teiles „wegen des (dir zugefallenen) erhabenen Loses!"

14 „der Gipfelpunkt menschlicher Glückseligkeit".

15 daz epitafjum: die Inschrift am Grale.

19 dar benant „dafür bestimmt, dazu berufen".

22 dort: in Brobarz.

23 „(Doch) solltest du auch von keinem anderen Glücke wissen", (so wäre das schon genug).

24 dîn wârhafter munt „dein Mund mit Wahrheit".

28 wert „abwehrt, entfernt".

782, 17 „Trauer wird nun von dir verlassen".

19 bedecken ist zunächst „überdecken", ohne daß das überdahte berührt wird. „Was unter der Sonne und den Sternen sich befindet".

20 des von zil abhängig: „dessen Ziele, Grenzen zu erreichen und zu erwerben ist dir (als Ziel) gesteckt". Alles zu gewinnen ist dir möglich.

22 „dein Leid muß schwinden".

23 ungenuht „Verlangen nach Übermäßigem".

24 gemeine st. f. „Gemeinsamkeit, Gemeinschaft".

25 zur vorhergehenden und zur folgenden Zeile gehörig.

27 junge sorge erzogen „in der Jugend Trauer genährt".

28 kumendiu freude „Freude, die (dir) naht". — betrogen „um ihre Erwartung gebracht".

30 lîbes ist durch den Gegensatz zu sêle näher bestimmt; es ist die Person des Menschen, welche durch das irdische Leben berührt wird.

783, 1 ir mæres niht verdrôz „beglückte ihre Kunde hoch".

3 sherzen ursprinc „der Quell des Herzens". Die Tränen kommen aus dem Herzen und sind das Wasser, das in die Höhe fließt. — solhiu dinc wird vorausgeschickt und dann durch des Z. 9 wieder aufgenommen.

6 f. erkennet sô „von der Seite bekannt, so angeschrieben".

8 und hân ich kint: daraus ist ein demonstratives diu „diese" zu ergänzen.

10 „dann hat Gott mir Gnade erwiesen".

11 „was ihr tun könnt, um mich zu entschädigen".

12 „damit zeigt ihr eure aufrichtige Gesinnung".

13 missetân: durch Unterlassung der Frage.

15 „da war es mir damals noch nicht so gut bestimmt".

17 dâ von „daß davon".

18 „die Bestätigung der Wahrheit gibt mir euer Kleid".

28 geselle „Begleiter".

29 geleites wart an mich „wegen der Führung verlaß dich auf mich".

30 durch helf „der Hilfe wegen", die Parzival Anfortas bringen soll.

795, 1 „(innerlich) froh und doch mit Wehmut".

3 „wenn es (überhaupt) je geschieht, daß ich durch euch froh gemacht werde".

7 „seid ihr je gelobt worden", verdient ihr Lob.

8 f. „bewirkt bei denen, die hier sind, mag es ein Ritter oder eine Jungfrau sein, daß sie mich sterben lassen".

13 siben naht und aht tage: Früher war von einer Woche die Rede, während welcher der einmalige Anblick des Grals das Leben erhalte; aber die altdeutschen Fristen erhalten eine Zugabe.

15 Vgl. 483, 25. — 16 ob man iu helfe giht „wenn man euch nachsagt, daß ihr helfen könnt".

18 f. „daß er vor mir stehn bleibt, ist mir nicht recht": als Fremder sollte er sich setzen oder dahin gehn, wo für seine Bequemlichkeit gesorgt ist.

21 ligen hier „sich befinden, angebracht sein". Der Gral ist in einem Nebenraum niedergelegt.

22 an mir gesige „in mir sich siegreich zeigt". Gott ist in den Schwachen mächtig.

24 des endes „in der Richtung", nach dem Aufenthalte des Grals hin, wie die Mohamedaner nach Mekka hin gebeugt beten.

26 er warp hier „betete".

27 herzesêr: das Genetivzeichen ist hinter dem vorhergehenden Gen. nicht mehr nötig.

29 waz wirret dir: diese teilnahmsvolle Schicksalsfrage ist Wolfram eigentümlich; bei Chrestien u. a. wird danach gefragt, wem man mit dem Gral diene.

30 durch Sant Silvestern: den Papst, der am 31. Dezember 335 gestorben, bei der Disputation vor Konstantin und seiner Mutter Helena dadurch die jüdischen Gegner überwunden haben soll, daß diese einen Stier durch den ihm ins Ohr geflüsterten Namen Gottes tot niederfallen ließen, Silvester aber durch die Beschwörung im Namen Christi ihn wieder ins Leben zurückrief.

796, 2 bat „gebot, hieß".

6 „der Glanz kam in seine Haut".

8 Absalôn ist wegen seiner Schönheit sprichwörtlich, wie Salomon wegen seiner Weisheit und Simson wegen seiner Stärke.

13 vgl. 2. Buch.

15 ûz siechheit „(nach seiner Herstellung) aus der Krankheit".

801, 1 swanc „schlug".

4 Parzivâl Nom.

5 der Dichter, der die Freude des Wiedersehens aufs tiefste mitempfindet, versteckt seine Rührung hinter der schalkhaften Beglaubigung des Selbstverständlichen in der Formel für wichtige Angaben.

9 wundervoll ist die einfache Erwähnung des ihr zugefügten Unrechts zugleich mit der Verzeihung dafür.

14 „Trauer erhält bei mir nichts = Trauer muß mir (nun) fern bleiben".

17 al blôz: die Bettdecke war ja weggenommen.

18 des niht verdrôz: „es erfreute ihn innig".

827, 20 gephendet, beraubt: Gott hat Anspruch auf die Seele, die nur durch die Triebe des körperlichen Teiles ihm entzogen ist.

2. Inhalt.

1. Buch. Parzivals Vater Gahmuret, ein jüngerer Sohn des Königs von Anschau (Anjou) und deshalb erblos, zieht auf Abenteuer aus. Er dient dem Kalifen von Bagdad in dessen Kriegen und kommt dann nach Zazamank, wo Königin Belakane, die Mohrin, von den Verwandten ihres, wie man glaubt, durch sie ums Leben gekommenen Liebhabers Isenhart belagert wird. Er wird von der Königin um Hilfe angefleht, verspricht dieselbe und nimmt Herberge bei dem Burggrafen, mit dem er die Befestigungswerke besichtigt. Die Königin sucht ihn beim Essen auf und bedient ihn dabei.

In Minnessehnsucht und Kampfeslust verbringt er schlaflos die Nacht. Am anderen Morgen besiegt er in tapferen Zweikämpfen alle ihre Gegner und erhält zum Lohn Hand und Reich der liebwerten, wenn auch dunkelhäutigen und heidnischen Königin angetragen. So wird er Herr der Mohrenreiche Zassamank und Assagoz.

Gahmuret wird aber bald der trägen Ruhe überdrüssig und sehnt sich nach tapferen Taten. Bei Nacht verläßt er heimlich in einem Schiffe die Königin. In einem Briefe gibt er ausführliche Nachrichten über sein Geschlecht und bezeichnet als Grund seiner Flucht den heidnischen Glauben seiner Gattin. Diese gebiert einen Knaben, der weiß und schwarz wie eine Elster ist und deshalb Feirefiz (Vaire fiz = bunter Sohn) genannt wird. Gahmuret aber landet in Sevilla.

2. Buch. In Spanien vernimmt Gahmuret, daß Herzeloyde, Königin von Waleis (Valois), die an einem Tage Gattin und Witwe geworden war, ein großes Turnier nach Kanvaleis ausgeschrieben

und dem Sieger Hand und Reich zugesagt habe. In tapferem Kampfe nimmt Gahmuret vier Könige gefangen und übertrifft alle Ritter an Stärke und Gewandtheit. Nach aller Ausspruch gebührt ihm der Preis des Tages und die Hand der Königin. Aber nun hebt ein harter Kampf in seinem Herzen und Gewissen an. Noch immer liebt er die verlassene heidnische Gattin. Dazu bietet ihm seine Jugendgeliebte, die inzwischen verwitwete Anflise von Frankreich, ihre Hand an. Und nun kommt noch die Nachricht von dem Tode seines Bruders Galons, wodurch ihm die Krone von Anjou zufällt. Der Liebreiz der Königin und der Spruch des ritterlichen Schiedsgerichts bestimmen endlich seinen Entschluß: er vermählt sich mit Herzeloyde und wird so Herrscher der drei Lande Anschau, Waleis und Norgals.

Nach längerer Zeit erfährt er, daß sein Freund, der Kalif von Bagdad, in Kriegsbedrängnis sei, und eilt ihm zu Hilfe. Durch Verrat verliert er sein Leben und wird von dem Kalifen prächtig bestattet; auch das Kreuz fehlt nicht auf dem Grabe des christlichen Helden. Boten verkünden das Herzeloyde, die durch erschreckende Träume schon darauf vorbereitet war. Unaussprechlich ist ihr Jammer. Vierzehn Tage später gebiert sie einen Knaben, den Helden unserer Erzählung: Parzival.*)

3. Buch. Die Königin entsagt nun ihrer Krone und zieht sich in die Waldeinsamkeit Soltane im Brezilianwalde (Bressilian) zurück. Hier wird Parzival erzogen, einem künftigen Einsiedler gleich, fern von aller Berührung mit der Welt; denn die Mutter fürchtet, der Sohn möge, gleich dem tief betrauerten Vater von Tatenlust gedrängt, ruhelos von Kampf zu Kampf und in einen frühen Tod stürmen. In kindischem Spiele schnitzt sich der Knabe Bogen und Pfeile und erlegt die singenden Waldvögel; aber wenn er einen der singenden Vögel getötet hatte, brechen bittere Tränen aus seinen Augen, daß der liebliche Sang durch seine Hand verstummt war. Seitdem lauschte er, stumm und regungslos unter den Bäumen liegend, dem Gesange der Vögel, und es ward ihm wohl und weh in der kindlichen Seele, und sein junges Herz schwoll hoch auf, so daß er weinend zur Mutter eilte, ihr sein Leid zu klagen. Die Mutter will die Vögel, die ihr Kind zu so tiefem Leide aufregen, töten lassen; aber der Sohn erbittet für sie Frieden — und die Mutter küßt den Sohn: „Wie sollte ich des höchsten Gottes Friedgebot brechen? sollen die Vögel durch mich ihre Freude verlieren?“ „O, was ist Gott?“ fragte der Knabe. Und die treue Mutter antwortet: „Er ist lichter als der klare Tag, einst aber hat er Antlitz angenommen gleich Menschenantlitz. Zu ihm sollst du dereinst flehen in deiner Not: denn er ist getreu. Aber es gibt auch einen Ungetreuen, den wir der Hölle Wirt nennen, von dem sollst du deine Gedanken abwenden, und auch vor des Zweifels Wanken dich hüten.“ Der Knabe pflegt des Weidwerks und wächst zum starken

*) Sprich Parsiwal; man schreibt auch Parcival, französisch Perceval.

Jüngling heran; da vernimmt er eines Tages auf einer einsamen Bergheide einem schmalen Waldpfad entlang Hufschläge. Ist das, denkt er, etwa der Teufel? Vor ihm fürchtet die Mutter sich so sehr; ich dächte ihn wohl zu bestehen. Aber es sind drei, vom Kopf bis zum Fuß glänzend gewaffnete Ritter auf stolzen Rossen, welche jetzt an den Jüngling heranreiten, und mit einem Male wird die ferne, fremde Welt in all ihrer Herrlichkeit vor dem inneren Auge des in der Waldeinsamkeit aufgewachsenen Jünglings aufgeschlossen: er meinte, ein jeder dieser Ritter wäre Gott. Jetzt ist kein Halten mehr, er muß hinaus, hinaus aus dem grünen stillen Dunkel seines Waldhauses, hinaus aus den zärtlich den Sohn umschlingenden Armen der treuen Mutter, hinaus in die glänzende Ritterwelt zu freudigem Ritte durch alle Lande, zu freudigem Kampfe und ruhmvollem Siege — hinaus an König Artus Hof, zu der Blüte aller Ritterschaft. Und die Mutter, die des Sohnes Wanderlust nicht besiegen kann, läßt ihm ein Gewand anlegen zur Fahrt — doch nicht eines Ritters, sondern eines Toren Gewand, aus Sacktuch und Kälberfellen genäht. Und so reitet der in sich noch Versunkene, der Unerfahrene, der das stille Heimatsgefühl und den dunkeln, aber mächtigen Trieb in die Ferne und Fremde noch ungeschieden in sich trägt; so zieht er dahin, um der Welt als ein Tor zu erscheinen, wie die meisten wahrhaft tiefen deutschen Gemüter bei ihrem ersten Auftreten in der Welt als Toren sich darstellen.

Der treuen Mutter bricht der Abschied von dem Sohne das Herz; sie küßt ihn und läuft ihm nach, als er aber aus ihren Blicken entschwindet, sinkt sie zusammen, und ihre Augen schließen sich für immer. Parzival gelangt an den Hof Artus, welcher damals zu Nantes aufgeschlagen war, und erregt durch seinen Aufzug allgemeines Aufsehen, so daß eine Fürstin, die gelobt hatte, nicht zu lachen, bis sie den erblicken würde, der den höchsten Preis erworben hätte oder doch dereinst erwerben sollte, durch ihn zum Auflachen bewogen wird, — ein alter sagenmäßiger und noch heute vielfach verarbeiteter Zug. Eben solches Aufsehen aber erregt seine wenn schon noch rohe und ungefüge Tapferkeit. Erst später gelangt er zu dem alten Ritter Gurnemanz, der ihn edle Rittersitte und Rittergeschicklichkeit üben lehrt, ihm namentlich empfiehlt, bei Frauen sittsam, bei Männern nicht vorlaut zu sein, nicht kindisch nach allem zu fragen.

4. Buch. Die erste Tat, welche er nunmehr ausführt, ist der Schutz, welchen er einer von übermütigen Freiern bedrängten und in ihrer Residenz belagerten Königin, Kondwiramur, gewährt; er rettet sie, und sie wird seine Gemahlin. Doch nicht gar lange weilt er bei ihr; die Heimatsehnsucht und der Wandertrieb erwachen von neuem in ihm, und er zieht aus, nach seiner Mutter zu sehen, von deren Tod er nichts erfahren hat.

5. Buch. Auf dieser Fahrt gelangt Parzival nach schnellem, ziellosem Ritte abends zu einem See, wo er Fischer nach der Herberge fragt. Der eine von diesen, reich gekleidet, aber traurig, weist ihn

zu einer nahen Burg, der einzigen, die er weit und breit finden werde; dort wolle er selbst den Wirt machen. Parzival kommt an dem Burgtore an und wird, da er von dem traurigen Fischer gesendet ist, eingelassen. In der Burg angekommen, öffnet sich vor Parzivals erstaunten Augen die blendendste Pracht und eine nie gesehene Herrlichkeit: in einem weiten Saale mit hundert Kronleuchtern sitzen auf hundert kostbaren Ruhebetten vierhundert Ritter; Aloeholz brennt auf drei marmornen Feuerstätten in hellen wohlriechenden Flammen. Eine stahlblanke Tür öffnet sich, und vier Fürstinnen, in dunkeln Scharlach gekleidet, treten ein mit goldenen Leuchtern; ihnen folgen acht edle Jungfrauen in grünem Sammet, die eine durchsichtige, funkelnde Tischplatte von edlem Granatstein tragen, sechs andere in glänzendem Seidengewand tragen silberne Geräte, und noch sechs geleiten die Schönste der Schönen, die jungfräuliche Herrin, Repanse de Schoy, in den Saal. Diese trägt ein Gefäß von wunderbar funkelndem Stein, welches sie vor dem König niedersetzt, worauf sie sich dann in den Kreis ihrer Jungfrauen zurückzieht. Aber inmitten dieser Herrlichkeit wohnt das tiefe Leid; in Pelzwerk gehüllet, sitzt traurig und an schweren Wunden siech der König auf seinem Ruhebette, und als eine bluttriefende Lanze von einem Knappen durch den Saal getragen wird, bricht allgemeines Wehklagen aus. Parzival sitzt neben dem König und sieht durch die geöffnete Tür auf einem Spannbette einen schneeweißen Greis im Nebenzimmer ruhen: er ist in der Burg des Grals angekommen, aber er weiß nicht, fragt auch nicht, daß er an der Stätte des höchsten Heils und des tiefsten Leids, welches er allein wenden kann, verweilt; er sieht nicht und fragt auch nicht, daß der Gral vor ihm steht, daß der schneeweiße Greis im Nebenzimmer sein eigener Urgroßvater, der alte Gralkönig Titurel, daß der sieche König sein Oheim Anfortas und die jungfräuliche Königin seiner Mutter Schwester ist: er fragt nicht, obgleich der König ihn mit einem Schwerte beschenkt und dabei seiner Verwundung erwähnt. In köstlicher Pracht wird die Abendbewirtung vollbracht, in ebenso köstlicher Pracht die Ruhestätte für Parzival eingerichtet. Aber am anderen Morgen findet Parzival Kleider und Schwert vor seinem Bette liegen, sein Roß gesattelt und angebunden, und tiefe, menschenleere Öde herrscht in den weiten Sälen und Höfen der wunderbaren Burg. Parzival reitet von dannen, und als er das Tor im Rücken hat, höhnt ihn ein Knappe von der Burg aus, daß er unbesonnenerweise nicht gefragt habe. Unmittelbar darauf findet er eine Jungfrau, die den Leichnam ihres erschlagenen Geliebten klagend im Arme hält und die ihm schon einmal auf seinen Zügen aufgestoßen ist: es ist gleichfalls eine unerkannte Verwandte und seine eigene Pflegeschwester, Sigune, Schionatulanders Braut; von ihr erfährt er noch genauer, wie schwer er gefehlt, daß er nicht nach dem Heile, das ihm, ohne daß er es wußte und wollte, entgegengetragen worden, gefragt habe; sie flucht ihm, daß er das Leid über Anfortas gelassen, und will nichts wieder von ihm hören.

6. Buch. In tiefem Sinnen reitet Parzival von dannen, und immer tiefer versinkt er in sich selbst, bis er zuletzt bei dem Anschauen dreier Blutstropfen, die im Schnee vor ihm ausgegossen sind, sich völlig verliert in träumerisches Sinnen und süßes Andenken an die süße, verlassene Gattin Kondwiramur. Er denkt ihrer Tränen, „als zwei Tränen standen in ihren Augen und eine auf ihrem Kinn"; in weiter wilder Welt überfällt ihn mit einem Male überwältigendes Heimweh wie ein schwerer Traum, und noch sollten Jahre vergehen, bis er die geliebte Gattin wiedersah. An derselben Stelle aber, wo er einst die Blutstropfen gesehen, ist später das Zelt aufgeschlagen, wo er die Gattin wiedersieht, wo er sie mit den beiden Zwillingssöhnen, die er noch nie gesehen, in einem Bette schlafend antrifft, und so tritt dasselbe Bild in Traumes Weise, als Erinnerung und als Vorbedeutung, dreimal in sein Leben hinein, mit den Perlen der Tränen, mit den roten Tropfen im Schnee und mit den drei wiedergefundenen Lieben.*) Die von Artus abgesandten Ritter können Parzival nicht aus seinen Träumen aufwecken, bis Gawan ihm die Blutstropfen verdeckt; aber als Parzival nun zu Artus kommt, der ihn in die Tafelrunde aufnehmen will, da erscheint die große Fluchbotin des Grals, die Zauberin Kundrie, flucht Parzival, und dieser leistet Verzicht auf die weltliche Ritterschaft der Tafelrunde, gelobt sich dem Gral, aber ohne Kraft und ohne Zuversicht, und reitet traurig und an Gott verzweifelnd von dannen.

7. und 8. Buch. Länger als vier Jahre irrt er, fern von Gott wie von der Heimat, in sich verbissen, trotzig und verzagt, umher: es ist die Zeit des Zweifels. Während dieser Zeit verliert ihn das Gedicht völlig aus den Augen, um in langer, zierlicher Ausführung die Herrlichkeit des weltlichen Rittertums zu ihrem Rechte kommen zu lassen; der Held der Begebenheiten ist nun auf längere Zeit nicht Parzival, sondern Gawan, der nach manchen ritterlichen Taten als weltlicher Ritter gleichfalls wie einst Parzival auszieht, um den Gral zu suchen.

9. Buch. Nach vier Jahren finden wir Parzival wieder, wie er am Karfreitag, dessen Heiligkeit er durch Waffentragen verunehrt — denn schon lange hat er nach Gott nicht gefragt —, durch einen Ritter in grauem Gewande zum ersten Male wieder auf das höhere Ziel seines Lebens hingewiesen, zum ersten Male wieder an die Treue Gottes, seiner Untreue und seinem Zweifel gegenüber, gemahnt wird. Nachher gelangt er, geleitet von dem Ritter im grauen Gewande, zu einem Einsiedler, in welchem er seinen Oheim Trevrizent findet. Dieser belehrt ihn, daß Hochmut und Zweifel niemals den Gral gewinnen könne; er selbst habe, wenn schon aus dem Königsgeschlechte des Grals entsprossen, weil er sich selbst als unwürdig erkannt habe, der Würde eines Pflegers des Grals entsagt; sein Bruder Anfortas,

*) Das Bild von den Blutstropfen im Schnee ist ein uralt sagenhafter Zug, bei uns aus den Märchen vom Schneewittchen und vom Machandelbaum bekannt.

der König im Gral, habe auch einst das Feldgeschrei Amur vor sich hergetragen, aber der Ruf weltlicher Liebe „sei zur Demut nicht völlig gut", darum habe er im Streite unterliegen müssen, sei mit einem vergifteten Speer (eben dem, der einst in der Gralburg durch den Saal getragen worden) verwundet worden und schleppe nun ein sieches Leben kümmerlich hin, das er doch nicht enden könne und dürfe. Vielmehr schöpfe er täglich neue Kraft zu leben und Schmerzen zu ertragen aus dem Anschauen des Grals, bis dereinst, wie man aus einer Inschrift am Gral wisse, ein Ritter kommen werde, der nach dem Leiden des Königs und nach dem Gral fragen und sich durch diese Frage als den bezeichnen werde, dem Anfortas das Königtum im Gral übergeben könne. Das aber sei nun eben er, Parzival, welcher seinem Oheim seine Herkunft und Geschichte bereits erzählt hatte.

10.—13. Buch. Abermals tritt uns die weltliche Ritterschaft in Gawans Heldentaten entgegen, der berufen ist, einen Zauber auf dem Schlosse Schastelmarveil (Château merveille) zu lösen, den der Zauberer Klinschor über die von ihm zusammengeraubten Bewohner dieses Schlosses gelegt hat. Bei diesen weltlichen Taten fährt Parzival vorbei; er hat Kunde von dem Ruhm, der hier zu gewinnen ist, er sieht das Schloß und die Verzauberten und die zur Befreiung herankommenden Ritter — aber gleichgültig und ohne nur einen Blick nach dem lockenden Kampffeld zu werfen, zieht er ernsten und gesammelten Sinnes seinem neuen Pfade nach, und kaum können es die Helden von Château merveille begreifen, als sie hören, Parzival sei hier vorbeigezogen.

14. Buch. Später tritt er, wenn schon unabsichtlich, dem gleichfalls nach dem Gral suchenden weltlichen Ritter Gawan, seinem Genossen an Artus' Hofe, gegenüber und besiegt ihn; denn weltliche Ritterschaft kann den Gral nicht gewinnen, und auch das kräftigste, freieste Streben muß, soweit es bloß weltlich ist, dem göttlichen Amte unterliegen; wiederum ist aber dieses göttliche Amt nicht etwa durch tatenlose Gedanken, und wären es auch die tiefsten wie die höchsten, zu erwerben oder zu behaupten: das göttliche Amt muß sich auch weltlich mit dem weltlichen Arme zuversichtlich und siegreich messen können, und auch weltlich untadelhaft muß der sein, welcher die Hut und Pflege göttlicher Dinge übernehmen will. Darum wird nach diesem Kampfe mit Gawan und einem zweiten, den nunmehr Parzival für Gawan besteht, der ehedem von der Tafelrunde ausgeschlossene Parzival jetzt in dieselbe aufgenommen. Doch verweilt er nicht in diesem Kreise der irdischen Ritterschaft, da er noch nicht gefunden hat, was er sucht, noch nicht erfüllt, was ihm obliegt.

15. Buch. Parzival zieht weiter und hat noch einen Kampf mit dem Führer einer Heidenschar zu bestehen, in welchem er seinen Halbbruder Feirefiz erkennt. Als auch dieser bestanden ist, ist seine innerlich längst vollbrachte Reinigung auch äußerlich völlig bewährt; es wird ihm durch dieselbe Gralsbotin, die ihm einst den Fluch an-

gesagt, seine Bestimmung zum Könige des Grals angekündigt, und so zieht er denn ein in die Gralburg.

16. Buch. Parzival erlöst nun durch die Frage nach dem Leiden seines Oheims diesen von seinen Schmerzen, nimmt von dem Königtum im Gral Besitz, findet seine Gattin mit seinen beiden Söhnen wieder, und läßt den jüngeren derselben, Kardeiß, zum Könige über seine weltlichen Reiche krönen. Der ältere, Loherangrin, soll nach dem Vater König im Gral werden. Von nun an wird allen Rittern des Grals zur Pflicht gemacht, wenn sie vom Gral ausgesendet werden, niemals eine Frage nach ihrer Herkunft zu gestatten. Loherangrin selbst, zum Gemahl einer jungen Herzogin von Brabant bestimmt, und von einem Schwane zu Schiffe dorthin geleitet, muß seiner jungen Gattin diese Frage verbieten; als dieselbe dennoch nach seiner Herkunft fragt, verläßt er sie für immer: das Schiff mit dem Schwane holt ihn wieder nach dem Gral zurück — und hiermit schließt das Gedicht, zuletzt noch die weite Aussicht in die uralte deutsche Schwanensage eröffnend.*)

Die Fülle der Einzelheiten, welche der „Parzival" enthält, erschwert zunächst einen Einblick in Gang und Plan des Gedichtes. Wir haben uns deshalb in der vorstehenden Übersicht des Inhalts auf die Hauptzüge beschränkt.

3. Gliederung.

Die Dichtung zerfällt in 3 Teile und 16 Bücher, denen die Herausgeber der Dichtung die im folgenden gebrauchten Überschriften gegeben haben (im Originale fehlen sie):

I. Teil: „Der sagt von der Einfalt."
1. Buch. Gahmuret und Belakane (1—58, $_{26}$).
2. Buch. Gahmuret und Herzeloyde (58, $_{27}$—114, $_{4}$).
3. Buch. Parzivals Jugend und Eintritt in die Welt (114, $_{5}$ bis 179, $_{11}$).
4. Buch. Parzival und Kondwiramur (179, $_{12}$—223, $_{30}$).
5. Buch. Parzival kommt zum Gral (224—279, $_{30}$).
6. Buch. Parzival an Artus Hof (280—337, $_{30}$).

II. Teil: „Der sagt von dem Zweifel."
7. Buch. Gawan und Obilot (338—397, $_{30}$).
8. Buch. Gawan und Antikonie (398—432, $_{30}$).
9. Buch. Parzival bei Trevrizent (433—502, $_{30}$).
10. Buch. Gawan und Orgeluse (503—552, $_{30}$).
11. Buch. Gawan und das Wunderbett (553—582, $_{30}$).

III. Teil: „Der sagt von dem Heil."
12. Buch. Gawan und Gramoflanz (583—626, $_{30}$).

*) Im „Lohengrin", einem Gedichte, das am Ende des 13. Jahrhunderts (um 1290) von einem bayerischen Dichter verfaßt wurde, hat die Schwanensage eine dichterische Bearbeitung, der Parzival eine Fortsetzung und Weiterbildung erfahren.

13. Buch. Klinschor (627—678, $_{30}$).
14. Buch. Parzival und Gawan (679—733, $_{30}$).
15. Buch. Parzival und Feirefiz (734—786, $_{30}$).
16. Buch. Parzival wird Gralkönig (787—827, $_{30}$).

Es gliedert sich also das Gedicht so, daß die zwei ersten Bücher von Parzivals Eltern handeln, das III.—VI. seine Laufbahn bis zur ersten Wendung verfolgen, worauf das VII. und VIII. Gawans Erfolge feiern, welche das schmerzvolle Umherirren Parzivals nur im Hintergrunde sehen lassen; das IX. erzählt seine innere Umstimmung, das X.—XIII. weitere Abenteuer Gawans, bis er im XIV. mit Parzival zusammentrifft, der nach einer letzten Probe im XV. die höchste Herrlichkeit im XVI. erwirbt.

In einer ausführlicheren Darstellung stellt sich die Gliederung folgendermaßen dar:

1. Die Vorgeschichte — Parzivals Vater und die Geschichte seiner zwei Ehen (Buch I u. II).
   a) Gahmuret und Belakane (Feirefiz). (I).
   b) Gahmuret und Herzeloyde (Parzival). (II).

2. Parzivals Entwickelung als weltlicher Ritter (Buch III—VI).
   a) Seine Kindheit und höfische Erziehung. (III.)
   b) Seine Vermählung mit Kondwiramur. (IV.)
   c) Seine Erlebnisse in der Gralsburg. (V.)
   d) Seine tiefe Erniedrigung am Artushofe. (VI.)

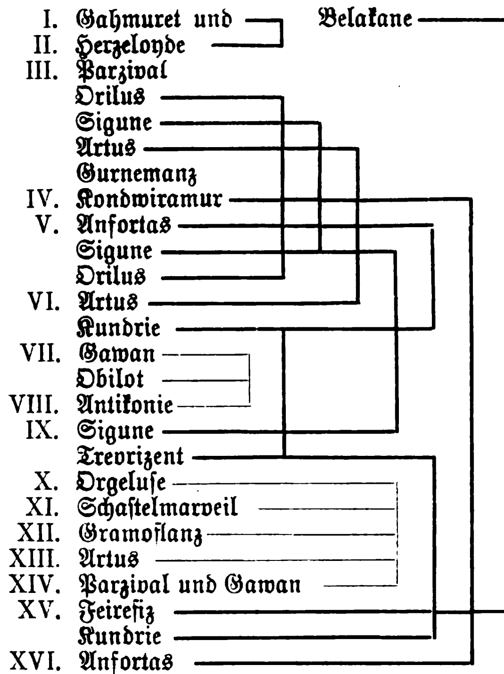
3. Gawans Frauendienst (Buch VII u. VIII).
   a) Gawan und Obilot. (VII.)
   b) Gawan und Antikonie. (VIII.)

4. Parzivals Wandlung (Buch IX).
   a) Sigunens Rat.
   b) Die Begegnung am Karfreitag.
   c) Der Aufenthalt bei Trevrizent.

5. Gawan im Dienste Orgeluses (Buch X—XIII).
   a) Die Fahrt nach Schastelmarveil. (X.)
   b) Die Abenteuer daselbst. (XI.)
   c) Kampf mit Gramoflanz. (XII.)
   d) Gawans Vermählung mit Orgeluse. (XIII.)

6. Parzivals Erhebung (Buch XIV—XVI).
   a) Parzivals Kampf und Versöhnung mit Gawan. (XIV.)
   b) Sein Kampf mit Feirefiz. (XV.)
   c) Seine Erhebung zum Gralkönig. (XVI.)

Ein Schema mit wenigen Namen möge (nach E. Martin a. a. O. S. XXXI) die Gliederung des Stoffes verdeutlichen:



Kunstvoll kehren die Verbindungen z. T. unmittelbar, z. T. erst nach langer Zeit wieder. Den Kern bilden die Abenteuer Parzivals, zu denen auch die Gawans (im Schema durch feinere Linien angedeutet) ein keineswegs gleichgültiges Verhältnis haben.

4. Der Schauplatz.

Hinsichtlich der Schauplätze und der wirklichen Verhältnisse herrscht in Parzival eine unglaubliche Verwirrung. Man kann im allgemeinen annehmen, daß man sich auf dem Boden Frankreichs befindet, aber irgendwelche Klarheit erlangt man nicht, und die edlen Ritter, die dort zusammentreffen, sind eine durchaus internationale Gesellschaft, Franzosen, Bretonen, Schotten, Norweger, Deutsche (Alemannen), Spanier, Italiener, Mohren, aber ohne irgend ein Kennzeichen ihrer Rasse und Herkunft.

Die Vorgeschichte des Parzival führt uns nach dem Orient und nach Spanien. Von der geographischen Lage Spaniens hatte Wolfram augenscheinlich eine ganz unklare Vorstellung; er denkt es sich so nahe bei Frankreich gelegen, daß er Gahmuret nach seiner Landung in Spanien geradeswegs zum Tournier nach Kanvoleis in Walais (Valois im Departement Loire et Marne) reiten läßt.

Von da bewegt sich die Geschichte in Frankreich. Außer dem eben erwähnten Valois finden wir von bekannten Örtlichkeiten nur

noch Nantes, die Hauptstadt der Bretagne, als Residenz Artus, und Anjou, auf beiden Seiten der unteren Loire gelegen. Vergeblich sucht man Montsalvage, das man als Mons salvationis, Berg des Heils, oder als Mont salvage (sauvage), wilder Berg, zu verstehen hat, mit seiner Umgebung Fontane Salväsche und Terre Salväsche, ebenso Schhastelmarveil (château merveille), Karidöl, die Hofburg Artus in der Bretagne, den Forst von Brezilian, die Einsamkeit Soltane, Gurnemanz Burg Graharz, Kondwiramurs Residenz Pelrapär, den Fluß Plimizöl, Orgelusens Burg Logrois, die Stadt Joflanze u. a. Wolfram wird sich alle diese und andere Örtlichkeiten in der Bretagne und deren weiteremUmkreise gedacht haben.

II. Vertiefung.

1. Der Grundstoff der Dichtung.

Während die Volksdichter, die uns das Nibelungenlied und das Gudrunlied geschaffen haben, ihre Stoffe der Volkssage entlehnten, liebten es die höfischen Dichter, ausländische Sagen zugrunde zu legen und sie den deutschen Verhältnissen anzupassen. Insbesondere waren es die beiden großen Sagenkreise vom heiligen Gral und vom König Artus, die sie ausbeuteten. Auch Wolframs von Eschenbach Parzival beruht auf diesen beiden ausländischen Sagenkreisen und klingt dann aus und hinüber in die urdeutsche Schwanensage.

1. **Die Gralsage.** „Das Wort Gral hat zu verschiedenen Deutungen Veranlassung gegeben. Man dachte früher an eine Ableitung von sang réal königliches Blut, d. i. Blut des Herrn, weil dieses darin aufgefangen wurde. Richtiger aber ist die Ableitung von gradalis,*) das, aus dem mittellateinischen crates (= χρατήρ) entstanden, Schüssel bedeutet. Mythischen Ursprung erkennen wir darin, insofern wir von einer alten keltischen Gottheit Ceridwen (oder Koridwen) wissen, die in dem Besitze einer Schüssel gedacht wurde, welche den Geist der Poesie und Weisheit verlieh, auch tödliche Wunden heilte und selbst den Gestorbenen das Leben wiedergab. Aber der Geheilte oder vom Tode Erweckte verlor die Sprache, so daß er von dem Wunder nichts berichten konnte. In diesen später vielleicht nur noch dunkel und trümmerhaft bewahrten Erinnerungen liegt gewiß der Grund davon, daß man einer Schüssel so hohe Bedeutung beilegen konnte. Wieviel ursprünglich orientalische, durch die Kreuzzüge vermittelte geheimnisvolle Anschauungen sich hineinmischten, ist schwer zu entscheiden. Was uns nun aber als eigentliche Geschichte des heiligen Gral berichtet wird, zuerst von Wilhelm von Malmesbury, sieht von jeder früheren Anknüpfung ab und führt uns unmittelbar in die ältesten Zeiten unserer religiösen Geschichte. Danach war der heilige Gral eine Schale, die Joseph von Arimathia gehörte, und damit scheidet sich die Sage wieder in zwei Arme. Darin stimmen sie über-

*) Altfranzösisch: greal, provençalisch: grazalis, mittellateinisch: gradalis.

ein, daß die Schale uralt war, entweder aus einem Steine gefertigt, der einst bei Lucifers Sturz aus dessen Krone fiel, oder zuerst auftretend als eines der Geschenke, welche die Königin von Saba dem Salomon darbrachte. Sie gehörte nun zu den Hauptbestandteilen des jüdischen Kronschatzes und kam später in den Besitz Josephs. In dessen Hause und aus dieser Schüssel teilte dann Christus seinen Jüngern das Abendmahl aus, und in eben dieser Schüssel fing Joseph das Blut Christi am Kreuze auf. Durch diese Berührung mit den höchsten Wundern des Christentums ward dem Gral die Fülle seliger Kräfte verliehen, in deren Besitz er gedacht wird. Von Joseph z. B. heißt es schon, daß er nach Christi Tode von den Juden in ein Gefängnis geworfen wurde und zweiundvierzig Jahre darin saß. Dort erhielt er von Christo den Gral und ward dadurch diese lange Zeit erhalten und in den Stand gesetzt, alle Qualen des Hungers und Durstes zu ertragen.

Dieser Joseph aber gilt nun nach alter Überlieferung als Verbreiter des Christentums in England, nachdem er aus seiner Haft von Titus bei Gelegenheit der Zerstörung Jerusalems befreit war, und soll in Glastonburg, wo er sich niedergelassen und der heiligen Jungfrau einen Tempel gebaut habe, gestorben sein. Er hätte den heiligen Gral als höchstes Kleinod des Christentums in einem Behälter, den er alle Tage öffnen durfte, mit sich geführt und seine Verehrung begründet.

Nach der zweiten Erzählung aber war der Gral ein Gefäß, der sogenannte Santo Catino, das in den Kreuzzügen auftritt, worüber sich verschiedene, wieder mannigfach abweichende Berichte finden. Es war aus einem einzigen Smaragd geschnitten und fiel nach der Eroberung von Cäsarea 1101 den Genuesen als wertvollstes Beutestück zu. Seitdem wird es in Genua in einem in der Mauer der Sakristei der Kirche zum heiligen Laurentius angebrachten Schranke als höchste Reliquie aufbewahrt und nur an hohen Festtagen dem Volke gezeigt, indem ein Prälat auf einer Tribüne stehend es an einer Schnur hält und ehemals dabei von den zum Schutz dieses Kleinods bestimmten Rittern, Clavigeri genannt, umgeben war. Diese Schüssel wurde am 26. November 1800 nach Paris geführt, und es ward dort konstatiert, daß es kein Edelstein, sondern ein olivenfarbiger Glasfluß sei.

Es gibt noch eine dritte Version der Sage, die sich an die keltischen Traditionen anschließt. Danach nämlich spielt ein Haupt auf einer Schüssel die Rolle, die sonst dem Gral allein zukam, offenbar eine Erinnerung an das Haupt Johannes des Täufers, das auf der Schüssel lag. Diese Auffassung tritt noch bei dem Prozesse der Templer unter Philipp IV. 1308—12 auf, welche das Vorbild der Templeisen waren und bei denen der Apostel Johannes durch Namensverwechselung mit dem Täufer eine besonders große Rolle spielt. Das führt denn auch am natürlichsten auf den Priester Johannes in Indien hin.

Die Dichtung fragt aber nicht nach solchen einzelnen geschicht-

lichen Angaben, sondern phantasiert nun weiter, indem sie berichtet, daß der Gral das Symbol der den Menschen zugewandten göttlichen Gnade selbst sei. Er verleiht den Menschen alles, dessen sie bedürfen, er versorgt seine Pfleger und Hüter mit Speise und Trank, verleiht Leben und Gesundheit. Wer ihn immer anblickt, wird nicht alt, wer schon todwund ist, zieht aus seinem Anschauen neue Lebenskraft für eine ganze Woche. Anfangs war zum Hüter des Gral Artus mit seiner Tafelrunde bestimmt, denn es heißt, als er zuerst mit seinen Rittern die runde Tafel besetzte, daß der zwölfte Platz frei blieb für den heiligen Gral. Später aber, als die beiden Sagen sich mehr trennten und jede ihren besonderen Inhalt weiter ausbildete, änderte sich diese Anschauung, und der Gral, in welchem der Anteil des Christentums an der Poesie der damaligen Zeit sich hauptsächlich konzentrierte, erhielt seine besondere Umgebung.

Der Gral nämlich baut sich auf dem in Spanien gedachten Montsalvasche eine eigene Burg. Der Mittelpunkt derselben ist ein herrlicher Tempel. Er baut sich, kann man wohl sagen, denn wenn auch des Königs Titurel gedacht wird als des Erbauers, so war doch Gottes eigenes Eingreifen mittelst des Gral nicht ausgeschlossen. Von dieser Burg und namentlich dieser Kirche haben wir eingehende Schilderungen, denen es aber ergeht, wie es solchen Beschreibungen von kunstvollen Gebäuden jedesmal ergehen muß, sie geben keineswegs ein anschauliches Bild. Sie häufen eine Menge einzelner Elemente, das kostbarste Material, die kunstvollste Arbeit, die herrlichsten Einzelheiten, aber sie geben nur den Eindruck höchster, Menschen je erreichbarer Pracht. Das genügt der Phantasie, auch wenn man die zweiundsiebzig Türmchen, die sechsunddreißig Kapellen, die zahlreichen Altäre, die dem heiligen Geist, der Jungfrau und anderen Heiligen gewidmet sind, die vergoldeten Gitter, die edelsteingeschmückten Wände u. dgl. sich nicht mit solcher Klarheit vorstellen kann, daß eine genaue Nachbildung des Gebäudes je gelingen könnte. Es war das glänzendste Menschenwerk, das gedacht werden kann. In einigen Schilderungen schwebt der Gral von Engelhänden getragen in der Wölbung des Domes, und hier erhielt er alle Karfreitag die Berührung einer weißen Taube, weshalb auch eine Turteltaube das Wappen des Gral ist, die, ein Symbol des heiligen Geistes, vom Himmel herabschwebt, und indem sie eine Oblate (Hostie) darauf niederlegt, ihm seine Wunderkraft erneut.

Die Burg war der Wohnsitz der heiligen Ritterschar, welche den Gral behütet, der Templeisen, der Blüte der gesamten Ritterschaft, die zu einem keuschen, frommen Leben verpflichtet waren. Sie sind dem Gral zu Dienst und Gehorsam verbunden und empfangen oft von ihm besondere Aufträge, die sie auszuführen haben, wie z. B. Lohengrin von ihm ausgeschickt wird, die schöne Else von Brabant aus ihrer Bedrängnis zu befreien. Aber dann dürfen sie über ihrer Herkunft Geheimnis nichts verraten. Sie sind echte Ritter, in allem Waffenwerk wohl erfahren, aber höheren Schmuck verleiht ihnen ihre hehre geistliche Gesinnung. In diesen Schilderungen der Templeisen

finden wir ohne Zweifel die Widerspiegelung der geistlichen Ritterorden, der Templer und Johanniter, die damals in den Kreuzzügen eine so große Rolle spielten, wie denn das Wort Templeisen selbst nichts weiter ist als eine Herübernahme von dem mittellateinischen templensis, wovon templeis die normännische Form ist. In den Schilderungen des Lebens der Templeisen, wie sie Wolfram z. B. gibt, findet sich manches auf dieses Vorbild unzweifelhaft Hindeutende, während sie darin abweichen, daß der König des Gral, aber auch er allein, verheiratet sein mußte.

In diesem Königtum des Gral findet nun der darauf sich beziehende Sagenkreis seinen eigentlichen Mittelpunkt. Die Dichter jener Zeit haben allmählich eine ausführliche Genealogie dieser Königsfamilie in mannigfachen Verzweigungen ausgebildet, die bis in alle einzelnen Glieder keineswegs leicht zu übersehen ist und zur Aufstellung mancher sehr sorgsam gearbeiteten Stammtafeln geführt hat. Die Hauptvertreter des Gralkönigtums sind folgende: Titurel, Frimutel, Anfortas, Parzival, von denen die ersteren Großvater, Vater und Sohn, Parzival aber, der Held der größten und wertvollsten Dichtung aus diesem ganzen Gebiete, der Neffe des letzteren ist. Parzivals Sohn Loherangrin wird zwar als Erbe des Gralkönigtums bezeichnet, indes ist er der Held einer anderen Sage, der vom Schwanritter, und seine Beziehungen zum Gral sind nicht mehr dichterisch verwertet.

Hingewiesen sei noch auf die eigentümliche christlich-symbolische Anschauung, die sich im Gral verkörperte. So sehr dieser auch den Wunsch in damaligem Sprachgebrauch, d. h. alle irdisch schätzbaren Dinge verleiht und gewährt, es sind einzelne Züge, die ihm eine weit darüber hinausgehende Bedeutung sichern. Es heißt vom Gral, daß er zwar gesucht werden kann, ja muß, und die zahlreichen altbritischen und französischen Romane, welche die einzelnen Personen des ganzen Kreises verherrlichen, schildern uns alle berühmten Helden als solche, die nach dem Gral ausgehen. Aber nicht jeder findet ihn, sondern nur der, welcher dazu ausersehen ist, von dem er sich finden läßt, wie nach der echt christlichen Anschauung die Gnade Gottes auch nur erworben wird durch das Zusammenwirken beider, des menschlichen Suchens und Strebens, aber auch der entgegenkommenden göttlichen Gnade und Barmherzigkeit selbst. Die dem Himmelreich Gewalt tun, die reißen es an sich, heißt es in jener merkwürdigen Stelle des Neuen Testamentes, aber dieses Gewalttun schließt doch alle Eigenmächtigkeit des natürlichen Menschen aus, es setzt die höchste Weihe des Menschenherzens durch die Wirkung des göttlichen Geistes voraus. Wollend zugleich und sollend, tuend und leidend muß der Mensch sein, suchend und doch nur durch ein Sichfindenlassen des Gesuchten dieses erreichend. So ist der Grundgedanke des christlichen Lebens, und eben dieses Doppelte macht das Wesen des Gral und seiner Herrlichkeit aus. Parzival findet den Gral, aber da er stumpf daran vorübergeht und nicht einmal durch eine Frage es für der Mühe wert hält, sich seiner Herrlichkeit zu versichern, geht er dieser verlustig, und nur

durch die allerschmerzlichste Reue kann die Läuterung seiner Natur sich so weit vollziehen, daß ihm schließlich das einmal Verschmähte doch noch zuteil wird.

Die letzten Schicksale des heiligen Gral werden verschieden angegeben. Entweder wird er mit der blutigen Lanze, mit welcher Christo einst die Seite geöffnet ward und die zu den Reliquien des Gral gehört, in den Himmel entrückt. Oder er wird mit seiner Burg und seinen Tempelherren nach Indien versetzt zu dem Priester Johannes, der nach mittelalterlicher Anschauung dort ein großes christliches Reich als Stellvertreter Gottes verwaltete.

2. **Die Artussage.** Die Sage vom heiligen Gral steht in der mannigfaltigsten Verbindung mit dem Sagenkreise vom König Artus. Diesem liegt ohne Zweifel eine historische Tatsache zugrunde. Als die Angelsachsen sich Britanniens bemächtigten und die keltischen Bewohner des Landes in die Gebirge von Wales, Kornwallis und über das Meer nach der Bretagne in Frankreich verdrängten, entstand daraus ein langdauernder Kriegszustand. Und in dieser Zeit haben wir uns einen König jenen Namens zu denken, der durch Tapferkeit und Heldenmut sich glänzend hervortat, deshalb der Phantasie der folgenden Geschlechter würdig erschien, unvergessen zu bleiben und in dem phantastischen Sinne jener Zeit von selbst der Anhaltspunkt zahlreicher Dichtungen wurde, in denen er seinem Namen Artur (wälisch: großer Mann, altbritisch: Bär) Ehre machte. Davon bietet uns die älteste Darstellung der britischen Geschichte, die wir bei Nennius (der um 898 gesetzt wird) finden, einen Bericht. Nach ihm gab es einen König, der die Sache seines Volkes tapfer gegen die Angelsachsen unter Cerdik führte und, nachdem er das Christentum wacker gegen das Heidentum jener Eroberer beschirmt hatte, 542 an einer Wunde, die er im Treffen gegen seinen Neffen Mordred erhalten hatte, auf der (allerdings nur sagenhaften) Insel Avalon starb.

Mit diesem einfachen Verlauf dieses Heldenlebens war indes der sagenbildende Trieb seines Volkes nicht lange zufrieden. In der für diese Sage vor allem wichtigen Quelle, der Chronik des Galfredur (Gottfried) von Monmouth (um 1132—35), finden wir den ganzen Inhalt der späteren Artusromane schon fertig. Hier ist es sein Vater Utter, oder wie er sich seinem verstorbenen Bruder Pendragon zu Ehren zu nennen pflegt, Utterpendragon, welcher durch die Mitwirkung des Zauberers Merlin, der als Gegenbild Christi, nämlich als Sohn des Teufels, in den britischen Sagen eine beträchtliche Rolle spielt, die Gemahlin des Herzogs Gorlois von Kornwallis, Yguierna (Igerna), verführt und zur Mutter unseres Helden macht, welcher zu den größten Taten berufen wird. Als König und gewaltiger Kriegsheld stiftet er die Tafelrunde, d. h. er beruft um sich eine Zahl auserlesener Ritter, die mit ihm an einer runden Tafel speisen und zechen und seines täglichen Umgangs gewürdigt werden. Die Sage mündet nun in die vom Gral, mit dem sie ursprünglich nichts zu

tun hatte, so ein, daß diese Stiftung der Tafelrunde auf den Rat Merlins geschehen sein soll zum Schutze des heiligen Gral. Die Zahl der Ritter der Tafelrunde wird zuerst auf zwölf angegeben, dann ist für den Gral ein dreizehnter Platz bestimmt. Indes löste sich diese Verbindung der beiden Sagenkreise sehr bald wieder auf. Der Gral verschwindet und baut sich jenes Schloß. Die Ritter der Tafelrunde gehen darauf aus, ihn zu suchen, aber mehr doch mit ihren eigenen Abenteuern beschäftigt als sich einer höheren heiligen Aufgabe widmend. Ihre Zahl wächst immer mehr und wird später auf 100, dann sogar auf 150 beziffert. Unter ihnen treffen wir alle die Namen an, die wir in den deutschen Dichtungen finden, wie Gawein, Iwein, Wigalois, Tristan usw.

Jeder höhere sittliche Gesichtspunkt fehlt der Sage von Artus. Die Ritter der Tafelrunde sollen nur echte Ritter sein im Sinne jener Zeit, nichts weiter. Hier herrschen bloß die Gesetze der Ehre und Minne, und im Gegensatz zu der heiligen Gesinnung, die wir von den Templeisen gefordert finden, geht es recht locker unter den Rittern aus Artus' Hofstaat her. Dessen Gemahlin ist Ginevra, aber gerade sie gibt das schlechteste Beispiel von ehelicher Treue in ihrem sträflichen Umgange mit Lancelot vom See. So haben sich in diesen beiden Sagen die Hauptrichtungen des damaligen Rittertums, die ideale, schwärmerische, mit den frommen Erhebungen der ganzen Zeit zusammenhängende in den Templeisen, die rein weltliche, bloß ritterliche, welche uns zeigt, wieviel rohe Sinnlichkeit hinter dem bunten Schein der ritterlichen Galanterie sich verbarg, in den Rittern der Tafelrunde, ihre dichterische Gestalt geschaffen. Insofern die Templeisen und namentlich ihr künftiger König Parzival als Männer der Ritterschaft im edelsten Sinne des Wortes gelten sollen, paßten sie auch in die Tafelrunde, aber ihr höherer Beruf liegt doch darüber hinaus, ihre eigentliche Lebensaufgabe finden sie in der Lösung der geheimnisvollen Forderungen, die der Gral an sie stellt.

Die Tafelrunde greift in eine noch weitere Vergangenheit zurück. Cassiodorius, der Biograph des Ostgoten Theoderich, erzählt schon von dessen Tafelrunde von zwölf Rittern. Karl der Große wird in der Sage ebenfalls von zwölf Paladinen umgeben. Das Vorbild aller dieser Tischgenossen ist aber ohne Zweifel Jesus mit seinen zwölf Jüngern, und es ist bedeutsam, darauf zu achten, wie zuerst der Gral als dreizehnter am Tische ist, das Symbol der göttlichen Gnade, somit Christus im Kreise der Seinen repräsentierend. Als aber die Sagen sich wieder löſten und der Gral sich seine eigene Wohnung schuf, da wurde der dreizehnte Platz der verhängnisvolle Unglücksplatz, den Stuhl des Judas Ischarioth bedeutend, der gewöhnlich mit einem seidenen Tuche bedeckt ward. Wer auf ihm saß, der mußte bald darauf sterben, was der Aberglaube ja heutigestags noch dem dreizehnten Tischgenossen voraussagt."*)

*) E. Brenning: Geschichte der deutschen Literatur. Lahr o. J. S. 64ff.

Die Artussage hat also drei Entwickelungsstufen durchgemacht. Sie war ursprünglich die nationale britische Heldensage: Artus der Nationalheld der einheimischen britischen Bevölkerung, besonders von Wales, im Kampfe gegen die Angelsachsen, die seit 449 unter Hengist und Horsa eingedrungen waren. Sie faßte dann in der Bretagne Wurzel und verlor hier ihren nationalen Typus: der Kampf gegen die Sachsen trat in den Hintergrund, und Artus und seine Helden erfüllten die Phantasie nur noch als Vollbringer außerordentlicher Taten überhaupt. Die Bretagne war der natürliche Übergangspunkt der Sage nach Frankreich, wo sie in das dritte Stadium eintritt. Das um die Mitte des 12. Jahrhunderts herausgebildete Ideal des Rittertums wurde auf Artus und seine Helden übertragen.

3. **Die Schwanensage.** Die Gralsage klingt hinüber in die Schwanensage, die durch erstere ihre Beleuchtung und teilweise Erklärung findet.

In den „Deutschen Sagen" von Gebrüder Grimm (Berlin 1878 T. II, S. 312) wird folgendes von dem „Schwanritter" erzählt:

Der Herzog Gottfried von Brabant war gestorben, ohne männliche Erben zu hinterlassen; er hatte aber in einer Urkunde bestimmt, daß sein Land der Herzogin und seiner Tochter verbleiben sollte. Hieran kehrte sich jedoch Gottfrieds Bruder, der mächtige Herzog von Sachsen, wenig, sondern bemächtigte sich, aller Klagen der Witwe und der Waise ungeachtet, des Landes, das ja nach deutschem Rechte auf keine Weiber forterben könne.

Die Herzogin beschloß daher, bei dem Könige zu klagen, und als bald darauf Karl nach Niederland zog und einen Reichstag zu Neumagen am Rhein halten wollte, kam sie mit ihrer Tochter dahin und begehrte Recht. Dahin war auch der Sachsenherzog gekommen, um sich zu verantworten. Es ereignete sich aber, daß der König durch ein Fenster schaute, da erblickte er einen weißen Schwan, der schwamm den Rhein herab und zog an einer silbernen Kette, die hell glänzte, ein Schifflein nach sich. In dem Schiffe aber ruhte ein schlafender Ritter; sein Schild war sein Hauptkissen, und neben ihm lagen Helm und Halsberg (Panzerhemd). Der Schwan steuerte gleich einem geschickten Seemann und brachte sein Schiff an das Gestade.

Karl und der ganze Hof verwunderten sich höchlich über dieses seltsame Ereignis; jedermann vergaß der Klage der Frauen und lief hinab dem Ufer zu. Unterdessen war der Ritter erwacht und stieg aus der Barke. Wohl und herrlich empfing ihn der König, nahm ihn selbst bei der Hand und führte ihn gegen die Burg. Da sprach der junge Held zu dem Vogel: „Flieg deinen Weg wohl, lieber Schwan! Wann ich deiner wieder bedarf, will ich dich schon rufen." Sogleich schwang sich der Schwan auf und fuhr mit dem Schifflein aus aller Augen hinweg. Jedermann schaute den fremden Gast neugierig an; Karl ging wieder auf seinen Richterstuhl und wies jenem eine Stelle unter den anderen Fürsten an.

Die Herzogin in Gegenwart ihrer schönen Tochter hub nunmehr

ausführlich zu klagen an, und hernach verteidigte sich auch der Herzog von Sachsen. Endlich erbot er sich zum Kampfe für sein Recht; die Herzogin solle ihm einen Gegner stellen, um das ihrige zu bewähren. Da erschrak sie heftig, denn er war ein auserwählter Held, an den, wie sie fürchtete, sich niemand wagen würde. Vergebens ließ sie im ganzen Saale die Augen herumgehen; keiner war da, der sich erboten hätte. Ihre Tochter klagte laut und weinte.

Da erhob sich der Ritter, den der Schwan ins Land geführt hatte, und gelobte, ihr Kämpfer zu sein. Hierauf rüstete man sich von beiden Seiten zum Streite, und nach einem langen und hartnäckigen Gefechte war der Sieg endlich auf seiten des Schwanenritters. Der Herzog von Sachsen verlor sein Leben, und der Herzogin Erbe wurde wieder frei und ledig. Da verneigten sie und ihre Tochter sich vor dem Helden, der sie erlöst hatte, und er nahm die angetragene Hand der Jungfrau unter der Bedingung an, daß sie nie und zu keiner Zeit fragen solle, woher er gekommen und welches sein Geschlecht sei, denn sonst müsse sie ihn verlieren.

Der Herzog und die Herzogin bekamen zwei Kinder, die waren wohlgeraten. Aber immer mehr fing es an, ihre Mutter zu drücken, daß sie gar nicht wußte, wer ihr Vater war, und endlich tat sie an ihn die verbotene Frage. Der Ritter erschrak herzlich und sprach: „Nun hast du selber unser Glück zerbrochen und mich am längsten gesehen." Die Herzogin bereute es, aber zu spät; alle Leute fielen zu seinen Füßen und baten ihn zu bleiben. Der Held waffnete sich, und der Schwan kam mit demselben Schifflein geschwommen. Darauf küßte er beide Kinder, nahm Abschied von seinem Gemahl und segnete das ganze Volk; dann trat er ins Schiff, fuhr seine Straße und kehrte nimmer wieder. Der Frau ging der Kummer zu Herzen, doch zog sie fleißig ihre Kinder auf. Von diesen stammen viele edle Geschlechter, die von Geldern sowohl wie von Kleve, auch die Rienecker Grafen und manche andere; alle führen den Schwan im Wappen.

4. **Entstehung der Parzivaldichtung.** Wolfram hat diese Sagen jedoch nicht direkt seinem Parzival zugrunde gelegt, sondern in einer französischen Bearbeitung. Der epische Dichter seiner Zeit bedurfte ja einer Quelle, auf welche er sich für die Wahrheit seiner Erzählung berufen konnte. Nicht die Erfindung neuer Stoffe, sondern die schöne Darstellung überlieferter Mären galt als die Aufgabe des Dichters.

Wolfram hat, wie er selbst sagt, eine um 1170 entstandene Dichtung von Crestien de Troyes, dem Vater des höfischen Ritterepos in Frankreich, li Contes du Graal betitelt, benutzt, die aber schließt oder besser gesagt abbricht, noch ehe Parzival die Gralburg wiedergefunden hat. So konnte er diese Vorlage nur zehn seiner Bücher, Buch 3—13, zugrunde legen, und wie die Vergleichung im einzelnen zeigt, hat er sie auch in diesen Teilen viel benutzt.

Außerdem aber nennt er einen anderen Gewährsmann, Kyot „den

Provenzalen," dessen Name aber provenzalisch Guizot lauten würde.*) Er bezeichnet diesen als zuverlässigen Führer, während er von Chrestien de Troyes behauptet, daß er „der Märe unrecht getan", sie also entstellt habe (XVI, 1201 ff.). Da Kyots Werk verloren gegangen ist, so ist das Verhältnis der beiden französischen Dichter nicht aufzuhellen, auch nicht festzustellen, welchen selbständigen Anteil Wolfram an der Dichtung hat. Es ist anzunehmen, daß er dem Kyot die bei Chrestien fehlenden Tatsachen entlehnt hat, auch in den Büchern 3—13 da Kyot folgt, wo er von Chrestiens Darstellung abweicht, wo ihm also Kyots Darstellung mehr zugesagt haben wird.**)

2. Die künstlerische Darstellung des Stoffes und der Grundgedanke der Dichtung.

Wir irren gewiß nicht in der Annahme, daß auch Kyots Dichtung, wie die von Chrestien nicht über ein wüstes Anhäufen von Abenteuern und Rittertaten hinauskam, daß also die sinnvolle Durchdringung, Anordnung, Durchgeistigung und die kunstvolle Verbindung des Stoffes, die Einheit und konsequente Durchführung des Grundgedankens, die sinnlich-plastische Darstellung Wolframs Eigentum ist, selbstverständlich auch der sittengeschichtliche deutsche Hinter- und Untergrund, das persönlich gefärbte Zwischengewebe und die subjektiven Betrachtungen.

1. **Die kunstvolle Gestaltung des Stoffes.** Wie wir gesehen, ist Wolfram in allem Tatsächlichen seinen Quellen, insbesondere dem Kyot gefolgt. Ob auch die sittliche Vertiefung, in welcher uns der

---

*) Kyot ist keine provenzalische Namenform, sondern eine nordfranzösische. Und doch muß der Mann in Poitiers heimisch gewesen sein, so daß er mit einigem Recht als Provenzale bezeichnet werden kann. Das Geschlecht der Gralkönige hat Wolfram mit dem Hause Anjou in Verbindung gebracht. Dabei beruft er sich ausdrücklich auf Kyot, der in Anjou die erste Märe gefunden habe. Dieser aber hat zur Begründung eine Chronik zitiert, der er jenen Zusammenhang entnahm. „Was aber konnte ihn bestimmen, sagt Bartsch, die Sage nach Anjou zu verlegen, wenn er nicht selbst in jener Gegend heimisch war oder einem der heimischen Gönner, Heinrich VI., der von 1154—1189 König von England war, seine Huldigung darbringen wollte?"

**) Die weitgehende Übereinstimmung Wolframs mit Chrestien hat allerdings vielfach zu der Behauptung geführt, daß Wolfram nur Chrestiens Parzival zugrunde gelegt und diesen nach Belieben ausgeschmückt und ausgeführt habe. Die Berufung auf Kyot, die sich übrigens erst vom 8. Buche an findet, sei nur ein scherzhafter Einfall, um für Umgestaltung und Erweiterung des Stoffes die Gewährschaft zu ersetzen, die nun einmal von den Zuhörern jener Zeit verlangt wurde. So hoch aber auch Wolfgangs Genius dadurch gestellt wird, so unmöglich ist es doch, diese Ansicht aufrecht zu erhalten.

Untersuchungen haben gezeigt, daß Wolfram die bei Chrestien fehlenden Bücher nicht erfunden haben **kann**, und daß er ebensowenig selbst auf die bei Chrestien ganz fehlende Geschichte des Grals und des Gralsgeschlechts gekommen sein kann. Es ist als erwiesen anzusehen, daß Wolfram ein ausführliches, in wesentlichen Punkten von Chrestien abweichendes Gedicht gekannt hat, dem er den Vorzug vor Chrestien gab, — eben **Kyots Werk.**

Stoff bei Wolfram erscheint, die sich bei Chrestien nicht findet, schon Eigentum des Kyot war, können wir natürlich nicht entscheiden. Bötticher hat aber recht, wenn er schreibt: „Genug, daß Wolfram den sittlichen Gehalt des Stoffes klar erkannt und mit Bewußtsein herausgearbeitet hat, wie der Eingang und andere Stellen beweisen. Und wäre diese Vertiefung bei Kyot auch wirklich vorhanden gewesen, so wäre es doch schon ein großes Verdienst Wolframs, daß er das Werk Kyots der oberflächlichen Behandlung Chrestiens gegenüber zu Ehren brachte. Eins aber können wir mit Sicherheit als Wolframs eigene Schöpfung bewundern: das ist das Leben und Weben des ritterlichen Geistes, man könnte fast sagen in jedem Verse; ja ich wage zu behaupten, daß die Idee der Entwickelung des ritterlichen Geistes in Parzival zu einer sittlichen Lebensmacht, die den Himmel erwirbt, allein seine Schöpfung ist.

Der ideale Geist macht Wolframs Werk, so viel verschiedene Elemente der Inhalt auch bietet, zu einem Werk aus einem Gusse, und die eigentümliche Frische, in der es uns überall entgegentritt, bürgt dafür, daß wir es hier mit einer Nachahmung oder Anempfindung nicht zu tun haben. In diesem Kolorit kann Kyot überhaupt nicht geschrieben haben. Es kann daher auch keine Rede davon sein, daß Wolfram, wie man wohl gemeint hat, zum bloßen Übersetzer herabsinke, wenn man annimmt, daß jenes Werk Kyots wirklich existiert habe. Vergleicht man Form und Inhalt der so zahlreich eingestreuten subjektiven Betrachtungen Wolframs, die doch nur von ihm allein herrühren können, mit der übrigen Darstellung, so muß jeder Unbefangene den Charakter schöpferischer, eigentümlich gestaltender Reproduktion erkennen. Da ist kein Unterschied im Ton, Stil und Gehalt zu erkennen, eins wie das andere atmet denselben originellen Geist.“*)

Welch eine Fülle von Bildern ist in den Riesenteppich dieses Gedichtes eingewebt, glühend in buntester Farbenpracht! Auf der einen Seite die weltliche Ritterschaft des Königs Artus mit ihren Freudenfesten auf lichter Erde, mit Frauendienst und Abenteuerfahrt; auf der anderen Seite der geistliche Ritterorden des Grals mit seiner bei aller Herrlichkeit trauerdüstern Burg in einsamer Waldwildnis. Daneben Klinschors Wunderland mit dem Zauberapparat der Ritterromane, mit Wunderbett und Zauberspiegel und auf Erlösung harrenden gefangenen Königinnen. Hier die gastliche Burg des Gurnemanz, wo liebliche Mägdlein den jungen Fremdling im rosenüberschütteten Bade mit linden Händen pflegen; dort Trevrizents stille Waldklause, wo es keine andere Bewirtung gibt als Wurzeln und Quellwasser und ernste heilige Gespräche. Hier die holde unschuldige Kondwiramur, die nachts hilfeflehend an ihres Gastes Bette kniet, zwei Tränen auf den Wangen, die dritte am Kinn; dort die

*) Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Übertragung. Berlin 1885, S. XLIX ff.

verbitterte heroische Ingeluse, die eine grausame Freude darin findet, ihre Werber gegen ihren Feind ins Verderben zu jagen; die schuldlos leidende Joschute auf strauchelnder Märe, im zerrissenen und nur durch Knoten zusammenhängenden Kleide, durch das ihr schwanweißer Leib schimmert, und daneben die üppige Königstochter Antikonie, die sich von dem Recken Gawan im Sturm erobern läßt und den Störern ihrer Schäferstunde die schweren Schachfiguren an die Köpfe wirft; das reizende kleine Fräulein Obilot, das im Trotze gegen seine große Schwester den unbekannten Gawan zum Ritter wählt, aber um ein Abzeichen in Verlegenheit kommt, da sie nichts als Puppen hat, schließlich ihm ihren Ärmel schickt, den der Sieger ganz zerhauen aus dem Kampfe zurückbringt, worauf sie ihn triumphierend wieder an den blanken Arm streift — und mitten in diesem wechselnden Gewühle die bezaubernde Gestalt des jungen Parzival, mit der Feenschönheit seiner Ahnfrau, der freudigen Heldenkraft seines Vaters, dem treuen Herzen seiner Mutter, ohne alle Frage die liebenswürdigste Gestalt der ganzen Ritterdichtung. Er trägt wie kein anderer in der konventionellen höfischen Welt die unverkünstelten Züge einer rührenden Menschlichkeit, und seine Familienliebe hat nur im Volksepos, nirgends aber in der adligen Kunstdichtung ihresgleichen. Es ist ein Hauptvorzug der Komposition, daß wir ihn auch in der großen Gawanepisode nie ganz aus dem Auge verlieren, daß er immer wieder im Hintergrunde der Handlung bedeutend auftaucht, um uns mitten im Gewirre der zufälligen Abenteuer das feste Ziel der Dichtung ins Gedächtnis zu rufen.

Parzival hat durch seine treffliche Mutter zwar eine einseitige, für die Entwickelung seines Gemüts aber vorzügliche Erziehung erhalten; denn es ist ihm für sein ganzes Leben die liebenswürdige kindliche Einfalt geblieben, die ihn auf immer von der Welt und ihrem äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen und das Bessere im Menschen vernichtenden Treiben scheidet. Neben diesem kindlichen Gemüt lebt in ihm aber auch die von seinem Vater ererbte mächtige Tatkraft, die ihn unwiderstehlich in das Weltgetümmel treibt und von Abenteuer zu Abenteuer fortreißt. Aber in allen diesen Kämpfen und Verhältnissen bewahrt er sich die Unschuld des Herzens, die ihn für alles Gemeine blind macht, seine Augen aber für das öffnet, was den Weltkindern mit ihrer Klugheit ewig verborgen bleibt. So kommt er nach Montsalvasche, wohin niemand gelangen kann, der es mit Absicht aufsucht. „Soll irgend einer die Burg erspähn, so muß es ihm unbewußt geschehn." Man kann daher auf Parzival das Dichterwort anwenden:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt."

Da ihm aber durch seine besorgte Mutter die Welt mit ihrem hohlen Getreibe, ihrem Schein, zu lange verborgen geblieben, so kennt er sie weniger, als ihm gut ist. Klugheitsregeln, die ihm in wohlwollendster Absicht empfohlen werden, befolgt er daher so buchstäblich,

daß er fast albern und tölpelhaft erscheint, selbst da noch, wo er schon am Ziel seines Strebens ist, in Montsalvasche. Nachdem Parzival erfahren, welch hohes Glück er durch seine Albernheit verscherzt hat, gerät er in Verzweiflung, die ihn bis zur Gotteslästerung führt, als er sich wegen der unterlassenen Frage sogar von weltlicher Ehre, nämlich von der Tafelrunde des Königs Artus, ausgeschlossen sieht. Durch die Belehrungen des Einsiedlers Trevrizent wird er auf seinen sündigen Zustand aufmerksam gemacht und zum Glauben an Gott geführt. Er sucht nun den Gral, bereut seine früheren Irrtümer, reinigt sich innerlich und macht sich dadurch des ihm von Anfang an zugedachten Heils würdig. Dieselbe Gralbotin (Kundrie la Sorziere), die ihn früher an Artus' Tafelrunde verhöhnt und verflucht, bringt ihm später die Kunde, daß er zum Herrn des Grals eingesetzt sei, und verkündet laut sein Lob, indem sie sagt: „Du hast der Seele Frieden errungen, bist durch Sorgen zur Lebensfreude gedrungen."

Parzival trägt einerseits die Züge des Siegfriedideals, welches in jedem echten deutschen Manne schlummert, auch wenn er es nicht kennt: die keusche Größe, der unverzagte Mannesmut, die jugendliche, ungestüme Kraft, die selbstlose Treue und Hingabe sind die Grundzüge seines Charakters, die vom Dichter mit den konventionellen höfischen Formen des Rittertums zu einem harmonischen Ganzen verschmolzen sind. Hierzu kommt noch andererseits etwas, das von der Gestaltung des Christentums in der ritterlich-germanischen Welt Zeugnis ablegt: das Ringen nach dem höchsten Gut, nämlich nach der Befriedigung des inneren Menschen im Bewußtsein der göttlichen Gnade und die Überwindung der inneren und äußeren Kämpfe auf diesem Wege durch Treue gegen sich selbst, gegen das Gewissen. Die Gestalt des Parzival ist also der allgemein menschliche, dichterisch verklärte Ausdruck dessen, was das Christentum an Vertiefung der sittlichen Ideen im deutschen Volke geleistet hat.

Vilmar sagt: „Parzival, mitten inne gestellt zwischen Welt und Geist, zwischen Zeit und Ewigkeit, ist der suchende, irrende, der Welt verfallende, Gott absagende, der hochmütige und trotzige, Welt und Gott zugleich aufgebende Mensch; er ist der umkehrende, den Hochmut durch Demut besiegende, der nach dem Höchsten, dem Geistlichen und Ewigen ernstlich fragende, der zum seligen Frieden und zum Besitztum des geistlichen Königtums gelangende Mensch."

Damit haben wir schon den Grundgedanken unserer Dichtung berührt.

2. **Der Grundgedanke der Dichtung.** Wie nach Hes. 37 das Feld voll verdorrter Totengebeine durch des Herrn Geist Fleisch, Adern und Haut, Odem und Leben bekam, so hat Wolfram durch einen großartigen Gedankengehalt die toten Stoffe der Gral- und Artussage belebt. Er verknüpft zunächst die beiden Sagenkreise, indem er die Gralsage zum Mittelpunkte, die Artussage und andere Märchenstoffe aber zur Umrahmung und zum Gegensatz macht.

Indem er so das weltliche wie das geistliche Rittertum umfaßt, die eben damals in ihre höchste Blüte traten, stellt er das gesamte, nur im Ritterstande atmende Leben seiner Zeit, das äußere wie das innere, mit solcher Treue und Gewissenhaftigkeit dar, als wenn er es darauf angelegt hätte, die Gesinnung und die höchsten Ideen einer schnell verrauschenden Glanzperiode der Nachwelt in einem dauernden Spiegelbilde zu fesseln.

Aber bei all den fröhlichen Szenen, den Ritterspielen und Ritterfahrten, die durch das ganze Gedicht verwebt sind, kommt überall der Ernst einer tiefen Weltanschauung zur Offenbarung. Aus dem schuldlosen Naturzustande führt der Dichter seinen Helden in das bewegte Weltleben, dann durch das Anschauen rätselhafter Geheimnisse zur Ahnung einer höheren Welt in der irdischen, von da zum Zweifel an Gott, zum Kampf mit dem Zweifel und endlich zur Versöhnung. Der innere Mensch in seinem Kämpfen und Ringen bildet also den Gegenstand des Gedichts, zu welcher Idee die beiden Sagen, die Artussage, als Trägerin des weltlichen, und die Gralsage, als Trägerin des geistlichen Lebens, nur den Rahmen abgeben; das Forschen nach dem göttlichen Wesen, der Zweifel über dasselbe und die Lösung desselben gibt dem Gedichte seine innere Bedeutung.

Wolframs Parzival ist also ein psychologisches Epos. Darüber schreibt schön K. Bartsch (Wolfram von Eschenbachs Parzival und Titurel, 1. Bd., Leipzig 1870, S. XXX ff.): „Es zeigt uns die innere Entwickelung des Menschen, ähnlich wie in dramatischer Form Goethes Faust. Parzival ist das Symbol des Menschen, der Gott sucht, aber in Irrtum und auf Abwege gerät, von Gott sich entfernt, der an Gott und dem Glauben irre wird und zur Verzweiflung gelangt. Aber von der Verzweiflung findet er Genesung, die Reue erwacht, er besiegt den eigenen Trotz und Hochmut, er wird demütig, und nun erst ist er vollkommen würdig, das geistliche Königtum zu erlangen. Er hatte es gefunden, ohne es zu suchen, in der Herzenseinfalt und Reinheit der Jugend, aber eben in dieser Einfalt den Besitz des höchsten Glückes verscherzt. Das reine Gemüt der Jugend befähigt ihn zum höchsten Besitze; daher vermag Gawan, das Spiegelbild aller ritterlichen höfischen Tugend und feinen Sitte, ein Ideal des nach der höchsten weltlichen Ehre strebenden Menschen, den Gral nicht zu erringen, die Gralburg nicht aufzufinden; sein Streben geht im Weltlichen und Irdischen auf, also ist sein Sinn nicht befähigt, die hohen Mysterien des Göttlichen zu schauen.

Erst wenn der Mensch durch das Feuer des Leides, durch innere Trübsal, durch die Nacht des Zweifels hindurchgedrungen ist, gelangt er nach Besiegung des Zweifels in den dauernden Besitz. Sündig wie er ist, muß er in Hochmut, in Verzweiflung an Gott und an sich selbst fallen. Und diesen Zweifler, dessen Seele düstere Schatten umziehen, läßt der Dichter verschwinden und zuweilen im Hintergrunde auftauchen.

damit wir sehen, wie er inzwischen kämpft und kämpft, siegt und siegt, aber ohne Frieden zu finden. Wenn er am Schlusse des Gedichtes uns die lange Reihe von Fürsten aufzählt, die er besiegt, so sehen wir, daß diese Zeit des Zurücktretens ausgefüllt war von rastlosem Handeln; aber es wäre ermüdend gewesen, wenn der Dichter alle diese Kämpfe uns wirklich vorgeführt hätte, zumal er schon Abenteuer genug schildert, weit ausspinnt und lange von allen Seiten beleuchtet.

Aber gereinigt geht Parzival aus diesen Kämpfen hervor zum ersehnten Königtum. Nicht im lauten Treiben der Welt findet er den verlorenen Glauben wieder, sondern in der Einsamkeit bei dem Einsiedler Trevrizent. Dieser belehrt ihn, daß Hochmut und Zweifel den Gral niemals erringen können. Er erzählt ihm, er selbst habe der Würde eines Gralpflegers entsagt und büße als Einsiedler. Sein Bruder Anfortas, der Gralkönig, habe einst im Kampfe das Feldgeschrei „Amur" ertönen lassen, weltliche Liebe aber zieme dem Gralkönige nicht, daher sei er verwundet worden und schleppe ein krankes Leben dahin, er könne nicht sterben, da er aus dem Anblick des Grals immer neues Leben schöpfe. Aus einer Inschrift am Gral wisse man aber, es werde ein Ritter kommen, der die Frage nach dem Grunde der Trauer auf der Gralburg tue, diesem werde Anfortas das Königtum übergeben. Trauernd und doch voll Trost scheidet Parzival von ihm; schwere Proben muß er bestehen, ehe er das Ziel erreicht. Er muß mit seinem besten Freunde Gawan kämpfen, ohne ihn zu kennen; denn zwischen beiden besteht ein innerer Gegensatz, der zum Austrag kommen muß. Der letzte und schwerste Kampf ist der mit seinem Halbbruder Feirefiz, also mit dem ihm am nächsten stehenden Menschen. Aber auch hier ist der Kampf motiviert und notwendig, weil Feirefiz noch Heide ist. Der nach Gott ringende Mensch darf auch das Teuerste auf Erden nicht schonen. Mit diesem Kampfe, den er für Gawan besteht, ist seine Reinigung äußerlich wie innerlich vollzogen, er hat wieder Frieden gewonnen und darf in die Gralburg zurückkehren, wo er die versäumte entscheidende Frage tut, das Königtum gewinnt und sein Weib und seine beiden Kinder wiederfindet.

Es begreift sich, daß diese Frage lediglich als ein Symbol zu verstehen, daß ihr eine tiefgreifende Bedeutung nicht beizulegen ist. Sie ist der alte stehengebliebene Märchenzug, dem nur durch die Verbindung mit dem Seelenleid des Helden ein tieferer Sinn zukommt. Im übrigen bildet ihre wirkliche Vollziehung nur den äußeren Abschluß eines innerlich bereits vollzogenen Prozesses."*)

*) Die verhängnisvolle Frage ist scheinbar in der Dichtung sehr ungereimt behandelt worden. „Während es stets heißt, der verheißene Retter dürfe nicht auf die Frage aufmerksam gemacht werden, sonst nütze sie nichts, und alles würde schlimmer als zuvor, hat Parzival vorher schon so viel von der Frage hören müssen, daß diese Bedingung ganz hinfällig geworden ist. Ebenso wenig kann sie noch Bedeutung für Parzival selber haben, denn er ist ja bereits definitiv zum Gralkönig ernannt. Wir finden hier also eine der vielen Unklarheiten der Überlieferung, die Wolfram, so gut es eben ging, verarbeitete. Aber gerade hier müssen wir bewundern, wie geistreich und

In drei Stufen vollzieht sich also die innere Entwickelung Parzivals: er wird anfangs in kindlicher Einfalt (tumpheit) von unbefangenem Glauben geleitet, gibt sich dann aber im Bewußtsein seiner Schuld, die er durch Unterlassung menschlichen Mitgefühls auf sich geladen, der Welt hin, wendet sich in hochmütigem Trotze von Gott ab und fällt dem Zweifel (zwîvel), ja der Verzweiflung anheim, zuletzt jedoch, nach langer Zeit unglücklichen inneren Zwiespalts zur Bekehrung gemahnt, zeigt er sich bußfertig und gelangt, durch bittere Prüfungen in seinem Innern geläutert, in demütigem Vertrauen auf die göttliche Gnade zur Versöhnung mit Gott und zum höchsten Glück (saelde).

Die seiner Dichtung zugrunde liegende Idee hat der Dichter selber in dem berühmten Eingange seines Gedichtes so angegeben: „Der Zweifel (Schwanken im sittlichen Urteil) ist der Feind des Seelenheiles. Verunziert ist die Seele des Mannes in diesem Zustande. Göttlichen Wert hat er nur noch, wenn ihn unverzagter Mannesmut erfüllt d. h. echter ritterlicher Geist. Der schmückt die vom Zweifel verfinsterte Seele, wie die weiße Farbe die Elster, und wo er vorhanden ist, da ist auch Hoffnung, daß ein solcher Mann in den sittlichen Kämpfen nicht untergehen, sondern endlich den rechten Weg finden werde. Der ritterlich gesinnte zweifelnde Mann kann daher noch hoffen; der Zweifel gibt ihm zwar die Anwartschaft auf die Hölle, aber der Mannesmut gibt ihm Anteil am Himmel. Nur wer ganz haltlos durchs Leben schwankt, ist ganz schwarz und der Hölle unrettbar verfallen, während der Mann mit festem, reinem Sinn der weißen, himmlischen Farbe zugehört. Dem entspricht der Schluß:

„Wers Leben so sich wendet,
Daß Gott nicht durch des Leibes Schuld
Die Seele wird entwendet,
Und der doch die Huld der Welt,
Mit Würde weiß sich zu erhalten,
Der hat vergebens nicht gelebt.“ (Bötticher.)

Das Typische im Entwickelungsgange Parzivals. Die volle Bedeutung des Gedichtes erschließt sich uns noch klarer durch die geistige Deutung von Parzivals gesamtem Entwickelungsgange.

geschickt er verfuhr. Er ließ die Bedeutung der Frage als Heilmittel für Anfortas einfach als eines der Wunder der Überlieferung bestehen und ließ ihre Bedeutung für Parzival, insofern an sie der Besitz des Grals geknüpft war, ganz zurücktreten. Dafür legte er aber das ganze Gewicht auf die Unterlassung der Frage bei der ersten Anwesenheit und machte diese zum Angelpunkt seiner Idee. Indem die Frage schließlich, nachdem Parzival sein Ziel schon ganz erreicht hat, nur noch das in der Ueberlieferung begründete Schlagwort für die Heilung des Anfortas ist, erscheint zugleich die Bedingung, daß der Retter nicht aufmerksam gemacht werden solle, als im tieferen Zusammenhange mit der sittlichen Beschaffenheit desselben. Die Wirkung der Frage hängt nach Wolframs Darstellung augenscheinlich von der sittlichen Beschaffenheit des Fragenden ab. Diese zu erweisen, war zunächst die Bedingung gestellt, daß er nicht „gewarnt“ werden solle. Ist dieselbe nun aber anderweitig erwiesen und zweifellos anerkannt, so wird jene Bedingung bedeutungslos, und die Frage tut ihre Wirkung, nicht bloß als opus operatum, sondern, weil sie aus dem Munde des sittlich vollkommenen Parzival kommt.“ (Böttícher a. a. O. S. XIV.)

„a) Die Kindheit. Wie Parzival wächst jeder auf in der Stille und Einsamkeit des Elternhauses, in der Liebe der Seinen. Die Tiere des Feldes, die Vögel des Waldes, die Blumen am Rain sind ihm vertraute Gefährten. Der dem Kinde innewohnende Tätigkeitstrieb wird zum Zerstörungstrieb, da es die Folgen seiner Tätigkeit noch nicht zu überblicken vermag. So steht er weinend vor dem angerichteten Unheil. Er flüchtet zu seiner lieben Mutter, die, wie schon oft, auch hier das geschehene Unheil aus der Welt schaffen und ihm helfen soll. Wie Parzival durch das Mitleid mit dem armen, erschossenen Sänger des Waldes vor weiterem unüberlegten Handeln bewahrt wird, so ist das Mitgefühl mit den ihn umgebenden lebenden Wesen ein von der Natur dem Kinde mitgegebenes Gut, das vom Erzieher vorsichtig gepflegt werden soll. Wie Parzival, so überkommt jeder in seiner Jugend die Lehren von dem Schöpfer, der die Welt um ihn her gemacht hat, von dem Lichten, der Menschengestalt annahm und alle erretten will. Zu ihm, dem Treuen, wird jeder gewiesen und vor dem Ungetreuen, dem Finstern, dem Wirt der Hölle, gewarnt. So wird das Vertrauen des Kindes den Eltern gegenüber der Grund des ohne Zweifel, ohne Prüfung hingenommenen Autoritätsglaubens.

b) Zeit der „Tumbheit". Wie bei Parzival kommt für jeden Heranwachsenden die Stunde, da der Enge und Beschränktheit des Vaterhauses die weite Welt mit ihren Freuden und Genüssen lockend und winkend gegenübertritt. Dieser Freuden teilhaftig zu werden, scheint ihm die Erfüllung aller Sehnsucht zu bedeuten, die er, ihm selbst unbewußt, schon lange im Herzen trug. Nicht die Heimatliebe, nicht die Trauer der Mutter kann ihn zurückhalten. Es treibt in die Ferne ihn mächtig hinaus, dort das Glück zu suchen und zu finden. Aber kalten Herzens empfängt den Eintretenden die Welt. Sie, die nur nach dem Äußeren zu urteilen gewohnt ist, spottet über den ungelenken, der feinen Sitten, der feinen Umgangsformen baren Gast. Das plumpe Äußere verdeckt ihr allzusehr den guten Kern.

Wer in der Welt lebt, muß sich die Lebensweise der Welt aneignen. Seines Wesens Ecken und Kanten, die ihm aus der beschränkten Enge des Vaterhauses her anhaften, müssen abgeschliffen werden, die Lücken und Mängel seines Wissens und seiner Bildung müssen ausgefüllt und ergänzt werden. Wohl dem, der wie Parzival in Gurnemanz einen erfahrenen, älteren Freund findet, der ihn unterweist in alle dem, was er nötig hat, um sich in der Welt zu behaupten. Durch das Handeln nach allgemein gültigen Grundsätzen erwächst der Mensch zum Charakter; aber die Schwierigkeit der Lebensführung besteht darin, in einem vorliegenden, schwierigen Fall aus den vielen Lebensgrundsätzen den rechten, für diesen Fall allein passenden heraus zu wählen und somit handelnd das Rechte zu treffen und nicht durch das Anwenden eines falschen Grundsatzes handelnd schuldig zu werden.

„Frage nicht zuviel!" Dieser dem Parzival von Gurnemanz gegebene Grundsatz hat gewiß Bedeutung. Wer in der Welt steht,

offenbart durch allzu vieles Fragen der Welt seine Unwissenheit und Unfertigkeit. Die Blößen, die er sich damit gibt, können von Gegnern leicht ausgenutzt werden, immer aber mindern sie in den Augen der Welt sein Ansehen. In der Gralsburg handelte Parzival nach dem Grundsatze: „Frage nicht zuviel“; durch falsche Anwendung einer an sich richtigen Lebensregel ward er schuldig. Wohl regten die Wunder der Gralsburg, das tiefe Leid des siechen Königs Staunen und Mitleid in ihm auf; aber die Lehre Gurnemanz' unterdrückte seine Frage. Statt zu handeln nach dem in diesem Falle so natürlichen Gebot der Nächstenliebe, handelt Parzival nach dem Gebote, welches die Klugheit der Selbsterhaltung der mit ihrem herabsetzenden Urteile allzuleicht fertigen Welt gegenüber jedem in der Entwickelung Begriffenen vorschreibt, um ihn vor der unbesonnenen Offenbarung seiner Unwissenheit zu bewahren. So hat jeder, um nicht in einem etwa eintretenden schwierigen Fall durch Anwendung eines falschen Grundsatzes schuldig zu werden, die Verpflichtung, die vorliegende Lage gewissenhaft zu prüfen und aus den vorliegenden Tatsachen selbst den rechten Grundsatz zu entnehmen, der eingegeben sein muß von dem Geiste des Mitgefühls, der Nächstenliebe, nicht von dem der Selbsterhaltung, der Selbstbehauptung; dann wird er handelnd nicht nur schuldlos bleiben, sondern Leiden mildernd, Hilfe spendend als ein Freudenbringer wirken.

c) Zeit des Zweifels und des Glaubens. Wie Parzival durch seine Schuld von der Gemahlin getrennt, allein in der weiten Welt die Verlassenheit, die Einsamkeit des sündig Gewordenen im bittersten Maße durchkostet, so trennt einen jeden begangene Schuld von Verwandten, Freunden, Gefährten; sie macht ihn einsam und verlassen, er fühlt sich allein in der weiten Welt. Wohl versuchen die oberflächlich angelegten Naturen dieses durch die Schuld geweckte Gefühl der Einsamkeit und Verlassenheit zu übertäuben durch Zerstreuungen, wie sie die Welt in üppiger Fülle bietet; aber jede tiefer angelegte Natur vermag über diesen durch die Sünde gerissenen, inneren Zwiespalt nicht hinwegzukommen. So vermag dem Parzival das glänzende Ritterleben am Artushof keine Heilung, keine Befriedigung zu bringen; sein Gewissen zwingt ihn zur Anerkennung des von der Gralsbotin über ihn ausgesprochenen Fluches. Erst durch den Einsiedler Trevrizent, einen Mann voll Geist und Glauben, der die Tiefe des Sündenelends, aber auch die größere Gnade Gottes an sich selber erfahren hat und darum imstande ist, auch anderen das Heil zu zeigen, findet Parzival Trost, Lehre und Anweisung, wie er seine Schuld sühnen und in den Heilsbesitz gelangen kann. Somit findet er durch den Klausner eine Bestätigung der göttlichen Lehren des Christentums, die ihm durch die Mutter überliefert waren. Alle Zweifel, alle Zerrissenheit seines schuldbeladenen Herzens überwindend, erwacht der alte und doch so neue Glaube an den lichten und treuen Gott; der kindliche, unfertige Autoritätsglaube ist ihm als ein sein selbstgewisser, unüberwindlicher und starker Erfahrungsglaube wiedergeschenkt worden. Wer unter den Menschen durch eigene Schuld und

Verfehlung oder durch Lebensführung und Schicksale an seinem Kinderglauben irre geworden ist, der wird dem Christentum oder der christlichen Weltanschauung meist durch einen älteren Freund und Berater wiedergewonnen, der selber aus Sünde und Verzweiflung durch die mächtigere Gnade des Vielgetreuen herausgerissen ist. So wird jedem der alte Autoritätsglaube der Kindheit als ein völlig neuer, sein selbstgewisser Erfahrungsglaube wiedergeschenkt, der mit um so dankbarerem Herzen als unverdiente Gnadengabe Gottes empfunden wird, je tiefer die Zerrissenheit des schuldbeladenen Herzens gewesen ist. Sobald Parzival mit seinem Gott wieder im Reinen ist, vermag er seinen Oheim zu erlösen, fällt ihm der Gral, alles Segens Born, zu, wird ihm seine Gemahlin **Kondwiramur**, werden ihm seine beiden Söhne wiedergeschenkt, wird er ein Herr über große, weltliche Reiche. Wer mit den Menschen, mit seinem Gott ins Reine gekommen ist, hat den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht gefunden. Was ihm an Glücksgütern der Welt geschenkt wird, darf er froh genießen. So lebt er in dieser Welt, aber er trachtet nicht nach den Gütern dieser Welt, denn er weiß, daß ihm solches alles zufallen wird.

So ist uns in Parzival der Entwickelungsgang eines Menschen geschildert, der, durch die Sehnsucht nach Glück und Frieden getrieben, Frieden und Glück in der Welt mit ihrem Glanz, ihren Freuden, ihren Ehren vergeblich sucht, der vielmehr immer unseliger und friedloser wird, je mehr er sich von Gott entfernt, bis er die Versöhnung mit Gott und damit den Frieden seiner Seele und zugleich die richtige Stellung zur Welt und zu den weltlichen Gütern gefunden hat."*)

4. Einige Bemerkungen über die Episoden und Nebenpersonen des Epos. Eine erschöpfende Charakteristik dieses größten deutschen Kunstepos würde außer der Haupthandlung auch die mannigfaltig hineingeschlungenen figurenreichen Episoden, außer dem Hauptcharakter noch die Nebenpersonen heranzuziehen haben. Wir müssen darauf verzichten und können nur einige Andeutungen machen.

Hinsichtlich der Episoden möge die Bemerkung genügen: „daß Wolfram zwar nicht jedes Motiv folgerecht durchführt, daß er aber das meiste mit vollem dichterischen Anteil sorgfältig gestaltet und daß er bei der fast überwältigenden Fülle des einzelnen doch den Blick auf die Grundzüge des Ganzen festhält.

Die Charaktere weiß er lebhaft zu individualisieren, auch wo sie keinen weiten Spielraum zur Entfaltung haben; besonders die Frauencharaktere: den naiven Backfisch wie die sieggewohnte, launische Beherrscherin der Männerseelen, die reife üppige Mädchenblüte wie die erfahrene besonnene tätige und etwas neugierige alte Dame, und vor allem das dem Gatten in grenzenloser Liebe hingegebene, treu handelnde und duldende Weib. Als die beste Frau gilt ihm diu ir wîpheit rehte tout, die wahrhaft weibliche. Als echter Weiblichkeit stete Begleiterin bezeichnet er aber die Treue. Die alte nationale Sittlichkeit,

*) Gustav vorm Stein: Älteres deutsches Epos. Leipzig 1904, S. 96 ff.

die Treue, liefert ihm also schließlich das Ideal für das Weib wie für den Mann. Und für beide gilt es ihm auch in seiner rein menschlichen Erscheinung als eine heiligende und seelenrettende Kraft. So Parzivals Treue als Gatte, so Herzeloydens Treue als Gattin und Mutter. Als ihr der Mutterschmerz das Herz bricht, sagt Wolfram: „und dieser gar getreue Tod bewahrte ihre Seele vor der Höllenpein." Das ist dieselbe Auffassung, die in der Nibelungenklage sogar Kriemhilden die ewige Seligkeit zuteil werden läßt, weil sie in triuwen tôt gelac (in Treue starb). Als Typus der über den Tod hinaus getreuen Liebenden steht Herzeloyden ihre Nichte Sigune zur Seite. Sie hat ihren von Kindheit auf geliebten Schionatulander aus Laune in ein todbringendes Abenteuer geschickt; die halbgelesene Inschrift am Leitseil eines Jagdhundes hatte ihr Verlangen erregt; die Verfolgung des Tieres trug Schionatulandern einen ritterlichen Kampf ein, in dem er fiel. Nun will sie von dem Leichnam nicht lassen und verträumt bei ihm ihre Tage. Wie eine mythische Gestalt erscheint sie dem Parzival an den Hauptwendepunkten seines Lebenslaufes, aufklärend, tadelnd oder verzeihend, immer den Toten im Arme haltend, ein halb rührendes, halb grausiges Bild blühenden Lebens, das sich selbst dem Tode angetraut hat und so ihm allmählich entgegenwankt."*)

Unter den Männern weiß uns außer Parzival, dem Vertreter des durchgeistigten christlichen Rittertums, nur noch Gawan, Artus' Neffe, der glänzende Repräsentant des weltlichen Rittertums, ein lebhaftes Interesse abzugewinnen. Während Parzival in der Zeit des Zweifels und Seelenkampfes in das Dunkel untertaucht und den Blicken des Lesers entschwindet, tritt Gawan in den Vordergrund. In einer langen Reihe von Abenteuern ohne tieferen Gehalt, aber in ziemlich breiter Darstellung wird die Herrlichkeit, aber auch die geistlose Leere des weltlichen Rittertums gezeigt. Parzival ist eine ernste, tiefgründige Natur, Gawan eine oberflächliche; jener ist seiner Gattin treu, dieser verliebt sich in jedes schöne Gesicht. Parzival zieht ernst an den lockenden Abenteuern vorbei, Gawan stürzt sich voller Drang und Lust hinein; jenes Kraft wächst in dem ernsten Streben nach einem Lebensziel, Gawans Kraft verflacht und zersplittert sich in dem Jagen nach allerlei Lust und Abenteuern. Parzival hat um sich einen Kreis ernster, edler Männer und keuscher, treuer Frauen, zu Gawan gesellen sich kampf- und lebenslustige Männer und weltlich gesinnte Frauen. Parzival mit der Umgebung stellen die Kinder Gottes, Gawan und seine Genossen die Kinder der Welt dar; jener erringt den Gral, weil er dessen würdig geworden, dieser sucht ihn vergeblich, weil sein Herz ihn nicht bedarf.

Trotz dieser großen Gegensätze sind Parzival und Gawan Freunde, und wenn Wolfram auch jenem den Preis erteilt, so ist er doch weit davon entfernt, diesen zu verdammen.

*) Vogt und Koch: Geschichte der deutschen Literatur, erster Band [2]. Leipzig 1904, S. 120.

5. **Die Sprache des Epos.** Dem Reichtum der Gedanken entspricht die Mannigfaltigkeit, Kraft und Eigentümlichkeit von Wolframs dichterischer Sprache. M. Evers schildert sie in seiner „Deutschen Sprach- und Stilgeschichte" (Berlin 1899, S. 104 ff.) treffend also: „Wolfram ist in der Tat, wenn auch nicht der sprachgewandteste, so doch der sprachgewaltigste aller mhd. Dichter. Er ist volkstümlich, frisch, durch und durch originell, sein Satzbau und Stil lebendig wie das gesprochene Wort. Gerade, daß er keine Schrift kennt, gibt ihm eine Kraft, Freiheit und Unabhängigkeit ohne gleichen. „Seine innerste Natur — sagt Lyon — bringt unverkümmert mit ganzer Gewalt hervor; in seiner großartigen, an kühnen, hinreißend schönen Bildern so reichen Sprache bringt er eine Glut der Empfindung mit einer Wahrheit zum Ausdruck, daß das Herz in seinen innersten Tiefen gepackt wird." Seine Sprachgewalt erinnert an Shakespeare; die großartige Unbefangenheit, mit der er die Wirklichkeit erfaßt, an Homer. Diesem gleicht er ja auch in dem rein mündlichen Schaffen, steht indes anderseits dessen ruhevoller Objektivität schnurstracks darin gegenüber, daß er ganz subjektiv, persönlich und geradezu leidenschaftlich in seinem Stoffe lebt, mit seinen Gestalten handelt und leidet und diese seine Teilnahme in Ausrufen des Schmerzes oder der Freude, des Hoffens oder Bangens, des Lobes oder Tadels, nachdrücklich zur Geltung bringt. Also — wie Bötticher treffend bemerkt — die merkwürdigste Mischung der Gegensätze, die Schiller als „naive" und „sentimentalische" Auffassungsweise scheidet: Wolfram ist „sentimentalisch", sofern er durchweg höchster Idealist ist, und doch ganz „naiv" in seiner rein naturhaften, sinnlich-plastischen Darstellungsweise.

Auch seine Dunkelheit, namentlich in den Einzelheiten der Darstellung, stellt ihn in weiteren Gegensatz zu der so durchsichtigen Klarheit eines Homer und auch eines Hartmann und Gottfried. Fast nirgends bringt er ein ausgeführtes Gleichnis, bewegt sich nur in kurzen Bildern, Tropen und Anspielungen, und das oft mit so starker Verkürzung, daß der Sinn nur schwer zu finden ist. Doch ist dies weniger ein Naturfehler als Folge eben seines Mangels an literarischer Bildung. So sehr nämlich dieses Unberührtsein von allen die Phantasie einengenden Bildungsschranken einerseits seine dichterische Freiheit und Ursprünglichkeit begünstigt, seine Anschauung kräftigt, sein Riesengedächtnis ausbildet: so bedingt es doch anderseits die Schwäche, daß er nicht immer sogleich die Mittel findet, seine Vorstellungen zu gliedern und in logischer Folge festzuhalten. Er ergreift vielmehr — wie Bötticher sagt — sofort den ihm vorschwebenden Kernpunkt; alles Übrige legt sich nur lose um den herum, und so entstehen die logischen und stilistischen Störungen, über die man mit Recht klagen kann. Doch sind seine häufigen Gedankensprünge, Satzabbrüche, Ausdrucksverkürzungen nur zum Teil auf jenen Bildungsmangel, zum Teil dagegen auf die unerschöpfliche Überfülle der Gedanken zurückzuführen, welche ihn fortwährend drängt und für

welche Vers und hergebrachte Wendung immer zu kurz werden. Er hat eben weder die Art noch auch die Schulung, alles fein säuberlich auseinander zu nehmen und glatt vor den Leser hinzulegen. So kann er in der Tat den Eindruck einer gewissen Wildheit machen, namentlich auch in jener rückhaltlosen Kühnheit und Derbheit des Ausdrucks, die sich gar nicht scheut, geradeheraus zu sagen, was und wie er's empfindet, anschaut und meint, mag solcher Realismus oder selbst Naturalismus auch zarte Ohren beleidigen. Und dazu dieser köstliche Witz und Humor, von wohlerwogener Ironie bis zu den gutmütigen Scherzen und drolligen Vergleichen, worin er allerdings zuweilen seltsame Sprüuge macht. Eigenartig ist endlich die verhältnismäßig häufige Einstreuung französischer Ausdrücke, darunter freilich auch mißverstandener. Sie beweisen, daß er seine Vorbilder nicht bloß durch deutsche Vermittelung, sondern auch im Original kennt. Soll er doch vielfach, noch während er sie sich vorlesen ließ, sofort auch schon die Verse seiner deutschen Umdichtung diktiert haben.

Als Probe diene zunächst eine kleine Auswahl aus seinen Bildern, Ausdrücken, Scherzen und Vergleichen; es sind vorwiegend ritterliche Gleichnisse. Von den Vögeln, die Parzivals Bogen entfliehen, heißt es: Die vogele wâren baz (besser) geriten. Derb heißt's, als der ‚toersche knabe' Parzival bei der schönen Jeschute seinen Hunger stillt: ‚einen guoten kropf er az (d. h. er aß sich einen guten Kropf voll), dar nâch er swaere trünke trank. Ein andermal: der gast sich dâ gelabte; in den barn er sich sô habte (an die Krippe hielt er sich), daz er der spîse swande vil (viel verschwinden ließ). Von Parzivals Scheu heißt es: der wol geborne knappe hielt gegernde als ein trappe (drehte sich scheu hin und her wie eine Trappe).

Von köstlichem Humor zeugt die Stelle, wo Hartmann von Aue erwähnt wird. Der Zusammenhang ist: Wolfram läßt Parzival zu dem von Hartmann so viel besungenen Artushofe ziehn. Im Hinblick darauf, daß sein Held in seiner Unerfahrenheit und vollends in der Narrentracht, die ihm die Mutter angezogen, dort eine komische Figur spielen wird, will er ihn doch vor Spott schützen und bittet scherzhaft Hartmann, für denselben dort Fürbitte einzulegen, widrigenfalls er, Wolfram, Hartmanns Heldin Enite (aus dem „Erek"), die dort ja auch ärmlich aufgetreten sei, seinerseits „durch die Mühle des Spottes ziehen" werde (Buch III, Abschn. 143, V. 21 ff.):

Mîn hêr Hartman von Ouwe,	Mein Herr Hartmann von Aue,
frou Ginovêr, iwer frouwe,	der Frau Ginover,[1] eurer Fraue,[2]
und iwer hêrre der künc Artûs,	und euerm Herrn, König Artus,
den kumt ein mîn gast ze hûs.	denen kommt herein mein Gast ins Haus.
bitet, hüeten sîn vor spotte:	Bittet, sein zu hüten vor Spotte:
ern ist gîge noch diu rotte —	Er ist keine Geige noch Rotte[3]
sie sulen ein ander gampel nemn:	Sie sollen sich ein anderes Spielzeug[4] nehmen—
des lâzen sich durch zuht gezemn.	des laß sie sich aus Zucht geziemen.[5]

[1] Gemahlin des Artus. — [2] d. h. Herrin. — [3] eine keltische Zither, Sinn: kein Instrument, auf dem man nur so spielen kann. — [4] vgl. Gimpel. — [5] das sollen sie sich aus Anstand gefallen lassen.

anders iwer frouwe Enide	Sonst — eure Frau[1] Enite
unt ir muoter Karnasfîde	und ihre Mutter Karnasfite
werdent durch die mül gezücket	werden[2] durch die Mühle[3] gezöckelt,[4]
unde ir lop gebrücket.	und ihr Ruhm wird zerbröckelt.
sul ich den munt mit spote zern,	Soll ich meinen Mund mit Spott erst „zehren"[5],
ich wil mînen friunt mit spote wern.	So will ich meinen Freund mit Spott auch wehren[6].

Als Beispiel scherzhafter Selbstironie und zugleich merkwürdiger Dialektformen vergleiche man noch die Stelle, wo Parzival zum erstenmal einen Ritter sieht und vor ihm niederkniet, im Glauben, es sei Gott selber. Da schilt der so Aufgehaltene (Buch III, 121, 5ff.):

dirre toersche Waleise	Dieser törichte Waleise,[7]
unsich wendet gâher reise	Hindert uns an jacher[8] Reise —

und Wolfram fügt selber hinzu:

ein prîs, den wir Beier tragn,	einen Lobpreis, den wir Bayern tragen,
muoz ich von Waleisen sagn:	muß ich doch von den Waleisen sagen:
die sint toerscher denne Beiersch her,	die sind noch täppischer als Bayrisch Heer,[9]
unt doch bî manlîcher wer.	und leisten doch mannhafte Wehr.

Nicht minder schalkhaft ist die persönliche Selbstironisierung seiner eigenen Armut. Nachdem er die Hungersnot der belagerten Stadt Pelrapeire sehr drastisch geschildert, wie die Bürger, ohne Käse, Brot und Fleisch, das „Zahnstochern" und „Weinschmelzen" mußten bleiben lassen (zugleich Ironie auf damalige [und noch heutige] Unsitten bei Tisch) bemerkt er: Er wolle ihnen das aber nicht aufmutzen; denn da, wo er selber Herr heiße (Buch IV, 184, 30ff):

dâ heime in mîn selbes hûs,	Daheim in meinem eignen Haus,!
dâ wirt erfreut vil selten mûs:	da wird nur selten erfreut eine Maus:
wan diu müese ir spîse steln;	sie müßte sonst ihre Speise[10] stehlen;
die dörfte niemen vor mir heln:	die[11] brauchte vor mir niemand zu verhehlen —
ine vinde ir offenlîche niht.	ich finde selbst ihrer offen[12] nichts.
alze dicke daz geschiht	Allzu häufig das geschicht
mir Wolfram von Eschenbach,	mir Wolfram von Eschenbach,
daz ich dulte alsolch gemach.	daß ich erdulde solch Gemach.[13]

Als Beispiel eingeflochtener Fremdrede vgl. die häufige altfranzösische Wendung (III, 156, 19ff.):

sus sprach der stolze Iwânet	so sprach der stolze Iwanet
Zum fil li roy Gahmuret —	Zum fils du roi Gahmuret —;

so auch in Parzivals kindlicher Antwort auf Sigunens Frage (III, 140, 4ff.):

si vrâgte in ê, wie er hieze,	Sie fragte ihn vorher, wie er heiße,
und jach, er trüege den gôtes vlîz.	und sagte, er trüge Gottes Fleiß.[14]

[1] Heldin. — [2] von mir. — [3] des Spotts. — [4] gezerrt. — [5] Sinn? ihm als Zehrung Spott geben? oder: zerren, zum Spott anstrengen? — [6] beschützen.

[7] Mensch aus Valois in Frankreich. — [8] schneller. — [9] Volk.

[10] anders woher. — [11] Speise. — [12] im offenen Behältnis. — [13] ironisch: solche Annehmlichkeit, statt des in Wahrheit gemeinten „Ungemachs".

[14] d. h. er trüge (an sich) Gottes Fleiß = Gottes Meisterwerk, nämlich in seiner Schönheit.

„Bon fiz, scher fiz, bêâ fiz:“	„Bon fils, cher fils, beau fils:“*)
alsus hât mich genennet,	Also hat mich genannt,
der mich dâ heime erkennet.	Wer mich daheim gekannt.“

Von Wolframs wunderbar anschaulicher, naiv-treuherziger und doch tief ergreifender Schilderungs- und Auffassungsweise endlich gibt u. a. die Stelle Kunde, die uns von Parzivals Aufwachsen in der Wildnis bei seiner Mutter erzählt. Man wolle sie in unserem Werke: „Aus der deutschen Literatur I“ (Parzival III, 148, 3 ff.) nachlesen.

6. **Die Mängel des Epos.** Aber auch die Mängel in Wolframs Parzival sollen nicht unerwähnt bleiben. „Die Komposition des Gedichtes zeigt kein so planmäßiges Gefüge, wie wir es heute von einem Epos verlangen würden. Nicht selten verweilt die Erzählung umständlich beim Unwesentlichen, während sie an der Hauptsache flüchtig vorüberstreift. Wie lang ist nur die Vorgeschichte, die doch keinen anderen Zweck hat als zu erklären, wie Parzival zu dem heidnischen Halbbruder kommt und warum Herzeloyde mit dem Neugeborenen in die Einsamkeit flieht. Dafür sind die mehr als 3300 Verse Wolframs bei all ihren Schönheiten entschieden zu viel. Die Schwelle des Gedichts versperrt ein Gewühl uninteressanter Nebenpersonen, durch die man sich hindurchwinden muß. Man liest sich müde, ehe der Held des Gedichtes geboren wird. So wird auch die innere Wandlung Parzivals in der Darstellung auffallend vernachlässigt und dafür die Gawanepisode über Gebühr ausgesponnen. Diese macht in ihrer breiten Redseligkeit zuweilen den Eindruck, als ob dem mannhaften Dichter die Zügel der Erzählung, die er sonst so stramm zu führen versteht, zu entgleiten drohten. Manches Gewichtige ruht auf zu morschen Stützen; manches Motiv, das für den Verlauf bedeutsam erscheint, fällt ungenützt zu Boden. Auch an störenden Inkonsequenzen fehlt es nicht. So wollen zu der Absicht, die die Mutter mit der lächerlichen Ausrüstung ihres Knaben verbindet, die Lehren, die sie ihm auf den Weg mitgibt, durchaus nicht stimmen.

Die schwächste Stelle des ganzen Planes ist aber der Wendepunkt des Gedichtes, wo nach dem Erscheinen der häßlichen Gralbotin vor Artus' Feste der Stamm der Handlung sich in mehrere Äste spaltet. Während der mit Gott hadernde Parzival nach dem Gral sucht, soll das Weltkind Gawan vorübergehend die Hauptrolle übernehmen. Aber wie wird das eingeleitet? Nur beiläufig läßt die Gralbotin die Bemerkung fallen, daß auf dem Wunderschlosse vier Königinnen mit vierhundert Jungfrauen gefangen sitzen. Diese vier Königinnen sind aber, wie sich später herausstellt, Artus' Mutter und Artus' Schwester, d. i. die Mutter Gawans, und ihre beiden Töchter, also Gawans Schwestern. Zwar wird im zweiten Buche erwähnt, daß Artus' Mutter von einem zauberkundigen Pfaffen entführt worden sei. Aber man scheint sie und die anderen verschwundenen Frauen am Hofe völlig vergessen zu haben; denn als dort sogar die Namen der ge-

*) Guter Sohn, teurer Sohn, schöner, d. h. lieber Sohn.

fangenen Frauen genannt werden, erkennt niemand in ihnen des Königs nächste Verwandte (334, $_{19}$). Es ist in der Tat, als ob hier blutlose Schemen der Unterwelt unter die Lebenden sich einschlichen. Aber die Befreiung der gefangenen Frauen war nicht einmal das Motiv für Gawans Ausfahrt. Nur zufällig besteht er die Abenteuer Klinschors. Während die anderen Ritter der Tafelrunde sich nach dem Wunderschlosse aufmachen, treibt ihn eine Mordklage von seines Oheims Hof. Was wird aber aus dieser wichtigen Sache? Die ganze, so feierlich vorgebrachte Beschuldigung beruht auf einem Irrtum, der auch, sobald es mit dem gerichtlichen Zweikampf ernst werden soll, erkannt wird. Durch diesen gebrechlichen Haft hängt die große Gawanepisode mit dem Hauptteil der Dichtung zusammen.

Was soll man aber sagen, wenn dasselbe fadenscheinige Motiv uns in der Streitsache des Königs Gramofanz mit Gawan noch einmal vorgeführt wird? Dieser renommistische Sonderling, ein Prachtexemplar ritterlichen Spleens, der nur mit mehreren Gegnern kämpfen will, obwohl ihm der eine Parzival bald zuviel wird, ist zwar in Gawans Schwester, ohne sie je gesehen zu haben, sterblich verliebt, behauptet aber von ihrem Vater, daß er den seinen meuchlings ermordet habe, und will dafür ihren Bruder umbringen. Die Anklage kann ihm übrigens nicht ernst sein, denn er läßt sie sich ohne Mühe ausreden: sie zergeht, das sind des Dichters eigene Worte, wie Schnee in der Sonne.

Unbegreiflich ist ferner, wie Gawan mit Parzival in Kampf geraten kann, ohne ihn an seiner roten Rüstung zu erkennen, während er ihn sonst aus der bloßen Beschreibung sofort erkennt.

Wenn man also von einem meisterhaften Aufbau des Parzivalgedichtes spricht, so kann das nur für den phantastischen Stil seiner Zeit, nicht für die strengeren Anforderungen des heutigen Kunstverstandes gelten. Die Epen der ritterlichen Dichter bieten wie ihre Burgen mehr den Eindruck malerischer Willkür als architektonischer Notwendigkeit."*)

Auch Wolframs Darstellung ist nicht frei von Mängeln. Der gedankenschwere Ausdruck ist oft dunkel, zu wenig klar und durchsichtig, der Satzbau unregelmäßig, manches Bild gewagt, manche Anspielung unverständlich und mancher Gedankenfortschritt ein kühner Sprung. Die dichterische Freiheit braucht er schrankenlos. Er hat seine eigenen Gedanken- und Sprachwege, auf denen ihm nicht jeder folgen kann.

Am schärfsten hat sein Zeitgenosse Gottfried von Straßburg, Wolframs schroffes Widerspiel, über ihn geurteilt, zwar ohne ihn zu nennen, aber doch so, daß man ihn nicht verkennen kann. Im „Tristan" läßt er bei der Schilderung der Schwertleite die zeitgenössischen Dichter sich um den Preis bewerben. Nachdem er Hartmanns von Aue Mären bewundert hat (vgl. S. 416), nennt er unter deutlicher An-

*) W. Hertz: Parzival von Wolfram von Eschenbach[3]. Stuttgart 1904 S. 450ff.

spielung auf Wolfram einen anderen Bewerber einen Erfinder wilder Geschichten, einen Erzählungen-Wilderer, d. h. Geschichtenjäger, was auf Wolframs Anhäufung von Abenteuern geht; ein solcher möchte einen Ausdeuter mit den Mären gehen lassen, und auch dann verstehe man sie noch nicht, ein Hieb gegen Wolframs häufige Dunkelheit im Ausdruck und Stil.

Wörtlich lautet die Stelle also:

swer nû des hasen geselle sî	Wer aber einem Hasen gleich
und uf der wortheide	Auf der Wortheide
hochsprünge und wîtweide	Hohe Sprüng' und ferne Weide
mit bickelworten welle sîn	Mit Würfelworten sucht nnd jagt,
und ûf daz lôrschapelekîn	Und ohne daß er and're fragt,
wân âne volge welle hân,	Das Lorbeerkränzlein sich verspricht
der lâze uns bi dem wâne stân,	Der versäume unsre Stimme nicht;
wir wellen an der kür ouch wesen,	Wir sind immer bei der Wahl gewesen.

und gleich darauf 4663:

vindaere wilder maere,	Doch die in Mären wildern
der maere wilderaere,	Und wilde Mären schildern,
die mit den ketenen liegent	Mit Kettenrasseln lügen
und stumpfe sinne triegent,	Und stumpfen Sinn betrügen
die golt von swachen sachen	Die Gold aus schlechten Sachen
den kindern kunnen machen	Den Kindern wollen machen,
und ûz der bühsen giezen	Die ihre Büchse rütteln,
stoubîne mergriezen,	Statt Perlen Staub entschütteln;
die bernt uns mit dem stocke schate,	Die möchten schaken mit der Stange,
niht mit dem grüenen meienblate,	Nicht mit dem grünen Laubgehange,
mit zwîgen noch mit esten.	Mit Zweigen noch mit Ästen.
ir shate der tuot den gesten	Ihr Schatte tut den Gästen
vil selten in den ougen wol.	Gar selten an den Augen wohl,
op man der wârheit jehen sol,	Wenn ich die Wahrheit sagen soll.
dane gât niht guotes muotes van,	Er füllt uns nicht mit Mut die Brust,
dane lit niht herzelustes an:	Er gießt ins Herz uns keine Lust.
ir rede ist niht alsô gevar,	Ihre Rede hat die Farbe nicht,
das edele herze iht lache dar.	Die froh zu edlen Herzen spricht.
die selben wilderaere	So wilder Jäger Märe
sie müezen tiutaere	Müssen Ausleger
mit ir maeren lâzen gân:	Mit ihren Mären lassen gehn:
wir enmugen ir dâ nâch niht verstân,	Wir können so sie nicht verstehn,
als man si hoeret unde siht;	Wie man sie lesen hört und liest;
sone hân wir ouch der muoze niht,	Den Klugen auch die Zeit verdrießt,
daz wir die glôse suochen	Daß er im schwarzen Buche
in den swarzen buochen.	Nach der Glosse suche.

4636 wie ein Hase: so unstet und springend. — 4638 mit springendem Gedankengange und weithergeholten Bildern. — 4639 bickelwort Würfelwort, die man wie Würfel aufs Geratewohl hinwirft. — 4640 lôrschapelekîn, Lorbeerkränzlein. — 4641 wân Hoffnung, Anspruch; âne volge, ohne Zustimmung anderer. — 4648 der lasse uns bei dem Anspruch auch ein Wörtlein mitreden.

4664 wilderaere, Jäger. — 4665 mit Zauberketten Kunststücke machen. — 4667 swach, wertlos. — 4670 stoubîn von Staub; mergrieze, Perle. — 4675 vil selten, niemals. — 4677 van, von, mit da zu verbinden. — 4679 gevar, beschaffen. — 4680 lache dar, sich lachend dahin wende. — 4684 dâ nâch, mit als zu verbinden, nach dem: was sie uns zu sehen und zu hören geben. — 4687 glôse, Auslegung. — 4688 in Zauberbüchern.

Die Dunkelheit seiner Ausdrucksweise fühlte Wolfram selbst; er scherzt darüber (Willeh. 237, $_{11}$):

mîn tiutsch ist etswâ sô krump,	Mein Deutsch ist mitunter so krumm,
er mac mir lîhte sîn ze tump,	Daß der mir leichtlich ist zu dumm,
den ich's niht gâhs bescheide:	Den ich vollständ'ger nicht bescheide.
dâ sûme wir uns beide.	Verlorne Müh' wär's um uns beide.

Im Bewußtsein seines Wertes nahm er Gottfrieds Tadel mit Ruhe und Gleichmut auf. Im Eingange seines Willehalm (4, $_{19}$ ff.) antwortet er mild, mit Scherz und Anerkennung:

Ich Wolfram von Eschenbach,	Was ich, Wolfram von Eschenbach,
swaz ich von Parzival gesprach,	Von Parzival gesungen,
des sîn âventiur mich wiste,	Wie mir's die Aventur gebot,
etslîch man daz prîste:	Das pries man hie und da.
ir was ouch vil, die'z smaehten	Doch viele gab's auch, die drob schmälten
und baz ir rede waehten.	Und ihre Worte besser wählten.

3. Verwandtes und Bekanntes.

Parzivals Geschichte ist ein Spiegelbild der Entwickelung manches bedeutenden Mannes. Es ist darum erklärlich, daß sich in Geschichte und Literatur viele Parallelen zu ihm finden. Wir erinnern nur daran, daß Paulus' Bekehrung eine innige Verwandtschaft mit Parzivals Läuterungsgeschichte zeigt, daß sich auch in Luthers Leben viele Anklänge an Parzivals Entwickelungsgeschichte finden, daß man den „abenteuerlichen Simplizissimus" Christoph von Grimmelshausen geradezu den Parzival des 17. Jahrhunderts genannt hat.

Am auffälligsten tritt aber die Verwandtschaft von Wolframs „Parzival" mit Goethes „Faust" zutage; ja wir müssen mit Vilmar bekennen: „Als Darstellung des Heldenkampfes der Seele, als das Ideal der Bildungs- und Entwickelungsgeschichte des inneren Menschen hat Wolframs Parzival nur eine Parallele auf dem weiten Gebiete unserer, vielleicht auf dem weiten Gebiete der europäischen Literatur überhaupt: Goethe's Faust; die erste Blütezeit unserer Poesie schuf das psychologische Epos, die zweite das psychologische Drama. Hat das letztere den Vorzug rascherer Handlung, schlagender Tatsachen, ergreifender Momente für sich, so gewährt das Epos größere Fülle, reichere Stoffe, anschaulichere Entwickelung; gerät das Epos Wolframs in Gefahr, den langausgesponnenen Faden der Erzählung in unaufmerksamen Händen zum Wirrnis werden und in scheinbar unauflöslichem Knäuel sich verlieren zu sehen, so ist das Drama Goethes seiner Wirkung auch auf den weniger Teilnehmenden, ja auf den Ungeneigten in jedem Augenblicke sicher, und wiederum: gelangt das Drama, wie wir es haben, darum nicht zum Abschlusse, weil es sich scheuet, das letzte Wort auszusprechen, so schreitet das Epos im ruhigen Bewußtsein seiner inneren Wahrheit, oder damit ich nicht auch das letzte Wort auszusprechen mich scheue, im vollen Bewußtsein der siegenden, ewigen, christlichen Wahrheit seinem Abschlusse, seiner Vollendung und der tiefsten Befriedigung des sinnigen Lesers entgegen.

Ist Goethes Faust das treue, wahrhaftige, lebenswarme Bild einer Zeit, welche suchte, mit allen Kräften einer eben so starken, wie beweglichen, einer eben so energischen, wie erregten Seele suchte, aber nicht fand, so ist Wolframs Parzival das gestaltenreiche, farbenglühende Produkt eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte und im Vollgenusse des Besitzes leiblich und geistig befriedigt war."

In drei Perioden vollzieht sich die innere Entwickelung beider Helden. „Während wir Parzival in der ersten befangen, aber glücklich sehen in seiner tumbheit, naiven Gläubigkeit und ritterlichen Gesetzmäßigkeit, bäumt sich Faust in „scharfangeschlossenem Kettenschmerz" auf unter den Fesseln der herkömmlichen, unzulänglichen Schulgelehrsamkeit und sucht die engen Schranken des Genusses und der Erkenntnis gewaltsam zu durchbrechen.

In der zweiten Periode hat Parzival den Kinderglauben verloren, ist an der Kraft weltlicher Ritterschaft verzagt, irrt in Zweifel umher, stürzt von Abenteuer zu Abenteuer und findet nirgends Befriedigung. Das Doppelsehnen in ihm nach reiner Gottesminne im Heiligtum des Grals und nach süßer Gattenminne im Heiligtum des Hauses klingt ungestillt in ihm weiter. Faust dagegen durchläuft in dem Doppeldrange nach Erkenntnis und Genuß die ganze Skala des Sinnengenusses vom rohsten bis zum feinsten, findet aber nirgends eine solche Befriedigung, die zum Augenblicke sagt: „Verweile doch, du bist so schön!" Leer bleibt das Herz, ungestillt der Wissensdrang, und mit einem Verzweiflungsschrei erwacht er aus dem Taumel.

In der dritten Periode kommt Parzival zur Erkenntnis seiner Schuld, bereut und bekennt sie, erhält Vergebung, beginnt ein neues Leben und gelangt schon hienieden zum Vollgenuß des Glückes. „Die sich verdammen, heilet die Wahrheit." Die Ideale des Glückes in der Gottes- und Familiengemeinschaft sowie in der Liebesbetätigung verwirklichen sich ihm in der Gewinnung des Gralkönigtums und in der Wiedervereinigung mit der Gattin. Faust geht nicht unter in Verzweiflung, kommt aber auch nicht zu demütigem Glauben und zu Frieden und Glück. „Himmlische Mächte besänftigen des Herzens grimmen Strauß, entfernen des Vorwurfs glühend bittere Pfeile und reinigen sein Inneres von erlebtem Graus." In einem tätigen Leben und in reinem Kunstgenuß sucht er das Ziel des Daseins und die Versöhnung der Widersprüche. „Nur der verdient sich Freiheit wie das Leben, der täglich sie erobern muß." Aber nimmer schweigt in ihm das Begehren; Frieden findet er erst jenseits des Grabes. „Weil an ihm die Liebe hat von oben teilgenommen, begegnet ihm die sel'ge Schar mit herzlichem Willkommen." Der „Parzival" klingt aus: „Wer treu in Gottes Treue ruht, der hat das gesuchte Glück gefunden!" Der „Faust": „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen".*)

---

*) Fr. Polack: Epische und lyrische Dichtungen, erläutert. Leipzig 1900[3], S. 226 f.

4. Wolframs von Eschenbach übrige Dichtungen und seine Lebensschicksale; Charakteristik des Dichters.

1. **Wolframs übrige Dichtungen.** Außer dem Parzival sind von Wolframs Dichtungen auf unsere Zeit noch gekommen: zwei epische Dichtungen, Titurel und Willehalm von Oranse, sowie sieben Lieder.

Der Titurel (so genannt, weil die Dichtung mit dem Gralkönig Titurel, dem Urgroßvater Parzivals und Sigunens anhebt, neuerdings jedoch besser nach dem darin vorkommenden Haupthelden Schionatulander genannt), ist uns nur in Bruchstücken erhalten. In dieser Dichtung wird die Liebe Sigunens zu Schionatulander geschildert. Durch die törichte, äußerlich höfischer Förmlichkeit entspringende Forderung, einem Jagdhunde nachzueilen, weil sie eine Inschrift auf dessen Leitbande nicht zu Ende gelesen hat, treibt Sigune ihren Geliebten ins Verderben.*)

Aus dem Titurel.**)

Nach Wolframs Werken von K. Lachmann, 2. Ausg. von M. Haupt.

Dô sich dër stárke Títurél móhté gerüerén, 1
ër getórste wól sich sëlbén únt die sîne im stûrmé gefüerén:
sît sprach ër in áltér: „ich lérné
dáz ich schâft muoz lâzén: dës phlac ích ëtwénne schône und gërné.“
„Möht ich getragen wâppen,“ sprach dër genende, 2
dës solt dër luft sîn gêret von spërs krache ûz mîner hende:
sprîzen gæben schate vor dër sunnen.
vil zimierde ist ûf hëlmen von mînes swërtes eke enbrunnen.
Obe ich von hôher minne ie trôst enphienge, 3

Der alte Titurel übergibt die Pflege des Grals seinem Sohne Frimutel, dessen Söhne Anfortas und Trevrizent sich schon Waffenruhm erworben haben. 1. ëtwenne einst, einmal. — 2. wâppen niederdeutsche Form für: wâfen (Waffen). genende kühn, dazu das Verbum genenden sich erkühnen. Der Stamm nand = kühn findet sich noch in Eigennamen, z. B. ahd. Herinant (= heerkühn), span. Hernando, Fernando, nhd. Ferdinand. gêret von êren (ehren). sprîze gespaltenes Holz, Splitter, besonders Lanzensplitter. zimierde (franz. cimier von cime Gipfel), Helmschmuck, die Verzierung auf dem Helme oder Schilde, welche meistens irgend ein Tier (Adler, Löwe usw.) darstellte und zu den wâfen, wâpen gehörte, an denen man den Ritter erkennen konnte. eke häufig die Schneide einer Waffe.

3. begân, begên an einem etwas vollziehen, bewirken, äußern. verwilden

*) Ein späterer Dichter, Albrecht von Scharffenberg, verflocht dieses Fragment Wolframs in ein weitschweifiges Gedicht über die Gralsage, den sogen. „jüngeren Titurel,“ der unverdientes Ansehen genoß, weil man ihn Wolfram zuschrieb. Er behandelt die ältere Familiengeschichte der Gralkönige und die Abenteuer Schionatulanders. Hier wird zum ersten Male in Deutschland die Identität des Grals und der Abendmahlschüssel ausgesprochen. Die Krone des Gedichtes ist eine Schilderung des Gralstempels, den Wolfram nur beiläufig erwähnt (816, 15) und den nun Albrecht mit wahrhaft großartiger Phantasie als einen alle Wirklichkeit überstrahlenden Wunderbau vor uns erstehen läßt.

**) Aus W. Putz: Altdeutsches Lesebuch[6], herausgegeben von Dr. Conrads. Leipzig 1886, S. 180ff.

und op dër minnen süeze ie sælden kraft an mir begienge,
wart mir ie gruoz von minneclîchem wîbe,
daz ist nu gar verwildet mînem seneden klagendem lîbe.
Mîn sælde, mîn kiusche, mit sinnen mîn stæte, 4
und op mîn hant mit gâbe oder in sturme ie hôhen prîs getæte,
daz mac niht mîn junger art verderben:
jâ muoz al min geslähte iemer wâre minn mit triwen erben.
Ich weiz wol, swën wîplîez lachen enphæhet, 5
daz iemêre kiusche unde stætekeit dem hërzen næhet.
diu zwei kunnen sich dâ niht gevirren,
wan mit dëm tôde al eine: anders kan daz niemen verirren.
Dô ich dën grâl enphienc von dër botschefte, 6
die mir dër engel hêre . . . . enbot mit sîner hôhen krefte,
dâ vant ich geschriben al mîn orden.
diu gâbe was vor mir nie menneschlîcher hende worden.
Dës grâles hêrre muoz sîn kiusche unde reine. 7
ôwê, süezer sun Frimutel, ich hân niht wan dich al eine
mîner kinde hie behabet dëm grâle.
nu enphâch dës grâles krône und dën grâl, mîn sun dër lieht gemâle.
Sun, du hâst bî dînen zîten schiltes ambet 8
geurbort hurteclîchen. dîn rât was aldâ verklambet:
ûz der rîterschaft muoz ich dich ziehen.
nu wer dich, sun, al eine; mîn kraft diu wil uns beiden enphliehen.
Got hât dich, sun, berâten fünf wërder kinde: 9
diu sint och hie dëm grâle ein vil sælec wërdez ingesinde.
Anfortas und Trevrezent dër snëlle,
ich mac gelëben, daz ir prîs wirt vor anderm prîse dër hëlle.
Dîn tohter Schoysîâne in ir hërze besliuzet 10
sô vil dër guoten dinge, dês diu wërlt an sælden geniuzet;
Hërzelöude hat dën sëlben willen:
Urrepanse de schoyen lop mac ander lop niht gestillen."
Dise rede hôrten rîter unde frouwen. 11
man mohte an templeisen manges hërzen jâmer schouwen,

fremd machen, entfremden. — 4. kiusche (fem.) ist im allgemeinen die Eigenschaft, nicht blindem Triebe, sondern vernünftiger Überlegung zu folgen, daher Enthaltsamkeit, Entsagen, zuweilen bedeutet es auch Sanftmut. stæte das feste Beharren, die Beständigkeit. art masc. und fem. bed. Abkunft, Geschlecht, Nachkommenschaft (urspr. den Boden, aus welchem etwas aufwächst), dann erst die dem Entsprossenen mitgeteilte eigentümliche Beschaffenheit, Art. Ganz ähnlich wie hier heißt es auch im Parzival 596, 26: sînen prîs verdërben (seinen Ruhm zugrunde richten). — 5. iemêre auf immer. gevirren entfernen. verirren einen auf den unrechten Weg bringen, daher: trennen, scheiden. — 6. orden die Gesetze des Ordens. — 7. behaben erhalten, bewahren. gemâl aussehend, farben, also: lichtfarben, strahlend. — 8. schiltes ambet Ritterdienst. urborn, vom subst. fem. urbor (rentbares Grundeigentum). bed. sowohl etwas zu einer urbor machen, als eine solche besitzen und verwalten. hurteclîchen (adv.) von hurt (stoßendes Losrennen) mit Stößen losrennend, daher kühn, nhd. hurtig. verklamben einklemmen. — 9. berâten mit Gen. einen mit etwas versehen.

10. dês = daz ës. gestillen still machen, zum Schweigen bringen, verdunkeln. — 11. templeisen a) Tempelherren, b) die Ritter, welche den Tempel des Grals beschützen. herte die Härte, dann harter, ernsthafter Kampf. — 12. siecheite der

die ër dicke brâhte ûz manger herte,
swenn ër dën grâl mit sîner hant und mit ir hëlfe rîterlichen werte.
Sus was dër starke Titurel worden dër swache, 12
beidiu von grôzem alter und von siecheite ungemache.
Frimutel besaz dâ wërdecliche
dën grâl ûf Muntsalvâtsche; daz was dër wunsch ob irdeschem rîche.

Der **Willehalm von Oranse** (Wilhelm von Orange) ist ebenfalls unvollendet geblieben. Das Gedicht schildert die Taten Wilhelms des Heiligen von Aquitanien, eines der Ersten am Hofe Karls d. Gr., gegen die Heiden (Muhamedaner), insbesondere die sagenberühmte Schlacht bei Alischanz (793). Meisterhaft ist die Charakteristik der Personen, insbesondere des riesenstarken und kindlich unbeholfenen Knappen Rennewart und der schönen Heidin Arabele, die nach ihrer Taufe Willehalms Gattin wird.

Wolframs **Lieder** gehören zu den schönsten Dichtungen des Minnegesanges Zwei davon sind Liebeslieder im gewöhnlichen Sinne, die übrigen haben alle einen und denselben Charakter: es sind Tageslieder, deren Thema das Scheiden der Liebenden beim anbrechenden Morgen bildet. Noch genauer können wir sie als Wächterlieder bezeichnen, d. h. die Liebenden haben den Wächter der Burg zu ihrem Vertrauten gemacht, der sie bei Tagesgrauen weckt, damit sie nicht überrascht werden. „Zweierlei kennzeichnen diese Tageslieder: in bezug auf den Inhalt das etwas üppige und sinnliche Ausmalen der Situation, wie überhaupt Wolfram eine sinnliche, aber nicht lüsterne und frivole Natur ist; in bezug auf die Form, die kurzen Verse mit weit voneinander entfernten Reimen, beides ein passender Ausdruck für die leidenschaftlich bewegte Seele und ihre liebende Sehnsucht. Die zusammengehörigen Reime suchen sich, und so ist hier recht eigentlich der Reim zum Ausdruck sehnsüchtiger Liebe geworden, die gerade im Tageliede ihre vollste Bedeutung hat. Dadurch ruht auf Wolframs Tageliedern ein eigener Zauber; sie haben etwas Ahnungsvolles und Träumerisches.

Das letzte Tagelied ist kein solches im eigentlichen Sinne, sondern eine an den Wächter gerichtete Betrachtung über dasselbe, von Simrock passend als „Abschied vom Wächterliede" bezeichnet: es schildert das Glück desjenigen, der nicht gezwungen sei, am Morgen mit Lebensgefahr sich aus der Burg zu stehlen, sondern der an der Seite des treuen Weibes den Tag erwarte. Wir werden kaum irren, wenn wir darin einen Bezug auf des Dichters eigenes häusliches und eheliches Glück erblicken." (K. Bartsch.)

Eine Probe seiner Lyrik bringt unser Werk „Aus der deutschen Literatur I" in dem Abschnitt: „Walter von der Vogelweide und die höfische Lyrik" unter 2: „Minnesänger vor und nach Walter".

Genitiv abhängig von ungemache. wunsch bezeichnet zuweilen den Inbegriff dessen, was man wünschen kann, das Ideal.

2. **Sein Leben.** Für Wolframs Lebensgeschichte haben wir keine anderen Quellen als vereinzelte Bemerkungen in seinen Werken, insbesondere im Parzival.

Der Dichter nennt sich selbst Wolfram von Eschenbach (Parzival 114,$_{12}$; 185,$_{7}$; 827,$_{13}$). Die näheren Beziehungen des Dichters weisen auf ein Städtchen Eschenbach, das zwei Meilen südöstlich von Ansbach gelegen ist und gegenwärtig in der Gegend meist Obereschenbach zum Unterschiede von zwei nahegelegenen Dörfern gleichen Namens genannt wird. Daß von diesen drei Eschenbachs Obereschenbach Wolframs Heimat gewesen ist, dafür liegen zwei Zeugnisse vor. Der Ritter Püttrich von Reichartzhausen erzählt in seinem 1462 verfaßten „Ehrenbriefe", daß er Wolframs Grab in „Unserer Frauen Münster zu Eschenbach dem Markte" gefunden habe, und auch der Patrizier Kreß von Nürnberg stand 1608 zu Obereschenbach in der Deutschherrenkirche an Wolframs Grab und las die Inschrift: Hie ligt der Streng Ritt' h'r Wolffrā von Eschenbach, ein Meister Sing'. Nur Obereschenbach ist ein Markt und hat eine Frauenkirche, die den Deutschherren gehörte.

Des Dichters Heimat lag also in Mittelfranken, an der Grenze Bayerns. Wenn sie also auch nicht zum eigentlichen Bayern gehörte, so konnte Wolfram sich doch mit einem gewissen Rechte einen Bayern nennen; Parz. 121,$_{7}$ sagt er, wie schon früher bemerkt, ironisch: ein prîs den wir Beier tragen, sei die Dummheit; doch gölten die Waleise, zu denen Parzival gerechnet wird, noch für dümmer. Politisch muß es allerdings dabei bleiben, was Konrad Grünenberg in Konstanz in seinem zwischen 1480 und 1493 zusammengestellten Wappenbuch sagt: W. v. E. ein Frank.

Aus einer Stelle in Parzival schließt man, daß Wolfram wahrscheinlich in Wildenberg einen Hof besessen habe. Parz. 230,$_{13}$ stellt er nämlich die Pracht der Gralburg und besonders ihre Feuereinrichtungen in Gegensatz zu denen auf der Burg, auf der er sich befand: so grôziu fiwer sît noch ê sach niemen hie ze Wildenberc (so große Feuer sah noch niemand je zu Wildenberg). Nach den Untersuchungen der Forscher soll dies das Dorf Wehlenberg sein, im Volksmunde Willenberg genannt, eine Stunde westlich von Eschenbach, an der Bahn Ansbach-Gunzenhausen gelegen, jetzt ein Weiler von vier Bauernhöfen. Dieses Wehlenberg wird heute vielfach mit größter Zuversicht als das von Wolfram genannte Wildenberg und zugleich als seine Burg angeführt.

Diesen Hof trug er wahrscheinlich als Dienstmann der Grafen von Wertheim zu Lehen. Gelegentlich der Hungersnot im belagerten Pelrapeim sagt Wolfram: mîn hêrre der grâf von Wertheim (184,$_{4}$) wære da ungern als soldier gewesen. Wertheim liegt ziemlich Main abwärts; aber die Grafen von Wertheim hatten auch in Wolframs Heimat ausgedehnte Besitzungen. Wenn der Ausdruck mîn herre an

sich nun auch noch nicht auf ein bestimmtes Abhängigkeitsverhältnis hinweist, so ist es unter diesen Umständen doch nicht unmöglich, daß Wildenberg den Grafen von Wertheim gehörte und Wolfram damit belehnt war.

Wolfram war ritterbürtig und selbst Ritter. Mit stolzem Selbstgefühl, sagt er Parz. 115,$_{11}$: Schildes amt ist mîn art, „ritterlicher Kriegsdienst ist mir angeboren." In ritterlicher Rüstung mit Helm, Schild und Speer bewaffnet und neben einem Pferde stehend, wird er auch abgebildet in der jetzt wieder zu Heidelberg befindlichen großen Bilderhandschrift der Minnesänger aus dem Jahre 1330 etwa.

Zu diesem ritterlichen Stand gehörte auch der Titel hêr. Stets wird er auch von seinen Zeitgenossen so genannt und nicht wie Gottfried von Straßburg meister.

Als Ritter führte Wolfram ein Wappen. Nach der Beschreibung des Ritters Püttrich von Reichartzhausen und des Nürnberger Patriziers Kreß, die, wie schon erwähnt, beide Wolframs Grab besucht haben, zeigte das Wappen einen goldenen Schild, den ein Helm krönte, und darin einen roten Topf oder Hafen mit einem Gießschnabel am Grunde und einer lanzenförmigen Handhabe über der oberen Öffnung; aus der letzteren ragten fünf tulpenartige Blumen. Der Grabstein mit dem Wappen ist wahrscheinlich beim Umbau der Kirche im 18. Jahrhundert entfernt worden.

Nicht sicher ist Wolframs Adel erwiesen. Der Adel ist durch die Ritterwürde noch nicht bedingt, sondern erst durch einen adligen Geschlechtsnamen und ein weltliches fürstliches Lehen, auf dem das Geschlecht seßhaft war. „Nun sind zwar ‚Herren von Eschenbach' etwa von 1250—1350 nachgewiesen, aber es ist weder festgestellt, daß sie ein selbständiges adliges Geschlecht bildeten, noch daß Wolfram zu ihnen gehörte. Besitzer eines adligen Geschlechtes in Eschenbach können sie nicht gut gewesen sein, denn bereits von 1250 an gehörte Eschenbach dem deutschen Orden, und diesem ward es von den Grafen von Wertheim geschenkt, die demnach das Verfügungsrecht auch über Eschenbach besessen haben müssen. Wir haben uns also Wolfram am wahrscheinlichsten als einen einfachen Ritter zu denken, der dem Grafen von Wertheim auf dessen Eschenbachschen Besitzungen diente; dafür erhielt er von ihm den Hof Wildenberg zu Lehen, den Namen „von Eschenbach" aber führte er von der Herrschaft Eschenbach zur Bezeichnung seines Dienstverhältnisses. Ob ein älterer Bruder oder sonst ein Mitglied der Familie ein größeres Lehen in Eschenbach selbst hatte oder gehabt hatte, wo auch Wolfram geboren sein konnte, muß völlig fraglich bleiben. Er wird sich in demselben Verhältnis befunden haben, wie Hartmann von Aue, dessen eigene Äußerung hierüber sehr instruktiv ist."*) (Vgl. S. 412).

Wolfram hat keine gelehrte Bildung empfangen, wie sie z. B. Hartmann auf der Klosterschule erhalten hatte. Er war erzogen wie

*) Bötticher a. a. O. S. XVIII.

damals die meisten Knaben, d. h. nur im Waffenhandwerk und anderen ritterlichen Übungen. Er spricht und scherzt selber mehrmals darüber, daß er nicht lesen und nicht schreiben könne, so z. B. Willeh. 2, $_{20}$:

Wâz an den buochen stêt geschriben,	Was in den Büchern steht geschrieben,
des bin ich künstelôs beliben.	Des bin ich ohne Kenntnis geblieben.

Dagegen besaß er eine gewisse, wenn auch nur oberflächliche Bekanntschaft mit dem Französischen, was die ritterliche Bildung auch von jedem verlangte. Allerdings war dieselbe nicht so tiefgehend, daß ihm nicht zahlreiche Mißverständnisse beim französischen Vortrage unterlaufen wären. Er sagt selber ganz richtig (Willeh. 217, $_{3}$):

Herbergen ist logieren genant:	Herbergen wird logieren genannt,
sô vil hân ich der sprâche erkant.	So viel bin ich mit der Sprache bekannt.
ein ungefüeger Tschampâneys	Ein ungefügiger Bauer aus der Champagne
kunde viel besser franzeys	Kann viel besser französisch
dann ich, swiech franzoys spreche.	Als ich.

Im übrigen erwarb er sich, insbesondere durch sein Reisen, eine Menge der verschiedenartigsten Kenntnisse. Ein Mann offenen Sinnes und treuen Gedächtnisses, besaß er reiche Kenntnisse in der Naturkunde, Astronomie, Geographie und Theologie und war ein gründlicher Kenner der einheimischen und fremden Sagen.

Sein Gedächtnis muß geradezu erstaunlich, seine geistige Fassungskraft ungewöhnlich scharf gewesen sein. Was für ein reicher Geist und was für ein sicheres Gedächtnis gehört doch dazu, den Inhalt zweier so umfangreicher Gedichte in sich aufzunehmen, das Heer von Namen zu behalten, die Tatsachen völlig zu beherrschen, fortwährend aus allen Teilen zu zitieren und dabei eine überlegene Kritik zu üben!

Auf seiner kleinen Besitzung wird er sich nur kümmerlich ernährt haben. Doch hat die Armut ihn nicht gedrückt; sein Reichtum war die Kunst, die Gott ihm gegeben. Daher vermag er, wie schon erwähnt, über seine Lage ohne Bitterkeit und mit Humor zu scherzen (Parz. IV, 184, $_{28}$ ff.):

Wan dâ ich dicke bin erbeizet	Denn wo ich oft bin eingekehrt
und dâ man mich hêrre heizet,	Und wo man mich als Herrn ehrt,
dâ heime in mîn selbes hûs	Daheim in meinem eignen Haus,
dâ wirt gefreut vil selten mûs.	Freut auch sich selten eine Maus.
wan diu müese ir spîse steln:	Sie mußte sonst ihre Speise stehlen;
die dörfte niemen vor mir heln:	Die brauchte vor mir niemand zu verhehlen —
ine vinde ir offenlîche niht.	Ich finde selber ihrer offen nichts.
alze dicke daz geschieht	Allzu häufig das geschieht
mir Wolfram von Eschenbach,	Mir Wolfram von Eschenbach,
daz ich dulte alsolch gemach.	Daß ich erdulde solch Gemach.

Das Los eines armen, auf die Freigebigkeit der Fürsten angewiesenen Lebens brachte ein wanderndes Leben mit sich. Wolfram sagt selber (Parz. IX, 499, $_{9}$ u. $_{10}$):

swer schildes ambt üeben wil	Wer Schildes Amt üben will,
der muoz durchstrichen lande vil.	Der muß durchstreifen Lande viel.

Doch können wir nur einen längeren Aufenthalt in weiterer Ferne nachweisen, den am thüringischen Hofe des Landgrafen Hermann,

der auf der Wartburg bei Eisenach einen Mittelpunkt dichterischer Bestrebungen bildete, wie 600 Jahre später das benachbarte Weimar. Hier hat er etwa von 1200 an*) auf längere oder kürzere Zeit, vielleicht auch mehrere Male geweilt; hier lernte er auch Walter von der Vogelweide kennen. Das Leben auf der Wartburg war ein sehr lustiges, teilweise sogar sehr ausgelassenes. Zu der Schilderung des Treibens an Artus' Hofe hat Wolfram sicher die Farben vom Thüringer Hof entlehnt. (Parz. VI, 296,$_{25}$ ff.):

296,$_{25}$ Artûses hof war ein zil,	Artusens Hof war ein Ziel
dar kom vremder liute vil,	Für der fremden Leute viel
die werden unt die smachen,	Von verschiednem Tun und Trachten;
mit siten die wachen.	Nicht alle konnte man achten.
Swelher partierens pflac,	Wer nur zu betrügen sann,
der selber Keien ringe wac:	Kei sah ihn mit dem Rücken an;
297 an swem diu kurtôsîe	Doch welcher Kurtoisie beging,
unt diu werde cumpônie	Nur werte Kompanie empfing,
lac, den kunder êren,	Einen solchen konnte er ehren,
sîn dienst gein im kêren.	Ihm jeden Wunsch gewähren.
ich gihe von im des mære,	Zugestanden sei es zwar,
er was ein merkære.	Daß Herr Kei ein Merker war.
er tet vil rûhes willen schîn	Er meint' es gut mit seinem Herrn,
ze scherme dem hêrren sîn:	Schirmt' ihn durch seine Rauheit gern;
partierre unde valsche diet,	Den Lecker und den falschen Wicht
von den werden er die schiet;	Litt er bei Ehrenmännern nicht.
er was ir fuore ein strenger hagel,	Ein Hagelschauer war er ihnen
noch scherpfer den der bîn ir zagel.	Und stach sie schärfer als die Bienen.
seht, die verhêrten Keien prîs.	Seht die verschrieen Keiens Preis;
des was manlîcher trîwen wîs:	Weil er getreu war und weis',
vil hazzes er von in gewan.	Fiel ihn ihr Haß verleumdend an.
von Dürgen fürste Herman,	Von Thüringen Fürst Hermann,
etslîch dîn ingesinde ich maz,	Wie ich dein Ingesind' befinde,
das ûpgesinde hieze baz.	Ein Teil hieß besser Ausgesinde.
dir wære och eines Keien nôt,	Dir wär auch eines Keien not,
sît wâriu milte dir gebôt	Da wahre Milde dir gebot,
so mancvalten anehanc,	Deinen Hof so bunt zu mischen,
etswâ smaehlîch gedranc	Daß zu den Werten, Höfischen

296,$_{27}$ smachen, verächtlichen, nichts würdigen. — 28. wache, adj. zierlich, hier aber in einem tadelnden Sinne, im Gegensatz zu sleht, gerade, einfach; also: gewandt, schlau. — 29. welher, jeder der. — partieren, aus parâtieren, betrügen, täuschen. — 30. der schätzte Keie nicht hoch; Keie war Seneschall am Hofe Artus'.

297,$_{2}$ und wer ein würdiger Genosse, geselle, war. — 5. ich sage das von ihm aus. — 6. merkære, stm., Aufmerker, Prüfer: der auf alles achtet, namentlich auf das Ungehörige; hier im guten Sinne, den das Wort meist nicht hat. — 7. schîn ist hier Subst. — 8. um seinen Herrn Artus und dessen Hof von unsauberem Volk zu schirmen. — 9. partierre, Betrüger. — 11. fuore, gen. von Hagel abhängig: er fuhr vernichtend über ihr Benehmen her. — 12. bîn, gen. von bîe, Biene. — 13. die, die Falschen und Betrüger. — 14. verstand sich auf manneswürdige, treue, aufrichtige Gesinnung. — 16. Landgraf Hermann von Thüringen. — 17. ich maz, ich betrachte prüfend. — 18. ûzgesinde, stn., ein von Wolfram geprägtes Wort: ingesinde, gewissermaßen was ins Gefolge hineingehört, ûzgesinde, was nicht hineingehört, daraus auszusondern ist. — 21. anehanc, stm., Anhang. — etswâ — etswâ, an manchen Stellen, an andern, hier und da. — 22. smæhlîch, adj., schlecht,

*) Wolfram erwähnt im Parzival als Augenzeuge die Verwüstungen des Erfurter Gebietes im Kampfe zwischen Otto IV. und Philipp von Schwaben, die im Jahre 1208 stattfanden.

unt etzwa werdez dringen.	Auch viel Verächtliche dringen.
du muoz hêr Walther singen.	Darum muß Herr Walter singen:
„guoten tac, bœs unde guot.“	„Gut und Böse, guten Tag!“
swâ man solhen sanc nu tuot,	Wo man also singen mag,
des sint die valschen gêret.	Da sind die Falschen geehrt,
Kei hets in niht gelêret.	Das hätt' ihn Keie nicht gelehrt.

Wie aus dem obigen Zitate aus dem Parzival hervorgeht, ist ein Teil desselben in der Zeit des Thüringer Aufenthaltes Wolframs entstanden. Auch den Willehalm hat der Dichter in Thüringen angefangen. Als Stoff dazu erhielt er vom Landgrafen Hermann, der früh (1162) in Frankreich selbst französische Bildung kennen gelernt hatte, auch die eben damals aufblühende französische Ritterdichtung, und nun bestrebt war, diese Blüte nach Deutschland zu übertragen, das französische Gedicht Wilhelm von Orange zugewiesen. Er erwähnt aber darin schon (417, $_{22}$) den 1217 in Gotha erfolgten Tod seines Gönners.

Da Hermanns Sohn und Nachfolger, Ludwig, der Gemahl der heiligen Elisabeth, seiner ganzen geistigen Richtung nach kein Förderer der ritterlichen Poesie war, so ist wohl anzunehmen, daß der Dichter bald nach dem Tode seines Gönners in seine Heimat zurückgekehrt ist. Hier ist er zwischen 1220—1225 gestorben. In der Liebfrauenkirche zu Eschenbach liegt er begraben.

Starb er um 1220 und dichtete er den Parzival als gereifter Mann in den dreißiger Jahren, so ist sein Geburtsjahr etwa um 1170 anzusetzen, so daß er mit Hartmann von Aue gleichaltrig und nur wenig jünger als Walter von der Vogelweide gewesen sein mag.

3. **Charakteristik des Dichters.** Wolfram muß in einer glücklichen, mit Kindern gesegneten Ehe gelebt haben. Im 4. Buche findet sich das zarte duftige Gemälde einer innigen, treuen Liebe und eines jungen, morgenschönen Eheglückes. Der Dichter malt mit einer solchen Wärme des Herzens und einem Farbenglanz der Sprache, daß man ihm unschwer eine besonders innige persönliche Beteiligung anfühlt.

In Kondwiramur hat er die eigene herzgeliebte Gattin gezeichnet. Als er das Liebeswerben an Artus' Hof schildert, da denkt er beglückt an das eigene liebe Weib und das Glück des Beisammenseins mit ihr in stiller Einsamkeit (Parz. IV, 216, $_{23}$ ff.):

Och wânde dô ein frouwe sân,	Da wähnt auch jede Frau fürwahr,
si solt den pris verloren hân,	Sie verlör' den Preis der Schönheit gar,
hete si dâ niht ir âmîs,	Wenn sie nicht ihren Ritter hätte.
ich entaetes niht decheinen wîs	Käm' ich selbst an solche Stätte,

verächtlich: smæhlich gedranc, das Andrängen der smaehen, der Verächtlichen. — 23. werdez dringen, das Zudringen der werden, der Werten. — 24. Walter von der Vogelweide; die folgende Zeile ist einem uns verloren gegangenen Liede Walters entlehnt. — 26. wo man so singen kann oder muß. — 27. des, dadurch; so ist das ein Zeichen, daß man dem Falschen da zu viel Ehre erweist. — 28. Wenn Keie am thüringischen Hofe gewesen wäre, hätte Walter keinen Anlaß gehabt, so zu singen.

(ez was dâ manec tumber lîp),	(Da waren so viel junge Herrn),
ich braehte ungern nu mîn wîp	Da brächt' ich doch mein Weib nicht gern
in also grôz gemenge:	In ein so groß Gemenge:
ich vorhte unkunt gedrenge.	Ich scheue Volksgedränge.
217 etslîcher hin zir spraeche,	Vielleicht, daß einer zu ihr spräche,
daz in ir minne staeche,	Daß ihn ihre Minne stäche,
und im die freude blante:	Er könne nie gesunden:
ob si die nôt erwante,	Wenn sie heile seine Wunden,
daz dienter vor unde nâch	Er woll' ihr dienen ewiglich.
mir waere ê mit ir dannen gâch.	Mit ihr von dannen höb' ich mich.

Seine Tochter führt er Willeh. 33, $_{24}$ an, und zwar noch als Kind: mîner tohter tocke (Puppe). Doch denkt er schon an ihren künftigen Bräutigam:

swen mîn kind ze friwen de erkür,	Wen mein Kind als Freund erkor,
ungern ich den ze friwent verlür.	Ungern den ich als Freund verlor.

Dieses glückliche Eheleben hielt ihn jedoch nicht ab, nach der Sitte der Zeit der minne zu pflegen, d. h. wohl einer vornehmen Frau zu huldigen. Das dritte Buch seines Parzival eröffnet er mit einer leidenschaftlichen Äußerung des Hasses, weil die Geliebte ihm untreu geworden war und ihn durch ihre Falschheit erbittert hatte. Noch in einer Stelle des achten Buches klingt des Dichters Groll über dieser einen Untreue und Falschheit nach.

Wie aus dem Schlusse des 6. und 16. Buches hervorgeht, hat er den Parzival für eine Dame gedichtet. Am Schlusse des 6. Buches heißt es (Parz. VI, 337, $_{23}$):

ze machen nem diz maere ein man,	Diese Märe fuhr fort ein Mann,
der âventiure prüeven kan	Der Aventure schlichten kann
unde rîme künne sprechen,	Und Reime weiß zu sprechen,
beidiu samnen unde brechen.	Zu packen und zu brechen.
ich taetz in gerne fürbaz kunt,	Ich tät's euch gerne weiter kund,
wolt ez gebieten mir ein munt,	Geböt und lohnt' es mir ein Mund,
den doch ander fueze tragent	Den aber kleinere Füße tragen,
dan die mir ze stregreif wagent	Als die mein Roß mit Sporen schlagen.

Und das ganze Gedicht schließt mit den Worten (Parz. XVI, 827, $_{25}$):

---

27. Es war mancher unerfahrene Mann darunter, der die Welt noch nicht kannte. — 29. gemenge stm. Volksgemisch, nicht mit Menge zusammengehörig. — 30 vorhte ist Konjunktiv: ich würde fürchten das Gedränge von Leuten, die ich nicht kenne. — 217, 3. blante Prät., hier Konj. von blenden, blind machen, vernichten. — 4. erwenden, rückgängig machen, abwenden. — 5 vor unde nach, früher und später, sein Leben lang. — 6. ich wollte machen mit ihr vorher fortzukommen.

23. neme, unternehmen. — 26. beidiu — unde, sowohl — als auch — samenen, sammeln: die aufeinander reimenden Verse auch durch den Sinn zusammenschließen; dagegen rîme brechen, zwischen den zusammengehörigen Reimzeilen den Sinnesabschnitt machen, so daß der Satz nach dem ersten Reimwort endet. — 28. Der Mund des geliebten Weibes, dem Wolfram dient und das er doch nur dunkel andeutet. — 29. 30. Umschreibung für ein weibliches Wesen. Den Mund können, genau genommen, die Füße nicht tragen; also der Mund eines Wesens, welches. — 30. wagen, sich bewegen, sich wiegen: als die sind, die sich nur im Steigbügel wiegen.

guotiu wîp, hânt die sin,	Mich sollten billig gute Frauen,
deste werder ich bin,	Verständ'ge desto lieber schauen,
op mir decheiniu guotes gan,	Wenn noch ein Weib mir freundlich lacht,
sôt ich diz maer volsprochen hân.	Weil ich dies Werk zum Schluß gebracht.
ist daz durh ein wîp geschehn,	Gescheh das einer Frau zu Ehren,
die muoz mir süezer worte jehn.	Die soll mir süßen Dank gewähren.

Bei diesen Stellen an Wolframs eigene Gattin zu denken, ist wohl nicht angängig.

Seine lyrischen Gedichte weisen ebenfalls auf ein solches Verhältnis hin; nur gibt er in dem einen, offenbar zuletzt gedichteten Liede doch der ehelichen Liebe den Vorzug.

Standesanschauung und Standessitte erklären diesen für uns auffälligen Zug in dem Bilde des Dichters, der doch von Ehe, Sitte und Sittlichkeit eine ernste Auffassung hat und dessen ernste religiös-sittliche Gesinnung im übrigen nicht angetastet werden kann.*)

Kein anderer Dichter dieser Zeit nämlich hat so wie Wolfram den Kern des Christentums in sich aufgenommen. In diesem Besitze sicher, steht er der Kirchenlehre ziemlich frei gegenüber: weder Marienkultus noch Papsttum drängen sich uns bei ihm auf, nirgends bezieht er sich auf die Fürbitte Marias, dafür verlangt er aber um so nachdrücklicher die demutvolle Hingabe an Gott und die Selbstüberwindung als höchste sittliche Aufgabe des Menschen. Auf diesem sicheren Grunde fühlt er sich auch frei genug, eine bemerkenswerte Toleranz auch gegen die Heiden zu üben, z. B. in den Figuren Belakanes und Feirefiz. Wie sehr der Dichter die kirchlichen Gnadenmittel als äußerlich und nebensächlich ansah, wo eine wahrhaft geistliche Gesinnung vorhanden war, zeigt eine Bemerkung über Sigune (Parz. 435, 23 ff.): Sigûne doschesse hôrte selten messe: ir leben war doch ein venje gar. Er läßt Herzeloyde sagen, wäre sie nicht schon getauft, so wolle sie mit ihrer reinen Muttermilch getauft werden. Er meint, die Keuschheit und die Tränen der Belakane seien ein reiner touf gewesen, d. h. hätten sie wert gemacht, eine Christin zu werden.

---

25 ff. Edle und feinsinnige Frauen werden mich, vorausgesetzt, daß irgend eine mir geneigt ist, um so höher achten, weil ich diese Geschichte bis zu Ende geführt habe. — 28. vol sprechen, vollständig, ganz aussprechen. — 29. durch ein wîp, auf die Frau bezüglich, der Wolfram dient. — 30. die muß mir liebliche Reden zugestehen: die wird meine Dichtung loben.

*) Bötticher (a. a. O. S. XXIII ff.) verlegt Wolframs Minnedienst vor seine Verheiratung. Daß W. auch später Minnedienst getan hat und daß sich die obigen Stellen nicht auf seine Frau, sondern auf einen solchen Minnedienst beziehen, ist nach seiner Ansicht ausgeschlossen. Doch gibt er zu, daß die Stellen so allgemein gehalten sind, daß sie ebenso gut auf ungelohnten Minnedienst passen. Wir glauben, daß ein unbefangener Leser sie gar nicht anders auffassen kann; wenn sie sich auf seine Frau hätten beziehen sollen, würde Wolfram sich sicherlich bestimmter ausgedrückt haben. Die Anschauungen der damaligen Zeit waren eben in diesem Punkte andere als die unsrigen, und selbst eine ernste Natur, wie Wolfram, stand hier bis zu einem gewissen Grade im Banne seiner Zeit.

Wegen seiner freieren und selbständigen Anschauung in religiösen Dingen hat man Wolfram wohl als einen Vorläufer der Reformation bezeichnet. Doch hat E. Martin gewiß recht, wenn er schreibt: „Dabei darf man aber gewiß nicht denken, Wolfram wäre irgendwie ketzerischer Ansicht gewesen: seine Abweichung vom Kirchenglauben wird ganz naiv gewesen sein und er damit in seiner Zeit durchaus nicht allein gestanden haben."

Dr. Böttticher schließt seine Charakteristik Wolframs mit den Worten (a. a. O. S. XXVII):

„Wolfram war eine durchaus reale Natur wie Luther, und wie Luther, wo es höhere Pflicht nicht hinderte, des Lebens Freude genoß und oft übersprudelte von derbem Witz und Humor, wie er auch im Streite noch ein Stück reckenhaften Rittertums darstellte, so lebte auch Wolfram bei aller Tiefe des Gemütes in der Welt und nicht über der Welt, erfüllt von der Hoheit und Herrlichkeit des Rittertums, übersprudelnd von packendem Witz und Humor, kaum Herr der Fülle seiner Gedanken, welche seinem empfänglichen Geist und Gemüt entgegenströmten aus allem, was ihn umgab, jeder Zoll an ihm ein Dichter echter, urwüchsiger, volkstümlicher Art, dem mit der gelehrten Bildung auch ‚des Gedankens Blässe' fern blieb — und bei dem allen ein echter, überzeugter, innerlicher Christ".

Ja, Wolfram ist ein ganzer Mann des deutschen Mittelalters, voll Gottesfurcht und Weltfreudigkeit, der uns aus dem Parzivalgedichte mit frischen, geistvollen Augen anblickt, kein weltflüchtiger Asket, kein Glaubensfanatiker, sondern ein Mann des Lebens mit hellem Kopfe und warmem Herzen, der für alle menschlichen Regungen, hohe und niedere, empfänglich ist.

5. Würdigung des Dichters; Überlieferung des Gedichtes.

Nach alledem ist leicht begreiflich, warum gerade der Parzival alle anderen Gedichte in Schatten stellte und Wolframs Stern in den Zenit des deutschen Mittelalters hob. Sein tiefsinniger Ernst, sein gemütvoller Humor, seine Richtung aufs Ethische, seine ganze volkstümliche Art machten ihn der späteren bürgerlichen Zeit werter als seine ritterlichen Standesgenossen.

Kein Dichter hat so tief und so nachhaltig auf das deutsche Geistesleben im Mittelalter eingewirkt als Wolfram von Eschenbach. Zahlreich sind die Urteile und Aussprüche Späterer über ihn, die Zeugnis davon ablegen, daß man sich der alles überragenden Größe des Mannes bewußt war. Dafür spricht auch der Umstand, daß in dem sagenhaften Gedichte vom Wartburgkriege (Ende des 13. Jahrhunderts) Wolfram eine Hauptrolle spielt und daß er nach der Tradition der Meistersänger zu den zwölf alten Meistern gehört, die die erste Sängerschule gegründet haben sollen.

Seine Werke standen in der Wertschätzung nur der Bibel und den Kirchenvätern nach. Diese Wirkung begann schon zu seinen Leb-

zeiten und dauerte, bis erst das Ende des Mittelalters mit dem ritterlichen Gedanken überhaupt auch Wolframs Dichtungen verblassen und verschwinden ließ.

Noch nach der Erfindung der Buchdruckerkunst gehörte der Parzival unter die ersten Druckwerke; das Buch wurde schon 1477 gedruckt. Dann aber verklang Wolframs Name, und sein Werk geriet völlig in Vergessenheit. C. H. Müller, der Herausgeber des Nibelungenliedes (s. S. 283), veröffentlichte auch den Parzival wieder in der Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert, Band 1, 1783 und 1784. Aber erst K. Lachmann gebührt das Verdienst, Wolframs Größe und die Bedeutung des Parzival in vollem Maße erkannt und in seiner Ausgabe ein Meisterwerk geschaffen zu haben, das nun auch weitere Kreise auf dieses schöne Erbe unserer Väter aufmerksam machte.

Unserem Geschlechte ist die Parzivalsage insbesondere durch Rich. Wagners Musikdrama wieder nahegebracht. Die Namensform Parsifal hat der Dichterkomponist wohl auf Grund der Vermutung von Görres und San Marte gewählt, welche den Namen aus dem Arabischen Parseh fal, d. h. der reine Törichte, erklären wollen; diese Deutung widerspricht der III, 732 von Wolfram gegebenen.

Am 1. Mai 1861 wurde in dem altertümlichen Eschenbach, dem zweifellosen Heimat- und Begräbnis- und dem mutmaßlichen Geburtsorte des Dichters, auf Befehl König Maximilians II. von Bayern das Wolframdenkmal enthüllt. Es stellt eine Brunnenausschmückung dar. Aus einem Sandsteinbassin erhebt sich ein viereckiger Sockel, an dessen Kanten vier Schwäne Wasser speien. Auf dem Sockel steht der Dichter, lebensgroß in Erz gegossen, angetan mit dem Wappenrock und dem wallenden Mantel. Die rechte Hand stützt er auf die Harfe, die linke hält das Schwert. Ein Lorbeerkranz ziert das Haupt. Auf dem Sockel stehen als Inschrift die schönen Verse 25 bis 30 der 817. Strophe aus dem XVI. Buche des Parzival:

Von wazzer boume sint gesaft.	Vom Wasser kommt der Bäume Saft;
wazzer früht al die geschaft,	Befruchtend gibt das Wasser Kraft
der man für creâtiure giht.	Aller Kreatur der Welt;
mit dem wazzer man gesiht.	Vom Wasser wird das Aug' erhellt;
wazzer gît maneger sêle schîn,	Wasser gibt mancher Seele Schein,
daz die engl niht lihter dorftiu sîn.	Daß kein Engel lichter möchte sein.

Wenn nun auch in Wolframs Parzival manches vorkommt, was uns seltsam anmutet, wenn uns die Dichtung auch in eine fremde Welt versetzt, die uns zum Teil lächerlich erscheint, wenn auch das Heldentum, das hier auftritt, des nationalen Charakters entkleidet ist, wenn uns endlich auch vieles immer dunkel bleiben wird: wir müssen doch wiederholen, daß an Tiefe der Ideen keine epische Dichtung an Wolframs Parzival heranreicht, und in diesem Sinne machen wir gern den Ausspruch Wirnts von Grafenberg (Wigalois v. 6343), (1205—1210), eines Landsmanns und Zeitgenossen unseres Dichters,

einen Ausspruch, der nach Wolframs Tode jahrhundertelang wiederholt ist, auch zu dem unsrigen:

Leien munt nie baz gesprâch.
Laien Mund*) nie besser sprach.

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Wodurch ging Parzival des Grals verlustig und wodurch wurde er seiner würdig?

Worin besteht die Verschuldung Parzivals?

Parzivals Entwickelung zum Charakter.

Parzival, der Vertreter des wahren Rittertums.

Parzival, ein Bild menschlichen Strebens, Irrens und Fehlens.

Parzivals Sehnen, ein Sehnen aus der Enge in die Weite, aus der Tiefe in die Höhe.

Welche Eigentümlichkeiten erscheinen in Wolframs von Eschenbach Parzival als die Merkmale des wahren Rittertums?

Parzival und Gawein, ein Vergleich.

Welche Verwandtschaft hat Parzivals Läuterungsgeschichte mit Pauli Bekehrung?

Wie ist Parzivals Geschichte ein Spiegelbild der Erziehungsgeschichte des Volkes Gottes in der heiligen Schrift?

Literatur.

a) Ausgaben.

Karl Lachmann: Wolfram von Eschenbach.[5] Bearbeitet von K. Weinhold. Berlin 1891. 8 Mk.
Karl Bartsch: Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Mit Wort- und Sacherklärungen. 3 Bde.[2] (Deutsche Klassiker des Mittelalters, Bd. IX—XI.) Leipzig 1875. 10,50 Mk.
P. Piper: Kürschners Nationalliteratur. Stuttgart o. J. 4 Bde. à 2,50 Mk.
Alb. Leitzmann: Wolframs von Eschenbach Parzival. 3 Bde. (Pauls Altdeutsche Textbibliothek, Bd. 12—14.) Halle 1902/03. 6,40 Mk.
E. Martin: Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Herausgegeben und erklärt. 2 Bde. (Germanistische Handbibliothek IX, $_{1 \cdot 2}$.) Halle a. S. 1903. 17 Mk.
K. Marold: Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg. Auswahl aus dem höfischen Epos. (Sammlung Göschen.) Leipzig 1892. 0,80 Mk.

b) Übertragnngen.

San Marte (A. Schulz): Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach. Aus dem Mittelhochdeutschen zum ersten Male übersetzt. 2 Bde.[3] Halle 1887 10 Mk.
Karl Simrock: Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel. Übersetzt und erläutert.[6] Stuttgart 1883. 10 Mk.
G. Bötticher: Parzival von Wolfram von Eschenbach in neuer Übertragung.[2] Berlin 1893. 8 Mk.

*) Mit dem Ausdruck „Laien Mund" wird angedeutet, daß Wolfram, wie schon gesagt, der Gelehrsamkeit unteilhaft war, die zu jener Zeit ja nur durch kirchliche Schulen erworben werden konnte.

W. Hertz: Parzival von Wolfram von Eschenbach. Stuttgart 1898. 6,50 Mk.
Karl Pannier: Parzival. Höfisches Epos. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt. 2 Bde.[3] Leipzig (Reclam). 1,60 Mk.
G. Legerlotz: Wolfram von Eschenbachs Parzival. (Velhagen und Klasings Schulausgabe.) Bielefeld 1902. 1,60 Mk.
Bornhak: Wolframs von Eschenbach Parzival. (Teubners Schulausgaben.) Leipzig. 0,80 Mk.
Bechstein: Das höfische Epos. (Auswahl aus Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach, Gottfried von Straßburg.) (Cottasche Schulausgabe.) Stuttgart. 0,60 Mk.
G. Bötticher: Parzival von Wolfram von Eschenbach.[2] (Schulausgabe.) Berlin 1902.

c) Erläuterungen und Biographien.

San Marte: Parzivalstudien. 3 Bde. Halle 1861. 15 Mk.
Schmeller: Über Wolframs Heimat, Grab und Wappen. München 1897.
G. Panzer: Wolfram von Eschenbach. Eine Lebensbeschreibung. München 1897.
K. Bartsch: Parzival, ein psychologisches Epos. Salon 1876.
E. Martin: Zur Gralsage. Straßburg 1880.
W. Hertz: Die Sage von Parzival und dem Gral. Breslau 1882.
W. Meyer-Markau: Der Parzival Wolframs von Eschenbach. Eine Abhandlung. Magdeburg 1882. 2,50 Mk.
Dr. C. Meyer: Der Parzival Wolframs von Eschenbach. Basel 1888. 0,80 Mk.
E. Martin: Wolfram von Eschenbach. Eine Rede. Straßburg i. E. 1908. 1 Mk.

d) Bearbeitungen für Jugend und Haus.

Osterwald: Parzival. Eine Rittergeschichte nach Wolfram von Eschenbach für jung und alt erzählt. Halle 1857. 3 Mk.
A. Richter: Iwein und Parzival. Leipzig 1875. 3 Mk.
E. Engelmann: Parzival. Das Lied von Parzival und vom Gral. Stuttgart 1888. 6 Mk.

V.

Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 421.

Den schärfsten Gegensatz zu Wolfram von Eschenbach bildet sein nicht minder großer Zeitgenosse Gottfried von Straßburg. Während im Parzival die Entsagung, das Verzichten auf weltliche Lust und weltlichen Genuß, allerdings nicht im Sinne eines asketischen Möchtums, den Mittelpunkt bildet, während das Festhalten an Glauben und Treue als Norm des Lebens hingestellt wird, predigt Gottfried gerade die Lehre von der Berechtigung der Leidenschaft und Sinnlichkeit, auch wo sie unsittlich ist, und weiß diese Lehre mit allem Glanz und Zauber der Poesie vorzutragen.

Und wie in der Grundanschauung beide Dichter Gegensätze sind, so auch in der poetischen Darstellung: Wolfram dunkel und schwer-

fällig, mit der Sprache und Form ringend, seine Verse hart und gedrungen, der Gedanke die Form überwiegend; die Bilder schwer verständlich, das Naheliegende verschmähend und nach scheinbar oder wirklich Paradoxem greifend — Gottfried dagegen ein Muster von Klarheit und Leichtigkeit der Form, von Grazie der Bewegung, spielend und tändelnd mit der Sprache und dem Verse, wie ein sonnenbeglänzter Strom im Tale sanft dahingleitend; die Bilder im allgemeinen wenig von ihm verwandt, wenn er sie aber braucht, klar und durchsichtig.

Das einzige Werk, das wir von Gottfried besitzen, ist seine berühmte Dichtung Tristan und Isolde, die in ihrem poetischen Werte unter den höfischen Dichtungen einzig dasteht.

I. Darbietung.

1. Wort und Sacherklärung.*)

Maienfest.

535. Bestimmt und anberaumt.
536. Adv. accus. = auf die blühenden Wochen.
537. în gân, einziehen.
540. sich undersehen, sich untereinander sehen.
542. schouwe stf., Blick.
543. überliuhten, überblicken.
545. unmüezekeit, Arbeit.
549. bluot stf., Blüte.
558. ingesinde dat., dem Gefolge.
559. sîn, altes unflektiertes neutr., auf die drei vorhergehenden subst. zu beziehen: die je nach ihrer Art entgegenkamen, sich darboten.
562. wase stm., Wiese, Rasen.
566. widerglesten, wieder glänzen.
572. allez adv. acc., durchaus, immer. — wider, entgegen.
578. sælic, etwa = gepriesen, glückbringend.
580. müeze, möge.
581. kallen, laut singen, schmettern.
587. hüten, Hütte bauen, sich lagern.
599. herbergen, hier unpers. = ward gewohnt.
601. rât, hier = Geräte, Mittel, Vorrat.
603. wât stf., Kleidung.
605. sich warnen, sich ausrüsten.
606. M. sorgte in so hohem Grade für sie.
613. state stf., Gelegenheit.
617. buhurdieren, aus afz. hurter, anrennen = buhurt reiten; cfr. 650.
618. justieren, aus afz. joster = tjost, d. i. Einzelkampf kämpfen.

*) Nach Wolfgang Golther: Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg (Kürschners Deutsche National-Literatur Bd. 118 u. 120) Stuttgart o. J.

622. fröudebære, erfreuend.
623. enwiderstrît, um die Wette.
627. âne, ohne, außer.
628. rinc, Kreis, Umgebung, Hof.
629. besunder, besonders.
630. sunderlich, außerordentlich.
632. dâ noch anderswâ, weder hier noch sonst.
637. Daß er nicht minnen würde.
641. frech, kühn. — fruot, tüchtig.
673. zehouwen, zugeschnitten; im selben Sinne wie 668. Die geschlitzte, zerhauene Tracht, welche im 14. Jahrhundert allgemeine Mode wurde, kündigte sich schon bei den Stutzern des 12. Jahrhunderts an.
676. schapelekîn, niederd. demin. von schapel (afz. chapel), Kränzlein.
678. ze stiure bringen = zur Steuer, als Abgabe darbringen.
680. ritterschaft, hier = Ritterspiel.
681. sich underwerren, sich verwirren, sich untereinander hin- und hertreiben.
682. zogen, ziehen.
684. sich getragen, sich dahinziehen.
688. an ir schouwe, zum Zuschauen.
690. keiserlîch, herrlich. Für das Wort kaiserlich in allgemein lobender Bedeutung zeigt Gottfried eine entschiedene Vorliebe.
695. des tages adv. gen. — an der stete, auf der Stelle.
696. ze wunsche, vollkommen.
698. jâhen, von jehen, gestanden zu.
706. gar, gänzlich.
707. gelîche enein gân, ebenmäßig sein.
710. gelîmet, angegossen.
711. zemen, angemessen sein.
715. sælecliche, herrlich.
718. marcte, merkte.
722. ze hôhem werde hân, hochschätzen.
729. tougenlîchen, heimlich. — hal, verhehlte.
730. versteln, geheimhalten.
732. sich zerlie, auseinander ging.
735. von âventiure, durch Zufall.
745. rîch, glücklich, froh.
747 f. Ich neige mich Euch, ohne Verzicht auf das Recht.
749. reden, fordern.
756. od, oder.
758. Was gibt sie mir zur Schuld? Wessen beschuldigt sie mich?
759. eteswen, irgend wen.
760. ir mâge gen., von ihren Verwandten.
764. erbolgen, erzürnt.
765. gewahen c. gen., erwähnen.
769. weste, wußte.

770. ellîch, allgemein, gewohnt.
777. durch dise geschiht, aus diesen Gründen.
779. i' ne = ich ne.
781. ze buoze stân, Genugtuung leisten.
783. nîgen stv., sich neigen. — dan, von dannen.
784. ersiuften, seufzen.
788f. Da begann das Gedankenspiel unter ihnen.
791. trahte stf., das Verlorensein in Gedanken.
792. trahten, bedenken.
793. swæren = schmerzen.
794. dirre, diese.
795. gar, gänzlich.
796. sûft stm., Seufzen.
800. wegen, erwägen, deuten.
801. wân stm., Glaube.
804. enzunte, entzündete.
805. sâ, alsbald.
807. mit in, mit sich.
817. wiste, wußte. — deweder, einer von beiden; hier neg. keiner.
821. sich undernemen, sich gegenseitig untereinander nehmen, sich fesseln.
825. leit, von lîden = leiden.
826. wande, weil.
827. ir willen gen., von ihrem Willen.
833. Bald hin, bald her.
839. gedanchaft, gedankenvoll.
844. daz gelîmde zwî, der mit Vogelleim bestrichene Zweig.
845. als, wann. — entseben, inne werden.
849ff. Er berührt den Zweig an keiner Stelle, wie wenig es auch sein möge, ohne daß er ihn bände.
851. haft, gefangen.
854. ze jungeste, zuletzt.
855. vehten, sich abmühen, eigentl. kämpfen. — sich übersigen, sich besiegen, sich schwächen.
861. swære stf., Kümmernis.
865. gelîmete minne, gefesselte Minne.
868. sich verrihten, sich wieder zurechtmachen.
882. unendeclîchen, unentschieden.
896. an tragen mit dopp. acc., einem etwas bringen.
898. muose, mußte.
899. war, wohin.
901. Je mehr er von dannen strebte.
903. hart adv., sehr.
904. vast adv., fest.
911. einbærelîch, durch und durch, eigentl. einhellig.
916. dannoch, damals noch. — ungedâht, unbewußt.
922. ahte, achtete.

923. tinne stn., Schläfe.
925. ôstertac, bildl. = höchste Wonne.
928. fiurærinne, Anfeuererin.
929. Und steckte ihr Liebesfeuer an.
935. Er begann ein anderes Leben.
939. mitalle, durchaus.
942. undersnîden, bunt zusammensetzen.
946. entweten, aus dem Joche befreit; handschriftl. erbeten, was keinen Sinn gibt.
947. swachen, schwach werden.
953. gemuotheit, Wohlgemutheit.
955. vergên, meiden.
959. gewaltærinne, Herrscherin.
961. ein teil, etwas.
963. ir mâze gen., von ihrer Seelenruhe.
964. gelâz stm., Benehmen, Gebahren.
965. mite wesen, übereinstimmen.
968. schimpf stm., Scherz.
969. missestên, widerstehen.
970. Ihr Leben gestaltete sich nur so.
971. gewegen, sich neigen, fügen, angemessen sein.
975. war von werren = verwirren, Verwirrung schaffen.
997. Und ist es ihm angeboren.
998. michel, groß — verlorn, verschwendet.
1000. von lêre, durch Wissenschaft.
1002. fremede, seltsam.
1004. maneges adv., viel.
1008. zewâre, wahrhaftig.
1012. geschulden, verschulden.
1015. wîzen, vorwerfen.
1018. von sînen schulden, um seinetwillen.
1020. volleist stf., Vollendung, Werk.
1022. waz mag er mir des, was kann er dafür.
1028. in ballen wîs, nach Art eines Balles.
1032. jehen, erwähnen.
1035. ergouchen, närrisch werden.
1037. entriuwen, traun, wahrlich. — erblenden, verblenden.
1038. zouber ist im mhd. auch neutrum.
1042. ze mære tragen, erwähnen, an jemand denken.
1067. lîp, Leben.
1077. sich entstên einer sache, etwas inne werden, merken.
1085. tougen, geheim.
1092. alrêrste, nun erst recht.
1095. sider, später.
1096. baltlich, kühn. — wider, entgegen.
1101. meinen, minnen.
1103. allez, durchaus. — ê, zuvor, vorher.

1105. nu, jetzt.
1114. Sprichwörtliche Sentenz, wie sie G. öfters liebt.
1116. stiure stf., hier = Anstoß.

Die Entführung.

2146. unmære, gering geachtet; unmære hân, gering achten, hassen.
2152. gelende stn., Landung.
2155. ze stæte, beständig.
2156. wesen stn., hier = Aufenthaltsort.
2159. market, Ware.
2161. koufrât, Ware.
2168. Denn Kinder haben an derlei Dingen Freude.
2171. wânbruoder, vermeintlicher Bruder.
2173. behanden, sogleich.
2175. der valken gen. part.
2176. lâzen, unterlassen.
2177. nôte, ungern.
2178. Im abhängigen Satze nach verlâzen steht ne. Ungern hätte es Rual unterlassen, daß nicht alles geschehen müßte.
2195. kiel, Fahrzeug, Schiff.
2199. wât stf., Gewand, Zeug.
2202. pilgrims- oder wanderfalken, falcones peregrini, sind eine kleinere Falkenart. In Feyerebandts Neuw Jag- und Weydwerck-Buch (Franckfurt 1582, II, fol. 15) heißt es: „Der Frembdlingfalck ist ein freyer, holdseliger und lieblicher Vogel von Natur vnd wird in Candien, Rodeß und andern deß hohen Meers nahe Inseln gefangen."
2203. smirlîn stn., Zwergfalke.
2217. von âventiure, von ungefähr.
2219. schachzâbel stn., Schachbrett.
2223. gesteine sind die Figuren.
2225. ergraben, geschnitten, geschnitzt.
2252. meister, Erzieher.
2255. al gemeine, zusammen, zugleich.
2256. niwan, außer.
2262. geedelt, geartet.
2270. vür sich, weiter.
2277. fuoge, Kunstfertigkeit.
2279. alse ein wint, wie ein Nichts, gering.
2285. hovebære, fein, höfisch.
2287. zabelwortelîn bedeuten wohl termini des Spieles.
2292. schanzûn stf. = chanson. spæhe, klug, kunstvoll.
2293. refloit und stampenîe aus afz. reflet und estampie. Es sind besondere Liedergattungen.
2296. werbende, ein Handeltreibender.

2299. sinne, List.
2302. biten, warteten.
2306. Als sei es ganz Gleichgültiges.
2310. var stn., Ufer, Gestade.
2312. verdâht sîn, vertieft sein.
2320. muoterbarn, Mutterkind, Menschenkind.
2321. leidec, betrübt.
2324. Was fangt Ihr mit mir an?
2334. erscheinen, zeigen.
2347. sweben, schwimmen.
2359. besorget, mit Sorgen beladen.
2363. geverte, Führer.
2383. stat stm., Gestade.

2395f. ist rein afz. beâs ist beaus, das u wird in der Aussprache kaum gehört; cfr. die Schreibung beax. cumant ist 1. praes. ind.; je fehlt wie häufig im Afz.

2399. In disen dingen, unterdessen.
2407. geschaft stf., Schöpfung.
2408. biben, beben.
2412. in selben, sich selbst.
2413. ze staten gestân, zu Hilfe kommen.

2419. stiure stf., Steuerruder. Bildlich: sie gaben sich dem Steuerruder des Zufalls anheim.

2421f. Sie gaben es dem Zufall anheim, ob sie gerettet würden oder nicht.

2426. sîgen, sinken.
2428. ünde stf., Welle.
2437. vil nâch, beinahe.
2447. rouplîche, räuberisch.
2448. al gelîche, alle zusammen.
2455. frîlîche, frei.
2459. senften, beruhigen.
2460. wâc stn., Flut, Woge.
2461. Sich alsbald legen und aufhören.
2464. nimê, nicht mehr.
2468. zuo dem mâle, zu dieser Zeit.
2470. bereite, bereits, schon.

2481. ellende, elend, d. h. im fremden Lande befindlich, von der Heimat entfernt, verlassen.

2486. Der faltete seine Hände hinauf zu Gott.
2495. verfüeren, irreführen.
2498. warten, umherschauen.
2500. wilde stf., Wildnis.
2505. toup, öde.
2511. swelhen ende, nach welcher Richtung.
2517. Wenn ich nicht bald forteile.
2518. benahten, übernachten.

2525. bû stm., Bau, Wohnung.
2554. unwendic = unabwendbar, unvermeidlich.
2558. ahselbein, Schulter.
2559. ûf strichen, aufwärts gehen.
2563. wegen, einen Weg bereiten.
2564. stegen, einen Steg bereiten.
2565. Er ritt seine Arme und Beine, d. h. bewegte sich mit ihrer Hilfe vorwärts.
2569. von geschihte, von ungefähr.
2570. slihte stf., Geradeheit.
2572. anderhalp, jenseits.
2573. Der würde ja wohl zu einem geraden Weg führen.
2576. ze guoter mâze, hinreichend.
2577. geriten, allgemeiner = gangbar.
2579. durch ruowe, um auszuruhen.
2580ff. D. h. Heimweh befiel ihn.
2620. zuo herzu.
2622. gotebære, Gott angemessen, in ihrem Aussehen.
2624. Bart- und Haarschnitt auf geistliche Weise.
2629. linkappe stf., leinener Mantel mit Kapuze.
2632. Abzeichen meerfahrender Pilger.
2637. reht stm., Stand.
2640. enkel stm., Fußknöchel.
2641. einer hende, eine Handbreit. — erwinden, aufhören, endigen.
2646. riuwec, reuig, bußfertig.
2647. Palmen, die ein geistliches Aussehen verliehen. Es sind palmier, Jerusalemsfahrer im Gegensatz zu den Rompilgern. „Kamen die Wallfahrer vom heil. Lande zurück, dann trugen sie zur größeren Beglaubigung noch eine Palme auf der Schulter, die sie in Abrahams Baumgarten in Jericho abgeschnitten haben wollten." (A. Schultz, das höfische Leben[2] I, 524.)
2648. salm swm., Psalm.
2650. lesen, hersagen.
2651. dâ mite und, sobald als.
2653. trehtin stm., Gott.
2665. Gott sei Lob! cfr. wol mich! ebenfalls accus. neben wol mir!
2672. Beim ehrerbietigen Gruße drückte man die gekreuzten Hände vor die Brust. Man nannte das die hende vur sich haben, vur sich twingen.
2679. Die Handschriften bieten deu sal, deus sal; man darf hier nicht auf eine Nebenform für dê als dêu und dêus schließen. So bieten bei 740 für das richtige dê vus sal andere Handschriften ebenfalls deus. Ein so korrekt französisch gebildeter Mann wie G. hat auch die Grußformel richtig angewandt, und sie ist unbedingt im Text zu korrigieren.
2683f. Ein korrekt afz. Satz.
2688. wannen, woher.

2691. von sînen tagen, für sein Alter (?).
2706. gehaben, anhalten.
2707. Bedingungssatz von einer Ellipse abhängig: (ich hätte es angehalten), wenn es nicht usw.
2708. ze jungest, zuletzt.
2711. stegereif stm., Steigbügel.
2733. gewar, vorsichtig.
2736. Nach Umständen und Notwendigkeit.
2737. mâze stf., richtiges, angemessenes Benehmen.
2741. So daß sie es für eine große Gnade ansahen.
2756. wälsche mîle ist die kleine Meile im Gegensatz zur großen, deutschen.

Der Minnetrank.

11380. stæte machen, bestätigen.
11406. gehaz, feindselig.
11430. die ellenden sind die in Irland befindlichen Kornwaler.
11436. betihten, mit Klugheit herstellen.
11440. klein, fein.
11446. in einen, ihn allein.
11462. enbîzen, genießen.
11469. daz ist sin, das ist verständig.
11489. Aus Liebe zu Isolde.
11492. unverwânt, unvermutet.
11501. riezen, von Tränen überfließen.
11507. weine stf., Weinen, Klage.
11518. sicherheit stf., Bündnis.
11524. volgære stm., Gefolge.
11537. eines, einmal.
11538. Anfangsworte eines uralten geistlichen Volksliedes, das die Pilger bei der Abfahrt zu singen pflegten. Die älteste Aufzeichnung haben wir in einer Wessobrunner Handschrift von 1422: „In Gotes namen fara wir — Seyner genaden gara (begehen) wir — Uw helff vns die gotes krafft — vnd das heylig grab — da got selber ynne lag — Kyrie leis.“
11542. kielkemenâte swf., Kajüte.
11543. Umschreibung für eine heinlîche kemenâte.
11565. man, Vasall. — frouwe, Herrin.
11566. sich versehen, Sorge tragen.
11576. müelîch, lästig.
11582. des al ein, dessenungeachtet.
11588. pârât stf., afz. barat, Trug.
11592. ertriegen, durch Trug abgewinnen.
11599. künde stf., Heimat.
11603. Mit Meister wird Tristan als der Höchstgebietende der kleinen Flotte angeredet; der Kapitän war des kielesmeister, schifmeister.

11605. mæzlîch, geringfügig.
11627. verklütern, begaukeln, verwirren.
11637. âventiure stf., Seltsamkeit.
11638f. Daß ein Herz wider die Natur tugendlich gebahre, dazu gehört große Mühe.
11642. unart stf., schlechte Art. — garten = gearten, artig, gut werden.
11655. ungeverte stn., Reisebeschwerde.
11659. schielte von schalten, rudern.
11684. behalten, aufbewahrt.
11687. über lanc, nach geraumer Zeit, nachdem Tristan sie lange genötigt hatte.
11697. vaz stn., Gefäß.
11715. lâgærin stf., Nachstellerin.
11720. einvalt, einig.
11723. widerwertic, feindlich.
11730. durchlûter, durchsichtig.
11734. einbære, einig.
11738. alsam, ebenso.
11743. urhap stn., Anfang.
11757. in dem stricke, in der Bestrickung.
11768. ankêren, angreifen.
11769. erbevogetîn stf., Erbherrin.
11770. gevolgec, folgsam.
11778. Sein Herz sah weg.
11781. besetzen, darauf setzen.
11783. entwenken, entweichen.
11790. anderunge stf., Änderung.
11797. gespenstic, verlockend.
11800. stat stm., Ufer, Gestade. — vâren, streben. Isolde ist in Minne versunken und sucht das rettende Ufer.
11805. stân, stehen bleiben.
11815. gewegen, Weg betreten.
11816. Weder Brücke noch Steg bereiten.
11828. widerwartic, feindlich.
11837. hæle, dunkel, rätselhaft.
11838. So rasch sprießen sie hervor.
11839. sich wider haben, widerstehen.
11854. entwîchen, weichen, nachgeben.
11855. erlâzen mit gen., von etwas freilassen.
11862. ê stf., Gesetz, Brauch, Herkommen.
11863. hiure, in diesem Jahre. — vert, im vorigen Jahre.
11868. wuocher stm., Ertrag, Frucht.
11870. Als am Anfange.
11876. tiuren, teuer, wert werden.
11884. verdâht, im Nachdenken vertieft.
11887. stellen, zustande bringen.

11888. honegende, part. praes. von honegen, süß. — gellen, vergällen, gallenbitter machen.
11890. touwende, tauend, naß. — fiuren, feurig machen.
11891. smerzen, schmerzlich machen.
11892. entherzen, aus der Besinnung bringen.
11905. fremede stf., Fremdsein.
11912. verwerinne stf., Färberin.
11916. under ougen, sichtlich, offenbar.
11919. enein, in einer Weise, gleichmäßig.
11924. understrichen, durchfärben.
11932. state stf., Gelegenheit. — vâren, suchen, erstreben.
11934. wildenære stm., Jäger.
11937. lâge stf., Hinterhalt.
11947. eine, allein.
11954. umberede stf., Herumreden.
11960. gerade, gleich.
11974. sich stiuren, sich stützen. — leinen, anlehnen.
11976. belde stf., Kühnheit.
11978. vollen, sich mit Tränen füllen.
11979. quellen, schwellen.
11981. nider wegen, niedersinken.
11996. meine stf., Meinung, Bedeutung.
12000. ein her, eine Menge.
12006. bereden, besprechen.
12009. smecken, unangenehme Empfindung verursachen.
12024. ûzer wege komen, vom Wege abkommen.
12028. swachen, gering sein. — unmæren, unwert sein.
12032. Von diesem ganzen Liebesgeständnis weiß die ältere Sage nichts. Das reizende Antwortspiel mit den Worten l'ameir (l'aimer von amare = lieben), l'ameir (l'amer von amarum = bitter) und la meir (la mer von mare) hat Gottfried aber sicher schon in seiner Quelle gefunden.

Die Minnegrotte.

16679. entwelen, sich aufhalten.
16686. tageweide stf., Tagereise.
16688. hol stn., Höhle, Grotte.
16694. ê stf., Zeitalter.
16695. Mit Corinêis ist der griechische Held Corynaeus (Äneis IV 571. XII 298) gemeint.
16698. geberc stn., Versteck.
16702. êr stn., Erz.
16703. benennen, zueignen, weihen. — la fossiur' a la gent amant d. h. die Höhle des lebenden Volkes.
16705. kît = quidit von queden = bedeuten.
16706. gehellen, passen.

16709. sinewel, rund.
16713. slôz stn., Schlußstein.
16716. wieren, mit Gestein belegen.
16726. bemeinen, widmen.
16733. êrîn, ehern.
16741. einhalp, auf der einen Seite. — plânje stf. frz. plaine = Ebene.
16751. enein kriegen, zusammen wettstreiten.
16771. ungeverte stn., Unwegsamkeit.
16790. durnähtic, treu.
16796. arclîch, arg, böse.
16804. rât stm. Abhilfe. — ze muote (muote stf.), dagegen, wider Markes Anschläge.
16811f. mich nimet virwitze, ich bin neugierig.
16825. massenîe stf., Gefolge, Gesellschaft.
16826. mangerîe stf., Essen.
16830. lîpgeræte stn., Lebensunterhalt.
16832. vergebene, unentgeltlich.
16835. gebalsemet, balsamisch, süß.
16838. fuoren, ernähren, speisen. Die Hss. fiuret, entzündet.
16845f. mite strîchen, mitgehen, begleiten. — pfluoc stm., Pflug, Gewerbe, Geschäft, Lebensunterhalt. Also erbepfluoc, ihr altes, ererbtes Treiben.
16847. niwan, nicht anders als, sicher.
16850. wunschleben stn., vollendetes Lebensideal.
16862. überlesten, übermäßig belasten.
16864. herhaft, zahlreich.
16874. glesîn, gläsern. Ein Glasring war sprichwörtlich für etwas Wertloses. Es war der Schmuck des armen niedern Volkes.
16876. geahten, erachten.
16888. riviere stf., Bach.
16893. troschel stf., Drossel. — merlîn stn., Amsel.
16895. zîsec stm., Zeisig. — galander stm., afz. calandre. Lerche.
16901. übergulde stf., Übergoldung.
16918. weder, ob.
16925. lebesite stm., Lebensweise.

2. Inhalt.

I. u. II. Buch. Riwalin, ein junger Fürst von Parmenienland, begibt sich an den Hof des ebenfalls noch jungen Königs Marke von Kornwal, um bei ihm höfische Sitte und Rittertugend zu lernen. Der Stern des Hofes ist die schöne Blancheflur, Markes Schwester. Riwalin gewinnt ihre Liebe. Da wird er in sein Land, welches einer feindlichen Macht zu unterliegen droht, zurückgerufen. Aber sein Verhältnis zu Blancheflur ist derart, daß sie nicht zurückbleiben

kann, ohne Schmach über sich, ihren Bruder und das ganze Land zu bringen, und so geht sie auf seinen Vorschlag ein, ihm heimlich zu folgen. In Parmenien angelangt, vermählt sich Riwalin mit ihr. Nicht lange darauf findet er in der Schlacht den Tod, und vor Schreck über diese Nachricht, die mit der Geburt eines Sohnes zusammentrifft, stirbt die Königin.

III. Buch. Damit das Land nicht länger dem Krieg ausgesetzt bleibe, schließt Rual li Foitenant, schon früher Vogt des Reichs, einen schnellen, wenngleich ungünstigen Frieden und verheimlicht die Geburt des Prinzen, um ihn in der Stille zum künftigen Herrscher zu erziehen. Er gibt ihn für seinen Sohn aus, und der Knabe erhält im Hinblick auf die traurigen Verhältnisse, die seinen Eintritt ins Leben begleiteten, den Namen Tristan. Er wächst in Kraft und Schönheit heran. Rual und seine Gattin, Frau Florete, lieben ihn fast mehr als ihre eigenen Söhne und sind auf sorgfältige Erziehung bedacht. Nicht für die Einsamkeit wird er erzogen, sondern für die Welt, für den Glanz des Lebens. Wie in Waffenspiel und Weidwerk, so zeigt er sich an Geist, Feinheit und Hochgefühl seinen Brüdern überlegen. Er ist ein Wunderkind, alle Sprachen, alle musikalischen Instrumente und Sangesarten erlernt er mit Leichtigkeit, er ist klug, scharfsinnig, liebenswürdig, ein Zauber geht von seiner Persönlichkeit aus, der ihn zum Abgott seiner Pflegeeltern, Brüder und aller Umgebungen macht.

IV. Buch. Eines Tages landet ein Schiff mit fremden Kaufleuten, die ihren Kram am Strande ausstellen: seltene Waren, Waffen, Falken und Jagdgerät aller Art. Rual gestattet den Knaben, ihre Einkäufe zu machen. Auf dem Schiffe erblickt Tristan ein Schachzabel (Brett), welches ihn reizt, einen der Fremden aufzufordern, ein Spiel mit ihm zu versuchen. Das Spiel beginnt, die Brüder kehren heim, nur der Hofmeister wird bei Tristan zurückgelassen. Aber die Schönheit und wunderbaren Fähigkeiten des Knaben haben die Fremden bereits so in Erstaunen gesetzt, daß sie beschließen, ihn zu rauben und als Sklaven zu verkaufen. Heimlich werden die Anker gelichtet, und als Tristan sein Spiel, das ihn bisher ganz fesselte, beendet hat, sieht er sich auf die weite See entführt. Der Hofmeister wird in ein Boot gesetzt und seinem Schicksal überlassen, und jammernd und weinend fühlt Tristan, daß er einer traurigen Zukunft entgegengehe. Acht Tage lang erblickt er nichts als Himmel und Wellen und sieht unter Tränen und Klagen in die weite Meeresöde hinaus. Da fühlen sich die Räuber durch den Jammer des Knaben ermüdet, zugleich aber auch in Sorgen über ihre rasche Tat, und als die nächste Küste sich zeigt, steuern sie darauf zu und setzen ihn am Strande aus. Hier ist Fels auf Fels getürmt, die Wellen brausen und donnern um sie her, und eine nicht geringere Angst als unter seinen Entführern überkommt ihn in dieser furchtbaren Einsamkeit. Aber bald ist er kühn entschlossen, landeinwärts zu wandern. Zwei Pilger

kommen auf dem rauhen Wege daher und betrachten verwundert den fremden, reich gekleideten Knaben.

V. Buch. Tristan weiß sich in schlauer Weise von ihnen Auskunft über das Land zu verschaffen und gibt vor, zu einem Jagdgefolge zu gehören, dessen Hörnerklang und Hundegebell sich aus dem Walde vernehmen läßt. Er ist im Lande Kornwal, dessen Sprache er wie die seinige zu sprechen versteht. Bald trifft er auf die Jagd und findet den Jägermeister, der die Zerteilung eines erlegten Hirsches beaufsichtigt. Tristan geht auf ihn zu, tadelt die ungeschickte Art der Jäger und gibt ihnen bessere Lehre, das Wild zu entbästen (abzuziehen) und zu zerlegen. Man ist überrascht über die fremde Erscheinung und die Kenntnis des feineren Weidwerks bei einem Knaben, folgt aber seiner Anweisung. Und da er selbst Hand anlegt und alles sehr zierlich anzugreifen versteht, gewinnt er die Zuneigung des Jagdgefolges, wird auf ein Roß gesetzt und im Triumph nach dem Schloß des Königs Marke gebracht.

VI. Buch. Auch der König ist bald von den Fähigkeiten, dem Gesang und Harfenspiel, dazu von der Schönheit des Jünglings so bezaubert, daß er ihn für immer bei sich zu behalten beschließt und ihn, obgleich er erst vierzehn Jahre zählt, zu seinem Jägermeister macht. Nun beginnt ein glänzendes Glücksleben für Tristan am Hofe Markes zu Tintajol. Er ist die Freude und Lust aller, sein gewinnendes Wesen und seine Kunst verherrlicht alle Feste. So wächst er in wenigen Jahren zum Jüngling heran.

VII. Buch. Inzwischen hat der treue Herzog Rual in aller Welt nach dem Verlorenen umhergeforscht. Denn der Hofmeister war in seinem Kahn von einem guten Geschick nach Parmenien zurückgeführt worden und hatte seinem Herrn die Schreckenskunde gebracht. Eine Spur leitete Rual nach Kornwal, und so langt er in Tintajol an. Hier hört er von einem jungen Knappen, der in rätselhafter Weise an den Hof gelangt sei, und seine Hoffnung beflügelt sich. Morgens, als Marke mit dem Hofe zum Münster geht, steht Rual an der Tür und erblickt an des Königs Seite seinen geliebten Pflegesohn. Sobald die Messe vorüber ist, läßt er sich zu ihm führen, und sie erkennen einander unter Freudetränen. Tristan besteht darauf, den Treuen sogleich zum König zu führen. Es geschieht. Rual teilt ihm das Geheimnis von Tristans Geburt mit und beglaubigt es durch ein Kleinod. Mit Rührung erkennt Marke den Ring seiner Schwester Blancheflur und in Tristan seinen Neffen, und da er selbst kinderlos ist, erklärt er ihn zum Erben seiner Krone. Eine tiefe Wehmut überkommt den Jüngling mitten in diesem Glücke, daß er in Rual nicht seinen leiblichen Vater erblicken soll, und unter all den Frohen, die ihn preisen, kommt er sich wie verwaist vor.

VIII. u. IX. Buch. Unter Festlichkeiten erfolgt Tristans Schwertleite, d. h. er wird zum Ritter geschlagen, darauf aber beurlaubt er sich, um sein väterliches Reich Parmenien wieder zu erobern, und schifft sich mit Rual ein. Mit Freude von seiner Pflegemutter, Frau

Florete, und seinen einstigen Brüdern begrüßt, von allem Volke als Herr anerkannt, macht er sein Reich durch einen kurzen, siegreichen Feldzug wieder unabhängig vom Feinde. Die Regierung gibt er in die Hut Ruals und kehrt nach Kornwal zurück.

X. Buch. Er kommt, um sein junges Heldentum sogleich von neuem zu bewähren. Ein das Land Kornwal schon seit lange drückender Zins wird von Irland eingefordert, Jünglinge und Jungfrauen, dreißig an der Zahl, die Blüte des Landes, sollen in die Knechtschaft hinübergeführt werden, und trotz der allgemeinen Trauer wagt man nicht, das Joch abzuwerfen. Da tritt Tristan auf und fordert Morold, den Abgesandten und Bruder des Irenkönigs, zum Zweikampfe, der das Geschick des Landes entscheiden solle. Auf einer Insel, die vom Strand aus von den Zuschauern leicht zu überblicken ist, findet der Tjost statt. Morold unterliegt. Noch sterbend ruft er dem Sieger zu, er werde früh genug seine Zuflucht zu Isot, der Königin von Irland, nehmen müssen. Das Land ist frei, alles jauchzt dem Sieger entgegen, aber Tristan ist schwer verwundet.

XI. Buch. So kräftig er es zu verbergen sucht, ein furchtbares Siechtum ergreift ihn, denn Morolds Schwert war vergiftet. Da bleibt ihm nichts übrig, als Hilfe in Irland zu suchen, dessen Königin im Rufe der größten Heilkunst steht. Mit wenigen Gefährten reist Tristan ab und kommt unerkannt als Harfenspieler nach Irland. Da seine bleiche Gestalt und seine Kunst allgemeine Teilnahme erregen, hört auch die Königin von ihm und läßt ihn zu sich kommen. Er singt ihr und ihrer schönen Tochter Isolde seine Lieder, und beide hören ihm mit Rührung und Anteil zu. Die Königin entdeckt sogleich, was ihm fehlt, das Gift in seinem Körper muß ihn aufreiben, wenn nicht schnelle Hilfe geleistet wird, und bewegt von dem Wesen und der Kunst des kranken Sängers, nimmt sie ihn heimlich im Schlosse auf, um ihn zu heilen. Er genest und wird bald unter dem Namen Tantris*) der beständige Genosse der Frauen. Die schöne Isolde gibt sich ihm als Schülerin in Bücherlehre und Saitenspiel, und es kann nicht fehlen, daß in beiden ein reges Gefühl für einander aufkeimt. Aber Tristan darf nicht länger weilen, jetzt, da er öffentlich am Hofe erscheint, kann jeder Tag die Entdeckung seiner wahren Person bringen, er muß scheiden. Die Frauen verweigern ihm Urlaub, ihn selbst kommt die Trennung bitter an, aber dennoch geht er und langt wohlbehalten in Kornwal an.

XII. Buch. Hier kann er kein Ende finden, die Schönheit und Anmut der jungen Isolde zu schildern, und jeder merkt, daß sein Herz Anteil an diesen begeisterten Lobeserhebungen hat. Dies benutzen seine Feinde — denn auch die sind im Gefolge seines Glückes —, um ihm zu schaden. Längst hatten sie auf eine Gelegenheit gewartet, Tristan von der Thronfolge auszuschließen, und nun belagern sie des Königs Ohr, daß er sich vermähle, denn Tristan, als künftiger König

*) Das Wort Tristan in umgekehrter Reihenfolge der Silben.

zweier Lande, werde sicherlich Kornwal über Parmenien vernachlässigen. Marke weist sie ab, aber sie verfolgen ihren Plan, und schlagen ihm endlich Isolde von Irland zur Gemahlin vor. Der König ist unmutig und unschlüssig. Tristan aber ahnt, wo seine Feinde hinaus wollen. Er weiß, daß man ihn zum Brautwerber vorschlagen werde, daß er, abgesehen von dem tiefen inneren Schmerz, den ihm diese Sendung bringen muß, drohende Gefahren zu bestehen haben werde, Gefahren, von welchen man vielleicht seinen Tod hofft. Seine Ehre verbietet, daß auch nur der Anschein einer Furcht an ihm haften bleibe, überdies sieht er, daß der König schon halb entschlossen ist, und so unterdrückt er sein Gefühl, und unterstützt den Plan seiner Feinde. Auf seine Zustimmung schien der König nur gewartet zu haben. Sogleich ist er entschlossen, um Isolden von Irland zu werben, aber mit dem Vorbehalt, daß, wenn er von seiner künftigen Gemahlin keinen Erben erhalte, Tristan ihm auf den Thron folgen solle. Tristan selbst wird zum Brautwerber ausersehen und reist mit stattlicher Gefolgschaft und fürstlicher Pracht nach Irland.

XIII. Buch. Irland seufzt unter einer furchtbaren Plage. Ein schrecklicher Drache haust dort. Dem Besieger des Untiers hat der König die Hand seiner Tochter verheißen. Tristan wagt den Kampf und erlegt nach schwerem Ringen das grause Geschöpf. Er schneidet ihm die Zunge aus und verbirgt sie unter seinem Harnisch. Aber seine Erschöpfung von dem Kampf und die giftige Ausdünstung der Zunge verursacht ihm eine tiefe Ohnmacht, und er stürzt bewußtlos in einen Graben. Unterdes kommt der Truchseß der Königin, der um die schöne Isolde schon sehr bemüht gewesen ist, auch zum Kampfplatz, in der Absicht, den Drachen zu töten. Sehr vergnügt, daß die Arbeit schon geschehen, haut er ihm den Kopf ab und schleppt ihn triumphierend als Wahrzeichen des Sieges nach Hause. Isolde hört mit schwerem Verdruß davon, daß ihm das gelungen. Ehe sein Willen an mir ergehen soll, eher will ich mir ein Messer in das Herz stechen. Die Mutter ist derselben Meinung und bringt durch ihre heimlichen Zauberkünste heraus, daß nicht der Truchseß, sondern ein Fremder den Drachen erschlagen haben müsse. Brangäne, ihre Hofmeisterin, soll mit ihnen hinausreiten und den Rechten suchen. Sie tun es und finden dann im Wasser liegend den Helden. Sie halten ihn für tot. Aber die weise Königin merkt bald, daß er wohl noch lebt, und als sie seine Rüstung lösen, gewahren sie die Schlangenzunge. Sie nehmen sie heraus, und bald schlägt er die Augen auf.

Und als er sie gewahr ward,
Da dachte er in seinem Gemüte:
O Herr, Gott der Güte,
Du hast in Treuen mein gedacht;
Drei Lichter hab' ich hier zur Wacht,
Die besten, so die Erde hat,
Manchen Herzens Freude, Trost und Rat
Und manches Auges Wonne:
Isold, die lichte Sonne,
Und ihre Mutter auch Isot,

Das freudigliche Morgenrot,
Dazu die stolze Brangäne,
Den Vollmond gegen jene.

XIV. Buch. Isolde, die junge, erkennt zuerst in ihm Tantris den Spielmann. Als sie aber fragen, wo er denn herkomme, da weicht er wieder aus, er sei noch zu schwach und könne es jetzt nicht erzählen. Sie nehmen ihn darauf mit in das Schloß, um seiner zu pflegen. Diese Sorge für ihn dient nur dazu, die junge Isolde mit erneutem Wohlgefallen an ihrem früheren Spielgesellen und Sangesmeister zu erfüllen, bis sie die schreckliche Entdeckung seines wahren Namens macht. Zufällig nämlich sieht sie die Waffen ihres Freundes an, die sie von einem Knappen hat schön blank putzen lassen. Da betrachtet sie das Schwert, das schartige, und von einer dunklen Ahnung ergriffen, holt sie das Stück herbei, welches sie aus des erschlagenen Oheims Haupt genommen, paßt es in die Lücke, und siehe, es fügt sich vollkommen hinein. Und als sie nun über den Namen sinnt, unter dem sie ihn kennt, Tantris, geht ihr mit einem Male die Gewißheit auf: das ist Tristan, der Mörder meines Oheims. Von heftigstem Zorn übermannt, vielleicht auch voll Verdruß über sein betrügerisches Handeln, sicher aber in dem Gefühle, daß sie ihre Neigung einem Unwürdigen zugewendet, will sie den Gehaßten selbst mit seinem eigenen Schwerte erschlagen, woran sie kaum ihre Mutter verhindern kann. Brangäne rät abzuwarten, was er eigentlich vorhabe. Sie halten geheimen Rat und verhandeln mit dem Jüngling, der zunächst ziemlich ängstlich um Sicherheit für sein Leben bittet und dann Markes Werbung anbringt, und in Erwägung seiner seltenen Gewandtheit und seines beispiellosen Glückes, und, setzen wir hinzu, seiner Schönheit und seines höfischen Anstandes, stehen sie von ihrem Zorn ab und wenden auch den König Gurmun zum Frieden. Und Markes Werbung, die er vorbringt, erscheint immerhin ehrenvoll genug, um auch schwer ins Gewicht zu fallen.

XV. Buch. Auf feierlichem Hoftage wird dann die Entscheidung gegeben. Der Truchseß der Königin beansprucht Isoldens Hand, da er den Drachen erschlagen habe. Zum Zeichen bringt er das Haupt desselben vor. Tristan aber fragt nach der Zunge. Sie wird nicht gefunden. Als Tristan sie vorzeigt, wird er als Sieger anerkannt. Der Truchseß will es anfangs noch auf einen Kampf ankommen lassen, aber sein eigener Anhang rät ihm, davon abzustehen, und er tut es unter großem Spotte der Versammlung. Dann bringt Tristan seine Werbung vor, die von den Bewohnern des Landes mit lautem Beifall begrüßt wird. Die Sühne wird feierlich vollzogen, die früher als Zins von Kornwal gegebenen Jünglinge werden frei und kehren mit Tristan zurück. Dieser sichert Isolden das Land Kornwal als Morgengabe zu, das Land, dessen Erbe er selbst sein sollte und auf dessen Besitz er angewiesen war, da er Parmenien den Söhnen Ruals verteilt hatte.

XVI. u. XVII. Buch. Der Tag der Abreise ist da. Unter den

Jungfrauen, die Isolden folgen, ist auch Brangäne, ihre Muhme. Diese nimmt die alte Königin beim Abschied beiseite und gibt ihr ein wohlverschlossenes Fläschchen mit. Es sei ein Minnetrank, den möge sie Isolden und ihrem Gemahl Marke bei der Hochzeit einschenken, dann würden sie ihr Lebtag in Liebe an einanderhängen. — Endlich führt Tristan Isolden mit ihrem Gefolge in das Schiff, man grüßt unter Tränen zum Ufer und vom Ufer zurück, und bald schwebt der Kiel auf den weiten Meereswellen. Tristan ist zu jeder Stunde um seine Königin bemüht, aber sie will ihn nicht um sich sehen, sie hat nur Abscheu und Haß für ihn, und die Trennung von den Ihrigen, die trübe Aussicht in die Zukunft stimmen sie nur klagenreicher. Inzwischen läßt sich Tristan keine Sorge verdrießen, und die Einsamkeit der langen Seefahrt macht, daß Isolde seine Gegenwart ertragen lernt. Eines Tages sitzt er bei den Frauen, Brangäne ist nicht unter ihnen. Er fühlt Durst und bittet um einen Trunk. Ein junges Fräulein bringt ein Fläschchen, aus welchem sie einschenkt, und Tristan wie Isolde trinken von dem Inhalt. Da tritt Brangäne herzu, sie sieht was vorgegangen — beide haben von dem Minnetrank gekostet. Von Todesschreck ergriffen, faßt Brangäne das Fläschchen und wirft es mit dem Rest seines Inhalts ins Meer. Allein das Unglück ist geschehen, zwei Tropfen genügten, um in Tristan und der Königin den Liebesfunken zur verheerenden Flamme anzufachen. Isolde hat ihren Haß vergessen, Tristan sieht in ihr nicht mehr seine Königin. In Qualen verzehren sich beide und mit ihnen im Bund Brangäne, bis die unglückliche Freundin, im Angesicht des Unvermeidlichen, die Augen abwendet und die gebieterische Leidenschaft der Liebenden sich ihr Recht nimmt. Nun vergehen die Tage im Umsehen, Vergangenheit und Zukunft sind vergessen in einem Taumel von Glücksgefühl. — Da dämmert am Horizont die Küste von Kornwal, und erschreckend werden die Liebenden ihrer Schuld inne. Mit beladenem Gewissen, schaudernd vor der nächsten Zukunft, stehen die drei Schuldgenossen am Bord und sehen sich ratlos dem Lande, das sie verderben soll, näher getrieben. So schwören sie sich, ewig im Bunde zu bleiben, zu List und Trug, zum Trotz jeder Gefahr, denn nie und nimmermehr will die durch den Minnetrank entfachte Glut von einem Aufhören ihrer Rechte wissen.

XVIII.—XXIII. Buch. Das Schiff landet. Der Empfang ist festlich. Marke heißt seine Königin willkommen, die er über alle Schilderung schön und liebenswert sieht. Aber schon bei der Brautnacht ist er von Betrug umgeben, und die vorgeschobene Brangäne wird nur noch unlösbarer in das verhängnisvolle Bündnis verstrickt. So folgt denn nun ein Gewebe von Heimlichkeit und Überlistung, von angstgeborener Keckheit und kalter Berechnung, von allen Künsten der Verstellung, das in seinen hundert Einzelheiten hier nicht wiedergegeben werden kann. Aber auch die Entdeckung bleibt nicht aus. Der edle, gütige Marke, der, auch ohne den Minnetrank, liebevoll an seiner Gemahlin hängt, will nichts glauben. Seine Eifersucht wird

doch bald rege gemacht. Die Schuldigen sind von Spähern überall umgeben, Proben um Proben werden angestellt, um sie zu überführen. Aber, gewarnt bestehen sie alle, um den Rausch ihres Glückes um so sicherer zu genießen. Endlich wird auch Marke überzeugt — und dennoch wissen ihn die Liebenden zu ihren Gunsten zu stimmen. Der Hof, das Land ist voll des schmachvollen Gerüchtes, und ein Konzilium beschließt, daß die Königin durch ein Gottesgericht ihre Unschuld beweise. Die Schuldigen zittern und wollen verzweifeln. Aber auch in dieser Not kommt ihnen noch Rat und Fassung.

XXIV. Buch. Tristan erscheint als Pilger verkleidet auf der Gerichtsstätte, und die Königin erbittet, daß der arme Pilgrim sie zum Prüfungsplatz führen dürfe. Da wankt sie, der Pilger fängt sie in seinen Armen auf und trägt sie weiter. Am Ziel angelagt, betet sie mit Inbrunst und Todesangst um Erhörung und tut darauf den Schwur, nie von eines anderen Mannes Armen umfangen worden zu sein als von denen des Königs und jenes armen Wallers. Und sieh, das Gottesgericht ist ihrer Schuld gnädig, sie schreitet mit nackten Füßen unverletzt über das glühende Eisen. Ihre Ehre ist gerettet, ihre Unschuld vor der Welt bewiesen. Glücklich nimmt der König Isolden und Tristan wieder in seine Gunst auf und bedroht jeden, der sie noch zu verleumden wage.

XXV. u. XXVI. Buch. So liegt den Liebenden nichts mehr im Wege, sich ihrer Leidenschaft zu überlassen. Aber dieselbe überwächst beide mit dämonischer Glut, daß sie die Heimlichkeit nur schlecht zu wahren verstehen. Was alle merken, kann auch dem König nicht verborgen bleiben. Marke, im Innersten gekränkt, wendet sich von Isolden ab, in der Stille heißt er beide gehen, wohin sie wollen, nur an seinem Hofe sollen sie nicht länger bleiben. Gedemütigt und stumm verlassen die Verbannten, die dieser Spruch nur fester aneinanderkettet, den Hof und gehen Hand in Hand der Einsamkeit des Waldes entgegen.

XXVII. Buch. Hier finden sie im tiefsten Gebirge einen Ort, den sie zum Wohnsitz wählen, die Minnegrotte. Abgeschieden von aller menschlichen Gegenwart, umweht von dem Zauber des Naturlebens, bringen sie ihre Tage in Glück und völligem Genügen hin. Hirsche und Rehe dringen unangefochten in ihre Einsamkeit, trinken aus dem Waldbach, der an der Grotte der Glücklichen vorübertanzt, und gewöhnen sich an die neuen Bewohner, die ihren Frieden nicht stören. Auch die Vögel kennen sie und wetteifern mit ihnen in süßen Liedern. Den Liebenden erscheint die Welt schöner als jemals, duftender der Wald, blitzender der Morgentau, lachender Himmel und Sonne, sie sehen schöner sich selbst im verklärenden Spiegelbild des andern. Der Dichter versichert sogar mit schalkhaftem Ernst, daß Bedürfnisse, wie Essen und Trinken, niemals in Frage gekommen wären, sie hätten wirklich nur von ihrer Liebe gelebt.

XXVIII. Buch. Da dringt eines Tages die Jagd des Königs in diese Gegend. Marke, ahnungslos, daß die Liebenden sich in solcher

Nähe befinden, trifft sie eingeschlafen, mit Kränzen von grünem Klee geschmückt, in der Grotte. Mitleid und Rührung erfüllen ihn, er liebt die Ungetreue immer noch. Ungesehen verläßt er den Ort, geht mit seinen Vertrauten zu Rate und beschließt, die Verstoßenen wieder zu Gnaden anzunehmen.

XXIX. Buch. So werden sie an den Hof zurückgeholt. Aber sie haben einander als Mann und Weib angehört, ihre Leidenschaft hat die letzte Scheu verloren. So wird Tristan von Isolden selbst beschworen zu entfliehen, um nicht einem furchtbaren Strafgericht zu verfallen. Er reißt sich los von ihr, besucht sein Land Parmenien, aber von Qualen der Sehnsucht verzehrt, hat er weder hier noch in Fehden und Kämpfen, die er aufsucht, Ruhe.

XXX. Buch. Da lernt er eine andere Isolde kennen, Isolde mit den weißen Händen, die Tochter eines Fürsten von Arundel, dem er mit seinem Heere zu Hilfe gekommen ist. Sie ist jung, schön, sie liebt ihn, kommt ihm sehr entgegen, ihr Vater und Bruder, Tristans Freund, wünschen eine Verbindung zwischen ihm und ihr. Der Name Isolde umstrickt ihn mit einem Zauber, und doch, wenn Isolde Weißhand ihn anblickt, ist es ihm, als dränge der Blick Isoldens von Irland in sein Herz, mahnend, strafend, mit der ganzen Glut der alten Leidenschaft. Oft ist er nahe daran, seiner ersten Liebe untreu zu werden, aber ein brennender Vorwurf erfüllt sein Herz und treibt ihn wieder zurück.

Hier bricht Gottfrieds Gedicht ab. Die Kunst seiner Darstellung hatte aber dem Stoff eine so ergreifende Gewalt verliehen, daß die Zeit nach einer Vollendung des Gedichts verlangte. Zwei Fortsetzer fanden sich, Heinrich von Freiberg und Ulrich von Türheim, welche beide die Schicksale der Liebenden bis zu ihrem Tode fortführten. Sie folgen der Überlieferung der Sage, der erstere noch mancherlei aus sich selbst hinzudichtend, der andere rasch zum Ende drängend. Der Verlauf der Geschichte nach Ulrichs von Türheim Forsetzung empfiehlt sich am besten zum Abschluß.

Tristan wird in seinem Zustande der Zerrüttung und Willenlosigkeit mit Isolde Weißhand vermählt. Aber kaum ist es geschehen, so fühlt er, daß er sie nicht liebe, daß er nie ihr Gatte sein könne. Ohne gegenseitiges Verständnis, ohne Annäherung, im Tiefsten unglücklich, gehen die Gatten nebeneinander. Auf der Jagd, bei planlosem Umherschweifen in den Wäldern, sucht Tristan Zerstreuung. Sein Gefährte ist dabei der junge Kaëdin, Isoldens Bruder, und so wird er auch sein Vertrauter. Eines Tages, da sie im Walde vom Jagen ausruhen, kommt ein sonderbarer Bote zu Tristan — ein Reh. Isolde, die Königin, hatte es aus der Minnegrotte einst mit sich an den Hof genommen und zum Andenken an glückliche Tage bei sich behalten. Das zahme Tier wirft dem erstaunten Tristan einen Brief in den Schoß und entflieht. „Kehre zurück!“ schreibt ihm die Königin, „ich sterbe vor Gram und Sehnsucht!“ — Da erwacht die alte Leidenschaft mit ganzer Gewalt in Tristan, die neuen Bande sind vergessen, es gibt nur noch einen Gedanken für ihn: Fort, nach Kornwal! Kaëdin, der sich nicht mehr von ihm trennen will, beschließt, mit ihm zu reisen!

Aber die Gefahren dieser Reise machen die größte Vorsicht nötig, denn Tristan ist verbannt aus dem Lande seines Oheims, das einst sein eigenes Erbe hatte werden sollen. Auf einer großen Jagd, die König Marke feiert, sieht Tristan die Königin

zuerst wieder. Unter verschiedenen Verkleidungen, als Bettler, als Knappe, als Narr, weiß er darauf heimlich zu ihr zu gelangen. Aber auch seine alten Feinde sind wachsam, und überall umschweben ihn Erkennung und Tod. — Zum Unheil aller läßt sich auch der junge Kaëdin auf ein gefährliches Liebesabenteuer ein. Es wird entdeckt, die Folgen sind ein Kampf und Kaëdins Tod. Trauernd und selbst verwundet flieht Tristan mit der Leiche des Freundes nach Arundel zurück. Aber auch sein Lebensende ist da, denn noch einmal hat ihn ein vergifteter Speer getroffen, und diesmal gibt es keine Rettung. Flugs sendet er einen treuen Diener an die Königin ab, es gehe zum Sterben, er müsse sie noch einmal sehen! Wenn sie mit dir kommt, sagt er dem Diener, so zieh ein weißes Segel auf, wenn nicht, ein schwarzes! — Und die Königin vernimmt den letzten Ruf des Geliebten, von Jammer erfüllt folgt sie dem Boten ohne jede andere Rücksicht und besteigt heimlich mit ihm das Schiff.

Isolde Weißhand aber sitzt, von Eifersucht und Schmerz verzehrt, am Lager ihres Gatten, sie weiß, daß ihm ihre Gegenwart lästig ist, aber sie pocht auf ihre Rechte als sein Weib. Da hebt sich am Horizonte ein Segel auf den Wellen, Isolde erblickt es vom Fenster aus. Ist es weiß? fragt Tristan, vom Lager auffahrend. In Isoldens Herzen erwacht der ganze Grimm und Haß gegen die Nebenbuhlerin. Schwarz! ruft sie, kohlschwarz! Ihr Wort ist Tristans Tod, er bricht zusammen und stirbt. — Im Münster wird die Leiche ausgestellt. Die Königin kommt an, die Todeskunde bricht ihr das Herz, zum Münster fliegend, stürzt sie über der Bahre Tristans zusammen. Nun erscheint Isolde Weißhand. Mit Heftigkeit heißt sie die Königin den Ort verlassen, der ihr als der Gattin gebühre, und ein bitterer Streit erhebt sich zwischen den beiden Isolden. Er endet mit dem Tode der Königin, die, über den Sarg des Geliebten gebeugt, ihr Leben aushaucht. Aber auch König Marke kommt zum traurigen Ende an. Der Entflohenen auf dem Fuße nacheilend, ward er von Tristans Diener jetzt erst über die Ursache des Unglücks, den Minnetrank, in Kenntnis gesetzt und hat nun im Angesicht der beiden, die ihrem Geschicke erliegen mußten, nur Tränen und Vergebung. Er nimmt die Leichen mit sich, stiftet ein Kloster, um die Schuldigen zu entsühnen, und läßt sie im Garten desselben begraben. Eine Rebe und ein Rosenstock werden auf die Gräber gepflanzt, die ihre Zweige hoch und dicht ineinander verschlingen und untrennbar zusammenwachsen.

3. Gliederung.

Tristan und Isolde zerfällt in 30 Kapitel, die sich in folgende Gruppen zerlegen lassen:

I. Einleitung.

Tristans Eltern und Pflegevater.

II. Riwalin und Blancheflur.

III. Tristan als Kind bei seinem Pflegevater Rual.

Tristans Entführung.

IV. Die Entführung.

V. Die Jagd.

Tristans Hofleben.

VI. Tristan am Hofe des Königs Marke.

VII. Wiedersehen mit seinem Pflegevater Rual.
VIII. Tristans Schwertleite.

Tristans Heldentaten.

IX. Tristans Heimfahrt und Rache.
X. Tristans Kampf mit Morold, dem Bruder des Irenkönigs.
XI. Tristan als Tantris am Hofe des Königs von Irland.

Tristans Brautwerbung für König Marke.

XII. Die Brautfahrt.
XIII. Der Kampf mit dem Drachen.
XIV. Tristan wird als Tantris erkannt.
XV. Tristan und der Truchseß.

Der Minnetrank und seine Folgen.

XVI. Der Minnetrank.
XVII. Das Geständnis.

Wie Tristan und Isolde Marke hintergehen.

XVIII. Brangäne in der Brautnacht als Stellvertreterin Isoldes.
XIX. Rotte und Harfe.
XX. Marjedo.

List wider List.

XXI. List wider List.
XXII. Der Zwerg Melot.
XXIII. Belauschtes Stelldichein.
XXIV. Das Gottesgericht.
XXV. Das Feenhündchen Petitcreu.

Verbannung und Versöhnung.

XXVI. Die Verbannung.
XXVII. Die Minnegrotte.
XXVIII. Entdeckung und Versöhnung.

Scheiden und Meiden.

XXIX. Scheiden und Meiden.
XXX. Isolde Weißhand.

II. Vertiefung.

1. Die Grundlage der Dichtung.

Wie alle höfischen Dichter, so benutzte auch Gottfried für sein Gedicht eine fremde Vorlage.

Der Ursprung der Sage von Tristan und Isolde ist bei den nördlichen Briten zu suchen. Tristan war, wie sein Name wahrscheinlich macht, ein piktisch-gaelischer Held, und den historischen Hintergrund der Sage bildeten die Kriege der Kelten Großbritanniens mit

dem mächtigen germanischen Wikingerreiche von Dublin im 9. Jahrhundert. Der Schwerpunkt der Sage mag weniger auf dem Liebesverhältnis mit Isolde als auf dem Kampfe mit Morold gelegen haben.*)

Später wanderte die Sage südwärts zu den Angelsachsen und den Kelten von Wales, bei denen sie eine weitere Ausbildung und zugleich eine Verschiebung des Schauplatzes erhielt. Schon in den ältesten uns erhaltenen Denkmälern ist der Schauplatz der Begebenheiten in Kornwal; das beruht wohl auf alten Erinnerungen an eine Oberherrschaft, die keltische Iren aus Leinster und Munster über die Küsten von Wales und Kornwal im 5. und 6. Jahrhundert ausgeübt hatten.

Ihre volle Ausbildung erfuhr die Sage in der Bretagne. Bretonische Sänger, die in Wales die Sage kennen lernten, taten ihrerseits Züge aus der bretonischen Sage hinzu, so daß sich nebeneinander eine englische und eine bretonische Version der ursprünglich keltischen Sage bildete. Durch die Sänger des zweisprachigen bretonischen Gebietes wurde die Sage der normannisch-französischen Welt übermittelt. Daher sind denn auch zwei anglonormannische Dichter die Hauptvertreter der poetischen Tristansage: Thomas und Berol, von denen jener die englische, dieser die bretonische Version repräsentiert. Die letztere fand auch auf dem Kontinent Bearbeiter, zu denen wahrscheinlich auch der uns schon bekannte Chrestien de Troyes gehörte. Französische Spielleute endlich verarbeiteten den Stoff der Tristansage nach Art der Abenteuerromane und verquickten den Tristanstoff mit der Artussage. Die bretonische Version hat naturgemäß eine Anzahl ursprünglicher Züge bewahrt, die in der englischen Version teils schon vor Thomas, teils unter den Händen dieses höfischen Kunstdichters verschwanden, so daß man jene als die ältere, diese als die jüngere bezeichnet.

Die ältesten Tristandichtungen sind uns verloren, unter diesen auch die von Chrestien de Troyes. Von den erhaltenen Dichtungen gehört zu der älteren Gruppe die „Spielmannsfassung", die unter Hintansetzung einer innerlichen, psychologisch vertieften Darstellung ihr Hauptgewicht auf die Schilderung von Tatsachen und allerlei Abenteuern legte, der Tristan von Eilhart von Oberge, einem aus dem Hildesheimischen stammenden Dichter, der als Dienstmann Heinrichs des Löwen vorkommt und um 1170, also vor Gottfried von Straßburg, schrieb. Seine Dichtung wird allerdings durch Gottfrieds Werk völlig in den Schatten gestellt.

Von den eigentümlichen Zügen dieser älteren Sage, wie sie in der Erzählung Eilharts hervortreten, mögen hier nach W. Hertz

*) Wahrscheinlich liegt auch hier ursprünglich ein Mythus zugrunde, der sich nachher in bestimmten, scheinbar historischen Namen verkörperte und so zur Sage ward, wovon jedoch nur einzelne Bestandteile noch durchblicken, wie der Drache, die zauberkundige Königin Isot; auch der Beiname der späteren Isolde „Weißhand" deutet in mythische Regionen hinauf.

(Tristan und Isolde, neu bearbeitet,[4] Stuttgart 1904, S. 469) die wichtigsten angedeutet werden: Tristans Vater Riwalin ist König von Lohnois. Blanscheflur stirbt während der Seefahrt in Geburtswehen, und das Kind wird ihr aus dem toten Leibe geschnitten. Riwalin bleibt am Leben und stirbt erst kurze Zeit vor seinem Sohne. Morold verwundet Tristan mit einem vergifteten Spieße, wird selber todwund nach Irland eingeschifft und stirbt erst unterwegs. Den im Schifflein zufällig an die irische Küste treibenden Tristan, der sich für einen Kaufmann Pro ausgibt, heilt die junge Isolde. Zwei sich streitenden Schwalben entfällt in Markes Saal ein schönes Frauenhaar, und um dem Drängen seiner Blutsfreunde zu entgehen, gelobt der König, keine andere Frau zu heiraten als die, von der dieses Haar komme. Tristan fährt aus, sie zu suchen. Durch einen Sturm wieder nach Irland verschlagen, nennt er sich Tantris. Wie er, nach dem Drachenkampf von Isolde gebadet und gesalbt, ihr Haar als das gesuchte erkennt, da lächelt er; sie aber glaubt, irgend etwas versehen zu haben, und holt sein Schwert, um es blank zu wischen. So folgt die Erkennung. Als er seine Ansprüche auf sie geltend macht, freut sie sich, wird aber bitter enttäuscht, da er sie für seinen Oheim fordert. Der Minnetrank*) wirkt nur auf vier Jahre. Der Hauptgegner der Liebenden ist Markes Schwestersohn Andret, ihr Freund der Fürst Tinas von Litan. Nach der Entdeckung durch das gestreute Mehl wird Tristan zum Rade, Isolde zum Holzstoß verurteilt. Tristan entkommt, indem er aus dem Fenster einer Kapelle in den darunter liegenden See springt; Isolde aber wird den weibergierigen Aussätzigen überliefert, daß sie in ihren Umarmungen schmählichen Tod finde (etwas Roheres kennt die ganze mittelalterliche Literatur nicht). Tristan befreit sie und führt nun mit ihr über zwei Jahre ein elendes Leben in der Wildnis. Auf Andringen des Klausners Ugrim, dem Tristan beichtet, bringt er dann Isolde ihrem Gatten zurück und zieht an König Artus' Hof. Vom Lande des Königs Havelin aus, dessen Tochter Isolde er heiratet, schleicht er sich in den verschiedensten Verkleidungen bei der Geliebten ein. Als Helfershelfer seines Schwagers Kehenis, der mit der Frau des Burgherrn Nampetenis einen Liebeshandel hat, erhält er wieder eine vergiftete Wunde und sendet seinen Wirt nach der heilkundigen Geliebten aus. In törichtem Leichtsinn sagt sein Weib, das herannahende Segel sei schwarz. Die Königin findet ihn tot, legt sich neben ihn und stirbt. Jetzt erst erfährt Marke von dem Minnetrank, holt voll Klage und Reue die Leichen und bestattet sie in einem Grabe. Daraus sprießen ein Rosenbusch und eine Weinrebe, die unzertrennlich ineinander verwachsen.

Die gemeinsame Quelle für die Dichtungen der jüngeren Gruppe,

*) „Auch die deutsche Heldensage kannte, wie wir wissen, einen Zaubertrunk; er bewirkte Vergessenheit und war das Symbol der Untreue; durch ihn wurde Siegfried von Brünhild abtrünnig gemacht und für Kriemhild gewonnen. Der Zaubertrunk in der keltischen Sage erwirbt Liebe und ist ein Symbol der Treue: durch ihn wird Tristan für immer an Isolde gefesselt.“ (W. Scherer.)

der „höfischen Fassung," ist das Werk des Trouvere Thomas, der dasselbe gegen 1180 in England schrieb. Er trat der älteren Überlieferung mit selbständiger Kritik gegenüber und schuf als bewußter Künstler aus freiem Ermessen eine nach einem einheitlicheren Schema geordnete Neugestaltung der Tristansage. Dabei legte er das Hauptgewicht nicht so sehr auf die epische, als auf die lyrisch angehauchte, ebenso scharfsinnige als liebevolle Schilderung der Seelenvorgänge. Thomas beruft sich dabei auf einen Gewährsmann Breri, von dem er das nämliche sagt, was Gottfried ihm nachrühmt: daß er alle Mären von den Landherren Britanniens gewußt habe.*)

Dieses Gedicht des Trouvere Thomas legte Gottfried seiner Dichtung zugrunde. Leider ist es uns im Französischen nur fragmentarisch erhalten. Die Bruchstücke setzen gerade da ein, wo Gottfrieds Gedicht abbricht. Nur wenige Verse können zur Vergleichung einander gegenübergestellt werden. Dagegen ist uns das Thomasgedicht vollständig in einer norwegischen Übersetzung, der Tristams saga ok Isondar, erhalten, die der Mönch Robert im Jahre 1226 auf Befehl des Königs Hákon Hákonarson anfertigte.

2. Die künstlerische Darstellung des Stoffes und der Grundgedanke der Dichtung.

1. Gottfrieds Verhältnis zu seiner Vorlage. Mit der norwegischen Übersetzung des Thomasgedichtes stimmt Gottfried im Gange der Erzählung durch das ganze Werk hindurch, oft auf kürzere Strecken Schritt für Schritt überein.

Wir dürfen daraus schließen, daß er sich in jedem Zuge der Handlung engstens an seine französische Vorlage anschloß und sich keine Änderung hinsichtlich des Stoffes gestattete.

Aber auch in Hinsicht auf Darstellung und Form des Stoffes bot sich ihm in dem Gedichte des Thomas, wie aus den uns erhaltenen Bruchstücken hervorgeht, eine Vorlage, die schon von hoher Vollendung war. „Wenn beide Gedichte uns vorliegen würden, schreibt W. Golther (Tristan und Isolde, herausgegeben Stuttgart o. J., S. IX), so wäre vom rein ästhetischen Standpunkte aus betrachtet jedenfalls zwar Gottfried der erste Preis zuzuerkennen; aber seine Arbeit war auch unverhältnismäßig leichter als die des Thomas. Letzterer entrückte das Gedicht der Sphäre der einfachen Jongleurpoesie. Der ruhige, einfache, in typischen Ausdrücken sich bewegende Stil der letzteren wurde durch gewählte, von lyrischem Schwunge getragene höfische

*) Sîne sprâchen in der rihte nicht,
als Thomas von Britanje giht,
der âventiure meister was
und an britânschen buochen las
aller der lanthêrren leben
und ez uns ze künde hât gegeben.

Diktion ersetzt. Die individuellen Vorzüge des Thomas lassen sich aus seinem Stile erkennen, und er hat seine Aufgabe in gelungener Weise gelöst.

Demgegenüber befand sich Gottfrieds Vorlage auf einer viel vollkommeneren Stufe. Er hat das schon sehr vollendete Thomasgedicht gleichsam denselben Prozeß noch einmal durchmachen lassen. Bei zweifacher Läuterung bleibt natürlich noch reineres Gold im Tiegel."

Doch kann von einer bloßen Übersetzung Gottfrieds nicht die Rede sein. Wir können allerdings den Wortlaut beider Dichter nur an zwei Stellen vergleichen. So kurz aber diese Stellen sind, so bestätigen sie doch zur Genüge, daß Gottfrieds Werk eine Übersetzung im heutigen Sinne nicht genannt werden kann, und daß W. Hertz recht hat, wenn er a. a. O. S. 473 schreibt: „Das Gedicht ist eine freie Bearbeitung, welche wohl ausgewählte Einzelheiten des Originals wörtlich wiedergibt, aber vom Gegenstande ergriffen weiter ausführt, andere fallen läßt und mit eigener Schöpferkraft ergänzt. Thomas und Gottfried wären kongeniale Naturen. Auch Gottfried trat den Märchenzügen der älteren Sage mit rationalistischer Kritik entgegen; auch er hielt dem lyrischen Gange seiner Zeit entsprechend die inneren Vorgänge für anziehender als die äußeren und ging daher vor allem auf psychologische Motivierung aus. Angeregt durch die besonnene Stoffgliederung, die Seelenanalyse und nicht zum mindesten durch die mit Gedanken ballspielende Beredsamkeit des französischen Meisters griff Gottfried dessen Werk von neuem an, indem er auf weitere Säuberung des Zusammenhanges bedacht war, aus eigener Herzenserfahrung mit den Seelenerfahrungen des Originals wetteiferte und über das ganze Gedicht jenen Hauch schwärmerischer Weichheit, jene Musik der Gefühle ergoß, die nur im Wohllaute der Worte ihresgleichen sucht.

Gottfried hat die Tristansage durch den Zauber seines Stils auf den höchsten dichterischen Ausdruck gebracht und ihr das glänzende Gepräge seiner menschlichen und künstlerischen Eigenart aufgedrückt. Das ist es, was ihn zu einem der ersten Meister unserer mittelalterlichen Dichtung macht."

2. **Anlage und Schönheiten der Tristandichtung.** Die Komposition im Tristan ist einfach, künstlerisch durchdacht und in allen Teilen zum Ganzen strebend. Allerdings stellen sich auf den ersten Blick drei von einander gesonderte Abschnitte dar: die Geschichte der Eltern Tristans, seine Erziehung und sein Leben bis zur Wiedererwerbung des väterlichen Reiches und endlich sein Verhältnis zu Isolde; dennoch stehen diese drei Teile in der genauesten Beziehung zueinander. Tristan verdankt sein Leben einer Stunde unbewachter Leidenschaft, die Leidenschaft wird das Element, in dem sein inneres Wesen zur Entwickelung kommt. So weist der erste Teil vorbereitend auf den dritten, während die Geschichte seiner äußeren Entwickelung eine Reihe feiner Beziehungen spinnt, um beide zu verbinden.

An künstlerischer Einheit fehlt es daher dem Gedichte durchaus

nicht. Keine Episode stört den Gang der Handlung, kein Abenteuer tritt mit unberechtigten Ansprüchen auf. Überall bildet der Held den Mittelpunkt der äußeren Vorgänge, die wiederum nur der inneren Verknüpfung dienen. Die Dichtung ist wie aus einem Gusse.

Der Stoff des Gedichtes kam allerdings dem Künstler sehr entgegen. „Kaum eine Sage, nur eine Historie, ist die Liebesgeschichte Tristans und Isoldens der Verbindung mit der äußeren Welt der Abenteuer des Artusromanes glücklich entronnen, hat sich ihre verhältnismäßig einfachen Umrisse und auch die ursprüngliche Lokalität bewahrt. Die Bretagne, Kornwal, Irland, also benachbarte, nur durch Meeresarme getrennte Länder sind der Schauplatz der Erzählung; Wald und Meer rauschen fortwährend in sie hinein und erhalten ihr Duft und Frische. Aus dem sie umrahmenden Naturleben hebt sich dann die Leidenschaftsgeschichte mächtig empor, mit geradezu zwingender Kraft — ihr Erzähler konnte gar nicht in Versuchung kommen, noch anderes darstellen zu wollen als eben sie, Liebe, Lust, Leid, Schuld, Untergang" (Bartels, Geschichte der deutschen Literatur, 1 Bd., Leipzig 1901, S. 102).

Und für die Gestaltung eines solchen Stoffes war gerade Gottfried der rechte Mann.

Seine weiche, empfindsame, in der Fülle glänzender Darstellungen schwelgende Kunst war trefflich geeignet für die Schilderung einer Leidenschaft, welche die Charaktere löst und zerbröckelt wie das Meer den Fels, den es umflutet. „Mit bewundernswürdiger Sicherheit, sagt Brenning (Geschichte der deutschen Literatur² Lahr o. J., S. 92), weiß Gottfried die Tiefen und Untiefen des menschlichen Herzens darzulegen. Er kennt es durch und durch, weiß, wie sich das Spiel der Leidenschaften in seltsamer Weise verwirrt und verkettet, wie diese den Sinn berücken und von dem ersten Fehltritt an mit umstrickender Sophistik das Bewußtsein und den Willen umgarnen. Man hört den Streit der Gedanken, wie sie sich untereinander verklagen und entschuldigen, auch durch den ruhigen, gleichmäßigen Gang seiner Erzählung hindurch. Und er unterscheidet fein die Regungen des weiblichen Herzens von denen des männlichen.

Vortrefflich ist es, wie keine mit heftigerem Hasse sich Tristan in Irland widersetzt als Isolde selbst, da er als Markes Freiwerber auftritt. Sie selbst liebt ihn, und daß er sie für den alten Oheim als Gemahlin heischt, ruft den ganzen Quell leidenschaftlichen Schmerzes in ihr wach, der sich nur als Haß geltend machen kann. Aber gerade weil dieser Haß nur verletzte Liebe ist, schmilzt er wieder in zärtlicher Hingebung dahin, sowie die Gelegenheit sich bietet, auch ohne daß es des Liebestrankes bedurft hätte, der doch nur symbolisch zu nehmen ist. In dem Manne sind solche Empfindungen einfacher, und die Überwindung der Scheu von dem ersten Fehltritt erfolgt schneller und mit weniger Umschweif. Aber die Folgen der so lange fortgesetzten Heimlichkeit, des Betruges zeigen sich in dem Einschlafen aller höheren Antriebe. Er lebt nur noch seiner Leidenschaft, verlernt

es, auf die Gebote der Ehre, auf den stolzen Ruf der Macht und Herrlichkeit zu hören und verzettelt seinen Wert und seine Geltung in kleinen Buhlerlisten. Alle diese Züge sind mit wahrer Meisterschaft durchgeführt."

Allerdings in ein anderes psychisches Problem als Tristans und Isoldens liebende Empfindungen in Freud und Leid dringt der Dichter nicht ernsthaft ein. Nicht die inneren, sondern die äußeren Konflikte, zu denen beider Liebe führt, beschäftigen ihn.

So hat Fr. Vogt recht, wenn er schreibt (Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur, 1. Bd.,[2] Leipzig 1904, S. 126 ff.): „Es ist im Grunde eine Reihe echt romanischer Ehebruchsnovellen, die den zweiten Teil von Tristan und Isolde bilden, und die nicht sowohl durch die innere Notwendigkeit einer fortschreitenden Handlung als durch die Identität der durch das ständige Motiv erforderten Personen zusammengehalten werden: das Liebespaar Tristan und Isolde, der betrogene Ehemann Marke. Echt romanisch ist das Geschick, mit dem dabei spannende Situationen geschaffen, schwierige Knoten geschürzt und gelöst werden, echt romanisch auch der Leichtsinn, mit dem über die sittlichen Probleme hingehuscht wird. Die ganze Fabel ist tragisch gefaßt, aber nicht die ethische Tragik des Motivs, daß die Liebenden in der verzehrenden Leidenschaft sittlich untergehen, kommt zur Geltung, sondern nur die tragische Verkettung der Verhältnisse, die ihrem Liebesverkehr immer neue Gefahren und schließlich ihnen selbst den Tod bringt.

So fehlt denn auch jede Steigerung in der Darstellung des sittlichen Verschuldens der beiden. Wir sehen nicht etwa, daß Isolde allmählich immer tiefer und tiefer in Verstellung, Hinterlist, Ehrlosigkeit und Verbrechen durch die unentrinnbare Gewalt der Minne hineingezogen wird. Sie beginnt ihre Ehe gleich mit dem Äußersten, indem sie, um zu verbergen, daß sie selbst nicht mehr Jungfrau ist, die getreue Brangäne ihre Stelle in der Hochzeitsnacht einnehmen und so ihre jungfräuliche Ehre opfern läßt. Und dabei macht sie nicht etwa auch nur den Versuch, sich ganz für Tristan zu erhalten; unmittelbar nach Brangäne gibt sie sich selbst dem Marke hin. Die Listen und Betrügereien, mit denen Isolde in den folgenden Abenteuern ihren Gemahl hintergeht, reichen nicht entfernt an die Verworfenheit ihrer ersten Handlungen heran. Weder die einen noch die anderen werden mit dem Charakter der Heldin und Wandlungen desselben in Zusammenhang gebracht, und so wird auch Tristan zum treulosen Eheschänder an seinem Verwandten, Freund und Wohltäter, ohne daß die ethische Tragik dieses Motivs erfaßt und seine Entwickelung aus den Charakteren versucht würde."

Von ihrer schönsten Seite zeigt sich Gottfrieds Kunst wieder da, wo er zuletzt von der höchsten Liebesseligkeit und dem größten Liebeskummer der beiden erzählen kann. Vom Hofe verbannt, ziehen sie in die Wildnis; eine Felshöhle wird ihre Wohnung. Aber dieses armselige Leben wird für sie eine Zeit des höchsten Glückes. Un-

gestört und ungeteilt einander hingegeben, genießen sie ein wonniges Liebesidyll. Der plätschernde Bach, die blumenbedeckte Wiese, schattenspendende Linden und die heimlich-trauliche Grotte bilden die anmutige Szenerie, in die der Dichter bald einen vielstimmigen Chorgesang, bald die sehnsüchtigen Worte der Harfe und des Gesanges der beiden Liebenden, bald ihre schwermütigen Erzählungen von den Schicksalen berühmter Liebespaare hineinklingen läßt.

Und als schließlich Tristan fliehen muß, da geben die leidvollen Empfindungen der zurückbleibenden Isolde, die Klagen, in die sie ihren Kummer ausströmen läßt, und nicht minder die seelische Verfassung des unstet und unbefriedigt in der Fremde umhergetriebenen Tristan dem Dichter Gelegenheit, das zarte Nachfühlen, mit dem er sich in die Zustände liebender Herzen vertieft und die kunstvollen Mittel seines poetischen Stils noch einmal glänzend an den Tag zu legen.

Was je ein Menschenherz an Erdenluft und Erdenschmerz erfüllte, er, der in den Herzen tiefer las und selber tiefer empfand als alle seine dichtenden Zeitgenossen, weiß es auszusprechen und uns zum innersten Anteil daran zu bewegen. Die kindlichste Zartheit, das Ringen nach irdischer Befriedigung, die jauchzende Lust und ihren Wonnetaumel, den dämonischen Trotz der entflammten Leidenschaft, die Qual der Sehnsucht, das unselige Gefühl der Schuld, Selbstvergessenheit und Selbsterniedrigung, Eifersucht, Haß, Leben und Tod, die in einer Brust miteinander ringen, — für alles findet Gottfried einen Ausdruck, eine Sprache, die zum Herzen dringt, weil sie von Herzen kam.

3. **Charakteristik der Personen.** Aus den obigen Ausführungen geht schon hervor, daß die Charakteristik, sonst die schwächste Seite der höfischen Dichtung, bei Gottfried in festeren Umrissen auftritt und die Hauptgruppe in lebendigen Formen vom epischen Hintergrunde abhebt. Es ist Lebenswärme in diesen Gestalten, sinnliche Kraft, die, wie sie mit den Zügen vollendeter Wahrheit entgegentritt, manchmal gleichsam elektrisch berührt. Gottfrieds Menschenkenntnis versteht es, die am verschiedensten angelegten Naturen bis in ihr Innerstes zu verfolgen und uns die Geheimnisse ihres Gemütes überraschend, erschreckend, oft bewunderungswürdig darzulegen.

Welch eine lichtglänzende Erscheinung stellt uns der Dichter in dem Jüngling Tristan vor Augen! Eine göttergleiche Gestalt, erfahren in allen höfischen Künsten, voll bestrickender natürlicher Liebenswürdigkeit, die alle Herzen im Sturme erobert, tatendurstig und tatenfroh, kein Abenteurer, sondern in Wahrheit ein Held, bescheiden, klug und gewandt — so sehen wir den Jüngling vor uns. Allerdings ist er auch jetzt schon schlau und zu Listen neigend, welche er mit einer Fertigkeit ersinnt und ausführt, die mehr der Leichtigkeit seines Geistes als dem Ernste und der Aufrichtigkeit seines Gemütes zum Ruhme gereicht. Die Schlangenlist liegt ihm näher als die Taubenunschuld.

Dann kommt die Liebe über ihn; er trinkt den verhängnisvollen

Minnetrank, doch wohl, wie schon gesagt, eine Symbolisierung des elementaren Ursprungs und der Unausweichlichkeit der großen Leidenschaft, die ihn ergriffen hat. Und nun ist er nicht anders mehr aufzufassen als ein Bezauberter. Sein Wille folgt dem Triebe, er kann nicht los und will nicht los. Daß der Mensch, der seine sittliche Würde preisgibt, überhaupt aufhört, noch menschlich groß zu sein, davon gibt der anfangs so anziehende Jüngling ein trostloses Beispiel. Von Rittersinn, von Bewährung seines Mannessinnes und seiner Heldenkraft ist keine Rede mehr; er verzettelt seinen Wert und seine Geltung in kleinen Buhlerlisten. Aus dem Lande, das ihm durch das Versprechen seines Oheims als Erbteil zufallen sollte, schleicht er wie ein Verbrecher fort, ein Landberaubter; aber dafür hat er kein Gefühl mehr. Und daß er die Geliebte, der er alles aufgeopfert hat, dann vergißt um jener Isold Weißhand willen, zeigt zwar um so mehr, daß ein Zauber auf ihm ruht, der nicht mehr wirkt, als er die Gefährliche nicht länger sieht, aber es kann nur den Eindruck beklagenswerter Haltlosigkeit verstärken, in welcher der Unglückliche zugrunde gehen muß.

Am übelsten fährt Isolde in der Schilderung des Dichters, aber man muß seinen psychologischen Scharfsinn bewundern, der die Frau, die den Zügel der Scham und Sitte einmal abgeworfen, dann auch rettungslos vollem Verderben preisgegeben zeigt. Ein Verständnis des weiblichen Herzens liegt gleich in Isoldens anfänglichem Haß gegen Tristan. Die Regung des beleidigten jungfräulichen Gefühls ist nur eine andere Erscheinungsform der Liebe, die sich hinter dem heraufbeschworenen Stolz zu bergen sucht und doch in ihrer ursprünglichen Empfindung hervorbricht. Auch ohne den Minnetrank hätte dieser Haß sich selbst verzehrt, denn er war ein widerwilliger, eine Übergangsstufe der Leidenschaft. Nachdem er aber überwunden, da ist es das Weib, das zuerst der Glut widerstandslos erliegt und einmal erlegen, jede Fessel zerreißt.

„Von ihr gehen die schlimmsten Lügen und Trügereien aus, und mit einer wahrhaft raffinierten Bosheit weiß sie den betrogenen Gatten in der grausamen Qual zwischen Trug und Wahrheit schwebend zu erhalten. Ihr Werk ist der verruchte Mordplan gegen Brangäne, die einzige Mitwisserin des schrecklichen Geheimnisses, der doch kein anderer Vorwurf gemacht werden konnte, als der einer zu großen Nachgiebigkeit und Behilflichkeit bei dem ehebrecherischen Treiben! Sie wagt auch in einer berühmten Stelle der Dichtung das frevle Spiel mit dem Gottesurteil.

Als der König nämlich in seinem Verdacht bestärkt ist, hält er mit seinen Großen einen geheimen Rat. Diese schlagen ein Konzilium vor, und der Königin wird ein Gottesurteil zugeschoben. Sie soll die Probe des glühenden Eisens bestehen. Aber sie hat auch in diesem äußersten Falle eine Aushilfe. Tristan, der nicht mehr an dem Hofe weilt, wird von ihr brieflich beschieden, zur bestimmten Zeit an dem Orte, wo das Gericht abgehalten werden soll, sich als Pilger verkleidet

einzufinden. Als die Königin das Schiff, auf dem sie hergefahren ist, verläßt, bieten ihr die Ritter ihren Beistand an, aber sie will sich nur von dem armen Waller ans Land tragen lassen. Unterwegs flüstert sie ihm zu, er solle mit ihr straucheln und fallen. Das Volk ist empört über eine solche Ungeschicklichkeit, aber Isolde bittet für den armen Pilger, er sei schwach und habe sie nicht halten können. Darauf schwört sie dem König den Eid: Es habe ihr niemand zur Seite gelegen als er und der arme Pilger. Der König ist damit zufrieden. Dann ergreift sie das glühende Eisen in Gottes Namen und trägt es, ohne sich zu verbrennen.

Dâ wart wol geoffenbaeret	Da wurde deutlich wohl und klar
und al der werlt bewaeret,	Vor allen Augen offenbar,
daz der vil tugendhafte Krist	Daß unsern lieben Herrgott man
wintschaffen alse ein ermel ist:	Wie einen Ärmel wenden kann:
er füeget unde suochet an,	Er schmiegt sich an und fügt sich glatt,
dâ man's an in gesuochen kan,	Wie man es nur im Sinne hat,
alsô gefüege und alse wol,	So weich, so handsam, so bequem,
als er von allem rehte sol.	Wie's artig ist und angenehm,
er 'st allen herzen bereit,	Ist allen Herzen gleich bereit
ze durnähte und ze trügeheit.	Zum Trug wie zur Wahrhaftigkeit,
ist ez ernest, ist ez spil,	Zum Ernste wie zur Spielerei,
er ist ie, swie man wil.	Wie man's begehrt, er ist dabei.

Worte, die allerdings einen leichtfertigen Klang haben, aber die in einem Sinne aufgefaßt und gedeutet werden können, der sie vor diesem Vorwurf schützt. Es spricht sich darin eine höchst ernste und schneidende Ironie aus gegen das verruchte Spiel der Gottesurteile, die um so wirksamer erscheinen mußte, als genaue Erforschung jener Zeit nachgewiesen hat, daß gerade um das Jahr 1212, in der Zeit der durch Papst Innocenz III. begünstigten Einführung der Inquisition, Straßburg der Schauplatz mehrerer Gottesurteile wegen Ketzerei war, an denen der freie, weltmännische Sinn Gottfrieds großen Anstoß genommen haben muß." (Brenning.) Immerhin haben die Worte wenigstens in der Form einen blasphemischen Klang, und es ist wohl kaum anzunehmen, daß der Dichter dieser Verse den christlichen Glauben ernst genommen hat.

Wie schwer aber auch Isoldens Vergehen gegen Sitte und Gesetz ist, die Innigkeit und Wärme ihrer Liebe, die sich mit höchster Aufopferung paart, und bis zu einem Gipfel steigt, der an Erhabenheit streift, diese Leidenschaft besticht selbst ihren Richter.

Marke, der beleidigte Gatte, steht verstummend vor dieser Gewalt, er vermag Isolden nicht zu hassen und kann nur in tiefster Seele trauern, daß ein so mächtiges Gefühl mit einer Verblendung gegen die sittlichen Gesetze Hand in Hand gehen muß. Der Dichter läßt ahnen, daß Marke nicht ohne Vorwurf vor sich selbst steht, denn ihm konnte Tristans Liebe schon damals nicht verborgen sein, als er ihn als Brautwerber nach Irland sandte. Hatte er doch mit den begeistertsten

15740 wintschaffen, wetterwendisch. — 15741 an suochen, sich anpassen. — 15746 durnähte, Aufrichtigkeit.

Worten von Isolde gesprochen. Jugend gehört zu Jugend, das fühlte er schmerzlich, und er, der Greis, der als hassenswertes Hindernis und zugleich als Richter zwischen beiden stehen soll, kann doch nicht aufhören, ihnen eine fast väterliche Neigung zu schenken. So psychologisch verständlich das alles ist, wir können doch an diesem halben Geschehenlassen, dieser Unsicherheit, die jetzt zu billigen scheint und dann doch wieder zu Strafen greift, eine rechte Freude nicht haben.

4. **Der Grundgedanke der Dichtung.** Edle Heldenkraft, durch Leidenschaft verwüstet — das scheint der ursprüngliche Sinn der Sage gewesen zu sein. Aber schon Gottfrieds Vorgänger und auch Gottfried selber haben sie so nicht mehr aufgefaßt.

Die große, allbesiegende Leidenschaft, die gewaltig hervorbrechend alle Schranken zertrümmert, im Kampfe mit der Welt und ihren Satzungen sich in Schuld verstrickt und (nach den Fortsetzern des Gedichtes) endlich im erlösenden Tode versöhnt wird, das ist der Grundgedanke der Tristandichtung. Der ganze Stoff ist von vornherein um den einen Mittelpunkt konzentriert, von dem alle Wärme und alles Licht auf ihn ausstrahlt: die Allmacht der Liebe. Es ist ein förmlicher Minnekultus, dem die Dichtung geweiht ist, die tragische Leidensgeschichte einer unseligen Liebe, eine wechselvolle Reihe von Weh und Wonne, eines Glückes, das bald zu erblühen scheint, bald dahinwelken muß.

Die Liebe ist das einzige Interesse der beiden Hauptpersonen, keine andere Pflicht vermag ihr Gemüt in Anspruch zu nehmen, sie leben nur sich, nur füreinander, finden nur in ihrem Besitze Seligkeit und Genüge. Die Liebenden fühlen sich in einer ganz besonderen Welt und dem sonst üblichen Zusammenhange des Lebens durchaus entrückt. Sie sind im vollsten Sinne des Wortes bezaubert, auch darum kaum verantwortlich für das, was sie tun.

Aber wir leben nun einmal in einer Welt, wo alles nach dem Gesetz von Ursache und Wirkung zusammenhängt, in einer Welt, in der die großen sittlichen Gebote die Grundpfeiler des menschheitlichen Organismus sind. Jede Übertretung fordert ihre Sühne. Auch in unserem Gedichte werden die Liebenden, die nur den heißen Trieben ihres Herzens folgen, ohne irgend eine Einsprache gelten zu lassen, sündig, und so verfallen sie rettungslos dem Verderben.

Und doch bildet diese Liebe, die sich gegen Recht und Gesetz zu behaupten weiß und zu Betrug und Unsittlichkeit aller Art führt, nach W. Scherers wahrem Worte (Geschichte der deutschen Literatur[3] Berlin 1884) nach einer Seite hin eine sittliche Macht: „sie ist egoistisches Begehren, und doch wirkt sie dem Egoismus entgegen. Sie beugt den Menschen unter ein Joch, das ihm die Leiden der Sehnsucht und die ärgsten Gefahren auflegt und das ihn doch nicht schreckt, sondern alle Energie der Hingebung und Aufopferung in ihm erweckt. Sie läßt ihn schlecht werden, aber nicht gemein."

5. **Sprache und Darstellung.** Wir haben schon darauf hingewiesen,

daß Gottfried für alles einen Ausdruck, eine Sprache findet, die vom Herzen kommt und wieder zum Herzen dringt.

In Gottfrieds Darstellung ist keine mystische Dämmerung, sondern lachender, goldener Tag. Hier ist der Mensch nicht ein Knecht, der nach einem verlorenen Paradiese sucht, sondern unumschränkter Herr in seiner Welt. Und diese Welt ist Paradieses genug, um jede Freude zu bieten. Wie Gottfried mit Meisterhand den Waldbach zeichnet, der unter Buchen sonnenhell vom Felsen tanzt, so ist seine Sprache: durchsichtig, kristallhell dahinfließend, von unnennbarer Anmut und Melodie. Der Reiz seiner Schilderung erstreckt sich wie auf das verborgene Leben des Gemüts, so auf das äußere Leben. Glänzender und feiner ist die vornehme Welt des dreizehnten Jahrhunderts von keinem Dichter dargestellt worden. Tristans Jugenderziehung ist ein Muster höfischer Bildung, der Hof Markes zu Tintajol bei weitem geistvoller als der der Tafelrunde. Es sind auch Ritter und Helden, aber bei aller Ritterschaft wird ihren Waffentaten nur ein Nebeninteresse zuteil. Der Hauptton ruht auf ihrem inneren Wesen, sie sind freier vom ritterlich-höfischen Zeremoniell und dürfen sich menschlich freier bewegen. Gottfried schildert auch Schlachten, Belagerungen, Zweikämpfe, aber weniger eingehend, ebenso beschränkt er sich bei Beschreibungen von glänzenden Aufzügen, Waffenspielen u. dergl. auf das Nötigste. So sagt er bei Gelegenheit der Schwertleite Tristans: „Wie sie aber nun zum Wettkampfe losgingen, wie sie mit Schäften stachen, und wieviel sie ihrer zerbrachen, das mögen die Garzune (Knappen) sagen, die sie halfen zusammentragen. Ich mag ihr Buhurdieren (Turnieren) nicht alles in die Welt rufen.“ — Dagegen malt er mit Vorliebe das gesellige, heiter bewegte Leben der Zeit. So das Treiben der Jagd, Feste im Waldesgrün, mit lachenden Gesichtern und lustwandelnden Gruppen. Bei solchen Bildern zeigt er seine hervorragende Fähigkeit der Naturschilderung, im Einklang mit den menschlichen Empfindungen. Es ist ein förmliches Ineinanderwachsen von Natur und Gemüt. Vor allem ist die Landschaft um die Minnegrotte mit leuchtenden Farben gemalt, der lauschige Waldeswinkel im Gebirge mit den schlanken Bäumen, sprudelnden Bächen, dem Vogelsang und den Rehen, die arglos in die Einsamkeit der Liebenden dringen. Nicht minder trefflich ist die erste Meerfahrt Tristans, als er seinen Pflegeeltern geraubt wird, in Naturtönen ausgeführt, dieses sich Dehnen des unendlichen Raumes, in welchem das Auge geängstigt nur Luft und Wellen umfaßt, im Gegensatz zu der behaglichen Enge des häuslichen Kreises, wo jeder Gegenstand nah und bekannt war. Es ließe sich eine ganze Reihe von Bildern nennen, alle mit feiner landschaftlicher Empfindung durchgeführt.

Bei all diesen Vorzügen teilt aber Gottfried doch gewisse beschränkende Eigenheiten mit seinen Kunstgenossen. Wie diese, bringt er häufig französische Wendungen an, ganze Verse, die immer wiederkehren und mitten in der wärmsten Darstellung erkaltend und unangenehm wirken. Auch er liebt es, persönlich aus dem Rahmen zu

treten und dem Leser von seinem Reichtum an beiläufigen Gedanken und Beobachtungen mitzuteilen. Gern spinnt er einen Gedanken länger aus, spielt mit ihm und mit Worten, aus bloßer Lust am reizenden Wohllaut und Tonfall seiner Sprache. Doch das sind Kleinigkeiten. Auch der schärfste Kritiker muß den Künstler Gottfried ungeschoren lassen.

3. Verwandtes und Bekanntes.

Die Liebessage, wie sie Tristan und Isolde zugrunde liegt, kehrt bei allen Völkern, zu allen Zeiten wieder. Man denke nur an die berühmten und bekannten Erzählungen von Pyramus und Thisbe, von Hero und Leander, die ihr deutsches Gegenbild in der volksmäßigen Ballade von den beiden Königskindern finden, von Romeo und Julie.

Ein merkwürdiges Gegenstück zu unserer Sage bildet auch die altpersische von Wis und Râmîn. Hier spielt die Rolle Markes der Schach Mobad, die Tristans sein Bruder Ramin, und die schöne Wis gleicht an Liebesleidenschaft und Liebeslist der Isolde. Auch Ramin vermählt sich in der Ferne mit einer anderen, bis er reuig zur Geliebten zurückkehrt. Selbst ein der Königin zugesprochenes Gottesurteil und eine Stellvertretung im Ehebette fehlen nicht. Aber eins fehlt, die Weihe des tragischen Ausganges, obgleich Ramin noch schwerere Schuld auf sich lädt als Tristan, indem er seinen dem Könige treuen Bruder erschlägt. Die Liebenden werden frei durch Mobads Tod und besteigen vereint den persischen Thron.

4. Des Dichters Leben und Charakter.

Von des Dichters Lebensverhältnissen wissen wir noch weniger als von denen der übrigen höfischen Dichter. Selbst sein Name ist uns in Tristan und Isolde nicht aufbewahrt worden. Er pflegte am Ende genannt zu werden, und dieses fehlt. Aber seine Fortsetzer beginnen mit einer Klage über das Hinscheiden „von Straßburg Meister Gottfridt," und damit ist wenigstens der Name des Verfassers festgestellt.

Da seine Zeitgenossen ihn immer „Meister" nicht „Herr" nennen, so schließt man daraus, daß er im Gegensatz zu den adeligen Herren von bürgerlicher Abkunft war. Aber der Ausdruck Meister wurde auch unter dem Adel solchen Männern beigelegt, welche eine gelehrte Bildung hatten, und daß Gottfried nicht nur über die gesamte höfische Bildung jener Tage, sondern auch über gelehrte Kenntnisse in umfassenderer Weise als einer seiner Zeitgenossen verfügte, dafür legt sein Werk den deutlichsten Beweis ab. Wiederholt treffen wir Anspielungen auf Dinge aus dem Kreise des klassischen Altertums, kleine Stellen, die als Umschreibungen von Äußerungen antiker Dichter gelten können, und es macht sich in seiner ganzen Schilderung

der Einfluß solcher Kenntnisse wenigstens in einem Hauche klassischer Anmut und Klarheit bemerklich. Nun läge es nahe, ihn für einen Geistlichen zu halten, aber an einer Stelle (v. 17947) scheidet er sich selber bestimmt von den „Pfaffen". Bartels meint trotzdem, man solle die Vermutung, daß Gottfried Geistlicher gewesen sei, nicht so rasch von der Hand weisen; die geringe Meinung, die er vom Gottesurteil habe, selbst seine „Aufgeklärtheit" sprächen eher dafür als dagegen. Wenigstens scheint sich aus einzelnen Andeutungen seines Gedichtes schließen zu lassen, daß er ehelos gelebt hat.

Vielleicht geht man noch am richtigsten mit der Annahme, daß Gottfried dem Ritterstande angehört hat; seine ganz genaue Kenntnis aller Verhältnisse der ritterlichen feinen Hofgesellschaft spricht dafür. Aber, ob bürgerlich oder ritterlich, der Verfasser von Tristan und Isolde war wenigstens ein vornehmer Herr, für den der Tisch des Lebens gedeckt war, kein armer fahrender Sänger, ein Mann, der sich hohe Geltung errungen hat, der Männer und Frauen, mit der feinsten Bildung der Zeit ausgestattet, beobachten konnte, und zwar als annähernd ihresgleichen. Nirgends begegnet uns eine Andeutung, daß er ein fahrendes Leben geführt habe; niemals klagt oder scherzt er über materielle Not wie Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide.

Ob er seinen Beinamen von Straßburg als seinem Geburtsort oder seinem Wohnsitze führte, oder ob er dem in Basel und Straßburg ansässigen Geschlecht derer „von Straßburg, de Argentina" angehörte, läßt sich nicht entscheiden.

Geburts- und Todesjahr sind uns unbekannt. Doch läßt sich aus der Erwähnung lebender und verstorbener Zeitgenossen in dem Abschnitte, der von Tristans Schwertleite handelt, mit Bestimmtheit sagen, daß der Tristan im Anfange des 13. Jahrhunderts gedichtet wurde. Von Hartmann von Aue wird als von einem noch Lebenden gesprochen; um 1220 muß dieser aber schon tot sein. Die Nachtigall von Hagenau, Reinmar der Alte, ist nach dem Zusammenhange der Stelle tot und Walter an die Stelle getreten; noch 1194 oder 1195 aber dichtete Reinmar ein Klagelied auf Leopold VI. von Österreich. Damit ist für die Abfassung der Dichtung der Anfang des 13. Jahrhunderts gegeben und für des Dichters Lebenszeit das Ende des 12. und der Anfang des 13. Jahrhunderts. Da nach dem Zeugnisse seiner Fortsetzer ihn der Tod an der Vollendung des Gedichtes hinderte, so wird er um 1220 gestorben sein, wahrscheinlich im kräftigen Mannesalter.

Aus seinem Gedichte geht hervor, daß Gottfried die Gewalt der Minne an seinem eigenen Herzen muß erfahren haben, und zwar einer anderen Minne, als es der obligate Minnedienst war. Er hat innig und tief geliebt, aber keine Erhörung gefunden:

swie lützel ich in mînen tâgen	Wie wenig auch in meinen Tagen
des lieben leides habe getragen,	Des lieben Leid's ich hab' getragen,
des senften herzesmerzen,	Das uns so wohlig wehe tut,

der innerhalb des herzen
so rîhte sanfte unsanft huot,
mîr wîsaget doch mîn muot,
des ich im wol gelouben sol,
den zwein geblieben wære wol
und sanfte in ir muote,
dô sî hie leiden huobe,
die wâren suht der minne,
der Minnen vîondinne,
von ir stîgen heten brâht.

So sagt mir ahnend doch der Mut,
Daß nun dem liebeskranken Paar
Wohl und sanft im Herzen war,
Da sie die Hut, die Pest der Minne,
Die Feindin der verliebten Sinne,
Aus ihrem Wege fortgebracht.

Denen, welche meinen, es sei Tristan und Isolde nicht möglich gewesen, unter all den schweren Entbehrungen in der Waldeseinsamkeit auszuhalten, hält er entgegen:

ich treip ouch eteswenne
alsus getâne lebesîte:
dô dûhte es mich genuoc dermite.

Ich lebte selbst doch manchen Tag
Nach Tristans und Isoldens Weise
Und brauchte weiter keine Speise.

Von der Minnegrotte, in der ein weiches Lager steht, sagt er:

Ich bin ze der kristallen
ouch under stunden geweten
ich hân den reien getreten.
dicke dar und ofte dan,
i'n gerouwete aber nie daran.
ich hân die fossiure erkant
sît mînen eilif jâren ie,
und enkom ze Kurnewâle nie.

Ich kam zur Grotte, fand den Knauf
Und hob die goldne Klinge auf,
Trat zum kristallnen Bette hin
Doch ruht ich leider nie darin.
. . . .
Mir ist die Grotte wohlbekannt,
Und schon seit meinem elften Jahr,
Wenn ich auch nie in Kornwal war.

Die niedere, erkaufte Minne hat also Gottfried gekannt; aber sie diente seiner Natur zur Läuterung, wie aus dem ergreifenden Klagerufe hervorgeht:

Minn', aller herzen künigin,
diu frîe, diu eine
diu ist umb' kouf gemeine.

Minne, die freie Königin,
Die sonst nur einem sich gesellt,
Ist käuflich jetzt für alle Welt.

So ist es auch natürlich, daß er in der Liebesmäre Trost sucht, einen schmerzlich-wehmütigen Trost für all das bittere Herzeleid der Liebe, das doch unendliche Wonnen in sich einschließt:

ich weiz ez alse mînen tôt
und erkurne ez bî der selben nôt:
der edele senedære
der minnet senediu mære.

Ich weiß es sicher wie der Tod
Und hab's erkannt in eig'ner Not:
Wer minnt mit edlem Sinne,
Liebt Mären von der Minne.

So wird Golther, dem wir auch die Zusammenstellung der obigen Zitate verdanken, a. a. O. S. XIV mit Recht sagen dürfen: „Ein eigenartig tragischer Schimmer breitet sich über die Gestalt des großen Sängers der Minne aus, dem das höchste, idealste Ziel im Leben unerreichbar blieb, dem aber nichts den unerschütterlichen Glauben daran zu rauben vermochte. Seine Gestalt rückt uns damit näher,

---

12200 huote, Hut, Bewachung. — 12201 suht, Krankheit. — 12208 stîge, Steige, Weg. Als sie aus dem Wege geschafft hatten.

1717 geweten, starkes partic. præt. nach Analogie von gewaten zu dem schwachen Verbum weten = gehen.

1619 ff. Ich weiß es so gewiß als ich sterben werde und kenne es aus eigener Erfahrung.

und wir fühlen die warme Innigkeit, die aus jedem Worte deutlich zu uns spricht. Der Gedanke seines Lebens war der seines Werkes. Darum eignet auch diesem Lebenswahrheit im vollsten und höchsten Sinne. Man wird an ein schönes Wort erinnert, das Schopenhauer einmal von Petrarca gebraucht: Die Daphne mußte sich seinen Händen entwinden, um ihm den unsterblichen Lorbeer zurückzulassen."

Das ist alles, was wir von Gottfrieds Leben und Charakter sagen können. „Zweimal schien es, als ob ein Licht auf das Lebensgeschick des Dichters fallen würde, und als ob sich feste und brauchbare Daten aufstellen ließen, aber beidemale erwiesen sich die Ergebnisse als trügerisch und unhaltbar. Es sind zwei Gedichte in der sog. Manessischen Liederhandschrift unter Gottfrieds Namen erhalten, ein Lobgesang auf Christus und Maria und ein Loblied auf die Armut. Der Gegensatz zwischen diesen Werken von mönchischem Charakter und dem stolzen Minnelied war einer Erklärung bedürftig, welche Watterich*) durch Aufstellung einer kühnen Hypothese versuchte. Gottfried hatte sich auf der Pariser Universität die Magisterwürde erworben und war dann dem weltlichen Leben ergeben überall umhergeschweift, als ein Sänger der irdischen Minne. 1217 fuhr er mit den Kreuzfahrern nach Ägypten, vielleicht wie so mancher Ritter auf Geheiß seiner Geliebten, um dadurch den Minnelohn zu ernten. Da trat eine Wendung in seinem Leben ein, er wurde bekehrt, und all sein Sinnen stand von nun an einzig nach geistigen Gütern, nach der höheren, himmlischen Liebe, nach der Gottesminne. Der „Tristan" blieb darum unvollendet. Der Übergang der schwärmerischen Liebesverzückung zu mystischer Extase wäre bei geistig hoher und idealer Anlage nichts Unbegreifliches, und es geht ein ganz entschiedener Zug von Verwandtschaft durch die Liebeslyrik und Mystik des Mittelalters. Aber in diesem Falle sprechen gewichtige Tatsachen dagegen. Den Fortsetzern zufolge verhinderte der Tod die Vollendung des „Tristan", er blieb nicht wegen veränderter geistiger Richtung seines Schöpfers unfertig liegen. Was aber noch viel mehr ins Gewicht fällt, ist der große Unterschied der sprachlichen und metrischen Form, welche in den fraglichen Dichtungen dem „Tristan" gegenüber nachlässig und verwildert erscheint. Hieraus geht mit Sicherheit hervor, daß der Name Gottfrieds mit Unrecht über den genannten Gedichten steht, sie stammen nicht vom Dichter des „Tristan",**) und damit fällt der ganze Hypothesenbau. — In einer Urkunde vom 18. Juni 1207 findet sich unter den Zeugen ein Godofredus Rodelarius de Argentina aufgeführt. Ein Rotularius bedeutete im Mittelalter einen Notar oder Schreiber. Gottfried hätte demnach das sehr angesehene und diplomatisch einflußreiche Amt eines Stadtschreibers von Straßburg bekleidet. Hiervon ausgehend suchte Hermann Kurtz***) Licht über das Leben unseres Meisters zu verbreiten. Die Gewandtheit, welche eine solche Stellung erforderte, schien in gewissem Zusammenhange mit der Feinheit und Glätte der Dichtung zu stehen. Eine nähere Einsicht der betreffenden Urkunde selbst ergab aber†,) daß dort gar nicht wie fehlerhaft in den Drucken Rodelarius, sondern Zibelarius stand, also ein gewöhnlicher

*) Gottfried von Straßburg, ein Sänger der Gottesminne, Leipzig 1858.

**) Pfeiffer, Germania III, 59 ff.

***) Germania XV, S. 207 ff., 322 ff.

†) C. Schmidt: Ist Gottfried von Straßburg, der Dichter, Straßburger Stadtschreiber gewesen? Straßburg 1876.

Familienname Zeidler. Es ist somit keinem Versuche gelungen, etwas Sicheres beizubringen, und wir müssen auf äußere Daten Verzicht leisten." (W. Golther a. a. O. S. XI.)

5. Würdigung und Überlieferung des Gedichtes.

Es kann nicht auffallen, daß ein Gedicht wie Tristan und Isolde je nach dem Standpunkte, den der einzelne einnimmt, verschieden gewertet wird.

So urteilt Vilmar (Geschichte der deutschen Nationalliteratur[17], Marburg 1875, S. 152), indem er Gottfried in Gegensatz zu Wolfram stellt, absprechend über den Dichter, wenn er schreibt: „Einem Weltkinde in so eminentem Sinne wie Gottfried mußte der strenge, fast heilige Ernst, die stolze Würde der Gedanken und die Erhabenheit eines himmlischen Zieles, wie wir dies bei Wolfram finden, unbequem, ja unerträglich sein. Er schwimmt in vollem Zuge mit der Welt, ja der Welt voraus, als ihr Führer zu Gelüst und Genuß — während Wolfram sich dem Strom des Weltlaufs entgegenstemmt und die starke fast drohende Stimme eines Lehrmeisters, ja eines Propheten, in das Weltgewühl hineinschleudert. Ja wir gehen wohl schwerlich irre, wenn wir die Ansicht geltend machen, es habe eben der Unwille, sich belehrt und geistig unterwiesen zu sehen — was niemand gern tut — die Funken aus Gottfrieds Dichtertalente geschlagen, die er in Tristan und Isolde zur lodernden, glühenden Flamme anfachte. Geschieht es doch überall, daß da, wo große Geister mit Ernst und Nachdruck auf das Höhere und Ewige hinweisen, Mißfallen und Widerspruch um so stärker rege werden, je imposanter die Mahnung an das Ohr der Menge schlägt; geschieht es doch überall, daß, wo geistige Ziele gesteckt und verfolgt werden, die Welt sich sofort auch weltliche, irdische Ziele steckt und daß sie eben die Mittel, welche die Vertreter der höheren Interessen in Bewegung setzen, für ihre Zwecke anwendet, nur noch geschickter, noch ansprechender, noch erfolgreicher. So ist denn auch aus der Mitte der Poesie des von dem Christentum erfüllten und durchdrungenen dreizehnten Jahrhunderts der Gegensatz, wenn nicht zum christlichen Glauben doch zum christlichen Leben hervorgewachsen: in Gottfrieds Tristan; die poetische Erregung, die dichterische Fähigkeit hat Gottfried aus der christlich erregten Atmosphäre seiner Zeit geschöpft, geschöpft wie kaum irgend ein anderer; von dem Geiste, der diese Erregung geschaffen, der die Atmosphäre erzeugt hatte, wandte er sich willkürlich ab und ist, teils zwar ein Mitgenosse der damals schon, wenn auch weniger in Deutschland als in Frankreich und Italien zahlreichen Genußmenschen, teils aber und hauptsächlich als ein Vorbote der immer mehr dem bloß weltlichen Streben, dem physischen Wohlsein, dem materiellen Gewinn und Besitz zugeneigten, zuletzt in tiefe Roheit und fast tierischen Genuß versinkenden, aus Mundbekennern und Tatleugnern der christlichen Wahrheit bestehenden europäischen Menschheit des 14. und 15. Jahrhunderts zu betrachten."

Anders lautet das Urteil von Otto Roquette (Geschichte der deutschen Dichtung, 1. Band². Stuttgart 1872, S. 66): „Es liegt auf der Hand, daß wenn man Gottfrieds Tristan vom einseitig moralischen Standpunkt aus beurteilen will, das Gedicht in seinem Hauptteil nicht zu rechtfertigen sein wird. Daher dann die literarhistorischen Moralprediger die volle Salbung ihres Zornes darüber auszugießen pflegen. Um ihm gerecht zu werden, muß er auf seine Grundidee zurückgeführt werden. Und es ist dieselbe, von der Wolfram im Parzival ausgeht; nur daß ihr Gottfried eine verschiedene Form gab. Das Rittertum mit all seinem Glanz war ein bedeutungsloser Schemen, wenn nicht ein tieferer Gehalt dafür gefunden wurde. Wolfram fand ihn in einer religiös-hierarchischen Mystik, Gottfried legt ihn in die Ausprägung des rein Menschlichen. Dem ersten bietet sich für die Gegensätze der äußeren und inneren Welt eine Versöhnung durch die Kirche; in der Aufgabe des andern treten die Widersprüche zwischen Sinnlichkeit und Sittengesetz in einen Konflikt, der die Lösung zur schwierigeren Aufgabe macht.

Die Verletzung der Sittlichkeit in der Liebe Tristans und Isoldens gesteht auch Gottfried zu; er spricht es oft genug aus. Er will zeigen, wie die Leidenschaft auf ihrem Gipfel jeden sittlichen Halt verliert und sich endlich in sich selbst verzehrt.

Dies führt er nicht als ein Moralprediger durch, sondern im Sinne des menschlich Wahren. Er zeigt die Sinnlichkeit als eine gleichsam elementare Naturkraft, die, weil sie ihr Dasein fühlt, auch an ihr unbedingtes Recht glaubt. Er selbst will dieses Recht gewahrt wissen, wenn es durch eine innere Notwendigkeit, durch die ganze Beteiligung des Gemütes bedingt wird.

Naiv und von unmittelbarer Anschauung ausgehend, stellt er sich mit seinem menschlichen und poetischen Anteil auf die Seite der Sinnlichkeit und Leidenschaft und schildert sie als eine unbeschränkte Gewalt, die jedes Hindernis vor sich hinwirft. Er führt sie bis zur letzten Befriedigung, aber sein Schönheitsgefühl bewahrt ihn doch vor der Verletzung des Schicklichen. Nirgends ein Behagen oder ein Verweilen bei dem sinnverwirrten Augenblick oder gar dem Häßlichen; stets führt er mit Takt darüber hinweg."

W. Scherer wird wie so oft in seinem Werke auch bei der Beurteilung Gottfrieds vom Teufel des Widerspruchs geritten, indem er auch den Künstler Gottfried, den so gar Vilmar gelten läßt, nicht unangefochten läßt. Er schreibt (Geschichte der Deutschen Literatur,³ Berlin 1885, S. 666):

„Gottfried war ein bedeutender Mensch und ein großer Künstler; aber er war als Stilist ein Virtuos. Er übertrieb die Glätte und Klarheit. Er übertrieb die geistreiche Spitzfindigkeit. Er schwelgte in Antithesen und Wortspielen. Er liebte es, dieselben Worte oder Worte gleichen Stammes dicht hintereinander zu bringen, auch wohl einen Gedanken geradezu mit denselben nur anders gearteten Ausdrücken zu wiederholen und so seine Leser auf dem Flusse der Rede

gleichsam schaukelnd vorwärts zu führen und in eine weichliche, spielende, sinnverwirrende Bewegung zu versetzen. Er hatte dabei ein weniger feines metrisches Gefühl als Hartmann; auch seine bewunderungswürdigen Perioden sind in der Handhabung der Wort- und Satzformen doch weniger frei, mehr pedantisch abgezirkelt als die leichten Gebilde seines Vorgängers. Er besaß Hartmanns Zartheit, aber nicht dessen Natürlichkeit. Er griff zur Rhetorik und überspann die Erzählung mit einem Netze von Reflexionen. Stets ist er bereit selbst hervorzutreten, unser Urteil zu leiten, psychologische Analysen zu geben und die Handlungen seiner Figuren aus der allgemein menschlichen Natur zu erklären. Er strebt nach Originalität. Er hat, wie es scheint, kein Liebeslied gedichtet und scherzt über die banalen Klagen der Minnesänger. Die Beschreibung eines Festes und Turnieres lehnt er ab, weil dergleichen oft dagewesen war; aber die eleganteste Methode, um einen erjagten Hirsch zu präparieren, teilt er ausführlich mit, weil er dabei etwas Neues liefern und mit der Kenntnis der technischen Ausdrücke prunken kann, die er sogar etymologisch zu erklären weiß. Er hütet sich im allgemeinen, uns mit der Schilderung von Kleidern und körperlichen Beschaffenheiten lästig zu fallen, geht darin aber gelegentlich doch weiter als der Verfasser des „Iwein“ und weiter, als die streng epische Kunst erlaubt. Er kennt und benutzt die Alten, besonders den Ovid, der soviel von Liebe gedichtet; und wenn er sich schwungvoll erhebt, so greift er zur antiken Mythologie. Er kann gut französisch; aber er prunkt damit, er schaltet französische Wörter bis zum Überdruß häufig ein, ja er geht so weit, sein eigenes Vaterland nur Allemagne, „Almange“ zu nennen. Und so hat er die lockere, freigeistige Lebensanschauung des Adels wie ein Evangelium ergriffen und mit der unerbittlichen Folgerichtigkeit eines fanatischen Apostels vertreten. Er erklärt, ohne Liebe habe jemand weder Tugend noch Ehre; er kennt keine Grenze für die Begehrlichkeit der Menschen als die öffentliche Meinung der vornehmen Gesellschaft, welche ihrerseits alles erlaubt, was nicht mit peinlichem Aufsehen verknüpft ist. Ein höheres Sittengesetz wird mit keiner Silbe erwähnt. Und hatte Hartmann schon von der Galanterie Gottes gesprochen, welche die Bitte schöner Frauen erhört, so hilft Gottfrieds Gott der blonden Isolde betrügen und das Gottesurteil fälschen. Gottfried begnügt sich nicht, die Leidenschaft wahrheitsgemäß zu schildern, sondern er ergreift Partei für die schuldigen Liebenden und gegen den betrogenen Marke. Auf Tristan und Isolde ruht aller Glanz; der König wird durch kleine niedrige Charakterzüge heruntergedrückt.

Die Absichtlichkeit des Erzählers, seine Sucht, dem Leser etwas zu beweisen, bringt ein Element der Kälte in den empfindungsvollen Stoff. Und auch die geistige Richtung des höfischen Epos, die Neigung, persönliche Eigenschaften als selbständige Personen zu verwerten, führt ihn zu frostigen Einfällen.“

Gegen diese Beurteilung wendet sich scharf Ad. Bartels, wenn er a. a. O. S. 115 schreibt:

„Nein, den Künstler Gottfried von Straßburg soll man nur hübsch unangefochten lassen, er hatte als solcher volles Recht, gegen den „Vindaere wilder maere, der maere wildenaere“ zu protestieren. Selbstverständlich war er sich seiner Künstlerschaft bewußt, aber wer überall „Absichtlichkeit des Erzählers und Sucht, dem Leser etwas zu beweisen,“ sieht, der hat für den dichterischen Prozeß doch kaum Verständnis. Überall eint sich bei Gottfried Natur und Kunst, auch seine Allegorien (die Wappnung Tristans, der Kampf mit Marold, die Minnegrotte) sind nicht „frostige Einfälle“, sondern geistreiche Vermeidung der bloßen tausendmal dagewesenen Schilderung. Kein Mensch wird bestreiten, daß der „Parzival“ Wolframs als Ganzes mächtiger ist und daß Wolframs Weise die Persönlichkeit des Dichters individueller zum Ausdruck bringt, aber das größere Kunstwerk ist unzweifelhaft der „Tristan“, und er ist es nicht bloß dank der fortgeschritteneren poetischen Kultur, sondern infolge einer größeren spezifisch-künstlerischen Begabung seines Verfassers. Gewiß steht Wolframs Art unserm Herzen näher, sie ist die echt germanische, die deutsche, aber unzufrieden dürfen wir doch eigentlich auch nicht sein, daß dem deutschen Volke, sei es nun die Wirkung der uralten Sehnsucht nach Schönheit, die neben der ethischen Tiefe steht, oder einer Blutmischung, Künstler im engeren Sinne geboren werden. Auch bei ihnen entspricht die Persönlichkeit, die dann keine große, aber eine äußerst vielseitige und feine ist, der Begabung, man kommt mit dem Begriff reinen Virtuosentums bei ihnen nicht durch. Ich finde nicht, daß „Gottfried sich möglichst edelmännisch geben wollte“, daß er „die lockere freigeistige Lebensanschauung wie ein Evangelium ergriffen und mit der unerbittlichen Folgerichtigkeit eines fanatischen (!) Apostels vertreten“, daß er sein Vaterland (indem er es „Almange“ nennt — auch Wolfram redet übrigens von „Almanen“) verleugnet habe — er war eine vornehme Natur ohne starke religiöse Anlage, kannte die Welt nur zu gut, aber seine Auffassung von der Liebe ist nicht niedrig, ist im Gegenteil, da er sie als Mittelpunkt der Welt setzt, groß und entspricht sehr wohl unserer deutschen Auffassung, da wir stets, viel mehr als die Romanen, das Recht der Leidenschaft vertreten haben. Gervinus, obgleich er auch ein moralischer Doktrinär ist, trifft hier das richtige, indem er „Tristan und Isolde“ einfach an die Seite des „Werther“ setzt. Ich will nicht leugnen, daß die große Dichtung an Frivolität hier und da streift und partienweise Abscheu erwecken kann, aber mit dem Abscheu verbindet sich auch stets das Grauen vor der unheimlichen Macht der Leidenschaft, und das wirkt auf den richtigen Leser wieder sittlich. Weltlich ist Gottfried von Straßburg durch und durch, aber nichts weniger als ein Freigeist im hergebrachten Sinne, sondern ein freier Geist, der wirklich über den Dingen steht, wie er auch zu voller Herrschaft über seine Kunst gediehen ist, und so ist er doch kein unverächtlicher Nebenbuhler Wolframs von Eschenbach, dem unsere Liebe gehört, wie Gottfried unsere Bewunderung.“

Ja, nur ein Laut der Bewunderung tönte Gottfrieds Dichtung schon unter seinen Zeitgenossen nach; in Inhalt und Form erschien sie ihnen gleich musterhaft und tadellos, und die hervorragendsten Dichter der folgenden Zeit stehen nicht an, Gottfried die Palme unter allen Sängern zuzuerkennen.

Die feine Welt las das Gedicht mit Vorliebe. Zahlreich sind deshalb die Handschriften, von denen sich sechs vollständige, auf Pergament geschrieben — drei darunter mit Miniaturen geschmückt — bis auf unsere Zeit erhalten haben: die Heidelberger (H), Münchener (M), die Wiener (W), die Florentiner (F), die Berlin-Blankenheimer (N), die Oberlinsche Papierhandschrift (O) aus dem 15. Jahrhundert und die ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert stammende ziemlich wertlose Papierhandschrift R.

Fast in allen Jahrhunderten hat das Gedicht auch seine Nachahmer gefunden. Die meisten Versuche sind aber mißlungen. Nur vier Werke der modernen Literatur stehen ebenbürtig neben Gottfrieds Dichtung. Davon stehen drei auf dem Boden des mhd. Gedichtes: Hermann Kurtz und Wilhelm Hertz haben das Gedicht meisterhaft übertragen und es von der Stelle an, wo Gottfried abbricht, in freier Neugestaltung zu Ende geführt; Immermann hat eine etwas freiere Bearbeitung geliefert, die wie Gottfrieds Werk leider auch durch des Dichters Tod unvollendet blieb. Dagegen liegt in Richard Wagners gleichnamiger Oper eine vollständig neue und selbständige Schöpfung vor, deren Hauptwert insbesondere in dem bewußten Erfassen des pessimistisch-idealen Grundgedankens der Sage ruht, die hierdurch aus der Sphäre jedes gemeinen und niedrigen Vorwurfs völlig herausgehoben ist.

Es ist ganz unbestreitbar, daß Gottfrieds Epos von allen mittelalterlichen Werken, selbst das Nibelungenlied und Parzival nicht ausgenommen, uns heute den größten Genuß bereitet. Woher kommt das? Der Dichter steht dem modernen Empfinden näher als alle anderen mittelhochdeutschen Dichter. Diese fühlen sich innerlich gebunden an die mittelalterliche Anschauung, die dem Menschen überall Schranken setzte, berechtigte und unberechtigte. Bei Gottfried dagegen tritt der Mensch zum erstenmal mit seiner Leidenschaft, mit dem Gefühl seines Rechtes in den Kampf gegen das Geschick; der Tristan ist gleichsam die erste große Schicksalstragödie der neuen Welt. Dazu kommt, daß Gottfried weit mehr als die zeitgenössischen Dichter über seinem Stoffe steht; man fühlt des Dichters Persönlichkeit frei über seinem Werke schweben und dessen Inhalt mit einem so freien Behagen und glücklicher Laune behandeln, daß man unwillkürlich an Aristo erinnert wird.

Mit Recht hat darum Otto Roquette den Sänger von Tristan und Isolde in seiner künstlerischen Überlegenheit und seinem Ringen nach individueller Freiheit als den „ersten modernen Dichter" bezeichnet.

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Ursprung und Entwickelung der Liebessage von Tristan und Isolde.

Wie verhält sich Gottfrieds Dichtung zu seiner Vorlage?

Wodurch hat der Dichter es erreicht, daß die drei Hauptteile der Dichtung doch eine künstlerische Einheit bilden?

Inwiefern fehlt in Tristan und Isolde die Steigerung der Handlung?

Über Gottfrieds Seelenmalerei.

Charakteristik Tristans.

Wie zeigt sich an Isolde, daß die Frau, die den Zügel von Scham und Scheu einmal abgeworfen hat, rettungslos dem Verderben preisgegeben ist?

Wodurch erklärt sich das Schwankende in Markes Charakter?

Über den Grundgedanken der Dichtung.

Wodurch zeichnet sich Gottfrieds Sprache aus?

Welche Aufschlüsse geben uns gelegentliche Stellen in Tristan und Isolde über Gottfrieds Leben und Charakter?

Wie urteilen neuere Literaturhistoriker über Gottfried von Straßburg und sein Werk?

Vergleich zwischen Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg.

Vergleich zwischen Parzival und Tristan.

Inwiefern kann man Gottfried als den ersten modernen Dichter bezeichnen?

Literatur.

a) Ausgaben.

E. v. Groote: Tristan und Isolde, herausgegeben, Berlin 1821. 6 M.
H. F. v. d. Hagen: Tristan und Isolde, herausgegeben, Breslau 1823. 10,80 M.
H. F. Maßmann: Tristan und Isolde, herausgegeben, Leipzig 1843. 8 M.
Reinh. Bechstein: Tristan und Isolde, mit Erläuterungen.[3] Leipzig 1890. 7 M.
W. Golther: Tristan und Isolde mit Flore und Blanscheflur (Kürschners National-literatur, Bd. 113 u. 120). Stuttgart o. J. 2 Bde. à 2,50 M.

b) Übersetzungen.

K. Simrock: Tristan und Isolde, übersetzt.[2] Stuttgart 1875. 9 M.
Herm. Kurtz: Tristan und Isolde, übersetzt.[3] Stuttgart 1877. 8 M.
W. Hertz: Tristan und Isolde, neu bearbeitet.[4] Stuttgart 1904. 6 M.

c) Erläuterungen.

W. Golther: Die Sage von Tristan und Isolde. München 1887.
W. Röttiger: Der heutige Stand der Tristanforschung. Hamburg 1897.
F. Bartsch: Tristanstudien. Danzig 1885.

Drittes Buch.

Die mittelhochdeutsche Zeit.

(Fortsetzung.)

Zweiter Abschnitt.

Minnesang und Lehrdichtung.

I.

Walter von der Vogelweide
und die höfische Lyrik.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 465.

So alt wie das deutsche Volk selbst ist auch das deutsche Lied. In vollen Tönen aber erklang es zum ersten Male im 12. Jahrhundert, und zwar in der besonderen Form des „Minnesanges". Der Name „Minnesang" bezeichnet so sehr das Charakteristische der Lyrik der Hohenstaufenzeit, daß man die Lyriker dieser Periode rundweg als „Minnesänger" bezeichnet. Denn die Minne bildet das unerschöpfliche Thema jener Lieder, die sich in ihren besten Leistungen neben die vollendete Lyrik unserer Zeit stellen lassen.

Deutsch, urdeutsch war diese poetische Feier der Minne, die das stille, sehnende Gedenken der Geliebten bedeutet, das Erinnern an die Holde, deren Namen man niemals auszusprechen wagte. Und wie wir bei allen Völkern umsonst nach einem Ausdruck suchen, der dem Worte „Minne" ganz entspricht, so ist auch das Jugendliche und Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und Reine, was damit ausgesprochen wird, ausschließlich deutsches Eigentum.

Der Minnesang hat eine Menge Dichter hervorgebracht: „der Nachtigallen sind gar viele," sagt ein Zeitgenosse. Die erste aller dieser „Nachtigallen" ist Walter von der Vogelweide; neidlos wurde er schon von seinen Zeitgenossen als der bedeutendste Minnesänger gepriesen. Er hat aber das Lied nicht nur zum Preise der Minne ertönen lassen, sondern ist auch, die engen Grenzen des Minnesanges überschreitend, mit gewichtigem Worte für Gottes Ehre und deutsches Wesen eingetreten und hat als politischer und patriotischer Sänger begeistert und begeisternd für Kaiser und Reich seine Stimme erhoben.

Natur und Minne — Kaiser und Reich — Gottes Ehre und deutsches Wesen: das sind die drei Grundakkorde seines Gesanges, die harmonisch durch alle seine Dichtungen hindurchklingen, wenn auch der durchschlagende Leitton in den einzelnen Perioden

seines Lebens und Singens wechselt: in der Periode der Jugend ist es Natur und Minne, in der Periode der vollen Manneskraft Kaiser und Reich und im Lebensherbst Gottes Ehre und deutsches Wesen.

Nach diesem Gesichtspunkte wollen wir im nachfolgenden Walters Gedichte gruppieren.

I. Darbietung.

1. Erläuterung des Inhalts der Gedichte.*)

A. Natur- und Minnelieder.

1. Frühlingssehnsucht.

(Uns hât der winter geschadet über al.)

1. **Worterklärung.** 2. walt sint. In daktylischen Versen ist auch eine einsilbige Senkung statt der zweisilbigen erlaubt. — 4. an der strâze, auf der Straße. — 6. möht ich, könnt' ich doch. — 7. ich hân eines dinges nit, mich verdrießt etwas, ich ärgere mich über etwas — sô, alsdann.

2. **Vertiefung.** „Das Erwachen der Natur nach dem langen Winterschlafe ist von jeher von den germanischen Völkern mit großem Jubel begrüßt und gefeiert worden. Unsere Väter gaben ihrer Freude sogar in eigens dazu veranstalteten Frühlingsfesten Ausdruck. Wenn der Anger sich wieder neu mit Blumen kleidete, Fluß und Quelle ihre Eisdecke weggeworfen hatten, die Vögel in den grünen Zweigen sangen, dann zog man hinaus ins Freie zu Spiel und Tanz. In Efeu verhüllt, den Frühling vorstellend, trat einer auf und rang mit dem Winter, der sich in Stroh oder Moos eingewickelt hatte, warf ihn zu Boden, nahm ihm seine Hülle und gab diese den Winden preis, wobei die Zuschauer allerlei Lieder anstimmten, die sich auf den Sieg des Frühlings bezogen. Die meisten dieser Lieder stammten vielleicht aus der Heidenzeit. Sie wurden deshalb von den christlichen Priestern verboten, so daß sich nur einzelne Bruchstücke von ihnen erhalten haben. Was sich aber nicht verbieten ließ, das war die alte Liebe des Volkes zur Natur, wenn diese unter den belebenden und erwärmenden Strahlen der Sonne den Schnee wegtauete. War doch das Leben der Menschen in der Winterzeit damals viel ungemütlicher als gegenwärtig. Die unzähligen Wintervergnügungen, die unsere Zeit aufzuweisen hat, kannte man einst nicht. Auch die Wohnungen boten nicht einen solchen Schutz gegen die Kälte, wie heutzutage. Auf den Burgen war es öde und still. Ihre Lage auf Felsen, in dichten Wäldern und einsamen Tälern machte sie im Winter noch schwerer zugänglich als im Sommer. Erst mit dem Frühlinge erwachte das Leben in ihnen. Turnier und Tanz, Jagd- und andere Gesellschaften zogen dann ein in die öden Räume. Der

*) Die Worterklärungen der folgenden Gedichte nach W. Wilmanns: Walter von der Vogelweide, herausgegeben und erklärt. Halle 1869.

Sänger erschien und sang von Minne und Frühling und ward nicht müde, den Gesang der Vögel, das Blühen der Pflanzen, die Tänze und Spiele im Freien zu preisen. Unzählige solcher Lieder sind uns aus der Zeit der Minnesänger aufbewahrt." (C. Gude.)

Eins der bekanntesten dieser Lieder ist das obige. Nach Wilmanns Vermutung ist es mit Anlehnung an ein lateinisches Frühlingslied eines Fahrenden „Cedit, hiems, tua durities" (Es weicht, o Winter, deine Härte) gedichtet, worauf der gleichartige Reim in den fünf Zeilen und das daktylische Versmaß hinweisen.

Zwei Bilder führt uns das Gedicht vor. Zuerst ein Winterbild: der Winter durchstürmt das Land; Wiese und Wald sind beide kahl; alles ist verschneit; die lieblichen Stimmen der Vögel sind verhallt; die Menschen trübe gesinnt, sie möchten am liebsten den Winter verschlafen. Sodann ein Frühlingsbild: in Feld und Flur ertönt der liebliche Gesang der Vögel; Blumen schmücken die Erde; in den Straßen vergnügen sich die Mädchen wieder am Ballspiel.

Winter und Frühling sind personifiziert, und die Vorgänge in der Natur werden als ein Kampf beider um die Herrschaft dargestellt. Das Volk stellte diesen Kampf, wie wir schon oben ausführten, sogar dramatisch dar. Noch übt der Winter seine tyrannische Herrschaft aus, unter der Mensch, Tier und die leblose Natur bitter seufzen. Aber schon naht der Mai, und wir sind der frohen Hoffnung, daß er Sieger im Streite bleiben und die Quellen der Freude und Lust wieder öffnen wird. Dann können wir in Feld und Wald wieder Blumen pflücken und die Mädchen auf den Straßen Ball spielen.

Das Ballspiel, noch heute ein beliebtes Frühlingsspiel, erscheint auch bei anderen mittelalterlichen Dichtern als erstes Frühlingsspiel und die Straße als Spielplatz. So bei Neidhart von Reuental (vgl. später), wenn er singt: „Wol ûz der stuben ir stolzen kint (junge Mädchen)! lât iuch ûf der strâzen sehen." — „Bote nû sage den kinden an den strâzen" — „So hebt sich aber an der strâze vröude von den kinden." — Jârlanc wirft der jungen vil ûf der strâzen einen bal, dast des sumers êrstes spil, dâ mit hebent si den schal." Ähnliche Züge enthält auch ein anderes Gedicht dieses Dichters „Zum Ballspiel" (vgl. Aus der deutschen Literatur I).

2. Winterklage.

(Diu werlt was gelf, rôt unde blâ.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 7. des rimpfet sich vil manic brâ: Brauenrümpfen = Nasenrümpfen, d. h. das Gesicht unwillig verziehen. — 15. snîâ snî: snî, Imp. von snîen. Die Partikel — â wird zur Verstärkung an laut ausgerufene Wörter gehängt, Substantive, Imperative, Interjektionen. Der Imperativ wird dann gewöhnlich noch einmal ohne — â wiederholt. — 18. wintersorge, gen. sing.; der gen. plur. auf arme liute bezüglich: ich habe das Dreifache ihrer Wintersorge, dreimal soviel Sorgen als sie. — 28. daz (herze) jaget

der winter in ein strô: daz das (Herz) in einen Strohhalm, macht es verzagt. Haupt erinnert an die in Schweden gebräuchliche Redensart: „Sie schwätzt ihn in einen Strohhalm" und an unser „einen ins Bockshorn jagen." — 29. Ich bin verlegen als Esaû, mîn sleht hâr ist mir worden rû: ein Ritter, der sich von höfischem Verkehr fern hält und dadurch höfischer Sitte entfremdet wird, verlît sich (verliegt sich), d. h. verwildert in Haar, Kleidung und Sitte wie der rauhe Esau auf seinen Jagden. Sorgfältige Haarpflege gehörte zur höfischen Sitte. — 33. drû: das ch, welches im Auslaut die spirans vertritt, ist wie in rô, bî, lô, rû ausgefallen. — 35. Toberlu: Dobrilugh, Zisterzienserkloster, von düsteren Wäldern eingeschlossen, jetzt Stadt im Regierungsbezirk Frankfurt a. O. Nach der ganzen Haltung des Gedichtes soll dieser Hinweis eine humorvolle Wirkung ausüben. Das war aber nur möglich bei Hörern, welche das Kloster in seiner Waldeinsamkeit kannten, und da Dobrilugh eine junge, keineswegs berühmte Stiftung war (gestiftet erst 1184), so läßt sich aus seiner Erwähnung schließen, daß Walter das Lied am Hofe des Markgrafen Dietrich von Meißen gesungen hat, an den das Kloster mit der Ostmark im Jahre 1210 fiel.

2. **Vertiefung.** Auch dieses Lied führt uns zwei Bilder vor: ein Sommerbild und ein Winterbild. Mitten im Winter gedenkt der Dichter daran, wie er auf einer grünen Höhe saß. Wohin er sah, war die Welt bunt, der Wald grün; lieblich sangen die Vögel; in der Ferne blaute ein See; zwischen diesem und dem Dichter grünten Felder und Wiesen, weideten Ochsen und Kühe. Jetzt ist alles ganz anders. Die Welt hat sich entfärbt, alles ist leichenstill und leichenfahl; nur Nebelkrähen sieht man auf kahlen Bäumen; auf den Feldern liegt tiefer Schnee, auf dem See Eis; Vögel irren nach Futter, und die Armen wimmern vor Hunger; jedermann schaut mürrisch drein und rümpft die Nase, auch dem Dichter liegt es bleischwer in den Gliedern, er kleidet sich nachlässig und geht in rauhem Haar einher.

Das Gedicht, ein groteskes „Vokalspiel", enthält eine Anhäufung krauser Bilder, die in fünf achtzeiligen Strophen auf die langen Reimvokale â, ê, î, ô, û zusammengepreßt sind. Der Charakter dieser Vokale spiegelt sich auch in dem Inhalte der Strophen wieder: Strophe 1 mit dem Vokale a drückt Erstaunen über die große Veränderung in der Natur aus, Str. 2 mit e die noch in der Erinnerung große Freude über die Herrlichkeit des Sommers, Strophe 3 mit i das Wimmern über den leidigen Winter, Strophe 4 mit o die frohe Hoffnung auf den Sommer, Strophe 5 mit u die humorvolle Verzweiflung des Dichters.

3. Maienwonne.

(Muget ir schouwen, waz dem meien.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 3. an; hier Präposition. — 9. Uns wil schiere wol gelingen: bald wird uns alles nach Wunsche

gehen, weil der Winter abgezogen ist. — 12. âne dörperheit, d. h. mit zühten; dörperheit ist das rohe bäuerische Benehmen eines dörpers (davon unser „Tölpel“). — 17. scheiden, durch Richterspruch entscheiden, schlichten. âne haz in Liebe (häufig wird eine starke Affirmation dadurch ausgedrückt, daß der Gegensatz negiert wird); das tut der Mai, denn alle Welt ist froh und alle Klagen verstummen. Der Mai wird als König dargestellt, der sich auf den Richterstuhl niederläßt. — 19. Auch als Kaufmann, der seine Schätze feil bietet und die Natur neu kleidet, tritt er auf: „heid, anger, walt in fröuden stât: die habent sich berihtet mit ir aller besten wât, die in der meie hât gesant. (Neidhart.) — 23. alsô stritens ûf dem anger bluomen unde klê: dieser Wettstreit zwischen Blumen und Klee ist Waltern eigen.

2. Vertiefung. Winterklage und Frühlingssehnsucht, das war der Inhalt der vorstehenden beiden Gedichte. Andere Töne erklingen aus diesem prächtigen Liede. Mit einer kindlicheren und freudeseligeren Innigkeit kann das Erwachen der Natur und das mit ihr frohlockende Menschenleben nicht begrüßt werden, als es hier geschehen ist. Schon der muntere, frische Ton, in dem das Lied gehalten ist, beweist an sich, welche Lust und welche Seligkeit der Mai in des Dichters Herz gebracht hat. Und nun erst der Inhalt!

Der Mai wird als ein Zauberer gedacht, der alle Schönheit der Erde hervorlockt. Alles jubelt! Vögel singen mit dem schönsten Schalle, die Bäume stehen in Blüte und die Heide im schönsten Blumenschmucke. Aller Haß schwindet; nur die Blumen streiten sich neckisch mit dem Klee, wer von ihnen beiden am längsten und größesten sei.

Die Menschen verlassen die dumpfen Gassen und strömen ins Freie. Sie kommen sich wie verjüngt vor, stolz ist ihr Gebaren, d. h. hell ihr Blick und elastisch ihr Gang. Kein Alter, kein Stand kann sich der Freude und Fröhlichkeit erwehren, selbst die Geistlichkeit nicht. Alles tanzt, lacht und singt. Der Dichter fordert auch ausdrücklich dazu auf, aber, setzt er schön hinzu, es soll geschehen âne dörperheit. Feine Sitte und edle Bildung sollen auch in der fröhlichsten Stimmung nicht fehlen, und die Freude darf durch Zuchtlosigkeit nicht entwürdigt werden.

So ist alles in freudiger Bewegung, und mitten innen steht der der Dichter, mit Gesang und Spiel zum Tanze ladend, aber auch den Strom der Freude ins rechte Bett lenkend. —

Ganz ähnliche Züge zeigt das folgende Gedicht Walters, aber matt und trübe ist sein Ton. Der Dichter ist alt geworden, und eben hat er eine schwere Krankheit durchgemacht; er hatte kaum gehofft, den Frühling zu erleben. Nun sieht er doch noch die Blumen sprießen und hört die Vögel singen. Aber die allgemeine Freude weckt in ihm nur wehmütige Erinnerungen. Doch er will nicht klagen. Neidlos wünscht er dem jungen Geschlecht Heil und Segen von Gott und bittet nur um ein freundliches Gedenken.

Frühlingslied.

Der rîfe tet den kleinen vogelen wê
daz si niht ensungen.
Nû hôrt ichs aber wünneclich als ê,
nû ist diu heide entsprungen.
Dâ sach ich bluomen strîten wider den klê,
weder ir lenger waere.
mîner frowen seit ich disiu maere.
Uns hât der winter kalt und ander nôt
vil getân zu leide.
Ich wânde daz ich iemer blumen rôt
gesache an grüener heide.
Joch schât ez guoten liuten, waere ich tôt,
die nâch fröiden rungen
und die gerne tanzten unde sprungen.
Versûmde ich disen wünneclîchen tac,
sô wær ich verwâzen,
Und waere an fröide ein angeslîcher slac:
dennoch müese ich lâzen
Al mîne fröide der ich wîlent pflac.
got gesegen iuch alle:
wünschet noch daz mir ein heil gevalle.

Es tat der Reif den kleinen Vögeln weh,
Sie sangen nicht vor Leide;
Doch wieder hör ich sie so schön als eh,
Von neuem grünt die Heide;
Da sah ich Blumen streiten mit dem grünen Klee,
Welches länger wäre?
Meiner Herrin sagt ich diese Märe.
Uns hat des Winters Frost und andre Not
Viel getan zuleide:
Ich wähnte schon, nie wieder Blumen rot
Zu sehn auf grüner Heide.
Nur schadete guten Leuten doch vielleicht mein Tod,
Die nach Freuden ringen,
Und die gerne tanzen oder springen.
Versäumt' ich diesen wonniglichen Tag,
Muß ich Tadel leiden,
Und niemand ist, der Glück mir gönnen mag.
Dennoch muß ich meiden
Meine Freude alle, deren einst ich pflag.
Mag der Herr euch segnen!
Wünschet noch, mir möge Heil begegnen.

4. Traumauslegung.

(Dô der sumer komen was.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 14. Nach Lachmanns Bemerkung zu den Nibelungen 21, $_{31}$ fing das Wort maere zu Anfang des 13. Jahrhunderts an zu veralten. Walter braucht es hier im scherzhaften Sinne. — 23. und der lîp hie solte gebâren swie er wolte: daß der Leib machen könnte, was er wollte, d. h. so lustig leben, wie ihm gut schiene. — 36. waer: er wäre gewesen, wie slief (v. 28), ich hätte geschlafen. — 39. eiden: in Eid und Pflicht nehmen, beschwören; hier in sehr abgeschwächter Bedeutung. — 45. daz mîn dûme ein vinger sî: sprichwörtlich, so heißt es im „Renner“ von Leuten, die durch Wortklaubereien die Verhandlungen vor Gericht hinhalten, sprichet aber einer, vinger ist daume, des sache wird verrichtet kaume, sprichet aber einer, daum ist vinger, sô wird sîn sache vîl geringer.

2. **Vertiefung.** Ein echt Waltersches Lied voll Natursinn und Humor! Behaglich schlendert der Dichter an einem warmen Sommertage durch Feld und Wiese. Am Rande eines Waldes, aus dem

---

5. bezieht sich auf das obige Gedicht. — 7. d. h. er verkündigt so den Anfang des Frühlings. — 10. iemer statt niemer im abhängigen Satze. — 14. Wenn Walter in diesem Frühlingsliede unter ausdrücklicher Beziehung auf das obige Lied sagt, sein Tod würde für die, welche Tanz und Reihen liebten, ein Schade gewesen sein, so bezeichnet er wohl jenes Lied als ein Tanzlied.

das Lied der Nachtigall erklingt, findet er ein wonniges Ruheplätzchen: an der Quelle eines klaren Baches eine Linde mit großem Laubdache. Hier legt er sich in das schwellende Gras und schläft bald ein. Der Traumgott naht sich ihm, und was die Wirklichkeit dem Dichter versagte, das beschert ihm der Traum — unbeschränktes Glück! Aber auf einem langen Aste der Linde läßt sich eine Krähe nieder, weckt durch ihr Schreien den Schläfer und zerstört ihm so sein Glück. Die Krähe galt von jeher als Störerin und Lügnerin. Hätte dem Schläfer ein Stein zur Hand gelegen, so wäre es ihr letzter Tag gewesen. Doch ein wunderaltes Weib, das gerade des Weges kommt, besänftigt den Dichter: ihre komische Traumdeutung läßt den Dichter seinen Humor wiedergewinnen.

„Dreimal spannt der Dichter die Erwartung und täuscht sie mit neckischem Spotte. Im Lindenschatten am Quell ruht er behaglich; welch Abenteuer wird nahen? Nur ein Traum! Der Traum schenkt ihm alle Herrlichkeit von Himmel und Erde; wird er sie behalten? Ein Krähenruf verscheucht sie! Ein traumkundiges Weib naht; was wird sie verkünden? Eine Narrheit, eine komische Verspottung der Traumgläubigen." (Polack.)

5. Erstes Begegnen.

(Wol mich der stunde, daz ich sie erkande.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 4. der si mich hât mit ir güete verdrungen: von denen sie mich weggedrängt, deren sie mich beraubt hat.

2. **Vertiefung.** In überaus anschaulicher Weise schildert uns dieses Lied die Gefühle, die der erste Anblick eines lieblichen, kindlich reinen Mädchens aus dem Volke in dem Dichter erweckt hatte. Er steht sofort ganz in ihrem Banne und hat nur den einen Wunsch, sie ganz zu besitzen.

In Gedanken und Form ähnlich ist ein Lied Hartmanns von Aue:

Ich muoz von rehte den tâc immer minnen
dô ich die werden von êrste erkande,
in süezer zühte, mit wîplichen sinnen,
wol mich, daz ich der muot ir dar bevande.

6. Halmmessen.

(In einen zwîvellîchen wân.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 8. aber lacht nur; ganz ohne Grund freut man sich doch nicht. lützel ieman, niemand. 14. Wahrscheinlich wurde der Halm abwechselnd mit der einen und der andern Hand umfaßt, bis seine Spitze bei den entscheidenden Worten erreicht war. Vgl. das Zählen der Rockknöpfe, beim Ballspiel das Messen am Schlägel.

2. **Vertiefung.** Auch dem Sänger bleibt das „Hangen und

Bangen in schwebender Pein" nicht erspart. Schon will er alle Hoffnung, erhört zu werden, aufgeben; da bringt ihm ein kleines Ungefähr, ein Spiel, wenn nicht Trost, so doch ein Tröstelein: beim Messen des Halmes verheißt ihm das Orakel Erhörung, und das gibt ihm neuen Mut.

7. Unter der Linde.

(Under der linden.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 2. an = auf, wie Nr. 1, v. 4 an der strâze, auf der Straße. — 7. Der Waldessaum erscheint auch in Nr. 4 als die Ruhestätte. — 14. hêre frouwe! Die Anrufung der heil. Jungfrau ist hier unfromm. — 28. Der untergeordnete Nebensatz pflegt dem übergeordneten voranzugehen. — 36. getriuwe, zuverlässig; daraus entwickelte sich die Bedeutung anhänglich.

2. **Vertiefung.** Endlich hat den Dichter seine Herrin erhört. Davon gibt dieses Lied Kunde, das von seltenem Wohllaut und ganz in dem süßen Ton des Volksliedes gehalten ist, weshalb es gewöhnlich als die „Krone aller Dichtungen Walters" gepriesen wird. In die Schule gehört es allerdings nicht hinein.

Warum sind alle darüber einig, dieses Lied sei das schönste, das Walter je gesungen hat? A. E. Schönbach (Walter von der Vogelweide, S. 129) meint: „Man wird hier die Wirkung nicht ganz in ihre Bestandteile auflösen können, ebensowenig als bei irgend einem anderen Kunstwerk; aber einiges läßt sich doch erkennen. Die Hauptsache ist gewiß die episch-dramatische Gestaltung, die dem Liede eigen ist und zu der Walter vielleicht durch alte, volkstümliche Liedesstrophen, vielleicht auch durch Wolfram von Eschenbach, der diese Kunst ja in seinen Tageliedern (vgl. S. 489) so trefflich übte, angeregt worden ist. Ferner ist dem Gedichte eine bezaubernde Schalkhaftigkeit eigen, die darin liegt, daß das Mädchen andeutend erzählt, wovon sie doch nie sprechen sollte; der Gegensatz von Gefühl und Sitte verfehlt nie seine Wirkung. Und endlich bewegt sich die Sprache des Dichters so unbeschwert und so graziös, daß schon der Rhythmus den Lesenden mit fortreißt."

Mit diesem Liede hat Walters Liebesverhältnis seinen Höhepunkt erreicht; wir erfahren nichts weiteres darüber. Schweigt das Vöglein auf dem Lindenzweig, so muß auch der Sänger schweigen.

8. Frühling und Frauen.

(Sô die bluomen ûz dem grase dringent.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 2 spilden statt spilnden: das n oder en fällt im part. praes. nicht selten aus. spiln bezeichnet eine schnelle Hin- und Herbewegung und wird häufig von der Bewegung des klopfenden Herzens gebraucht, dann mit demselben Übergang wie in hellen, funkeln. — 6. genôzen: gleichen; sich gen. sich gleichstellen. — 13. wol gebunden: mit schönem Gebände. — 14. vil wird im

guten Mhd. nur unflektiert entweder substantivisch oder adverbial gebraucht. Wenn es substantivisch gebraucht wird, hängt davon der Regel nach der Genitiv ab, oft aber wird auch ein Substantiv appositionell in dem Kasus, in dem vil steht, hinzugefügt; so hier. — 15. hovelîchen hôchgemuot: in dem sie der edlen Sitte gemäß den hôhen muot, die freudige Stimmung, in einem freien, freundlichen Benehmen zeigt. Das hôchgemüete wird von Walter häufig als eine Hauptugend des ritterlichen Lebens erwähnt. — 16. umbe sehende: die Augen wild umherschießen zu lassen oder sich häufig umzusehen, verbot den Frauen die feine Sitte; ebenso aber auch starr vor sich hinzublicken. — 17. Im Vergleich mit einer Frau sollte man diu sunne erwarten; aber ebenso sagt Heinrich von Morungen: si liuhtet sam der sunne tuot gegen dem liehten morgen. Das horazische Bild velut inter ignis luna minores, das in den Nibelungen wiederholt ist 282,$_1$; 760,$_3$, ist schöner, weil sinnlicher; das Licht der Sonne und der Sterne läßt sich nur durch Abstraktion vergleichen. — 24. zuo des meien hôchgezîte: zu dem Feste, das der Mai feiert. Denselben Ausdruck hat Ulrich von Lichtenstein: Hie ist der meien hôchgezît rîch an fröiden, rîch an aller saelekeit. — 29. welen: etwas aus einer Mehrzahl für sich nehmen; kiesen: prüfend aussuchen. — 31. wie rehte schiere ich danne kür: wie schnell ich da aussuchen würde, da würde ich mich nicht lange besinnen.

2. **Vertiefung.** Der deutsche Frühling und die deutschen Frauen, das ist das unerschöpfliche Thema der Minnelieder. Beide sind des Preisens wert. Wer aber ist am meisten zu rühmen? Diese Frage beantwortet Walter in dem obigen Gedichte.

Zunächst schildert der Dichter mit wenigen kräftigen Zügen die Wonne des Maienmorgens: die Blumen dringen aus dem Grase, gleich als lachten sie zur Sonne hinauf; die Vögel singen ihre schönsten Weisen, alles jauchzt und jubelt. „Wollt ihr hören, was sich dem vergleiche?" Mit dieser spannenden Frage wendet er sich dann direkt an die Zuhörer. Aber noch nennt er nicht den Gegenstand, den er dem Mai gegenüberstellen will; er sagt nur von ihm, daß dieser ihn noch mehr entzücke als der Wonnemonat, daß er halb ein Himmelreich sei.

Und nun erst erscheint auf der Folie der schönen Natur die schöne Frau als Meisterstück der Schöpfung: wohl gekleidet, blumengeschmückt, froh und doch in Züchten um sich blickend, so schreitet sie durch die Maienherrlichkeit zu einem Feste im Freien. Die Maienwonne ist so überwältigend schön, daß scheinbar nichts sie zu überbieten vermag; und doch — die sorgfältige Kleidung der Frau, die Anmut ihrer Bewegungen, die Schönheit ihres Wuchses: alles macht einen so entzückenden Eindruck, daß das Auge von den Blumen des Mais hinweg auf die Frau sich lenkt, welche den Wonnemonat in seinem schönsten Festkleide in den Schatten stellt. Der Mai sinkt zum kühlen März hinab, gegen „seine Frau" gibt Walter alle Maienlust dahin. Sie ist die Siegerin im Streite.

Alle Register der Kunst sind in diesem Gedichte gezogen. Wie die Menschen mit fröhlichem Herzen und freudestrahlenden Augen den Mai begrüßen, so schauen die Blumen aus dem Grase hervor, „als lachten sie hinauf zum Glanze der Sonne“. Die wonnigliche Frau wird aus einer Gruppe von Frauen besonders hervorgehoben, so daß diese als vergleichende Staffage dienen. Als echter Künstler führt Walter sie uns außerdem in voller Bewegung vor. Und mit welcher Frische und Keckheit wendet er sich dann an die Hörer, indem er ihnen kühnlich die Wahl freigibt zwischen der Maienpracht und dem Anblick der Herrin. Er zeigt da die Verwegenheit des Dichters, der seiner Mittel und ihrer Wirkung vollkommen sicher ist.

Ähnliche Gedanken bringt das folgende Gedicht, das aber Wilmanns mit Lachmann und Pfeiffer nicht für eine Dichtung Walters hält, weil es im Strophenbau Härten und im Ausdruck fremdartige Anschauungen enthalte:

Frauenpreis.

Durhsüezet und geblüemet sint die reinen frouwen:
ez wart nie niht sô wünneclîches an ze schouwen
in lüften noch ûf erden noch in allen grüenen ouwen.
liljen unde rôsen bluomen, swâ die liuhten
in meien touwen durh daz graz, und kleiner vogele sanc,
daz ist gein solher wünnebernden fröide kranc,
swâ man siht schœne frowen, daz kan trüeben muot erfiuhten
und leschet allez trûren an der selben stunt,
sô lieblîch lache in liebe ir süezer rôter munt
und strâle ûz spilnden ougen schieze in mannes herzen grunt.

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen:
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen.
In Lüften noch auf Erden noch in allen grünen Auen,
Lilien oder Rosenblumen, wenn sie blicken
Im Maien durch betautes Gras, und kleiner Vögel Sang
Sind gegen solche Wonnen farblos, ohne Klang,
Wenn man ein schönes Weib erschaut. Das kann den Sinn erquicken,
Und wer an Kummer litt, wird augenblicks gesund,
Wenn lieblich lacht in Liebe ihr süßer, roter Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund.

B. Für Kaiser und Reich.

9. Der Wahlstreit.

Gesetzlos (Ich saz ûf eime steine). — Herrenlos (Ich hôrte ein wazzer diezen). — Der Klausner (Ich sach mit mînen ougen).

1. **Wort- und Sacherklärung.** (Nach W. Pütz: Altdeutsches Lesebuch[6]. Leipzig 1886.) Mit den vorstehenden drei Sprüchen betritt Walter das Gebiet der politischen Dichtung und zwar als erster deutscher Dichter. Der erste Spruch schildert die traurige Lage der Welt, die nach Heinrichs VI. Tode 1197 eintrat, als in Deutschland wegen der

Kaiserwahl wieder Zwietracht entstand. So klar und schön ist hier ausgesprochen, was damals alle empfanden, daß die Zeitgenossen und die Nachfahren, die noch unter dem Eindruck mündlicher Kunde über den Sänger standen, sich Walter am liebsten vorstellten, wie die ersten Zeilen dieses Spruches ihn schildern: so ist er auch in der Manessischen Handschrift abgebildet, die ein gutes Geschick aus Paris nach Heidelberg zurückgebracht hat. 1. Der Dichter ist in sorgenvolles Nachdenken versunken, wie Gut, Ehre und Gottes Huld zu gewinnen und miteinander in Einklang zu bringen seien. Das Ergebnis ist kein tröstliches; denn Friede und Recht, die jene schützen sollten, sind selbst zum Tode verwundet (Pfeiffer). — 2. dahte rückumgelautetes Präteritum von decken, zu unterscheiden von dâhte, v. 6, von denken. — 3. sast Prät. mit Rückumlaut von setzen. — 4. gesmogen von dem damals starken smiegen. — 5. ein, unbestimmter Artikel beim Possessivum, vor welchem im Mhd. auch der unbestimmte Artikel häufig ist, wie im Italienischen noch jetzt. wange Neutrum. — 6. ange, Adverb. zu enge; auf dicht umschließende Weise, genau, eifrig, mit ängstlicher Sorgfalt. — 8. gegeben Inf. mit Präfix. — 10. der = deren. — 11. varnde (unflektiertes Neutrum) guot bewegliches Vermögen. — 12. Die Sucht nach irdischem Gut verleitet die Menschen oft zu unehrlicher Erwerbung desselben, und das Trachten nach eitler Ehre läßt viele die Erlangung des notwendigsten Lebensunterhaltes übersehen. — 14. übergulde (fem.) erklärt Wackernagel: was etwas übergiltet, mehr wert ist. — 15. die wollte ich gern in einen Schrein tun, also zusammen haben. — 16. leider kann hievon nichts sein, stattfinden. — mêre jemals wieder. — 21. sâze (fem.), lat. insidiæ, von sizen Rastort, Lauer, Hinterhalt. — 23. frid unde reht sint sêre wunt: wie der Todwunde nichts mehr schaffen kann, weil ihm die Kraft dazu fehlt, so können auch Friede und Recht nichts wirken, weil sie keine Geltung mehr haben. — 24. diu driu enhabent geleites niht: Wo das Recht nicht mehr, nur offene Gewalt und Verrat gelten, da fehlt dem irdischen Gute, ehrenhaftem und gottesfürchtigem Tun aller Schutz. „Die drei, nämlich Gut (Reichtum), weltliche Ehre und Gottes Huld, haben kein sicheres Geleit, um zusammenzukommen, bevor nicht die zwei, Friede und Recht, wieder genesen sind und die Straße frei machen“. (Uhland.)

Von der einleitenden Betrachtung der üblen Weltlage wendet sich Walter in dem zweiten Spruche zum Deutschen Reich und fordert die Deutschen auf, Philippen die Krone aufzusetzen. Der Spruch fällt also zwischen Philipps von Schwaben Wahl und Krönung (6. März und 8. Sept. 1198). 1. diezen tosen, rauschen. — 2. fliezen vom fließenden Wasser getrieben werden, schwimmen. — 10. Alliteration mit harten und Zischlauten bei der Beschreibung eines Kampfes. — 11. under in unter sich. — 12. nur daß sie einen Gedanken haben: sie würden sich verloren dünken, wenn sie nicht starke Gerichte schüfen. — 17. tiuschiu mit ausgelassenem t (aus euphonischem Grunde) in der Mitte und mit unorganischem t im Anfang. Die Umschreibung: deutsche

Zunge, Sprache, für Deutschland soll wohl ausdrücken, daß die unvernünftigen Tiere, die nicht sprechen können, dem Menschen in bezug auf ihr Streben nach Ordnung und Recht zum Vorbilde dienen (Pfeiffer). — 19. mugge Mücke. — 21. bekerâ bei verdoppeltem Imperativ hängt sich an den ersten gerne die Interjektion â (ach!). — 22. Die Zirkel, d. h. die einfachen Fürstenkronen, d. h. die Fürsten selbst sind zu stolz gegenüber der königlichen Krone. Die Fürsten wollen sich dem Könige nicht unterordnen. Könige nennt der Dichter die Mitbewerber Philipps von Schwaben (Bertold von Zähringen und Otto von Poitou), weil sie es werden wollten (Lachmann). hêre, herrisch, anmaßend. — 23. dringen = drängen. — 24. Philippe Dativ, wobei tiuschiu zunge Subjekt ist. en = den, daher z. B. zer = ze(d)er noch jetzt in im, am, zum, ferner in imperativischen Kompositis, z. B. Störenfried = Störe (d)en Frieden, und oft in solchen Eigennamen wie Hassenpflug = Hasse (d)en Pflug, Wehrenpfennig = Wahre (d)en Pfennig, Schlagintweit = Schlag ins Weite (es, et noch heutigestags mundartlich für des, das). — Der weise (solitaire, lat. unio), der Waise, ist der Hauptedelstein in der deutschen Königskrone, so genannt, weil man glaubte, er habe seinesgleichen nicht. Nach der Sage hatte ihn Herzog Ernst aus dem Zauberberge geholt. — 25 hinder sich treten zurücktreten, nachstehen.

Gegen den Papst, der für Otto IV. eintrat, wendet Walter sich in dem dritten Spruch. 1. Walter verwahrt sich gegen die etwaige Annahme, daß er in dem folgenden nur seine persönliche Ansicht ausspreche. Das, was er sage, seien vielmehr weit verbreitete Gedanken und Worte von Männern und auch Frauen, deren Stimmung und Gedanken er erkundet. mit mînen ougen hat keinen sonderlichen Nachdruck. — 3. In dem Satze mit daz wird nur ausgedrückt, was in dem vorhergehenden schon liegt. — 5. Die Worte beziehen sich auf Papst Innocenz III. Die Betrogenen sind Philipp von Schwaben und Friedrich II. In seinem Schreiben an die deutschen Fürsten (1200) untersuchte Innocenz die Ansprüche der drei Könige und weist die der beiden genannten zurück. — 9. zweien, sich gesellen und sich entzweien. — 10. pfaffen unde leien: Geistliche und Nichtgeistliche. Unter den Laien ist Philipps Partei, unter den Pfaffen die Ottos zu verstehen, da sie von den Pfaffen begünstigt ward. — 12. Leib und Seele bezeichnen hier zugleich die Menschheit in ihrem weltlichen und geistlichen Wesen. — 15. Anfangs versuchten die Geistlichen es mit weltlichen Mitteln. Dann, als sie sahen, daß die Laien (Philipps Partei) in der Übermacht und ihnen im Kampfe überlegen waren, griffen sie zur geistlichen Gewalt, zum Bann. — 16. stôle, das gottesdienstliche Hauptgewand der Priester: eine breite Binde, die ihnen bei Amtsverrichtungen um den Hals über die Achseln und kreuzweise über den Leib bis auf die Knie über dem Chorhemde herabhängt. — 18. gemeint ist Otto. — 19. stoeren, in Unordnung bringen, zerstören. Man kann diese Stelle auf das Interdikt beziehen, das alle Orte traf, wo der gebannte Philipp und seine Anhänger sich befanden. Die

Kirche versagte dem Volke die Segnungen des Gottesdienstes. Doch wurden in den wilden Kämpfen auch viele Gotteshäuser zerstört. — 22. Der Klausner, der mehreremals in Walters Gedichten vorkommt, bedeutet die vormalige strenge Frömmigkeit im Gegensatz zu der nunmehrigen Ausartung des geistlichen Standes (Uhland), das Abbild wahrer christlicher Frömmigkeit und christlicher Tugend. — 24. Auf Cölestin III. († 8. Januar 1198) folgte der siebenunddreißigjährige Innocenz III., einer der begabtesten und geschicktesten Päpste, der als solcher wohl für jung gelten konnte.

2. **Vertiefung.** Das Gedicht wird erst verständlich, wenn man die Zeit, in welcher es verfaßt wurde, sich vergegenwärtigt. Nach dem Tode Heinrichs VI. im Jahre 1197 entstand Zwietracht in Deutschland wegen der Kaiserwahl, und die Welfen und Waiblinger (die päpstliche und kaiserliche Partei) standen wieder feindlich einander gegenüber. Zwar riefen die im Morgenlande befindlichen deutschen Kreuzfahrer den vierjährigen Friedrich, Heinrichs VI. Sohn, als schon gewählten römischen König, zum Kaiser aus; allein der Erzbischof von Köln verlangte in gegenwärtiger Lage der Dinge einen Herrscher, der kein Kind mehr sei. Philipp von Schwaben bemühte sich lange, seinem Neffen Friedrich das Reich zu sichern, gab aber endlich den Bitten und Mahnungen der sächsischen Fürsten, die sich zu Mühlhausen versammelt hatten, nach und nahm im März 1198 die Krone an, worauf er zu Mainz gekrönt wurde. Indessen hatten die Erzbischöfe von Köln und Trier zuerst Bertold von Zähringen, dann Bernhard von Sachsen und endlich den Welfen Otto IV., einen Sohn Heinrichs des Löwen, als Reichsoberhaupt vorgeschlagen. Der damalige Papst Innocenz III. führte als Vormund des verwaisten Friedrichs II. die Regentschaft über beide Sizilien und hielt beide Gegenkönige lange hin, indem er an die Rechte seines Mündels auf den deutschen Thron erinnerte. Es konnte ihm indessen wenig daran liegen, die deutsche und sizilische Krone auf einem Haupte vereinigt zu sehen: so entband er denn endlich die Fürsten von ihrem dem jungen Friedrich geschworenen Eide, entschied sich für Otto IV. und erneuerte den Bann über Philipp am 29. Juni 1201.

Walter hatte von vornherein mit den Hohenstaufen Partei für Philipp genommen. Auf einem Steine sitzend, so singt er im ersten Spruch, verlor ich mich in banges Nachdenken über den Gang des Menschenlebens. Vergebens sann ich darüber nach, wie man Ehre, irdisches Gut und Gottesfurcht gemeinsam und auf eine Weise erlangen könnte, daß eins nicht durch das andere gefährdet würde. Leider wird das Streben nach Gut und Ehre der Welt sich nimmer mit Gottesfurcht vereinigen; offene Gewalt und feige Hinterlist machen dies unmöglich, und wo Friede und Recht nicht anerkannt werden, da fehlt zur Erlangung jener drei aller Schutz.

An einem Bache sitzend, heißt es dann im zweiten Spruch, betrachtete ich die belebte Schöpfung um mich her und bemerkte, daß kein Geschöpf in Frieden lebt. Alle Tiere liegen miteinander in

Streit, aber darin sind sie einig, daß sie für Gesetze und einen König sorgen und Herren und Knechte unterscheiden. Selbst die Mücken haben einen König; nur in dir, o Deutschland, kennt man keine Ordnung, kein Recht und keine Ehre mehr. Darum bekehre dich, ehe die kleinen, aber anmaßenden Herren dich verderben; du, o Philipp, wehre es ihnen durch die Besteigung des Thrones.

Im geheimen lauschte ich oft, singt Walter zum Schluß, dem Reden der Menschen, sah ich oft ihrem Treiben zu. In Rom entstand durch die Falschheit des Papstes, mit welcher er zwei Könige hinterging, ein Kampf zwischen Geistlichen und Weltlichen, wie es nie einen größeren gab. Als die Laien im offenen Kampf das Übergewicht erhielten, suchten die Geistlichen durch die Macht des Bannes sich ihrer Feinde zu entledigen. Große Not war überall, selbst der Frieden des Gotteshauses ward gestört. Fern von dem Treiben der Welt bejammerte in einsamer Klause ein Einsiedler das Elend der Welt und flehte zu Gott um Errettung der Christenheit.

Das ganze Gedicht zerfällt also in drei Teile, deren jeder einzelne, für sich betrachtet, wieder ein Ganzes bildet, aber in genauer Beziehung zu den beiden anderen steht. Der Dichter zeigt sich uns als denkender und beobachtender Mensch. Inmitten einer von Parteikämpfen bewegten Zeit stellt er Betrachtungen an, wie sie unter den damaligen Verhältnissen in jedem anderen Vaterlandsfreunde entstehen mußten. Er forscht den Quellen der Zerrüttung im Vaterlande nach, und sein fühlendes, echt deutsches Herz ergießt sich in scharfer Klage über die Urheber des Elends, in eine bittere Klage über die Zerrüttung Deutschlands durch den Kampf um die Kaiserkrone. Denn klar ist dem Dichter: Ohne eine gesetzliche Macht und ohne Frieden ist das Heil jedes einzelnen, sowie das des Staates und der Kirche gefährdet. „Wo rohe Kräfte sinnlos walten, da kann sich kein Gebild gestalten." (Schiller.)

Wie führt er nun diesen Gedanken in jedem Teile aus?

Der Dichter geht von dem einzelnen Menschen aus, da durch die Wohlfahrt dieses die Wohlfahrt der Gesamtheit bedingt wird. Drei Dinge zu erwerben, hält er wünschenswert für jeden: Ehre, Reichtum und Frömmigkeit. Diese drei aber vereint zu erwerben, scheint ihm im Hinblick auf die Gesetzlosigkeit der damaligen Zeit eine Unmöglichkeit. Der wahrhaft Fromme wird mit dem besten Willen sein Gut nicht mehren können, er wird froh sein müssen, das, was er besitzt, vor räuberischen Händen gesichert zu sehen, ja er wird sich ganz dem Getreibe der Welt entziehen und als frommer Klausner (3, V. 22) Gott allein leben.

„— Der hat sich wohl gebettet,
Der aus der stürmischen Lebenswelle,
Zeitig gewarnt, sich herausgerettet
In des Klosters friedliche Zelle." (Schiller.)

In gesetzloser Zeit wird die wahrhafte Ehre nichts gelten; wer

in einer solchen Zeit „zu Ehren“ gelangt, erringt diese in der Regel auf Kosten seines guten Gewissens, und wer diese Zeit benutzt, um Reichtümer zu erwerben, wird keine Ansprüche auf Frömmigkeit machen können. Somit kommt der Dichter zu dem Schluß: Ohne die Segnungen des Friedens und gesetzlicher Ordnung ist die Wohlfahrt des einzelnen nicht denkbar.

Auf das Vaterland richten sich auch jetzt des Dichters Gedanken. Er sieht um sich. Überall in der belebten Natur, im großen wie im kleinen, erblickt er Haß und Kampf und Streit. Das Prinzip der Zerstörung geht durch die ganze Schöpfung. Aber dieses scheinbare Zerstören bewegt sich innerhalb der Schranken eines weisen Gesetzes, das jedem der Vernichtung verfallenen Geschöpfe den Keim zu neuen Gebilden verlieh, des Gesetzes der Erhaltung, desselben Gesetzes, nach welchem aus den ersterbenden Gewächsen des Herbstes ein neuer Laub- und Blütenschmuck im Frühlinge sich erzeugt, welches das vernunftlose Geschöpf (wir erinnern nur an die Biene) instinktmäßig zwingt, einen geregelten Haushalt zu bilden. Und im Vaterlande? „Weh dir, du deutsches Land, daß alle Ordnung schwand!“

Aber der Dichter erschöpft sich nicht in nutzlosen Weherufen; er sucht nach Mitteln, dem Übel abzuhelfen, und findet sie vorgezeichnet in der ewigen Ordnung der Natur. Ein König, fähig, Recht und Gesetz kräftig zu handhaben, kann allein helfen; darum, o Philipp, wehre den nach der Krone strebenden Schwächlingen und besteige du selbst den Thron: Ohne Gesetz und ohne einen König zur Aufrechthaltung desselben kann Deutschland nicht bestehen.

Was aber helfen die besten Gesetze und die sicherste weltliche Macht, wenn sie gezwungen werden, der geistlichen Gewalt, die im sichtbaren Oberhaupte der Kirche sich konzentriert, zu widerstreiten? „Es kann der Frömmste nicht im Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt!“ (Schiller.) Arglistig hintergeht der Papst die um die Krone Streitenden, um die Herrschaft in Deutschland sich zu sichern. Ohne die Ruhe des Alters zu besitzen, folgt er den Eingebungen seiner Leidenschaft, der Herrschsucht. Er scheut kein Mittel, das zu seinem eigennützigen Zwecke führen könnte, und was er mit der Gewalt des Schwertes nicht erreicht, das wird ihm durch die furchtbarere, Leib und Seele verderbende des Bannfluches. Aus solchem Jammer heraus rettet sich der gläubige Christ in die friedliche Einöde und klagt Gott sein Leid, der allein helfen kann, wo geistliche und weltliche Macht durch wilden Hader und Streit das Vaterland und das Christentum ins Verderben stürzen.

So erhebt sich der Dichter, aber stets innerhalb eines bestimmten Ideenkreises, vom einzelnen Menschen und der Welt zu Gott.

10. Der Leitstern.

(Diu krône ist elter dan der künec Philippes sî.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 4. Kaiser war Philipp noch nicht; aber als deutscher König bestimmt, es zu werden. — 5. niemen guoter: nach niemen steht gewöhnlich der Genitiv des Plural. ze rehte: mit Recht, von Rechts wegen. — 6. sie setzen sich in ihrem Werte nicht herab, d. h. sie gereichen einander zur höchsten Zier. — 8. Das angenehme Bild, das Walter hier von Philipp entwirft, bestätigt der Abt von Ursperg in seinen Jahrbüchern. Danach war Philipp ein Mann von schöner und edler Gesichtsbildung, blondem Haar, mittlerer Größe und zartem Körperbau. — 10. rîche = König. — 12. leitestern: der Stern, nach dem man sich richtet, bei der Schifffahrt der Polarstern. Haupt vergleicht eine verwandte Stelle eines anderen Minnesängers: daz got im immer schône den stein lâz an sîm nacke stên denn alle fürsten nâch gên.

2. **Vertiefung.** Dieser Spruch wird während Philipps Krönung in Mainz im Herbste 1198 gedichtet sein. Er ist ein rechtes Krönungslied und verherrlicht die Würde und Bedeutung der Krone, von der gesagt wird, daß das kaiserliche Haupt ihr gut stehe, nicht, wie wir sagen würden, daß sie dem kaiserlichen Haupte gut stehe. An den Insignien hing nach dem Glauben des Volkes die Würde, und gerade der Besitz der Reichskleinodien gab in der Volksmeinung der Wahl des Staufers das Siegel der Rechtmäßigkeit. Die Krone paßt, weil das kaiserliche Haupt das rechte, von Gott bestimmte ist; sie glänzt, weil der Träger ein junger süßer Mann mit königlichen Eigenschaften ist. Gott hat beide für einander bestimmt.

11. Der Domgang zu Magdeburg.

(Es gienc eins tages, als unser hêrre wart geborn.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 4. Philipp war selbst König, Kaiser Friedrichs I. Sohn und Heinrichs VI. Bruder. — 5. wât: Anspielung auf die Dreieinigkeit. — 7. lîse treten und slîchen bezeichnet den ruhigen, abgemessenen Gang: sollempniter incedebat, heißt es in der halberstädtischen Chronik. — 8. Der Dichter gibt der Königin Irene, der Tochter des byzantinischen Kaisers, die gewöhnlichen Beinamen der Jungfrau Maria, weil sie in Deutschland Maria hieß. — 10. Die Affirmation wird hier durch eine doppelte Negation ausgedrückt: die zûht war hier im höchsten Maße. — 11. Herzog Bernhard von Sachsen, einst selbst Thronbewerber, trug dem König das Schwert voran. Auch die Halberstädter Chronik rühmt die Ordnung und gehobene Stimmung, die alle Teilnehmer dieses Festes beseelte.

2. **Vertiefung.** Am 1. Mai 1198 hatte die welfische Partei Otto IV., den sie, wie wir schon gesehen, zum Könige vorgeschlagen hatte, zu Köln gewählt, am 12. Juli war er zu Aachen vom Erzbischof von Köln gesalbt. Gegen diesen Nebenkönig war Philipp im

Kampfe glücklich, so daß er Weihnachten 1199 in Magdeburg einen glänzenden Hofhalt halten konnte, auf dem auch Walter zugegen war. „In einem farbenhellen Gewande, den altdeutschen auf Goldgrund ähnlich, schildert er uns den Kirchgang des Königs mit seiner Gemahlin und dem Gefolge der Thüringer und Sachsen." (Uhland.)

12. Der Pfaffen Einmischung.

(Künic Constantin der gap sô vil.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 1. Von der sog. Konstantinischen Schenkung wird die Macht und der Verfall der römischen Kirche hergeleitet. — 3. speer, kreuz und krône waren die drei Reliquien von Christi Kreuzestod (Matth. 27,$_{29}$), speer und krône zugleich aber auch die Zeichen der Herrschaft. — 5. Das dreifache Weh des Engels, der durch den Himmel flog (Offenb. Joh. 8,$_{13}$). — 8. Die sprichwörtliche Verbindung von Honig und Galle stammt aus dem Lateinischen (fel, mel). Vgl. Freidank: diu werlt gît uns allen nâch honge bitter gallen. — 11. Die einzelnen Reichsfürsten haben um so mehr Macht, je schwächer der Höchste, der Kaiser, ist. — 12. Wie wir schon im vorigen Gedicht gesehen, war die Wahl Ottos IV. ein Werk der Pfaffen. — 14. indem sie sich in die Wahl mischen. — 15. Das prophetische Weh des Engels, das der Dichter diesem in den Mund gelegt hat, ist zur Wahrheit geworden.

2. **Vertiefung.** Die römische Kirche führt ihren Anspruch auf weltliche Herrschaft auf die sog. Schenkung Konstantins zurück. Man erkannte schon früh auch in Laienkreisen, daß dadurch viel Unheil in die Kirche gekommen sei, und beklagte dies. Haupt vergleicht aus einer Wiener Handschrift: legitur, quod eo die, quo a Constantino dotata est ecclesia, audita est vox angelica dicens: hodie inusum est venenum in ecclesia, quia major est dignitate et minor religione. Und Hermann von Fritzlar, ein gelehrter Laie um 1350, sagt: Wizzet, daz diz ist noch ein wurzele und ein gruntfeste alles krieges zwischen den bêbisten und den keisern.

Ähnliche Gedanken spricht Walter in diesem Liede aus und zwar wahrscheinlich aus Anlaß einer Versammlung der Fürsten zu Köln, die Ende Juni 1201 stattfand, um eine Einigung der streitenden Parteien herbeizuführen. Der Versuch mißlang, und der päpstliche Legat befahl nun bei Strafe des Bannes, Otto als König anzuerkennen. Gegen diese Einmischung legten Philipps Anhänger am 8. September in Bamberg energische Verwahrung ein. „Wo habt ihr gelesen, ihr Päpste, wo habt ihr gehört, ihr Kardinäle, daß eure Vorgänger oder deren Gesandten sich bei der Wahl eines römischen Königs und gar als abwägende oder prüfende Richter eingemischt hätten." Walter schließt sich hier diesem Proteste energisch an.

Den unheilvollen Einfluß der Konstantinischen Schenkung erwähnt Walter auch in dem Liede:

An die Geistlichkeit.

Solt ich den pfaffen râten an den triuwen mîn,
so sprache ir hant den armen zuo „sê daz ist dîn:
ir zunge sunge unde lieze manegen man daz sîn;
gedaehten daz ouch si durch got ê wâren almuosnære:
dô gap in êrste geltes teil der künic Constantîn.
het er gewest daz dâ von übel künftic wære,
sô het er wol underkomen des rîches swære;
wan daz si dô wâren kiusche und übermüete lære.

13. Der Bannfluch.

(Hêr bâbest, ich mac wol genesen.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 1. hêr verkürzt aus hêrre, wenn der Name oder Titel folgt. Die Anfangsworte sind höhnisch gemeint. — 5. bei der Krönung. — 6. hêrre ist Nominativ. — 8. Es ist anzunehmen, daß der Papst bei Ottos Salbung und Krönung in Rom diese Worte (1. Mos. 12, $_3$: Gott sprach zu Abraham: Ich will segnen, die dich segnen, und verfluchen, die dich verfluchen) gesprochen hat. — 11. durch, bei, um — willen dient häufig dazu, um durch Erwähnung eines teuren Gegenstandes einer Bitte Nachdruck zu geben. Walter will in den beiden letzten Zeilen sagen: Wenn der Papst so seinem eigenen Worte zuwiderhandelt, dann wird man auch nicht mehr an die Wahrheit von Priesterworten glauben, und der Kirche Heil und Ehre wird schwer darunter leiden.

2. **Vertiefung.** Philipp war 1208 ermordet worden, und das Reich fiel nun ohne Widerstreit dem vom Papste begünstigten Gegenkönig Otto IV. zu, der im folgenden Jahre auch zum Kaiser gekrönt wurde. Wie die meisten Fürsten und Ritter, so schloß sich auch Walter nun Otto IV. an.

Aber schon 1210 belegte der Papst seinen bisherigen Schützling wegen Zurückhaltung der kaiserlichen Güter in Italien mit dem Banne. Dieser Vorgang rief aufs neue den ganzen Grimm Walters hervor.

Mit bitterem Hohne hält er dem Papste vor: Ich halte mich streng an Eure Worte, mein Seelenheil kann also nicht gefährdet sein, selbst wenn meine Worte Euch nicht gefallen sollten. Wir folgen nur Eurem Gebot, wenn wir in Otto IV. unseren Herrn sehen, ihm dienen und vor ihm knien. Ihr selber habt Gottes Segen über Abraham auf ihn herabgerufen Wenn Ihr nun Euren eigenen Worten zuwiderhandelt, wohin soll es dann mit dem Ansehen der Priester kommen?

Die Doppelzüngigkeit und den Widerspruch, daß man Otto erst als den rechtmäßigen, von Gott gegebenen König bezeichnet habe, ihn nun aber mit dem Banne belege, beleuchtet Walter auch in dem Liede:

Doppelzüngigkeit.

Got gît ze künige, swen er wil:
dar umbe wundert mich niht vil:
uns leien wundert umbe der pfaffen lêre.
Si lêrten uns bî kurzen tagen:
daz wellents uns nû widersagen,
nû tuonz dur got und dur ir selber êre,
Und sagen uns bî ir triuwen,
an welher rede wir sîn betrogen;
volrecken uns die einen wol von grunde,
die alten ode die niuwen.
uns dunket einez sî gelogen.
zwô zungen stônt unebne in einem munde.

14. Drei Sprüche gegen den Papst.

Der Zauberer (Der stuol ze Rôme). — Der welsche Schrein (Ahî wie kristenliche). — Der Kirchenstock (Sagt an, hêr Stock).

1. **Wort- und Sacherklärung.** Der Zauberer. 1. Jetzt endlich ist der römische Stuhl auf den richtigen Standpunkt gebracht, gerade wie vormals durch den Zauberer Gerbert. Gerbert, als Papst Silvester II. (999—1003), war von seinem ehemaligen Zögling Otto III. auf den heil. Stuhl erhoben. Naturwissenschaftliche Kenntnisse verhalfen ihm zu dem Rufe eines Zauberers. — 3. wan, nur. — 6. rüefen, ruofte, gerüefet oder geruoft; ruofen, rief. Den Akkusativ der Person kennt das bessere Mhd. nicht bei rüefen. Auch Goethe braucht noch die schwache Form und häufig den Dativ. — 7. widerwürken, durch entgegengesetztes Handeln etwas vereiteln. — 48. kamerære, der Schatzmeister des Himmelhortes ist der Papst Der himelhort ist des Menschen Seele, die der Papst ze valle bringt. — 9. Als Christi Stellvertreter ist der Papst süener, Mittler, zwischen Gott und Menschen. — 10. Freidank: swâ der wolf ze hirte wirt, dâ mite sint diu schâf verirt.

Der welsche Schrein. 2 Schon Str. 1 enthält einen schneidigen Spott: „Der Papst lacht christlich“; dieser Spott wird hier noch dadurch geschärft, daß sich der Papst mit „seinen Welschen“ über sein Kunststück lustig macht. Walch, gen. Walhes, der Romane, Italiener oder Franzose. Im Auslaut wird die Spirans durch die Aspirata vertreten. — 4. Almân: dem deutschen Sprachgebrauch des 13. Jahrhunderts war dieser Name fremd geworden, und einheimische Bezeichnung der Deutschen überhaupt war er niemals. Die welsche Form schärft den „Spott“. (Haupt). Die beiden Fürsten sind Friedrich II. und Otto IV. — 5. Wasten, verwüsten, scheint aus dem Romanischen (lat. vastare) entlehnt und ist von Walter vielleicht in derselben Absicht gebraucht wie Almân in der vorhergehenden Zeile. — 6. Der Dichter glaubte nicht, daß das Geld zu einem Kreuzzuge verwendet würde: dem römischen Hofe ist immer der Vorwurf der Habgier gemacht worden. — 7. Durch mein Ansehen, durch Versprechungen und Drohungen. — 8. Hühner und Wein bilden einen

schroffen Gegensatz zu dem deutschen Fasten. — 10. Vor dem letzten Worte spielte der begleitende Musiker eine kleine Triolenfigur und ließ das „Fasten" höhnisch nachklingen. Die Strophe ist schon heftig genug, aber eine noch heftigere Fortsetzung (ob Walters?) mit zügellosen Ausfällen gegen die „Pfaffen" enthält die Heidelberger Handschrift.

Der Kirchenstock. 1. Der Dichter macht in einem Zwiegespräch mit dem stummen und doch so beredten Stock seinem Unmute Luft. — 3. Lateran, der päpstliche Palast in Rom. — 4—8. Es kehrt hier derselbe Vorwurf wieder, daß der Papst unter irgend einem Vorwande das gesammelte Geld für seine Kassen behalten und neues herbeischaffen werde, vielleicht (Str. 5) unter dem Vorwande, die Zwistigkeiten im Reiche machten eine neue Steuerauflage notwendig, und daß wenig davon in Gottes Land, das heilige Land, kommen werde; denn was die Pfaffen einmal haben, das halten sie fest. — 10. Freidank: „Zu Rom und Akers (Festung Acre in Palästina, die als letzte Stadt [1291] in den Kreuzzügen verloren ging) ist ein Pflug, der immer Toren hat genug," die sich nämlich davor spannen lassen. Mit Absicht wird der Dichter hier auch die Törinnen genannt haben, weil gerade die Frauen leicht geneigt sind, für kirchliche Zwecke Opfer zu bringen.

2. **Vertiefung.** Diese Sprüche gehören wohl zu dem Stärksten, was im Kampfe zwischen Kirche und Staat je gesagt wurde. Sie fallen in die Zeit, die bei der Betrachtung des vorhergehenden Gedichtes geschildert ist.

Erst jetzt, meint der Dichter, ist der römische Stuhl so in Ordnung wie unter dem berüchtigten Zauberer Gerbert. Doch hat dieser bloß sein eigenes Seelenheil vernichtet, während der jetzige Papst die ganze Christenheit preisgebe. Da sollen alle dem lieben Gott klagend zurufen, damit er nicht länger schlafe, sondern die zuchtlose Geistlichkeit strafe. Die Pfaffen vereiteln Gottes Werk und fälschen sein Wort, sein Kämmerer bestiehlt den Himmelshort, sein Richter mordet und raubt selbst, sein Hirt ist unter den Schafen zum Wolf geworden.

Noch drastischer sind die Schilderungen der beiden folgenden Sprüche. Papst Innocenz hatte als Krone seiner siegreichen Bestrebungen für das Ansehen der Kirche einen Kreuzzug ins Werk zu setzen unternommen. 1213 schrieb er eine Bulle darüber aus, steuerte selbst bedeutend bei, veranlaßte dazu auch Kardinäle und Bischöfe und ließ in allen größeren Kirchen Opferstöcke aufstellen, in denen die frommen Gaben gesammelt werden sollten, um dann unter gehöriger Kontrolle — die Sperre war dreifach — zum Besten der Kreuzfahrt verwendet zu werden. Das war ein dankbarer Gegenstand für Walters Angriffe, der mit den Predigern für die Kreuzzugssteuer zugleich die traf, die den Bann des Papstes wider Otto verkündigten und zum Abfall von ihm ermahnten. Die Schärfe der Sprüche kann auch nur aus der Bitterkeit dieses Parteikampfes erklärt werden. Es

spricht aus diesen Strophen, die die Menschen bei ihrer schwächsten Seite zu fassen wissen und eben darum so einschneidend wirkten, der politische Parteimann; in seinem Innern war Walter ein guter Christ, und er blieb auch stets ein treuer Sohn seiner Kirche.

Man hat ja nun ganz richtig gesagt: „Walter übertreibt ins Ungemessene, er mußte die guten Absichten des Papstes kennen, mußte wissen, wie Innocenz sich bemüht hatte, die zweckmäßige Verwendung der gesammelten Gelder zu sichern, er verfährt also mit Bewußtsein ungerecht.“ Und doch hat es auch eine gewisse Berechtigung, wenn Otto Burdach darauf erwidert: „Die Klugheit und die Besonnenheit standen damals nicht auf Walters Seite. Aber heute ihm einen sittlichen Vorwurf zu machen aus der Maßlosigkeit seines Angriffes, heißt wiederum gegen ihn unbillig sein, heißt weder geschichtlich noch psychologisch urteilen.“

Die Sprüche übten eine gewaltige Wirkung aus. Der beste Beweis dafür ist der Tadel, den Thomasin von Zircläre um 1215 in seinem „Welschen Gast“ über Walter ausspricht: nû wie hat sich der guote kneht an im gehandelt âne reht, der dâ sprach dur sînen hohen muot, daz der bâbest wolt mit tiuschen guot füllen sînen welschen schrîn. Durch diese Rede habe er, was er sonst Gutes gesungen, zu schanden gemacht: wand er hât tûsent man betœret, daz si hânt überhœret gotes und des bâbstes gebot. Es ist richtig, „man wähnt die dröhnenden, zermalmenden Schwertschläge Luthers zu vernehmen, wenn man diese Sprüche Walters liest.“ (Burdach.)

15. Aufruf zur Kreuzfahrt.

(Hêr keiser, ich bin frônebote.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 1. frônebote ist hier Abgesandter des Herrn wie frônekempfe = gotes kempfe ist. — 4. vogt, Schirmherr, Richter, aus ml. (ad.) vocatus. — 7. gerne, dem eigenen Wunsch gemäß, auch: bereitwillig. — 12. joch, auch.

2. **Vertiefung.** „Walter tritt in diesem Spruche dafür ein, daß der deutsche Kaiser seine Macht unmittelbar von Gott habe und sein Stellvertreter, Vogt, auf Erden sei, im Gegensatz zu der hierarchischen Auffassung, da man dem Kaiser entgegengerufen hatte: Imperium tuum non est, sed Christi; non tuum, sed Petri; non a te tibi obvenit, sed a vicario Christi et successore Petri. Des Papstes geistliches Regiment wird nicht berücksichtigt, auch hier, wo der Dichter den Kaiser zu einem Kreuzzuge veranlaßt. In Gottes Namen fordert er ihn auf, in Palästina Recht zu schaffen. Das ist vielleicht das trotzigste Wort deutscher Selbständigkeit, das Walter je gesprochen. Friedrich II. handelte bekanntlich später trotz dem Papste so, vermutlich mit unter des Dichters Einfluß. Vielleicht ist es auch nicht ohne Zusammenhang damit, daß Otto, noch ehe er in Rom gekrönt worden war, aus seinem Titel das herkömmliche „von Papstes Gnaden“ fortließ.

Man setzt den Spruch ins Jahr 1212, als Otto, vom Papste gebannt und aus Italien zurückgekehrt, in Frankfurt Hoftag abhielt, wo ihn Walter mit diesem Spruche begrüßte." (K. Kinzel.)

16. Milde und Länge.

(Ich wolt hêrn Otten milte nâch der lenge mezzen.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 2. an der mâze: in bezug auf das richtige Maß. „Ich hatte ein falsches Maß angelegt." — 3. Otto IV. zeichnete sich durch hohen Wuchs aus. Burchard von Ursperg erzählt, die geistlichen Fürsten hätten aus diesem Grunde Otto zum Könige haben wollen (pro eo quod fortis videbatur viribus et statura procerus). — 5. verschrôten were: verschnittenes Gewand oder verhauenes Holz. Holzstücke werden verschroten. — 7. Ebenso wenig wie in seinen Jahren eine Änderung seines Wuchses zu erwarten ist, ebenso wenig eine Änderung seiner Gesinnung. — 8. dem künege: Friedrich II. Der Dichter nennt Friedrich II. König, weil er in ihm den rechtmäßigen Träger der Krone sieht. Übergang des Dichters von Otto zu Friedrich II. — 9. 10. Friedrich II. war noch klein von Wuchs, aber an dem Maße der Milde gemessen, schoß er riesenhaft empor. Er wird auch wohl noch weiter wachsen, bald seinen Gegner völlig überragen.

2. **Vertiefung.** Walter begründet in diesem Gedichte seinen Übergang zu Friedrich II.

Die „Milde" (Freigebigkeit) war des Königs erste Pflicht; nur durch sie konnte er sich die große Zahl seiner freien Anhänger sichern und sich seine Beamten erhalten. Vor allem war es üblich, Ritter, deren Dienste man länger beanspruchte, durch ein Lehen an sich zu fesseln. „Otto hatte nichts Gewinnendes; er flößte mehr Furcht und Schrecken als Liebe ein. Innocenz wußte, was er tat, als er im Jahre 1208 seinen Günstling ermahnte, sich seiner Reden und gewalttätigen Werke zu enthalten, Wohlwollen und Herablassung, Ehre und Gnade allen zu erweisen. Aber solche Eigenschaften lassen sich nicht lernen. Dazu kam dann noch, daß Otto es nicht verstand, zu rechter Zeit und in rechter Weise die Freigebigkeit zu üben; magnificus promissor et parcissimus exhibitor heißt es bei Mattheus von Paris." (Wilmanns.)

Auch Walter hatte vergeblich ein Lehen von ihm erhofft; seine Verdienste um die Sache Ottos hatten trotz einer festen Zusage des Kaisers nur geringen Lohn geerntet. Vergebens hatte er ihn gemahnt, doch des armen Gastes nicht zu vergessen. Als nun der jugendliche Friedrich der Staufer, der Kandidat des Papstes Innocenz gegen Kaiser Otto IV., mit raschen Schritten in Süddeutschland gegen Otto vordrang und von allen deutschen Fürsten anerkannt wurde, wandte sich auch Walter dem jungen Sprossen des Hauses zu, der nach der für Otto IV. unglücklichen Schlacht bei Bouvines 1214 durch den Erzbischof von Köln am 25. Juli 1215 zum Könige gekrönt wurde und in dessen Hand er das Reich sicherer geborgen wußte als bei dem

rauhen und kargen, unfreundlichen und freundlosen Welfen. Von einem Hohenstaufen zum anderen hat Waltern der Grundsatz „das Vaterland über alles" geleitet.

17. An Friedrich II.

(Von Rôme voget, von Pülle künec.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 1. Von Rôme voget, von Pülle künec: Schirmherr von Rom und König von Apulien (Sizilien). — 5. der habedanc: die Anerkennung des Wertes. — 8. so, wie es mir jetzt geht, dem Heimatlosen. — 9. Wer ein eigenes Heim hat, kann gut singen vom grünen Klee; wer aber immer draußen liegen muß, singt lieber vom eigenen Hause. — 10. Der König hatte viel eigene Not, sei es nun, daß Walter Friedrichs Kampf gegen Otto meint, oder seine Sorge um die Königswahl seines Sohnes.

2. **Vertiefung.** Wahrscheinlich im Jahre 1220 trug Walter dem jungen König diese Bitte vor. Des Wanderlebens ist er schon lange müde; es hat auch seine Kunst gelähmt. Vom eigenen Heime, dem häuslichen Herde erhofft er neue Anregung für seinen Gesang. Dann würde er wieder singen können von den lieben Vöglein, den Blumen auf der Heide, den holden Frauen wie einstens in seiner Jugend. Jetzt aber „kommt er spät und reitet früh", die kahle Herberge kann ihn nicht fesseln und zum Gesange anfeuern. Den Gast umseufzt immer ein Weh. Wie würde er als Wirt im eigenen Hause singen können!

18. Das Reichslehen.

(Ich hân mîn lêhen, al die werlt! ich hân mîn lêhen.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 2. Der Hornung (Februar) ist die kälteste Zeit des Winters und war deshalb von den Fahrenden am meisten gefürchtet. — 3. boese bedeutet hier geradezu geizig. Der Dichter freut sich, daß seine Kunst nicht mehr nach Brot zu gehen braucht. — 6. weil ich jetzt nicht mehr als Bittender komme. — 7. sie erschraken schon, wenn sie den Dichter nur sahen, weil er ihnen zur Last fiel. — 9. bezieht sich auf die verdrießliche Stimmung, die ihn infolge seiner Armut seit Jahren gedrückt hatte. Wohin er kam, schimpfte und schalt er, daz mîn âtem stanc, d. h. daß er den Leuten unangenehm wurde. Das Bild berührt uns peinlich, während wir ähnliche Ausdrücke im übertragenen Sinn gebrauchen, ohne die eigentliche Bedeutung zu fühlen, wie: übel berüchtigt sein, in üblem Geruch stehen. — 10. Die Königsgabe hat ihn wieder den Leuten angenehm gemacht, dazu seinem Gesange neue Kraft gegeben.

2. **Vertiefung.** Die in dem letzten Liede vorgetragene rührende Bitte hatte des Königs Herz bewegt; der Hinweis auf die Bedrängnis, in welche Friedrichs Wünsche bei den Fürsten gerieten, mag die Bitte des Sängers unterstützt haben. Als Friedrichs Willen geschehen, sein

Sohn zum Könige erhoben ist, da vergißt er auch nicht des Dichters: er gibt Waltern ein Lehen, wahrscheinlich in der Nähe von Würzburg, das so ansehnlich gewesen sein muß, daß der Dichter hinfort fremde Unterstützung entbehren konnte.

Mit jubelndem Dank erwidert Walter das reiche Geschenk. Al die werlt möchte er sein großes Glück verkünden, daß er nun nicht mehr als ein Heimatloser durch die Lande zu ziehen braucht. Daß Walter in diesen Versen übertreibt, ist begreiflich und liegt in dem Zweck des Spruches; man wird deshalb nicht daraufhin sich den Sänger wie einen heutigen Landstreicher mit zerrissenen Stiefeln von Haus zu Haus bettelnd vorstellen dürfen. Aber ebenso verständlich ist, daß der Sänger sich groß und kindlich über den lang ersehnten eigenen Herd freut.

C. Für Gottes Ehre und deutsches Wesen.

19. Deutschland über alles.

(Ir sult sprechen willekomen.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 1. Der Bote weiß, daß er willkommene Botschaft bringt, und in berechtigtem Selbstgefühl tritt er deshalb in der französischen Redewendung „c'est moi" in den Vordergrund. — 4. daz ist gar ein wint: das ist von gar keiner Bedeutung. — 5. die boten miete für die guten Neuigkeiten. — 7. 8. der Sinn: es ist mir leicht, euch zu sagen, was euch wohl tut; seht also zu, was ihr mir Ehrenvolles bietet. Diese Bitte um ehrende Anerkennung geht an die Herren wie die um freundliches Entgegenkommen (v. 16) an die Damen. — 9.—12. tiuschen frouwen, von deutschen Frauen. Der Sinn also: ich will von den deutschen Frauen solche Dinge verkünden, daß sie der Welt noch besser als bisher sollen gefallen. — 13.—15. waz wold ich, was könnte ich auch als Lohn verlangen; sie stehen zu hoch über mir, als daß ich das, womit Frauen zu belohnen pflegen, einen Kuß oder anderen Liebesbeweis, verlangen dürfte; darum bin ich getüege, artig, fein, höflich, und bitte um nichts weiter, als daß sie mich freundlich grüßen. Im Gegensatz zur heutigen Sitte, nach der die Männer die Frauen zuerst grüßen, grüßten im Mittelalter die Frauen zuerst, und der Mann hatte nur sich verneigend zu danken. — 18. war nemen mit dem Gen., sich umsehen nach. besten, nämlich liute. — 22. Walter fühlt sich frei von dem alten Erbübel der Deutschen, das Fremde höher zu schätzen als das Einheimische. — 23. unrehte strîte: für eine unrechte Sache streiten, wenn ich Falsches behauptete. — 24. zuht, Wohlgezogenheit, Anständigkeit. — 25. Von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an Ungerlant: also in ganz Deutschland. Walter war von langer Wanderfahrt nach Wien zurückgekehrt. — 30. gelâz s. v. a. gebâr, gebaerde, Bildung, Benehmen. „Das Benehmen und die Schönheit der Frauen als Kenner zu beurteilen, galt als eine schätzbare Eigenschaft." (Uhland.) —

31. sem mir got, elliptische Beteuerungsformel: so wahr mir Gott helfe. — 31. wîp: im Gegensatz zu Mann (v. 34), im Gegensatz zu frouwe (Herrin) das Frauenzimmer geringeren Standes, also: die gewöhnlichen deutschen Weiber sind besser als ander, anderswo, in anderen Ländern, die vornehmen Frauen. — 35. schildet von schelten tadeln. betrogen verblendet. — 36. ich kann ihn sonst nicht verstehen.

Aus dem Parallelismus der Gedanken in den ersten vier Strophen schließt Wilmanns, daß sie abwechselnd, die erste und dritte, an die Herren, die zweite und vierte an die Damen gerichtet sind, die fünfte aber an beide.

2. **Vertiefung.** „Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!" Dieses Wort Hoffmanns von Fallersleben, des letzten fahrenden Sängers, der so vieles mit Walter gemeinsam hat, kann man unserem Liede als Motto vorausschicken. Es ist der älteste Preisgesang, und bis heute einer der schönsten, auf unser schönes Vaterland, seine Bewohner und seine Sitte.

Der Dichter kündet seinen Gesang als etwas ganz Neues und Wichtiges an, was des würdigen Lohnes wert sei. Insbesondere wendet er sich an die Frauen, ihre Spannung will er anregen, und ihnen sagt er endlich: Ein freundlicher Gruß von euch ist mir Lohnes genug. Und nun braust sein Lied in vollen Wogen dahin. Zunächst lobt er deutsche Zucht gegenüber dem Brauch in fremden Ländern; dann die deutschen Frauen gegenüber den fremden; zuletzt aber stellt er Männer und Frauen preisend nebeneinander, und in einem Lobe auf das Vaterland klingt das Lied aus.

„Lebt ich lange nur darinne!" So heißt es echt lyrisch am Schlusse dieses Liedes, das einen Höhepunkt in Walters Kunst bezeichnet und mehr als ein anderes seiner Gedichte dazu beitrug, seinen Namen in allen Gauen des Reiches heimisch zu machen. Wir haben dafür, wie Uhland mitteilt, ein sprechendes Zeugnis. Als nämlich im Jahre 1227 Ritter Ulrich von Lichtenstein auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, gen Wien ritt und zu Ehren seiner erwählten Herrin überall Speerkämpfe bestand, begegnete ihm einer seiner Knechte mit guter Botschaft von seiner Herrin zu Wien. Der Knecht durfte aber den verkleideten Herrn nicht anreden. Er ritt daher bloß hinter demselben her und sang als Zeichen, daß er gute Botschaft bringe, das Lied: „Sprechen sollt ihr: Schön willkommen!" — „Das Lied", sagt Ulrich, „klang mir in mein Herze und tat mir inniglich wohl. Ich ward von ihm gar hochgemut."

20. Mann und Weib.

Selbstüberwindung (Wer sleht den lewen?) — Maß im Trinken (Ich trunke gerne) — Arm und reich (Junc man, in swelher aht dû bist) — Wert männlicher Schönheit (An wîbe lobe stêt wol) — Weib oder Frau (Wîp muoz immer sîn der wîbe hôhste name).

1. **Wort- und Sacherklärung.** — Selbstüberwindung. 1—3. Vgl. Sprüche Salm. 16, 32: Ein Geduldiger ist besser denn ein Starker, und wer

seines Mutes Herr ist, denn der Stätte gewinnt. Herder: Tapfer ist der Löwenlinger, tapfer ist der Weltbezwinger, tapfrer, wer sich selbst bezwingt (Die wiedergefundenen Söhne). — 4. seine Glieder in der Gewalt hat. — 6 ff. Abgeborgte Selbstbeherrschung, die nur vor den Leuten gewahrt wird, die kann wohl vor Fremden erschimmern, aber ihr Glanz ist unstet und schwindet bald.

Maß im Trinken. — 4 ff. Die unmâze gehört zu den Hauptsünden, zu denen gewöhnlich superbia, vana gloria, invidia, ira, accedia, tristitia, avaritia, ventris ingluvies, luxuria gezählt werden. — 5. enbern mit gen. etwas nicht haben; gerne enbern eines dinges von einem, etwas nicht von jemandem erhalten wollen, es ihm schenken. — 7 ûf risen, das Glück möge auf ihn fallen.

Arm und reich. — 3. dû lâ, das pron. pers. nicht selten neben dem Imperativ. — 6. Die rechte Anwendung des Reichtums erhöht den Mut. — 9. so daß du es los zu werden suchst. — 9. Spervogel: armuot hoenet den degen: sô schadet ouch dem jungen man, wil er ze vil gehalten. — 11. d. h. gotes hulde und êre. Dieselben Lehren gibt auch der Winsbeke seinem Sohne (St. 29): Sun dû solt hoben und minnen guot sô daz ez dir ihs lige obe. benimtz dir sin und vrien muot, sô stât dîn herze in krankem lobe. guot daz ist gîtekeit ein klôbe: swem ez ist lieber denne got und wertlich êre, ich waene, er tobe.

Wert männlicher Schönheit. — 2. weich schwach, kraftlos. hoene, Walter bezieht sich hier auf ein häufig gebrauchtes Sprichwort: schoene daz ist hoene, d. h. Schönheit ist übermütig; aber in diesem Zusammenhange scheint hoene hohl, eitel zu bedeuten, also eine Bedeutung zu haben, die sich an hoene hochfahrendes, mißachtendes Wesen und das, was Mißachtung hervorruft, Schmach, Schande, anlehnt. — 8. Ein anderer Minnesänger sagt: nâch frouwen schoene nieman sol ze vil gevrâgen. sint si guot, er lâzes ime gevallen wol. waz ob ein varwe wandel hât, der doch der muot vil hôhe stât.

Weib oder Frau? — 6. sint sie tiure, fehlen sie. Aus der Bedeutung des Ausgezeichneten, Kostbaren entwickelt sich leicht die des Seltenen; aus ihr der Gebrauch des Wortes für etwas, das gar nicht mehr vorhanden ist. — 10. hier bezeichnet wîp das Geschlecht, insofern ihm alle Individuen angehören, v. 6 dagegen insofern ihm gewisse Eigenschaften zukommen. Durch diese Verdrehung gelingt dem Dichter der Beweis. Vgl. Ulrich von Lichtenstein: von geburte ein frouwe, ist si von tugenden wîp.

2. Vertiefung. Walter zeichnet in diesen Sprüchen sein Ideal des Mannes und der Frau.

Von dem Mann verlangt er ein festes, geschlossenes, in sich einheitliches Wesen. Er weiß, daß der schwerste Kampf mit uns selbst gekämpft, der schönste Sieg in uns selbst errungen werden muß. In der Überwindung der Leidenschaften und der niederen Triebe sieht er das wahre Heldentum des Mannes.

Die oberste, das Weltleben regelnde Tugend ist ihm, wie den meisten mittelalterlichen Dichtern, ein verständiges Maß. Deshalb bekämpft er das Erbübel der Deutschen, die Trunksucht, und will, obgleich ein Freund heiterer Geselligkeit, stets Zucht und Maß, Ehre und Gewissen gewahrt wissen; darum mahnt er auch zu einer vernünftigen Wertschätzung der irdischen Güter.

Den sittlichen Eigenschaften des Mannes legt er den höchsten Wert bei; äußere Vorzüge gelten ihm wenig. Frauen mag man schön nennen, für Männer ist das abgeschmackt und unpassend; Walter selber war nicht schön. Kühn, offen mit Herz und Hand, fest soll der Mann sein: diese drei Dinge schicken sich wohl zusammen.

In dem Gedichte: Weib oder Frau? zeichnet der Dichter das Ideal einer deutschen Frau. Er gibt dem Worte „Weib" den Vorzug. „Der Grund dieses Vorzuges ehrt unsere Sänger: er beruht darin, daß in solchem Gegensatz das Wort Frau den zufälligen Vorrang höherer Geburt, der Name Weib dagegen das innere Wesen edler Weiblichkeit bedeutet". (Uhland.)

Dies Lied war vermutlich der Anlaß zu der Streitfrage zwischen Frauenlob (s. später) und Regenbogen, ob das Wort Weib oder Frau den Vorzug verdiene. Die Geschichte der Sprache hat gegen Walter entschieden.

21. Erziehung.

Salomos Lehre (Die veter hânt ir kint erzogen) — Freche Jugend (Wer zieret nû der êren sal) — Zucht (Nieman kan beherten) — Abdankung (Selbwahsen kind, dû bist ze krump).

1. **Wort- und Sacherklärung.** — Salomos Lehre. 3. Spr. Sal. 13, $_{24}$: Wer seiner Rute schonet, der hasset seinen Sohn. 22, $_{15}$: Torheit steckt dem Knaben im Herzen, aber die Rute der Zucht wird sie ferne von ihm treiben. — 6. ungebachen, nicht gebacken, roh. — 8. hoene, hochfahrendes, mißachtendes Wesen und das, was Mißachtung hervorruft, Schmach, Schande. In diesem passiven Sinn ist hier das Adjektiv zu nehmen. — 9. ê verstärkt den in wilent liegenden Begriff. wilen Adv., aus dem Dat. plur. gebildet, mit unorganischem t. — 11 alsô dar, immerhin.

Freche Jugend. 3. kneht im Gegensatz zu Ritter der, welcher den Ritterschlag noch nicht empfangen hat. Die Knechte übertreffen ihre Herren in ehrlosem Tun. — 5. gouch = Kuckuck, d. h. ihr Gespött. — 9. sie rühmen sich noch ihrer Frevel. — 11. Über Haut und Haare, die hauptsächlichsten Gegenstände ihrer eitlen Geckenhaftigkeit, ruft der Dichter ein Wehe aus. Staupen und Haarabschneiden waren zwei schimpfliche Strafen für Ehrabschneider.

Zucht. 4. Geiler von Kaisersberg: wen ein wort nit ist als ein streich, da wirt aus niemer guots uss. Spr. Sal. 17, $_{10}$: Schelten schreckt mehr an dem Verständigen, denn hundert Schläge an dem Narren. — 10. Spr. Sal. 28, $_{28}$: Du verzäunest deine Güter mit

Dornen; warum machst du nicht vielmehr deinem Munde Tür und Riegel? — 18. offenbâr und tougen, offen und heimlich, d. h. in Gesellschaft und allein.

Abdankung. 1. selbwahsen, was sich aus sich selbst entwickelt und keinem anderen eine Einwirkung auf sich gestattet. — 9. ze beine binden, gering achten. — 11. ich kan dir niht, elliptisch, nämlich helfen. — 13. aber ich weiß wohl, wo seine Gewalt ein Ende hat, da ist seine Kunst schutz- und schirmlos. nâch sünden, süntlîche, so daß es eine Sünde und Schande ist.

2. Vertiefung. Nicht gering ist bei Waltern die Zahl der Sprüche, in denen der üble Zustand der Welt beklagt wird. Die obigen befassen sich in diesem Sinne mit der Erziehung der Jugend, über deren Zuchtlosigkeit und Frechheit der Dichter bittere Klagen führt.

Die Ursache findet Walter darin, daß die Väter viel zu viel die Rute schonen und nicht nach Salomos Lehre handeln. So werden die Söhne durch den Mangel an nötiger Züchtigung versäumt und erwerben ungeschlagen keine Ehre mehr. Die rücksichtslosen Jungen spotten sogar über die Alten. Doch wie sie's mit ihren Vätern, so werden's ihre Söhne mit ihnen treiben. Die Zeit wird kommen, wo die jetzt jung sind, altern, und dann wird das nächst heranwachsende Geschlecht die Väter rächen.

Strenger Zucht bedürfen auch die Edelknechte; würde sie ihnen zuteil, dann gäbe es mehr Ritter, die den Saal der Frau Ehre zierten. Jetzt finden sie ihre adlige Unterhaltung in bösen Witzworten über die Damen, wodurch sie außer der Sünde noch Schande auf sich laden.

Scheinbar im Widerspruch mit diesen Ansichten, aber nur scheinbar, spricht der Dichter in dem folgenden Spruche aus, daß niemand mit Ruten den Kindern Zucht beibringen könne; auf ein feines Gemüt wirke schon ein Wort des Tadels wie ein Schlag. Die Rute zwingt es allerdings nicht, wohl aber ist sie unter Umständen unentbehrlich. Größere Wirkung übt es im allgemeinen aus, sich an Gemüt und Willen des Kindes, an seine Ehre, wie Walter sagt, zu wenden und um die Hut von Zungen, Augen und Ohren bemüht zu sein.*) Die Jugend soll schweigen lernen, sie soll gute Vorbilder nachahmen, der bösen Rede dagegen Ohr und Sinn verschließen und über sich selbst wachen, und das alles um der Ehre willen. — Seiner eigentümlichen Form nach, die der Schulpoesie entlehnt ist — der sog. Umkehr, dem Palindrom, die es ermöglicht, jeden Vers vor- und rückwärts zu lesen — wird das Gedicht dazu bestimmt gewesen sein, auswendig gelernt zu werden.

Gewöhnlich wird angenommen, daß die Übernahme der Erziehung eines vornehmen, aber ungefügigen Knaben, in dem einige den jungen

*) Diese Dreiteilung erinnert an die alte Beichtvorschrift: Ich bezihe dem almahtigin got, daz ich mich versundet hân mit den ougen, mit den ôren, mit dem munde.

Sohn Friedrichs II., Heinrich, geb. 1212, andere den späteren Markgrafen von Meißen, Heinrich III., vermuten, dem Dichter Veranlassung zu diesen pädagogischen Sprüchen gegeben habe. In dem letzten Gedichte nimmt Walter Abschied vom Erziehungsamte, da er die Unfruchtbarkeit seiner Bemühungen dem unlenksamen und ausgearteten Königssohne gegenüber einsah.

22. Verfall der Sangeskunst.

(Owê hovelichez singen.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 3. Daß jemals die Zeit eintrat, wo dich rohe Töne vom Hofe verdrängen sollten. — 4. Gott wolle doch geben, daß man für die ungefügen Töne Spott und Hohn habe. — 7. eht dient zur Verstärkung, ursprünglich nur. — 8. frô = frouwe, Frau — friude drückt im Nhd. mehr eine einzelne Regung des Gemütes aus besonderem Anlaß aus, in der älteren Sprache die ganze Stimmung, „Heiterkeit", und das, was sie hervorruft. — 17.—24. Wenn auch die ungefügen Töne mehr Freunde finden als meine Sangeskunst, so werde ich mich doch dem Ungeschmack nicht unterwerfen eingedenk des Sprichwortes: Mich dunket niht, daz iemant sül ze lange harpfen in der mül (Freidank). Die Kunst verlangt Stille und Sammlung. Unruhiges, lautes Wesen lassen sie nicht gedeihen. — merkent, paßt mal auf, ich bin doch neugierig. — 28. Über die falsche Kunst ist Walter zornig, über deren Künstler lacht er. — 40. Nur von den Mittelpunkten feinerer Bildung will Walter den groben Gesang ferngehalten wissen, denn dorthin gehört er nicht; wohl aber paßt er zu dem Charakter und der Bildung der Bauern, die sich an ihm erlustigen mögen.

2. **Vertiefung.** Der Klage über den Verfall der Zucht schließt sich hier die Klage über den Verfall der Sangeskunst an.

Wie aus den letzten Versen des Liedes hervorgeht, sieht Walter in der höfischen Dorfpoesie, die insbesondere von dem bayrischen Ritter Neidhart von Reuental (s. später) am Wiener Hofe gepflegt wurde, eine gefährliche Konkurrenz für den feinen Minnesang. Neidhart entnahm seine Stoffe dem Bauernleben, er mischte sich unter die „dörper" und erlebte manches bei ihnen, was er dann der höfischen Gesellschaft vortrug, und diese, müde der sentimentalen Minnepoesie, fand Genuß und Freude an seinen Sommer- und Winterliedern, in denen die Bauern vortrefflich und lebensvoll vom aristokratischen Standpunkte aus geschildert wurden. Diese Schilderung lief gewöhnlich darauf hinaus, daß die Üppigkeit, die Hoffart der Bauern in Kleidern und Sitten, ihr Ungeschick, ihre Roheit und Tölpelhaftigkeit verspottet werden. Ganz unvermittelt finden sich in diesen Liedern oft auch ein paar Strophen, die allerechteste höfische Minnepoesie enthalten: schnitte man sie heraus, so könnten sie für sich irgend einem ritterlichen Lyriker feineren Schlages zugeschrieben werden.

Walter mußte in dieser Poesie eine Entartung seiner eigenen erkennen. Warum? das sagt uns Anton E. Schönbach (Walter von der Vogelweide, Dresden 1890), wenn er schreibt: „Nicht die Beschaffenheit der Stoffe allein mußte Walter mißbilligen — denn er hatte ja auch das episch-dramatische Lied der niederen Minne gepflegt —, obgleich Neidhart um vieles weiter ging und außer seinem persönlichen Schicksal noch eine Fülle von Figuren in die Darstellung verwob; geradezu frevelhaft jedoch erschien Waltern die Verwendung der Minnepoesie, worin er die edelste Blüte der Kunst erblickte, als Zwischenstück in Neidharts Winterliedern. Wie heute ungefähr ein ernsthafter Musiker sich an den getragenen Melodien ärgert, mit denen moderne Kapellmeister ihre dürftigen Walzer einleiten, so mußte Waltern die hohe Lyrik schmählich herabgezogen vorkommen, wenn sie als Ouverture für die Flegeleien niederösterreichischer Bauern gebraucht wurde." Darum sein scharfer und entschiedener Protest in dem obigen Liede.

23. Gebete.

Morgengebet (Mit saelden müeze ich hiute ûf stên) — Geständnis (Vil wol gelobter got).

1. **Wort- und Sacherklärung.** Morgengebet. 1. Ähnliche Segenssprüche finden sich im Mittelalter mehrere. So fing z. B. auch der sog. Wormser Segensspruch an: Hûde wie ich ûf stên, in den heilgen frîde gên. — 3. reiten: bekanntlich zogen die ritterlichen Sänger zu Roß, mit Harfe oder Geige, von Burg zu Burg, von Markt zu Markt. — lâz mir werden schîn: laß mir aufgehen. — 5. kraft c. gen. dient häufig nur zur Verstärkung des im abhängigen Genitiv liegenden Begriffs. — 6. um der Herrlichkeit der Jungfrau Maria willen. — 7. Der Engel Gabriel hat die Geburt Jesu verkündigt und die heilige Familie vor den Nachstellungen des Königs Herodes geschützt. Auffallend ist hier der Konjunktiv pflaege, da der Satz sich auf die Vergangenheit und auf etwas Tatsächliches bezieht. — 9. „Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren". — 10. der esel und daz rint immer in der Einzahl, auch in der bildenden Kunst, nach Jesaia 1, 3. — 13. wol mit triuwen und sunder spot bedeuten ungefähr dasselbe: von Herzen und aufrichtig. — iht im abhängigen Satze mit daz soviel als niht. Da der Engel trotz der Niedrigkeit des Kindes dasselbe in Schutz genommen hat, so darf auch ich wohl auf seine Hilfe hoffen. — 15. daß dein göttliches Gebot an mir nicht aufhöre, d. h. daß ich es bewahre.

Geständnis. 1. 2. Wie selten stelle ich meine Kunst in deinen Dienst, und doch ist sie deine Gabe! — 3. unter dîme rîse, unter deiner Zuchtrute. — 4. 5. Gottes- und Nächstenliebe ist des Gesetzes Erfüllung (Matth. 22, 37—40: Du sollst lieben Gott deinen Herrn usw.) — Die Selbstsucht hindert mich an der Ausübung deiner

Gebote. — 7. berihte, bringe auf den rechten Weg. — 8. 9. Entgegen Christi Worte: Matth. 5,$_{44}$: Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen ꝛc., und 5,$_{46}$: Denn so ihr liebet, die euch lieben ꝛc. — 10. Vergib mir im übrigen meine Sünden; an diesem Sinn will ich festhalten.

2. **Vertiefung.** Mit den höheren Lebensjahren wird die Stimmung des Dichters immer ernster. Wie er in herben Tönen über den Verfall der Minne, der Zucht und der heiteren Fröhlichkeit klagt, so richtet sich sein Sinn auch immer mehr den himmlischen Dingen zu. Das obige schöne Morgengebet und das Geständnis, daß ihm noch die rechte Nächsten- und Feindesliebe fehle, sind dafür ein schönes Zeugnis.

24. O weh!

(Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!)

1. **Wort- und Sacherklärung** (nach W. Pütz a. a. O., S. 156ff.). — 3. war das, von dem ich glaubte, daß es etwas wäre, (wirklich) etwas (iht). — 4 es (davon) Genit. von ez, abhängig von niht. — 6. ander steht zuweilen bei einem verglichenen Gegenstande, wie noch im Französischen (nous autres Français). 10. vereiten (vgl. *αἴθειν*, lat. æstus u. æstas) durch Brennen verwüsten. — 11. würde nicht das Wasser fließen, wie es ehemals floß, fürwahr ich glaubte. wîlent ein aus dem Dat. Plur. gebildetes Adverb mit angehängtem unorganischem t, im nhd. weiland erhalten: vormals. — 13. trâge lässig, zögernd; das Adverbium nimmt den Umlaut nicht an, so noch im Nhd. fast (Adverb.), fest (Adj.); jach, jähe; schon, schön. — 14. ungenâde Unglück, Not. — 17. imer mêre für immer. — 20. niuwan nichts als, nur. — 24. gebènde der Kopfputz der Jungfrauen und Frauen, sobald er aus mehr als einem schapel, d. h. einem Kranze von natürlichen oder künstlichen Blumen bestand. — 25 dörpelîch (nhd. tölpisch) von dorf, bäurisch, im Gegensatze von hövesch (nhd. hübsch). — 26. Die Briefe von Rom beziehen sich auf den Bann, in welchen Friedrich II. vor seinem Kreuzzuge verfiel (im Jahre 1227). — 30. wilden frei und sorglos lebenden. — 33. dirre wünne, nämlich der irdischen. — 35. vergeben hat zuweilen die Bedeutung, einem etwas geben, was zu seinem Verderben gereicht, daher: vergiften, also: wie sind wir mit den Süßigkeiten (dieser Welt) vergiftet! — 37. die Welt spielt in bunten, verlockenden Farben. — 39. den Trost, den ich ihm hier bringe. — 40. die leichte Buße ist der Kreuzzug. — 41. es ist eure Sache, Pflicht, den Kreuzzug zu unternehmen. Wie glücklich würde der Dichter sich preisen, die liebe Seereise mitmachen zu dürfen. Nur die Schwäche des Alters hält ihn davon ab (Fr. Pfeiffer, Germania V. 34). — 42. 43. Alliteration, wo die Ritter an die Bestimmung ihrer Waffen gemahnt, und diese letzteren aufgezählt werden. rinc Panzerhemd. — 43. diu gewîhten swert; die Schwerter wurden bei der Wehrhaft-

machung gesegnet. — 44. sigenunft (wie Vernunft von vernehmen) eigentlich: Siegnahme, Sieg; wäre ich würdig an dem siegreichen (Kreuz-) Zuge teilzunehmen! — 45. nôtic dürftig. — 46. huobe ein Stück Land von einem gewissen Maße (gewöhnlich 30 Morgen), Hufe, hier: Lehen. — 47. sælden Genitiv. — 48. bejagen erjagen, erringen. Diese (Krone) kann sogar ein gewöhnlicher Söldner erwerben. Der Dichter will nicht um Herrensold und um irdischer Güter willen an dem Kreuzzuge teilnehmen, sondern wegen des himmlischen Lohnes, den auch ein armer Söldner mit seinem bloßen Speer erwerben könnte (Pfeiffer).

2. **Vertiefung.** Dieses Lied, in dem Walter auf sein langes, an Erlebnissen und Wechselfällen so reiches Leben zurückblickt, ist gewiß eines seiner letzten und offenbart noch einmal die ganze Kunst, Tiefe und Innigkeit des Dichters in ihrer vollsten Pracht und Schönheit.

Nach langer Abwesenheit ist Walter in seine Heimat zurückgekehrt, alt und müde. Die Leute und das Land, wo er seine Kinderjahre verlebt hat, sind ihm fremd geworden, als hätte er sie nie gekannt; kaum erwidern die einstigen Jugendgespielen, gleich ihm stumpf und alt geworden, seinen Gruß.

Mit Schmerzen denkt er an die seligen Tage der Kindheit zurück, doch nicht verdrießlich und ärgerlich, sondern mit Wehmut und im Bewußtsein dessen, daß alle solche Vergleiche doch eigentlich auf der Wiederspiegelung des Abstandes beruhen, der zwischen der frisch aufquellenden Jugendkraft und dem schwächeren Lebensgefühl bei jedem Menschen eintritt, wenngleich er nicht von jedem so tief empfunden wird.

„Das Lied ist vielleicht das schönste, das Walter je gedichtet hat, wenigstens wird sich an Innigkeit der Empfindung keins mit ihm messen können. Es ist, als hätte sein Auge schon einen Blick in die lichten Räume des Himmels geworfen und wendete sich nun noch einmal zum Scheidegruß zur Erde zurück. Wie ein Traum liegt die Zeit der Jugend hinter ihm. Jetzt ist er erwacht und weiß sich in dem, was ihm früher so bekannt war, nicht mehr zurechtzufinden. Die Zeit ist mit harter Hand über die Erde gefahren. Der Frohsinn ist aus der Welt entwichen, feine Zucht und Sitte verloren, die Häupter der Christenheit leben im Kampfe. Welcher Weg führt uns aus diesem Jammer hinaus? Der Tod für den, der für uns gestorben.“ (Wilmanns.)

25. Abschied von der Welt.

(Frô Welt, ir solt dem wirte sagen.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** 3. gülte, Einnahme und Leistung, Zahlung, „meine große Rechnung ist abgetragen“. — 4. von dem brieve schabe; den Schuldbrief tilge. — 8. das Pfand, das der Teufel von seinem Schuldner verlangt, ist die Seele. — 13. dicke,

gewöhnlich „oft“, hier wohl dringend, nachdrücklich. — 21. under dougen oder under ougen, das Antlitz. Konrad von Würzburg erzählt in einem kleinen epischen Gedichte, der werlt lôn, wie dem Ritter Wirnt von Gravenberg, dem Dichter des Wigalois, die Welt in der Gestalt erschienen sei, wie sie Walter hier schildert.

2. **Vertiefung.** Der Teufel ist in unserem Gedichte als Inhaber eines Wirtshauses dargestellt, in dem die reizende Frau Welt als Schenkmädchen die Gäste festzuhalten sucht. Die Durchführung dieser Allegorie ist ungemein lebendig und dabei doch so diskret, daß sie nur der reichsten Kunst gelingen konnte.

Wie überhaupt in Walters letzten Gedichten, so findet sich auch in diesem nach Schönbachs treffender Bemerkung a. a. O., S. 195, eine Fülle von Anschauungen und Gedanken, eine Tiefe der Empfindung, eine Reichhaltigkeit des spielenden Ausdrucks, verbunden mit der Lockerheit und Freiheit der Satzfügung, wie sie oft bei alternden Dichtern eintritt; aus Shakespeare ist dies am bekanntesten.

26. Am Ziele.

(Nû alrêst leb' ich mir werde.)

1. **Wort- und Sacherklärung**· 3. das lant als staatlich begrenzter Bezirk im Gegensatz zur Erde, dem heiligen Boden. und ouch: zwischen Land und Erde ist nicht zu unterscheiden. — 4. dem: die Beziehung auf das nicht zunächst vorhergehende Wort ist merkwürdig, aber nicht unnatürlich, „weil das Land der Verheißung die Hauptsache ist (vgl. v. 8. 10), auf welches es hier mehr ankommt, als auf den Boden, auf die Stätten, an welchen Christus gewandelt ist“ (Zacher.). — 10. daz: ez als Vorläufer des Prädikats. — 14. Die Menschwerdung Gottes durch die Geburt von einer Jungfrau ist ein wunder gar, d. h. ein ganzes Wunder. — 17. dô ferner. — 18. Vor der Erlösung waren die Menschen der Sünde und dem Tode verfallen: Christus hat uns losgekauft (1. Petr. 1, $_{18}$); daher wir eigen, wir leibeigene, hörige Leute. — 20. Der Speer, der Jesu Seite durchbohrte, das Kreuz und die Dornenkrone sind die Marterwerkzeuge, aber zugleich die Abzeichen von Jesu königlicher Würde. — 21. heiden, der Heide und die Heidenschaft; kristen, der Christ und die Christenschaft. „Heil dir, Speer, Kreuz und Dornenkrone, denn durch Christi unschuldiges Sterben sind wir erlöst, und wehe der Heidenschaft, dir gereicht zum Zorne, was uns glückselig macht.“ — 26. al eine völlig eine. — 27. sleht und ebener, nur das zweite Adjektiv hat wie häufig die Endung des Komparativs. zein die drei Personen bilden so völlig eine Weseneinheit, daß sie glatter (sleht: ohne Auswüchse) und gleichmäßiger als ein Pfeilschaft ist. — 28. vgl. 1. Mos. 18. Auf diese Stelle, in der zuerst von Jehova, dann von drei Männern die Rede ist und der Singular mit dem Plural wechselt, bezieht sich Walter als auf einen Beweis der Dreieinigkeit. — 36. in diz lant, nämlich in das Tal Josaphat, östlich von Jeru-

salem, zwischen der Stadt und dem Ölberge, nach der Prophezeiung des Propheten Joel cap. 3, namentlich von v. 12 an. einen tac sprechen, einen Gerichtstag ansagen. — 41. Witwen und Waisen sind die Vertreter der Schutzlosen. — 42. dort — hie, im Himmel und auf Erden. — 47. striten, Rechtsansprüche darauf erheben.

2. **Vertiefung.** Walter preist sich in diesem Liede glücklich, daß er das Land sehen dürfe, wo Christus als Mensch gewandelt hatte (Str. 1); hier wurde er geboren (Str. 2), hier ließ er sich taufen und verkaufen (Str. 3), hier litt er den grimmigen Tod (Str. 4), von hier fuhr er zur Hölle (Str. 5), hier ist er auferstanden (Str. 6), hier fuhr er gen Himmel (Str. 7), hier wird er auch das letzte Gericht halten (Str. 8).

Man hat dieses Gedicht „eine kühle, trockene und schwunglose Erzählung vom Leben und Leiden des Herrn“ genannt. Dagegen wendet sich Anton E. Schönbach a. a. O. S. 188, indem er schreibt: „Will man altdeutscher Poesie überhaupt und religiöser insbesondere gerecht werden, so darf man sie nur aus ihrer Zeit heraus beurteilen. Die Ereignisse in dem irdischen Leben Jesu sind damals so sehr als das Heiligste empfunden worden, daß es vollauf genügte, an sie mit schlichten Worten zu erinnern. Eine poetische Darstellung mit starken Mitteln vertrugen sie zu jener Zeit gar nicht; diese wurde erst dann erforderlich und fand sich von selbst ein, als die Kraft der religiösen Empfindung in der Masse der Menschen sich gemindert hatte. Daß Walter dieses berühmte Kreuzlied gerade so gedichtet hat, wie wir es besitzen, liefert uns den Beweis, daß er sich durchaus in Übereinstimmung mit der Gefühlsweise seiner Zeit befand.“

Ob Walter wirklich in Palästina gewesen ist oder ob die Worte, die darauf hinzudeuten scheinen, nur mit einem geläufigen Kunstmittel der Poesie den Dichter als Teilnehmer der Fahrt darstellen, ohne daß sie als historisches Zeugnis für eine Tatsache aufgestellt werden dürften, darüber gehen die Ansichten der Forscher auseinander. Ludwig Uhland (W. v. d. V., ein altdeutscher Dichter) bezieht dieses Lied auf den Kreuzzug im Jahre 1228; Lachmann meint, es sei sehr zweifelhaft, ob Walter Kaiser Friedrichs Ankunft in Palästina erlebt habe, und dieses Lied, welches keinen Beweis enthalte, daß der Dichter selbst eine Kreuzfahrt mitgemacht habe, sei nicht aus seinen letzten Jahren; aus eigener Empfindung hätte es Walter wohl wärmer und persönlicher gedichtet, schwerlich aber auch ohne Bitterkeit, die auf dem Zuge selbst wachsen mußte. Gegen eine Fiktion der Anwesenheit in Palästina spricht sich K. Simrock (in den Anmerkungen zur Übersetzung) aus; es sei nicht Sitte der naiven Dichter jener Zeit, die Gelegenheiten zu ihren Liedern zu erfinden. Fr. Pfeiffer (Germania v. 33f.) bezieht es daher, mit Würdigung der Gründe Lachmanns, auf den Zug in den Jahren 1196—1198, auf welchem Friedrich von Österreich, Walters Gönner, in Palästina starb, dessen Tod er viel später noch tief beklagt. Walter könne in seinem Geleite

und bei seinem Tode zugegen gewesen sein. Vielleicht sei er gleich nachher mit der Trauerkunde nach Deutschland zurückgekehrt.“ Im allgemeinen neigt man heute der Ansicht zu, daß Walter keinen Kreuzzug mitgemacht habe.

27. Aus dem Marienleich.

(Got, dîner trinitâte.)

1. **Wort- und Sacherklärung.** — 2. besliezen zusammenschließen; im Mhd. nie Beschluß fassen. — 3. mit râte in überlegter kluger Weise; die Präp. mit einem Substantiv vertritt häufig das Adverb. — 4. Was bekannt wird, sollte eigentlich im Genitiv oder einem Satze mit daz stehen; die folgenden Sätze aber haben sich der Abhängigkeit entzogen. — 6. ein got der hôhe hêre ist dem Gedanken nach Objekt, zugleich aber auch Subjekt zu v. 9. — 116. Vater und Sohn senden dem Dogma gemäß den heiligen Geist. — 119. Die christliche Lehre wird als kranker Mann dargestellt, der im Siechhause liegt und von Rom einen Labetrunk erwartet. — 127. kristentum, christliche Lehre, christlicher Glaube, kristenheit, das in der Gesamtheit der Christen zur Erscheinung kommende christliche Leben, das mit der Lehre übereinstimmen soll (Zacher.). — 128. Das Bild erinnert an die mehrfach berührte ritterliche Mode, Gewänder aus verschiedenartigen Stoffen, mittendurch in Hälften geteilt, zu tragen. — 130. liep und leit, ein absoluter Akkusativ, „der, welcher Christentum und Christenheit für Glück und Unglück ineinanderfügte“. — 132. ûf eine, zueinander, zusammen. — 133. giht von jehen, vor i geht j in die Media g über. „Der Glaube ohne Werke ist tot“ (Jak. 2, $_{17}$). — 137. sîn ist nicht verkürzter Akkusativ, sondern Nominativ, mit dem die Verben heißen und nennen im Mhd. öfter konstruiert werden. — 145. würde, worden wäre, wo es je gesungen sein mag. — 148. ordenungen, die Chöre der Engel und der Seligen. — 149. ze himel und ûf erde: das Subjekt si v. 144, das sich auf engel bezieht, erweitert sich; hier sind auch die Menschen mit inbegriffen.

2. **Vertiefung.** Walters Leich ist ein Bußgesang des reumütigen Sünders und ein Preisgesang der Jungfrau Maria, „ein überaus kunstvoll, symmetrisch, in schwierigen Strophen gebautes, durchkomponiertes Stück, das eine Darstellung wichtiger, obschon nicht aller wichtigen Glaubenstatsachen und Glaubenslehren enthält, geordnet in der Weise eines Gebetes, zum großen Teile beinahe, als wenn die Gedankenfolge des Vaterunsers dabei vorgeschwebt hätte.

Das Gedicht beginnt mit dem Bekenntnis der Trinität, deren Personen wie im Symbolum des Athanasius erörtert werden. Nun hat des Teufels Rat und die Schwäche des Fleisches uns von Gott entfremdet; möge er mit seiner Kraft uns wieder zu ihm verhelfen. Auch die Gottesmutter wird gerühmt und mit den wirksamsten der reichen Bilder und Beiwörter geschmückt, die die Tradition von Jahr-

hunderten zusammengetragen hatte, um das Wunder der Menschwerdung Christi zu preisen. Nur diejenige Seele kann genesen, die herzliche Reue über ihre Sünden empfindet: eine Wunde, vom Schwerte der Sünde geschlagen, muß aus dem Grunde heilen. Das vermag uns aber nur der heilige Geist zu gewähren, der das wilde Herz bezähmt.*) Nun werden Vater und Sohn angefleht, den heiligen Geist zu senden. Aber die Christenheit ist voll unchristlicher Dinge; sie liegt krank im Siechenhause. Zum Christentum gehört auch christliches Wirken; wer nur nach den Worten und nicht auch nach den Werken als Christ lebt, ist ein halber Heide.

Darauf wird Maria, die Rose ohne Dorn, die auf Erden und im Himmel von allen Zungen gepriesene, um ihre Vermittelung bei Gott angerufen. Wenn ihr Gebet vom Ursprung der Barmherzigkeit erklingt, dann dürfen wir hoffen, daß die Schuld vernichtet werde, mit der wir uns belastet haben. Das Bad unserer Reinigung wird die Reue sein, welche außer Gott und Maria niemand zu spenden vermag.

Dieser Leich ist ein klares und unumstößliches Zeugnis von Walters Frömmigkeit. Wir haben keine Ursache anzunehmen, es habe um Walter von der Vogelweide in dieser Beziehung anders gestanden als um eine große Zahl, wahrscheinlich die Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Kein einziges Zeugnis spricht dawider, daß Walter ein überzeugungstreuer Christ gewesen ist. Auch seine Sprüche gegen den Papst dürfen dabei nicht angeführt werden: von den Deutschen jener Zeit wird es nicht als Sünde angesehen sein, den weltlichen, auf das Regiment der Staaten bezüglichen Maßregeln des Papstes zu widerstehen. Wäre es Sünde gewesen, dann hätte sich fast jeder der damaligen Fürsten und Bischöfe, überhaupt die Herren, die an politischen Dingen beteiligt waren, wenigstens einmal in seinem Leben derselben schuldig gemacht." (A. E. Schönbach, a. a. O. S. 180.)

2. Die Form der Dichtungen.

1. **Die Strophe.** Der Strophenform nach zerfallen Walters Dichtungen in Lieder, Sprüche und Leiche.

Ursprünglich bezeichnete man in altdeutscher Zeit mit „liet" (Lied) jede einzelne Strophe, da jedes Lied in ältester Zeit nur eine Strophe hatte. Allmählich wurden zwei, drei oder mehrere Strophen aneinandergereiht: eine solche Verbindung nannte man in der alten Sprache pluralisch diu liet. Da nun die alte deutsche Lyrik ohne Gesang nicht denkbar war, so hatte jedes Lied auch seine „wîse" (Melodie). Die Weise des Liedes schloß sich eng dem Bau seiner Strophe und seiner Verse an; beide zusammen bildeten den „dôn" (Ton). Jeder

*) Die Verse, deren Inhalt die beiden letzten Sätze bringen, fehlen in unserem Abdrucke.

Dichter erfand sich seine eigenen Töne. Das so entstandene Lied trug er vor zur Geige oder Fiedel. Zu jedem Liede war in der Regel ein neuer Ton, also ein neues Versmaß und eine neue Melodie, zu erfinden; unerlaubt war's, die von einem andern erfundene Tonweise sich anzueignen (dœnediep).*) Daher die große Mannigfaltigkeit in den Strophenformen der Walterschen Lieder, welche einen schroffen Gegensatz bilden zu der Eintönigkeit der lyrischen Formen in unserer Zeit, die für strophische Schönheit nur eine geringe Empfänglichkeit zeigt.

So mannigfaltig aber auch der äußere Bau der Strophen war, für alle galt doch das von Jakob Grimm zuerst wieder erkannte Gesetz der Dreiteiligkeit, d. h. jede Strophe besteht aus drei Gliedern, von denen die beiden ersten gleichmäßig gebaut sind und Stollen genannt wurden, während die dritte, gewöhnlich längere, Abgesang hieß. Dem Abgesang pflegt man auch den Aufgesang entgegenzusetzen, der dann beide Stollen begreift. Es versteht sich von selbst, daß der Abgesang, wenn auch den Stollen ungleich, doch in einem gewissen Verhältnis zu ihnen stehen muß.**)

Der Name Stolle ist nach einer dem Mittelalter eigentümlichen Vergleichung rhythmischer Gebäude mit wirklichen von der Architektur hergenommen, zunächst von zwei gleichen Pfeilern, die ein übergelegter Balken verbindet; die lyrische Strophe ruht gleichsam auf zwei Füßen. In der Tat gilt jenes Gesetz in den räumlichen Künsten nicht minder, als es der Dichtkunst und Musik von jeher gemein war. Nur steht in jenen, wo das Auge das Ganze auf einmal übersehen kann, der ungleiche Teil in der Mitte, weil er eben das Unterscheidende und Vermittelnde ist; das Ohr aber verlangt die Wiederholung der ersten Melodie, bevor ihm eine zweite geboten wird, weil ihm jene erst geläufig werden muß, damit es sie von dieser unterscheiden könne. Daher wird in der Musik der erste Teil wiederholt, bevor das Trio einfällt, daher geht bei den Griechen Strophe und Antistrophe der Epode (Nachgesang, Abgesang) voraus, daher in der nordischen Poesie die beiden Nebenstäbe in der ersten Zeile dem Hauptstabe in der folgenden, daher stehen bei den Minne- und Meistersängern die beiden Stollen vor dem Abgesange.***)

Im Gegensatze zu dem Liede enthält der Spruch nur eine Strophe. Im übrigen unterscheidet sich der äußere Bau der Sprüche

*) Leider sind die Melodien nicht auf uns gekommen, und mit ihrem Verluste ist eine sehr erhebliche Seite des Minnegesanges uns entzogen.

**) In unserm Werke „Aus der deutschen Literatur I" haben wir den Anfang eines jeden neuen Gliedes der Strophe durch einen großen Anfangsbuchstaben gekennzeichnet.

***) Dieses Kunstgesetz der Dreigliedrigkeit im Strophenbau überlieferten die Minnesänger dem Meistergesange — dieser hat erst die Bezeichnungen Stollen, Auf- und Abgesang erfunden —, wie auch im allgemeinen dem Volksliede und dem Kirchenliede. Das Wiedererwachen des alten Volksliedes gegen Ende des 18. Jahrhunderts brachte auch in der episch-lyrischen Kunstrichtung den dreiteiligen Strophenbau in Aufnahme. Vgl. Bürgers „Leonore", „Lied vom braven Mann", Schillers „Taucher", Goethes „Fischer"; ferner die Kirchenlieder „Ein' feste Burg ist unser Gott", „Wie schön leuchtet der Morgenstern", „Nun danket alle Gott" u. a.

nicht erheblich von dem der Lieder; denn daß die Strophe der Sprüche nicht selten größer ist als in den Liedern, daß ferner die einzelnen Verse derselben meistens länger sind, und daß der ganze metrische Bau der Strophe weniger kunstvoll ist, kann nur als nebensächlich gelten und rührt besonders daher, daß die Sprüche ohne Begleitung von Instrumenten mehr sprechweise vorgetragen wurden. Die Dreiteiligkeit der Strophe ist auch hier vorhanden; doch kommen auch ungeteilte Strophen vor, oder es steht der Abgesang zwischen den beiden Stollen.

Erheblicher unterscheiden sich die Sprüche inhaltlich von den Liedern. Während diese zu Ergüssen von Stimmungen und Empfindungen verwendet werden, ist der Inhalt der Sprüche meist ernst religiös, politisch oder ethisch; er ergeht sich über Menschen und Dinge, bietet Lehren und Ermahnungen, Lob oder Tadel. Daher streifen die Sprüche nahe an die didaktische Poesie an; doch werden in ihnen nicht — und darin unterscheiden sie sich wieder von dieser — Regeln der Lebensweisheit dargestellt, welche eine Folge von Beobachtungen und Erfahrungen ergeben, sondern nur solche, die als Wirkung der besonderen Stimmung des Dichters oder der besonderen Lebensverhältnisse desselben angesehen werden können.

Der Leich ist ein Gedicht, in welchem ein Thema in mannigfaltigen Variationen durchgeführt wird, und welches ursprünglich und vorzugsweise auf den Vortrag einer Menge (daher mit psalmus, chorus übersetzt) berechnet ist. Nach Lachmann (Rheinisches Museum für Philologie, 1831) sind die Leiche aus den sogenannten Sequenzen (ursprünglich Modulationen des Halleluja am Schlusse der Antiphonen) abzuleiten, haben also einen kirchlichen Ursprung, sind aber schon früh auf weltliche Gegenstände angewandt worden. Das Prinzip des Leiches, seine rasche, ungestüme, vielfältig wechselnde Bewegung gestattet, ja verlangt die verschiedenartigsten Metra. Daher haben die einzelnen Absätze oft die größte Ungleichheit in der Verslänge, während sonst die deutsche Lyrik nur selten ganz kurze mit langen Versen in einer Strophe vereinigt.

Somit stellen sich uns die Leiche als Gedichte größeren Umfangs dar, in denen mancherlei ganz ungleiche Töne in unbestimmter Aufeinanderfolge und buntem Wechsel zu einem Ganzen verbunden sind, so daß es den Anschein hat, als herrsche in ihnen keine Regel, wenn auch im einzelnen alles recht künstlerisch gehalten sei. Dennoch muß aber dem Dichter, wenngleich wir Regel und Grundform des Baues der Leiche nicht zu begreifen vermögen, irgend ein Gesetz vorgeschwebt haben, wonach erst die einzelnen, scheinbar nicht zusammengehörigen Teile zu einem Ganzen verbunden werden.

2. **Vers und Reim.** Die Verse in Walters Liedern bestehen aus einer bestimmten Anzahl von Hebungen, zwischen denen eine Senkung stehen kann, aber nicht stehen muß. Infolge der engen Verbindung der mhd. Lyrik mit der Musik, die eine bestimmte Silbenzahl in jeder Zeile verlangte, fehlt in den Walterschen Liedern selten die Senkung. Der ersten Hebung jedes Verses kann noch eine Senkung

vorangehen, der Auftakt. Neben den Versen mit einfachem Wechsel von Hebung und Senkung finden sich auch solche mit zwei Senkungen nach jeder Hebung.

Mit dem Reim hat es Walter sehr streng genommen, so daß vokalisch oder konsonantisch unreine Vokale nur ganz vereinzelt vorkommen.

II. Vertiefung.

1. Der Minnesang.

Wie über die mittelalterliche Literatur überhaupt, so hat insbesondere über das Minnelied niemand schöner geschrieben als Vilmar (Geschichte der deutschen Nationalliteratur,[12] Marburg 1875, S. 215 ff.), weshalb wir seine Worte hier folgen lassen:

„Auf den alten Heldengesang, welcher die Taten eines ganzen Volkes aus dem Munde des ganzen Volkes besingt, folgt bei allen Völkern ein Gesang, der statt aus dem Gemüte des Ganzen aus dem des Einzelnen hervorquillt; es folgt eine Poesie, die nicht mehr Taten, sondern Empfindungen und Gefühle, welche Leid und Freude des einzelnen Menschen, des eigenen Herzens besingt. Diese Lyrik im engeren Sinne — denn im weiteren Sinne kann man auch den Heldengesang mit zur Lyrik zählen, soweit er überhaupt noch Gesang ist, und ihn zusammen mit dem Liebeslied den Erzählungen, dem „Sagen", nach dem Ausdruck unserer älteren Sprache, gegenüberstellen, — entfaltete sich im Laufe des 13. Jahrhunderts bei den Deutschen in einer ungemeinen Fülle der lieblichsten, zartesten, farbenreichsten und duftendsten Blüten: es ist die Minnepoesie, der Minnegesang des heiteren Frühlings unseres Dichterlebens, welcher in jener reichen, glücklichen Jugendzeit wie der Nachtigallengesang in einem jungbelaubten Maienwalde in allen Hainen und auf allen Heiden, auf allen Burgen und in allen Städten unseres Vaterlandes aus tausend fröhlichen, tausend sehnenden Herzen seine anmutigen Lieder erschallen ließ. Die Minne ist also, von der diese Poesie mit Recht, als ihrem Hauptgegenstande, den Namen führt, die Minne der glücklichen Jugendzeit, die aus den Liedern der Minnesänger spricht: die deutsche Minne, d. h. das stille sehnende Denken an die Geliebte, das süße Erinnern an die Holde, deren Namen man nicht auszusprechen wagt; und wie wir bei allen Völkern der Erde umsonst nach dem Ausdrucke suchen, welcher dem Worte Minne entspräche, so haben wir auch das Jugendlich-Träumerische, das Zarte und Innige, das Tiefe und insbesondere das Reine, was in diesem Worte ausgesprochen ist, unter allen Nationen allein als unser Eigentum.

Unverkennbar, und besonders bei der ersten Bekanntschaft, welche man mit den Minnesängern macht, ungemein anziehend ist die Jugendlichkeit dieser Poesie. Wie wir im Parzival den getreuen Typus des deutschen Jünglings sahen, der aus stiller Beschränkung und Einsamkeit mit einem Male hinaustritt in die glänzende Welt voll Ereignisse,

Taten und Wunder, und staunend und sehnend, verlangend und schüchtern dieser fremden Welt gegenübersteht — so sehen wir das Helldunkel der ersten Jünglingszeit auch über die Minnepoesie ausgebreitet: von ferne nur wird der Geliebten nachgeschaut; kaum ein stummer Blick wird auf das Antlitz der Minniglichen gewagt, und begegnet ihr Auge dem träumerisch festgehefteten Auge des Liebenden, so sinkt der Blick mädchenhaft verschämt zu Boden, ja heimlich (tougenlîch) wird die Geliebte viel lieber und viel länger angeschauet, als wenn sie es bemerkt; die spiegellichten Augen, der rote Mund und das innigliche, minnigliche Lächeln des holden Mägdleins begleiten den Sänger überall, und nur einen Gruß, einen freundlichen (lachelîchen) Gruß ersehnt er von der Zarten, die ihm das Herz verwundet; nur dann erhebt sich der helle Jubel des liebenden Herzens, wenn im fröhlichen Mai unter der grünen Linde die schönen Kinder zum zierlichen Reigen sich versammeln; dann wird der blöde Träumer hereingerissen in die laute Freude, und die Regel des Ringeltanzes zwingt ihn, ein Paar mit der Geliebten zu bilden. Der Name der Geliebten wird niemals genannt: es ist diese zarte, echte deutsche Zurückhaltung in der ganzen Minnepoesie und Minnesitte der damaligen Welt eine so feste und unverbrüchliche Anstandsregel, daß wir in der ganzen ungemein großen Anzahl von Minneliedern, welche sämtlich, wie gar nicht bezweifelt werden kann, wirklichen Herzenszuständen der Sänger ihr Dasein verdanken, auch nicht einmal einen Namen genannt finden; ja die Sänger vermeiden es sogar, sich selbst in ihren Liedern allzu kenntlich zu machen, so daß Walter von der Vogelweide nur einmal seine Geliebte Hildegund nennt, um durch die Anspielung auf das damals bekannte Volksepos Walter vom Wasigenstein und Hildegund seinen Namen zu verstehen zu geben. Es war eben die stumme, zurückhaltende, blöde Liebe der ersten Jugendzeit, die mit den roten Blumen auf dem Anger und der Heide erwacht, mit dem jungen Laube des Maienwaldes grünt und mit den Vöglein der Frühlingszeit jubelt und singt; die mit der falb werdenden Linde, mit den wegziehenden Waldsängern, mit dem fallenden Laube trauert, und mit dem trüben Reif und Schnee des Winters in schmerzliche Klagen ausbricht. Frühlingsfreude und Sommerlust oder Herbsttrauer und Winterklage sind die unzähligemal wiederholten Anfänge der Minnelieder. Eben dieses innige, bald freudig erregte, bald tiefwehmütige Mitleben mit der Natur, diese Freude an Laub und Gras und Blumen und Waldvöglein, an den langen lichten Sommertagen und der hellen wonniglichen Sommerzeit, diese Trauer um die verwelkten Blüten, die gefallenen Blätter und die in Reif und Schnee erstarrte Erde, welche sich in einer großen Menge von Minneliedern ebenso einfach und unschuldig, als zutraulich und lieblich ausspricht und einen der bestimmtesten Charakterzüge dieser Poesie ausmacht, ist allerdings ein jugendlicher Zug, den wir in unserer Zeit nur in der früheren Jugend an uns tragen; aber es ist ein für allemal ein wahrer Zug, nicht allein in der stillen Herzensgeschichte der kaum der

Kindheit entwachsenen Jugend, sondern ein wahrhaftiger Zug unserer nationalen Physiognomie: es ist die uralte, in den Vorzeiten zum Mythus gestaltete Naturpoesie unseres Volkes, die zu seinen tiefsten und darum edelsten Anlagen gehört. Und daß unsere Minnepoesie diesen Typus der Naturpoesie so stark ausgeprägt an sich zeigt, gerade dies macht sie zu einer wahrhaften, nationalen Poesie, zu einer Poesie, der man Weichlichkeit und Spielerei nur dann vorwerfen wird, wenn man verkennt, daß sie eben nur die eine Seite unseres Dichterlebens repräsentiert und erst mit dem tiefen Sinne unseres Kunstepos und mit dem mächtigen Heldengesange unserer volksmäßigen Epopöen das Ganze unserer dichterischen Persönlichkeit darstellt.

Ebenso, wie man die Minnepoesie als eine jugendliche bezeichnet hat, hat man sie im besten Sinne, und mit Recht, eine frauenhafte Poesie genannt. Und in der Tat, in dem verborgenen Blühen dieser innerlichen, dieser Herzensliebe, wie sie im Minneliede sich darstellt, in dem stillen Glanze, der über den ganzen Minnegesang ausgebreitet ist, in dem ruhigen Fürsichsein, welches alles Heraustreten aus den gezogenen engen Schranken, alle Ausbrüche der Leidenschaftlichkeit vermeidet, welches, so wenig es auch sich vernehmen läßt, doch schon zu viel gesagt, gleichsam zu viel gedacht zu haben fürchtet, spricht sich die Zartheit und Reinheit des Frauensinnes, die Zartheit, Reinheit und Innigkeit der Frauenliebe oft mit überraschender Wahrheit, bis zum Rührenden aus. Gar manche dieser Lieder könnten geradezu statt von Männern, von Frauen gedichtet gelten, und wir müssen ohne Frage die Existenz der Minnepoesie dem überwiegenden Einflusse des weiblichen Geschlechts und nicht allein im allgemeinen der mildernden, versöhnenden und veredelnden, sondern auch im besonderen der poetischen Einwirkung desselben auf die damalige Zeit zuschreiben. Jene Einwirkung ist bei den Deutschen immer vorhanden gewesen und fehlt keinem Volke ganz, wenn sie gleich nirgends so bestimmt und eingreifend hervortritt wie bei dem auf das Familienleben angewiesenen deutschen Volke; diese aber, die poetische Einwirkung der Frauen, trat damals zuerst und eben darum in größter Stärke, Fülle und Reinheit in das Leben ein. Es ist unzähligemal wiederholt worden — und die Wahrheit büßt durch die Wiederholung nichts ein —, die moderne Welt des Okzidents unterscheide sich wesentlich dadurch von der antiken, daß in ihr die Frauen die ideale und poetische Seite der Gesellschaft bildeten; war auch hierzu die Grundlage bereits in den ältesten Zuständen, in dem sanctum et providum, dem Heiligen und Ahnungsreichen, was nach Tacitus in dem Wesen der deutschen Frauen lag, gegeben, und waren diese Anfänge durch das Christentum ausgebildet und vollendet worden, so trat doch eben jetzt, als die deutsche Welt sich vollständig in das Christentum eingelebt hatte, dieses Heilige und Ahnungsreiche des weiblichen Geschlechtes, es trat die zarte Scheu vor der innigen Tiefe und unberührbaren Reinheit des weiblichen Gemütes, die Ehrerbietung gegen die edlere und höhere Seite der menschlichen Natur, die in dem

reinen Weibe sich offenbart, zuerst in das volle Bewußtsein der christlichen Völker des Abendlandes und vor allen des deutschen Volkes ein und gleich allem Neuen mit einer Stärke, welche das ganze Leben erfüllte und beherrschte: es war die Huldigung, welche die abendländische Welt seitdem bis jetzt den Frauen darbringt, damals ein wahrer Frauenkultus, welcher mit der ritterlichen Zucht und Ehre, mit der feinen Sitte und edlen Zier des Rittertums auf der einen und mit der Innigkeit und Lebendigkeit des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens auf der anderen Seite auf das genaueste verbunden war. Wie wir uns nun in jeden Gegenstand unserer Achtung, Verehrung und Liebe hineinleben und nach dem Grade unserer Verehrung nach dessen Wesen in unsere eigene Natur aufnehmen, so wurde auch in der Zeit des Frauenkultus die Poesie frauenhaft — niemals hat sich die Männerwelt inniger und tiefer in die Gedanken- und Gefühlswelt der Frauen eingelebt, niemals sich für alle poetischen Motive stärker von der Frauenwelt inspirieren lassen als in der letzten Hälfte des 12. und im Anfange des 13. Jahrhunderts. Von den Konflikten des Liebeslebens, die wir in unserer Poesie fast für unerläßlich halten, von leichtem Flattersinn, von Eifersucht, von Untreue, von gebrochenen Schwüren, die aber doch nur durch die Männerwelt und deren Leidenschaftlichkeit in die Poesie eingeführt sind, weiß die Minnepoesie ganz und gar nichts; sie sehnt sich nur und hofft, sie blüht still für sich und ist treu, unverbrüchlich treu, weil sie nicht anders kann.

Der Grundcharakter unserer Minnepoesie, ihr frauenhaftes Wesen ist es denn auch, der sie von der wenig älteren und meist gleichzeitigen französischen Liebespoesie, von den Dichtungen der Troubadours durchaus und völlig abscheidet oder vielmehr sich derselben geradezu entgegensetzt. Die Poesie der Troubadours ist eine durch und durch männliche Liebespoesie, ist die Dichtung eines südlichen, unruhigen, glühenden Männergeschlechts, in welchem aber die Züge, welche in der deutschen Minnepoesie gar nicht vorkommen, der Leichtsinn, die Untreue, die Eifersucht, die Trennung, das Wiederversöhnen unter Zweifeln und Vorwürfen und das Wiedertrennen, mit einem Worte die heftige, aus sich selbst herausgehende rücksichtslos bloß gebende Leidenschaft — gerade die Hauptsache ausmachen, welchen dagegen die charakteristische Physiognomie unserer Liebesdichtungen, die stille Milde, das Sehnen und Hoffen, die Bescheidenheit und Zurückhaltung ganz fehlt. Es ist darum an ein Entlehnen des deutschen Minnegesanges von der Troubadourpoesie auch nicht im entferntesten zu denken; Minne und Minnegesang sind nichts Romanisches, sondern etwas ganz und gar Deutsches. Allerdings ist der Minnegesang späterhin durch romanische Kunsteinflüsse weitergebildet worden, und diese Einflüsse bildeten eine vortreffliche Schule für unsere heimische Lyrik, wurden aber bald völlig überwunden.

Wenn auch die Lieder der Minnesänger in erster Linie der irdischen Minne in Verbindung mit der Naturfreude gewidmet waren,

so bildet diese doch nicht ganz ausschließlich den Gegenstand ihrer Dichtungen: es fehlt auch nicht an schönen, begeisterten Liedern der himmlischen Minne, an Lobliedern auf die heilige Jungfrau, an Liedern, die in begeisterten Tönen die Kreuzfahrten preisen und an eigentlichen geistlichen Liedern, die der frommen Betrachtung der göttlichen Weisheit und Werke überhaupt gewidmet sind. Manche dieser Dichtungen — Walters von der Vogelweide Sprüche sind ja ein bezeichnendes Beispiel dafür — gehen noch einen Schritt weiter und besingen oft in sehr ernsten und eindringlichen Tönen die Lage der weltlichen Dinge, Kaiser, Reich und Lehnsmann, Papst, Kirche und Geistlichkeit, die Sitten und den Lauf der Welt, die Eitelkeit alles zeitlichen Treibens, und gehen damit in das didaktische Gebiet über.

Simrock hat darum den Gesang wie das Leben der ritterlichen Dichter des 15. Jahrhunderts eingeteilt in Frauendienst, Herrendienst und Gottesdienst als die drei Kreise, in denen ihr ganzes Dasein beschlossen war und sich in aller Fülle, Kraft und Innigkeit offenbarte."

So sehr also die Minnelieder zu rühmen sind, sie tragen doch auch ihre Schattenseiten an sich. Emil Brenning (Geschichte der deutschen Literatur[2], Lahr o. J. S. 166 ff.) macht auf zwei der am meisten in die Augen fallenden aufmerksam, wenn er schreibt: „Eine hohe Anmut, eine seltene Lieblichkeit liegt gewiß in den Naturschilderungen der Minnelieder, in dieser innigen Teilnahme des Herzens an den Schicksalen der Natur. Aber mit dem Eindruck der Lebendigkeit und Wärme dieser Naturstimmung verbindet sich bald der des Herkömmlichen, einer steten Wiederholung. Es sind immer dieselben Züge, die uns entgegentreten. Derselbe Klee, dieselben roten Blumen sprossen und blühen überall, dieselbe Nachtigall schlägt von denselben Linden, und wir bekommen das Gefühl, der Dichter empfand häufig das nicht selbst, nicht lebhaft aus eigener Brust heraus, das gehörte zu einem richtigen Minnelied, wie Helm und Schild zum Ritter, wie die Dame, „die Froue", der dies süße Girren erscholl, zu dem Dichter. Wie könnten wir uns sonst erklären, daß jeder individualisierende Zug den Dichtungen fehlt! Mochte der Dichter am Fuße des Hochgebirgs leben oder am Strande des Ozeans oder in dem fernen Orient, wohin Pilger- und Kreuzzüge die Ritter so oft lockten, oder wieder in dem Norden Deutschlands, an der Oder, auf Rügen — davon hören wir nie etwas heraus. Das Donnern der Lawinen, der heiße Föhn kracht und tönt uns aus keinem dieser Lieder entgegen — ein glückliches Arkadien war die Phantasiewelt, in die sie alle entrückt waren. Darum Wahrheit, natürliche Bestimmtheit, selbsterlebte Leidenschaft suchen wir bei dem Minnegesang meist vergebens. Sein Kreis ist ein engbegrenzter, formelhaft ausgeprägter, seine Weisen klingen eintönig, die Stimmungen sind mehr anempfunden, als selbst entwickelt. Diese Einschränkung gilt auch von den besten und größten unserer Minnedichter. Selbst bei Walter von der Vogelweide findet man eine individuelle Naturschilderung wenigstens nicht überall.

Leider kann man sich diesem Mangel gegenüber auch nicht damit trösten, daß der weiche, frauenhafte Charakter des Minnegesanges sich mit einer so hohen Reinheit der Gesinnung verbinde, wie das häufig gerühmt wird. Die meisten Gedichte der Minnesänger sind eigentliche Liebeslieder. Aber eine recht übermütige Sinnlichkeit lauscht hinter einem zarten Verschämttun. Es gilt für ganz unhöfisch, den Namen der in den Liedern Gefeierten zu offenbaren. Darüber schwebt ein Schleier, den niemand lüften will oder darf. Darum auch die Späher, die Aufpasser so oft gescholten und verwünscht werden, so oft der Geliebten der Rat erteilt wird, den Sänger nicht anzusehen, damit niemand das Verhältnis ahne, die zudringlichen Frager derb abgewiesen werden können. Und wenn Walter einmal Hildegunde nennt, hat man darunter gewiß nicht den wirklichen Namen seiner Gebieterin zu verstehen, sondern darin klingt nur die Erinnerung an das sagenberühmte Liebespaar Walter und Hildegunde an. Wie konnte eines Walters Geliebte anders heißen als Hildegunde? — Das ist bekannt genug, daß die Frau, welcher man den Zoll zärtlicher Verehrung darbrachte, keineswegs die zur Lebensgefährtin Erkorene zu sein brauchte. Ja, ursprünglich war es wahrscheinlich niemand anders als die Schloßherrin, die Gattin des Gefolgsherrn, welcher man in gewissem Sinne verbunden war, mit verliebten Liedern zu huldigen, wie ihrem Gemahle mit Schwert und Ritterdienst. Später entschied die eigene Wahl über den geliebten Gegenstand, aber der unwirkliche Charakter der Leidenschaft war dadurch nicht aufgehoben. Es ist dieselbe Phantastik, welche uns hier entgegentritt, wie im Epos, dieselbe Überreizung der Einbildungskraft, die, mit den gewöhnlichen Verhältnissen nicht zufrieden, sich eine eigene künstliche Welt schafft, worin sie haust.

Die Sinnlichkeit tritt bei vielen Minnedichtern sehr unverhüllt hervor. Der Lohn, um den sie werben, ist durchaus kein bloß ideeller. Das Glück der erhörten Liebe preisen sie in begeisterten Klängen. Viele Tageslieder, in welchen der Wächter den herannbrechenden Tag verkündet und die nächtliche Rast der Liebenden unterbricht, lassen an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Allerdings drängt sich bei den besten Dichtern kein Zug von Leichtfertigkeit hinein.

Es herrscht bei ihnen eine gewisse freie Natürlichkeit, oft verbunden mit einem Zuge anmutiger Schalkhaftigkeit. Aber unter dreihundert Dichtern sind die besten nur eine kleine Zahl, und die übrigen scheuen vor dem Schlüpfrigen keineswegs überall zurück. Ohne Zweifel ist auch hierbei der richtige Sachverhalt der, daß die meisten dieser Begebenheiten nur erdachte, daß der Liebesgenuß, dessen sich die Sänger rühmten, kein wirklich erlebter war, daß sie bloß ein Spiel ihrer Phantasie verfolgten. Und damit stimmt denn auch, daß der größte Teil ihrer Lieder von Sehnen und Schmachten erfüllt ist, daß sie schon durch den Blick der Geliebten sich für ihr Werben reich belohnt halten und stille weiter schmachten und seufzen, weil darin

der Anreiz ihrer dichterischen Einbildung bestand und sie nichts mehr bedurften und wünschten. So raubt also eine genauere Betrachtung diesen Liedern den Schein einer auf lebhaften dichterischen Eindrücken beruhenden, selbsterzeugten poetischen Gestaltung, und darum sind es aus der ganzen großen Zahl der Dichter nur wenige, die wir als charaktervolle, originelle Geister begrüßen."

Der bedeutendste unter ihnen ist jedenfalls Walter von der Vogelweide.

2. Walter von der Vogelweide.

Wie von den übrigen mittelhochdeutschen Dichtern, so wissen wir auch von Walters Leben nicht mehr, als was wir aus seinen Liedern schließen können.

1. Jugendjahre. Im Tirolerlande, oberhalb der Brennerstation Waidbruch unweit Bozen liegen eng beieinander zwei Höfe, die noch heute die Vogelweide (ahd. fogilwelda, ein Ort, wo Vögel entweder gehegt wurden oder sich zu versammeln pflegten) heißen. Auf einem dieser Höfe, die innere Vogelweide genannt, gegenüber der stolzen Troßburg und unweit des hochwogigen Eisack, umgeben von hell-lachenden Wiesen und Heiden, dunkeln Wäldern, anmutig oder stolz prangenden Bergwänden, schattigen Schluchten und sonnigen Geländen, rauschenden Bächen und Wasserfällen, soll nach einer ansprechenden Vermutung die Wiege Walters gestanden haben.

Allerdings ist diese Vermutung nicht näher zu begründen. Bei andern Dichtern genügt die Angabe eines Ortsnamens, um die Heimat festzustellen, wie wir bei Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg gesehen haben. Leider gerade bei Walter nicht; denn der „Vogelweiden" gab es im Mittelalter viele: in verschiedenen Gegenden Süddeutschlands haben sich nicht weniger als 14 Orte dieses Namens nachweisen lassen. So ist denn auch schon ziemlich allen süddeutschen Stämmen die Heimat Walters zugedacht worden: den Alemannen und den Schweizern, dann den Franken, den Österreichern im allgemeinen, ganz vornehmlich aber den Tirolern.*)

---

*) Nach Anton E. Schönbach läßt sich mit Sicherheit nur eins feststellen, daß Walter nämlich dem bayerisch-österreichischen Volksstamm angehört hat. Er nimmt den Beweis dafür aus Walters Gedichten selbst. „Die höfische Lyrik," schreibt er a. a. O. S. 87, „legt schon in ihren Anfängen das größte Gewicht auf feine, gebildete Sprache und insbesondere auf Reinheit der Reime. So finden sich in der Tat nur bei den allerersten Dichtern des Minnegesanges etliche Reimungenauigkeiten, bei den nächstfolgenden überhaupt keine mehr oder höchstens Ungenauigkeiten, die bloß für unser Auge in der Schrift bestehen, in der damals üblichen Sprachweise jedoch verschwanden. Unter diesen unebenen Reimen gibt es eine besondere Art, solche nämlich, welche nur unter der Voraussetzung mundartlicher Aussprache ganz genau sind, und diese dienen uns selbstverständlich als Merkzeichen, durch die wir den Dialekt des Dichters, somit seine Heimat zu bestimmen vermögen. Der methodische Grundsatz gilt auch noch für viel spätere Zeit: an Schillers ungenauen Reimen erkennen wir den Schwaben. Walter von der Vogelweide hat in seinen Gedichten zwei solcher Reime

Etwas besser sind wir über die Zeit von Walters Geburt unterrichtet. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß Walter in einem seiner letzten Lieder sich rühmt, 40 Jahre und noch mehr gesungen zu haben, und daß nach 1227 alle Nachrichten von ihm verschwinden, so muß er etwa in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre sein poetisches Lebenswerk begonnen haben, wird also um 1160 geboren sein.

Walter war von edler Geburt; er selber gibt sich den Titel „Herr", welcher Titel in früherer Zeit nur Leuten ritterlichen Standes zukam, und keiner seiner Zeitgenossen nennt ihn anders.

So sicher Walters ritterliche Abkunft feststeht, so gewiß ist auch, daß er wie die Mehrzahl der mittelhochdeutschen Dichter keinem vornehmen, begüterten Geschlechte angehörte. Er war arm, noch ärmer als Wolfram von Eschenbach, der doch für sich und Weib und Kind einen Burgstall hatte, zwar ein dürftiges Heim, aber doch ein eigenes Dach; Walter entbehrte auch dieser Zuflucht, erst spät hat er sich selbst durch seine Kunst ein Zinsgut erworben.

Armut und Not trieben Walter schon in jungen Jahren aus seiner stillen Heimat in die Welt, ins öffentliche Leben, und zwangen den Jüngling, dessen dichterischer Genius sich gewiß schon im Elternhause geregt hatte, seine Dichtung als Beruf zu treiben, um seinen Lebensunterhalt damit zu verdienen.

2. **Lehrjahre.** Es mag zwischen 1180 und 1190 gewesen sein, als der etwa zwanzigjährige Jüngling das väterliche Haus verließ und durch irgend eine Verbindung an den Hof Leopolds VI. nach Wien kam, um dort „singen und sagen" zu lernen.

Zeit und Ort waren einem solchen Vorhaben so günstig wie möglich. „Die schönen Donaugegenden befanden sich damals in einem so glücklichen und blühenden Zustande wie kaum ein anderes Land. Die furchtbaren Ungarkämpfe, die ehedem unablässig an den Grenzen der Ostmark getobt, hatten, wenn nicht ganz aufgehört, doch um etwas von ihrer früheren Heftigkeit verloren, und in der Welt der allgemeinen Unsicherheit und Verwirrung war nun, zum erstenmal wieder seit langer Zeit, Ruhe und Friede, Gesetz und Ordnung getreten. Die bürgerlichen Rechte und Freiheiten wurden teils befestigt, teils erweitert, die Bevölkerung war in steter Zunahme, Handel und Wohlstand in raschem Aufschwung begriffen; in Wien, das nächst Köln schon damals als die erste Stadt Deutschlands galt, entfalteten die babenbergischen Herzoge ihren glänzenden Hofhalt und bildeten dort durch Prachtliebe und verschwenderische Freigebigkeit für Poesie,

---

gebraucht: niht: lieht; verworren: pfarren, welche ganz rein sind, wenn die Aussprache des bayerisch-österreichischen Dialekts dafür angenommen werden darf: die Zugehörigkeit des Dichters zu diesem Volksstamm ist also zweifellos. Nun ist damit allerdings nicht viel gewonnen, denn dieser Dialekt wurde in Oberbayern, in Österreich ob und unter der Enns, in Salzburg, teilweise in Steiermark, Kärnten und Tirol gesprochen. Trotzdem hört an diesem Punkte schon unsere Sicherheit auf; alles weitere sind nur Vermutungen und Kombinationen von Vermutungen."

Kunst und Wissenschaft einen Mittel- und Anziehungspunkt, wie es in Deutschland keinen zweiten gab." (Pfeiffer.)

In dieses glänzende Leben trat der schlichte Sohn der Berge, dessen ganzer Reichtum sein Lied war, und wir dürfen wohl annehmen, daß dort, wo Sänger und Spielleute stets willkommene Gäste waren, auch er freundlich aufgenommen wurde; in Reinmar dem Alten fand er denn auch einen Meister, wie ihn ein angehender Jünger der Kunst nur wünschen konnte.

Aus dieser Zeit stammen seine ersten Lieder, die sich, wie Pfeiffer richtig urteilt, in Form und Haltung manchmal der Weise des Volksliedes nähern. Vereint mit der Minnestimmung finden wir in ihnen Stimmungsbilder aus der Natur. Der Sohn der Alpen zeigt sich noch in seiner ganzen natürlichen Unbefangenheit: das Aufblühen der Natur im Frühling und das Erwachen der Liebe im Menschenherzen, das Welken der Bäume und Hinsterben des Waldes und die Schwermut des Herzens vereinigen sich in den Liedern zu Gesamtstimmungsbildern. Diese Erstlinge seiner Poesie widmete Walter, wie man vermutet, einem Mädchen aus niederem Stande.

Es gehören in diese Zeit wahrscheinlich: „Uns hat der winter geschadet über al" (Nr. 1).*) Ein ähnlicher Ton wird angeschlagen in „Diu werlt was gelf, rôt unde blâ" (Nr. 2). Das Erwachen der Natur und das mit ihr frohlockende Menschenleben wird munter und frisch in „Muget ir schouwen, waz dem meien" geschildert (Nr. 3). Eine festere Gestalt nimmt die Liebesstimmung in dem Liede „Dô der sumer komen was" (Nr. 4) an, wenn auch erst im Traume. Die volle Wirklichkeit des ersten Liebeslebens tritt uns in dem Liede „Wol mich der stunde, daz ich sie erkande" (Nr. 5.) entgegen, das Hangen und Bangen des liebenden Herzens in dem Liede „In einen zwîvellîchen wan" (Nr. 6). Die Erfüllung seiner Wünsche bejubelt Walter in dem Liede „Unter der linden" (Nr. 7).

Auf diese Zeit der ersten zarten Liebe, der niederen Minne, folgt die Zeit höherer Minne mit ihrem veredelnden Einfluß, mit ihren Äußerungen höfischen Mutes, bei welchen äußerer feiner Anstand, gewählteste Form und edle Maßhaltung von großer Wichtigkeit sind. Unter den Liedern dieser Art zeichnet sich „So die bluomen ûz dem grase dringent" aus (Nr. 8).

Diese Jahre seines Wiener Aufenthaltes sind die glücklichsten im ganzen Leben unseres Dichters gewesen, und niemals ist die Erinnerung an die erste selige Zeit der Jugend und der Liebe aus seiner Erinnerung gewichen. In sorgenloser äußerer Lage und angenehmer Umgebung, ermutigt durch den Beifall, der seinen Liedern in der Nähe und Ferne zuteil ward, konnte er frohen Mutes und in gehobener Stimmung in die Zukunft blicken. Und doch sollte sein Geschick schon bald eine andere Wendung nehmen.

*) Vgl. unser Werk „Aus der deutschen Literatur" Bd. I, 3. Buch.

3. **Wanderjahre.** Auf Leopold VI. war 1194 in Österreich sein Sohn Friedrich der Katholische gefolgt. Auch dieser war Walters Gönner und Freund. Die Verhältnisse änderten sich aber für den Dichter, als Herzog Friedrich 1198 auf einem Kreuzzuge im heiligen Lande starb. Friedrichs Bruder und Nachfolger Leopold war dem Dichter unfreundlich gesinnt. So wurde ihm der Aufenthalt am Wiener Hofe immer unbehaglicher, und Mißverständnisse aller Art, gehässige Aufpasser und Verleumder „hießen seinen stolzen Kranichgang zur Erde drücken und ihn gleich dem Pfau leise auftreten und geduckt gehen." Da griff er zum Wanderstabe.

Es war eine politisch aufgeregte Zeit, in der Walter seine Wanderung antrat. Kaiser Heinrich VI., Barbarossas harter Sohn, der „Hammer der Erde," wie ihn die Zeitgenossen nannten, war am 11. September 1197 gestorben, und um die erledigte Kaiserkrone stritten sich der Staufer Philipp und der Welf Otto IV.; der Papst stellte sich auf Ottos Seite. Eine ungeheure Verwirrung bemächtigte sich der Gemüter. Die von Heinrichs VI. starker, ja harter Hand bislang zusammengehaltenen Kräfte schweiften jetzt frei und los ihre eigenen Bahnen. Gewalt, Roheit und Zwietracht traten an die Stelle von Recht, Sitte und Eintracht und zerfleischten das Vaterland. Der Einzelvorteil wurde von den meisten Fürsten über das Wohl des Ganzen gestellt, und wie eine schwere Gewitterwolke hingen die Greuel des Bürgerkrieges an dem finsteren Horizont und über der schwülen Luft.

Die Not der Zeit machte Walter zu einem politischen Dichter. Es ist gewiß kein Zufall, daß seine ältesten politischen Gedichte, deren Entstehungszeit bestimmt werden kann, wenn nicht noch in des Kaisers Todesjahr, so doch in den Anfang des Jahres 1198 fallen. Schmerzbewegt über den Zwiespalt in den deutschen Landen ertönte sein Lied „Ich saz ûf eime steine". (Nr. 9, $_1$.) In einem anderen Lied „Ich horte ein wazzer diezen" (Nr. 9, $_2$) fordert er alle auf, Philipp die Krone aufzusetzen, und in „Ich sach mit mînen ougen" (Nr. 9, $_3$), beklagt er die Einmischung des Papstes in die weltlichen Angelegenheiten.

Über die Wahl nämlich, die er zwischen den beiden Bewerbern treffen sollte, war dieser klare und gesinnungstüchtige Geist keinen Augenblick schwankend gewesen: mit voller Entschiedenheit hatte er sich sofort dem zugewandt, der durch seine Geburt auf die durch lange Gewohnheit geheiligte erbliche Nachfolge ein unbestreitbares Recht hatte, und auf dessen Seite alle standen, welche deutsch dachten und fühlten: Philipp von Schwaben. An den Hof des Staufenkaisers begab sich nun auch zunächst unser Sänger und wurde hier freundlich aufgenommen, denn einem solchen Bundesgenossen, dessen Lieder die fahrenden Spielleute in alle Gaue trugen, gewährte man gern Schutz und Gunst.

Am 8. September wurde Philipp zu Mainz gekrönt. „Hochschwebender Jubel" darüber spricht sich in „Diu krône ist elter dan

der künec Philippes sî“ (Nr. 10) aus, das man mit Recht als ein „Krönungslied“ bezeichnet hat. Und als Philipp Weihnachten 1199 in Magdeburg einen glänzenden Hoftag hielt, da begegnen wir auch dem Dichter, der äußerst lebendig und anschaulich in dem Spruche „Es gienc eines tages“ (Nr. 11) den königlichen Festzug schildert.

Noch einmal erhebt Walter seine Stimme für Philipp in dem Spruche „Künc Constantîn der gâp so vil“ (Nr. 12), der wahrscheinlich 1201 aus Anlaß einer Versammlung der Fürsten zu Köln entstand, auf der der päpstliche Legat bei Strafe des Bannes befahl, Otto als König anzuerkennen, nachdem eine Einigung der streitenden Parteien nicht hatte herbeigeführt werden können. Dann schweigt sein Lied jahrelang.

Walters Verhältnis zu dem deutschen Kaiser scheint nicht über das Jahr 1204 hinaus gedauert haben. Ob dem Sänger das unruhige Leben am Hofe des Staufers nicht behagte, ob ihn Philipps Kargheit verletzte, wir wissen es nicht. Über Philipps geringe Freigebigkeit klagt Walter in mehreren Liedern; so, wenn er singt:

Mahnung zur Freigebigkeit.

Philippes künec, die nâhe spehenden zihent dich,	Herr Philipp, die dich nah besehen, zeihen dich,
dun sîst niht dankes milte: des bedunket mich	Du gebest nicht mit Freuden: dabei, dünkt es mich,
wie dû dâ mite verliesest michels mêre.	Wirst du verlieren, statt dein Gut zu mehren.
Dû möhtest gerner dankes geben tûsent pfunt,	Du solltest lieber fröhlich geben tausend Pfund,
dân drîzec tûsent âne danc, dir ist niht kunt	Als dreißigtausend ohne Lust. Dir ist nicht kund,
wie man mit gâbe erwirbet prîs und êre.	Wie man mit Gaben Preis erringt und Ehren.
Denk an den milten Salatîn:	Was Saladin sprach, ist bekannt:
der jach daz küneges hende dürkel solten sîn:	Durchlöchert müßte einem König sein die Hand,
sô wurden sie erforht und ouch geminnet.	So würden sie gefürchtet und geminnet.
gedenke an den von Engellant,	An Englands König Richard denke,
Wie tiure man den lôste dur sîn milten hant.	Wie schwer man ihn gelöst; er gab auch gern Geschenke.
ein schade ist guot, der zwêne frumen gewinnet.	Ein Schad' ist gut, wenn doppelt man gewinnt.

In einem anderen Liede empfiehlt er Philipp eine bessere Gesinnung an, damit es auch zu besseren Taten kommen könne. Sei der Wein schlecht, so gehe auch das Gefäß zugrunde und die Reifen lockerten sich am Fasse. Eine solche Heftigkeit in den Anklagen hätte Walter nicht gezeigt, wenn er nicht um ein bedeutendes Versprechen betrogen worden wäre. Vielleicht war ihm ein Lehen, ein eigener Herd verheißen, den er schon im Jahre 1198 sicher zu haben vermeinte, weshalb er sich schon glücklich pries, den er aber auch nach der zweiten Krönung Philipps 1205 nicht empfing.

In diesen Jahren ist Walter auch einmal wieder in seine Heimat zurückgekehrt. Aus der Zeit dieser Wanderschaft stammt die einzige Urkunde, welche ihn nennt. Anton E. Schönbach berichtet darüber a. a. O. S. 87: „Wolfger von Ellenbrechtskirchen, Bischof von Passau, später Patriarch von Aquileja, hat im Herbst 1203 eine Reise nach Rom unternommen, um sich wegen seines Anteils an einer Kundgebung der Bischöfe wider den Papst zu rechtfertigen. Was er und sein Hofstaat auf diesen und anderen Fahrten ausgegeben haben, das ist von einem Kämmerer auf elf Pergamentblättern verzeichnet worden, die sich 1874 im Stadtarchive zu Cividale fanden. Da wird nun zum November 1203 zweimal angemerkt, daß der Bischof dem Sänger Walter von der Vogelweide, offenbar nach einem Vortrage, ein ziemlich bedeutendes Geldgeschenk hat verabreichen lassen, damit er sich einen Pelz kaufe."

In Wien tritt Walter als Bittender auf. Er rühmt des Herzogs außerordentliche Freigebigkeit gegen alle Welt, dankt auch in einem anderen Spruche für erhaltene Gaben. In diesen frohen Tagen hat er auch wohl das herrliche Preislied auf Deutschland gesungen „Ir sult sprechen willekomen" (Nr. 19).

Aber die alten Feinde erneuerten das alte Spiel; auch der Herzog konnte seinen alten Groll nicht überwinden. Da griff Walter abermals zum Wanderstabe und begab sich 1205 nach Eisenach an den Hof des kunstsinnigen und freigebigen Landgrafen Hermann von Thüringen, wo sich u. a. auch Wolfram von Eschenbach und Reinmar der Alte befanden. Damals mag hier auch wohl ein poetischer Wettkampf stattgefunden haben,*) der später zu der von einem unbekannten Dichter des 14. Jahrhunderts poetisch bearbeiteten Sage vom Sängerkriege auf der Wartburg Anlaß gab. Das damalige Treiben am Eisenacher Hof schildert Walter anschaulich in folgendem Liedchen:

Der in den ôren siech von ungesühte sî,	Ich rate jedem, wer an dem Gehöre leidet,
daz ist mîn rât. der lâz den hof ze Dürengen frî:	Daß er Thüringens Hof zu Eisenach vermeidet:
wan kumet er dar, dêswâr er wirt ertoeret.	Denn kommt er hin, dort wird er ganz betört.
Ich hân gedrungen unz ich niht mê dringen mac.	Ich drängte mich hinzu, daß ich's nicht mehr vermag.
ein schar vert ûz, din ander in, naht und tac.	Ein Zug fährt aus, ein andrer ein, so Nacht wie Tag.
grôz wunder ist daz iemen dâ geboeret.	Ein Wunder ist's, daß da noch jemand hört.
Der lantgrâve ist sô gemuot	Der Landgraf ist so wohlgemut,
daz er mit stolzen helden sine habe vertuot,	Daß er mit stolzen Helden, was er hat, vertut,
der iegeslîcher wol ein kenpfe waere.	Die all' im Streit wohl wackre Kämpen wären.
mir ist sîn hôhiu fuor wol kunt:	Mir ist sein hoher Sinn wohl kund:
und gulte ein fuoder guotes wînes tûsent pfunt,	Und gält' ein Fuder guten Weines tausend Pfund,
dâ stüent doch niemer ritters becher laere.	Die Ritter sollten drum ihn nicht entbehren.

*) Man verlegt ihn in das Jahr 1207.

Als im Jahre 1208 Philipp von dem Pfalzgrafen Otto von Wittelsbach aus Rache ermordet und Otto IV. nun einstimmig zum König erwählt wurde, erkannten auch Walter und sein Herr, der Landgraf, denselben an. Da aber der letztere wenige Jahre darauf, im Sommer 1211, wieder von Otto abfiel, so verließ der Dichter seinen Hof und schloß sich dem Kaiser als dem gesetzlichen Oberhaupte eng an, obschon ihm Otto seines Charakters und seiner Vergangenheit wegen nichts weniger als sympathisch war. Nun sehen wir auch Walters patriotische Muse wieder aufwachen und für des Kaisers und des Reiches Rechte mit jugendlicher Kraft und Frische sich erheben. Sein ganzer Zorn richtete sich gegen den Papst, der nun auch seinen früheren Schützling in den Bann getan hatte. Mit bitterem Hohne hält er in dem Spruche „Hêr bâbest ich mac wol genesen“ (Nr. 13) dem Papste vor, er habe selbst den Kaiser erst gekrönt und vor kurzem gesagt: „wer dich segnet, sei gesegnet; wer dir flucht, sei verflucht“; der Fluch falle auf ihn zurück. Hageldicht flogen auch in anderen Sprüchen, wie „Der stuol ze Rôme“ (Nr. 14, $_1$), „Ahî wie kristenlîche“ (Nr. 14, $_2$), „Sagt an, her Stock“ (Nr. 14, $_3$), seine Geschosse gegen Rom. Diese Sprüche gehören wohl zu dem Gewaltigsten, was im Kampfe zwischen Kirche und Staat je gesagt wurde und übten, wie wir schon oben (Seite 565) näher dargelegt haben, eine gewaltige Wirkung aus. Wohl auch vielleicht das trotzigste Wort deutscher Selbständigkeit hat der Dichter in dieser Zeit ausgesprochen, als er in dem Spruche „Hêr keiser, ich bin frônebote“ (Str. 15), den Kaiser aufforderte, ohne den Papst, in Gottes Namen in Palästina Recht zu schaffen.

Nur kärglich belohnte der rauhe und karge, unfreundliche und freundlose Welfe des Sängers Verdienste um seine Sache

Bitter beklagt sich Walter über den Kaiser in dem Spruche „Ich wolt hêrn Otten milte nâch der lenge mezzen“ (Nr. 16). Er hält sich auch nur kurze Zeit an Ottos Hofe auf. Dann begab er sich zu dem Herzog Bernhard von Kärnten, mit dem er sich jedoch verfeindete, darauf wieder nach Eisenach, wo er bald seinen Gönner, den Landgrafen Hermann, durch den Tod verlor (im April 1215), und in dessen Sohn, Ludwig III., dem Heiligen, einen weniger geneigten Nachfolger fand.

4. Herrenjahre. Erst als sein Haar ergraut war, fand des Dichters Sehnsucht nach einem eigenen Heim Erfüllung. Als der jugendliche Staufe Friedrich, der Kandidat des Papstes gegen Otto IV., aus Italien heimkehrte und mit raschen Schritten gegen Otto vordrang, wandte sich auch Walter dem jungen Herrn zu, der von allen deutschen Fürsten anerkannt wurde und in dessen Händen er das Reich sicherer geborgen hielt als bei dem unbeliebten Welfen.

Diesmal sollten des Dichters Hoffnungen, wenigsteus was seine Person anlangt, nicht getäuscht werden. Der Kaiser belohnte seine

unleugbaren Verdienste um Kaiser und Reich mit einem Lehen. Allerdings war es so gering, daß der Dichter sein Wanderleben noch nicht völlig aufgeben durfte. Im Jahre 1219 hielt er sich wieder längere Zeit in Wien auf, wo ihm aber der Hofton nicht mehr gefiel. Ja mit bitterem Vorwurf klagt er in dem Liede „Owê hovelîchez singen“ (Nr. 22) über die verfallene höfische Sitte, über seine Gegner und Neider, so daß es zwischen ihm und dem Herzog zum Bruch kommt und er sein Vaterland für immer verläßt.

In dieser Zeit ist Walter auch wahrscheinlich Erzieher und Zuchtmeister des jugendlichen Königs Heinrich VII., des Sohnes Friedrichs II., gewesen. Heinrich, der bereits in seinem achten Lebensjahre, kurz vor Friedrichs Fahrt nach Rom, zum König erwählt wurde, scheint die großen Hoffnungen, die Walter hatte, bald zu schanden gemacht zu haben. Dieser erzieherischen Tätigkeit verdanken wir vielleicht die Sprüche „Die veter hânt ir kint erzogen“ (Nr. 21, $_1$), „Nieman kan beherten“ (Nr. 21, $_2$), „Wer zieret nû der êren sal?“ (Nr. 21, $_3$) und „Selbwahsen kind, dû bist ze krump (Nr. 21, $_4$).

Um 1220 wandte sich Walter nochmals in dem Spruche „Von Rôme voget, von Pülle künic“ (Nr. 17) an Kaiser Friedrich II. mit der Klage, daß er, der fast Sechzigjährige, bei reicher Kunst ein so armselig Leben führen müsse und sich nie am eigenen Herde erwärmen könne. Der König erhörte die Bitte und gab ihm ein reicheres Lehen, wahrscheinlich einen Hof in oder bei Würzburg, und jubelnd rief Walter nun aus: „Ich hân mîn lêhen, all die werlt, ich hân mîn lêhen.“ (Nr. 18.)

Glücklich zieht sich nun Walter in die stille Einsamkeit seines Besitztums zurück. Sein Minnegesang verstummt, auch seine ernsten Betrachtungen über Menschen und Dinge, über Gott und Welt streifen den politischen Charakter ab, und von einem höheren Standpunkte als von dem des Parteimannes sieht Walter jetzt die Welt an.

In dem Spruche „Wer sleht den lewen?“ (Nr. 20, $_1$) feiert er das wahre Heldentum der Überwindung unserer Leidenschaften und niederen Triebe, in „Ich trunke gerne, dâ man bî der mâze schenket“ (Nr. 20, $_2$) mahnt er zum Maßhalten im Trinken, in „Junc man in swelher aht dû bist“ (Str. 20, $_3$) belehrt er über die rechte Wertschätzung der irdischen Güter. Den Wert des Mannes, der nicht auf körperlicher Schönheit, sondern innerer Tüchtigkeit beruht, preist er in dem Spruche „An wîbe lobe stêt wol“ (Nr. 20, $_4$), und endlich gibt er in dem Spruche „Wîp muoz immer sîn der wîbe hôhste name“ (Nr. 20, $_5$) der Bezeichnung „Weib“ den Vorzug vor „Frau“.

Je älter der Dichter wurde, umsomehr nimmt seine Poesie den Ton ernstester Betrachtung an. Seine Seele wendet sich ganz den himmlischen Dingen zu. „Das Irdische schwindet ihm,“ sagt Uhland, „sowie beim Sinken der Sonne die Täler sich in Schatten hüllen und bald nur noch die höchsten Gipfel beleuchtet stehen.“ In einem schönen Morgengebet „Mit sælden müeze ich hiute ûf stên“ (Nr. 23, $_1$)

befiehlt er sich ganz in Gottes Hand, und der Spruch „Vil wol gelobter got“ (Nr. 23,₂) ist ein aufrichtiges Bekenntnis seiner Sündhaftigkeit. Tief empfunden ist auch das Lied, in dem er förmlich Abschied von der Welt nimmt: „Frô Welt, ir sollt dem wirte sagen“ (Nr. 25). Das Beste aber ist ihm in seiner Kunst gelungen, als er im Alter wahrscheinlich seine Heimat wiedersah, in seinem „Schwanengesang“ genannten Liede „O wê war sint verswunden alliu mîniu jâr!“ (Nr. 24).

Gleich tiefe Empfindung zeigen Walters Kreuzlieder, in denen er wahrscheinlich auf Veranlassung des Kaisers 1225—1227 die Deutschen zum Kampfe gegen die Ungläubigen aufforderte, insbesondere das schönste unter ihnen „Nû alrêst leb ich mir werle“ (Nr. 26). Ob Walter aber selber an dem Kreuzzuge teilgenommen und dieses Lied, wie man aus dem Wortlaute schließen könnte, im heiligen Lande gedichtet hat, ist zweifelhaft; wahrscheinlich war sein Schauen nur ein Schauen im Geiste.

Noch erhebt sich seine Muse zu einem Marienleich voll würdiger Kraft und Erhabenheit „Gott dîner trinitâte“ (Nr. 27), da rafft ihn der Tod weg. Seit dem Jahre 1228 verschwindet jede Nachricht über den Dichter.

5. **Walters Ruhestätte.** Eine volkstümliche Überlieferung berichtet, daß Walter unter einer Linde in dem vom Kreuzgange umschlossenen stillen, kühlen Grashofe des neuen Münsters zu Würzburg, vordem Lusemgarten (Lustgarten) genannt, die Ruhe und den Frieden gefunden hat, den die Welt, auf der dieses starke, treue Herz „nie auch nur einen halben Tag ganzer Freuden genossen,“ ihm nicht gewährt hatte. Ganz fest steht aber auch diese Nachricht nicht. Einen großen steinernen Sarkophag, den man hier 1883 mit den vollständigen Gebeinen eines alten Mannes von großer kräftiger Statur aufgefunden hat, hält man für den Sarg Walters. Von seinem milden, liebevollen Sinne gibt ein schönes Zeugnis die Erzählung einer handschriftlichen Chronik des bischöflichen Kanzlers Michael von Löwen, Scholastikus des Neumünsterstiftes, gewöhnlich de Leone genannt, eines geborenen Würzburgers und gestorben 1355: der Dichter habe in seinem Testamente verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Wasser gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächtnis für die Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walters Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten und nicht mehr den Vögeln. Im Gange des vorbesagten Gartens, gewöhnlich Kreuzgang genannt, sei von diesem Walter noch folgendes, in lateinischen Versen in Stein gehauen, zu lesen:

Pascua qui volucrum vivus, Walthere, fuisti,*)
Qui flos eloquii, qui Palladis os, obiisti!
Ergo quod aureolam probitas tua possit habere,
Qui legit, hic dicat: „Deus istius miserere!“

Der du, o Walter, im Leben der Vögel Weide gewesen,
Bist nun, Blume der Kunst, der Pallas Mund, uns gestorben!
Weil denn also dein Werk die gold'ne Krone dir fordert,
Spreche, wer immer dies liest: „O Gott, erbarme dich seiner!“

Im Laufe der Jahrhunderte ist dieses Denkmal und der Grabstein mit seinen Futternäpfen überschüttet und zertrümmert worden; dafür ist an der Außenseite des umgebauten Münsters eine Gedenkplatte mit Inschrift aufgerichtet, über welcher Vögel aus einer Schale Korn picken.

6. **Charakteristik.** „Walters Leben umspannt die Blütezeit der altdeutschen Poesie; in diesen beiden Menschenaltern ist geschaffen worden, was durch langwierige Prozesse in der seelischen Entwickelung der Nation, durch nüchterne Arbeit an Sprache und Form, durch die Überlieferung der Volkspoesie und die Einwirkung Frankreichs vorbereitet war. Innerhalb ihres kurzen Höhestandes bildet diese Poesie die Zustände einer fein erzogenen Gesellschaft ab, bringt aber auch die große Begabung und Kunst einzelner zur Reife. Über Epik, Lyrik und Didaktik breitet sie sich aus. In zweien dieser Gebiete ist Walter von der Vogelweide unbestritten Meister, er ist die mittelste und beherrschende Erscheinung der altdeutschen Lyrik. Fest trägt er sie auf seinen Schultern, denn er hat sie in ihrer ersten Blüte vorgefunden, bei seiner Pflege ist sie ausgereift, und so hat er sie zurückgelassen. Alle die einzelnen Richtungen, welche bestanden hatten, verbindet er in seiner Poesie; gegen das Ende seines Lebens teilen sie sich wieder und gehen dann allgemach auseinander, jeder hervorragende Sänger nimmt sich eines besonderen Zweiges an. Es ist ja eine große und herrliche Schar, die der deutschen Minnesänger; man versuche aber, sich Walter aus ihrer Mitte wegzudenken, würde sie nicht den besten Glanz verlieren, der über sie gebreitet ist? Gern wird zugegeben, daß Walter nicht immer gleich Ausgezeichnetes geschaffen hat, manche Minnelieder Heinrichs von Morungen wird man einzelnen Stücken aus Walters hoher Lyrik vorziehen, aber gegen seine gesamte Persönlichkeit als Dichter treten doch alle Mitwerber zurück. Er entfaltet eben eine Vielseitigkeit, in der es ihm niemand gleich tut. Seine Lieder der niederen Minne sind der schönste Ausdruck der Empfindung, dessen die Sprache damals fähig war, und bewegen uns heute nach sechs Jahrhunderten mit ihrer ursprünglichen Kraft das Gemüt. Seine Sprüche sind von einem Pathos für Kaiser und Reich eingegeben, das vor und nach Walter — man überlege —

*) Da in den Stiftungsbüchern des Kapitels von Neumünster nichts von einer solchen Vogelspende sich findet, so ist Dr. Fr. Müller in Würzburg der Ansicht, daß diese Worte wohl nicht wörtlich zu nehmen sind, sondern nur sagen wollen: „Der du zu Lebzeiten der von der Vogelweide genannt worden bist.“

unerhört war. Seine religiöse und reflektierende Dichtung bietet das Tiefste, was seine Zeit aus der subjektiven Erfahrung zu gestalten wußte. Ferner: Walters Gesänge üben ihre starke Wirkung nicht zum geringsten Teile deshalb, weil er ein reiner und großer Mensch war. Nicht ohne Schwächen und hemmende Leidenschaften war er, wie wir gesehen haben, jedoch in den entscheidenden Augenblicken seines Lebens trugen ihn stets die Impulse seiner Natur über alle Hindernisse weg zu den lichten Höhen, und es entfalteten sich die edlen, einfachen Grundzüge seines Charakters. Er war ein Kämpfer: wider seine Feinde stritt er, wider die Störer der Poesie und die Gegner des Reiches, wider alles Schlechte und Gemeine; seinen schwersten Sieg erfocht er über sich selbst und die Gewaltsamkeit seines Wesens, welche doch zugleich das Geheimnis seiner Größe birgt. Er war ein freischaffender Genius, er hatte den höchsten Begriff von seiner Kunst und freute sich an dem, was in Musik und Dichtung ihm gelungen war. Als echter Künstler faßte er aber auch stets die Wirkung seiner Kunst ins Auge: das Gemüt seiner Hörer zu erheben, zu veredeln — denn das meint er mit den technischen Ausdrücken ‚froh machen, erfreuen' — war das Ziel seines Gesanges. Er hat dabei, wie seine ganze Zeit, an den Nachruhm nicht gedacht, ihm genügte es, gleich den großen Dichtern der Griechen, den Lebenden genug getan zu haben. Und doch hat er für alle Zeiten gewirkt. Nicht nur, weil seine Sprache so klar und durchsichtig ist, so schön der Fluß seiner Verse, sondern vor allem, weil er aus der Beschränktheit seiner Lebenserfahrung, seiner Bildung, seiner Zeit, das allgemein Menschliche mit sicherstem Gefühl herauszugreifen versteht und es in einfache und darum unzerstörbare Worte kleidet. Deshalb muß er auch uns als Klassiker deutscher Poesie gelten. Erst Goethe hat die Weise wieder gefunden, in der einst Walter gesungen hatte, und über die Flut der Zeiten spannt sich die Brücke von dem einen zum andern, von dem größten deutschen Lyriker der neuen Zeit zu dem größten der alten, der auch, wer immer noch kommen möge, einer der ersten Dichter unseres Volkes bleiben wird."*)

Schon seinen Zeitgenossen erschien Walter von der Vogelweide als ein alle überragender Geist. Mit glänzendem Lobesworte rühmt ihn Gottfried von Straßburg in „Tristan und Isolde," nachdem er Reinmars des Alten, der Nachtigall von Hagenau Tod, beklagt hat, wenn er singt:

Wer leitet nû die lieben schar?	Wer leitet nun die liebe Schar?
wer wîset diz gesinde?	Wer weiset dies Gesinde?
ich wæne, ich sî wol vinde,	Mich dünkt, daß ich sie finde,
diu die baniere vüeren sol;	Die nun das Banner führen soll:
ir meisterinne kan ez wol,	Ihre Meisterin, die kann es wohl,
diu von der Vogelweide.	Die von der Vogelweide!
hei wie diu über heide	Hei wie die über die Heide
mit hôher stimme schellet!	Mit hoher Stimme klingen kann
waz wunders sî gestellet!	Und wunderhoch sich schwingen kann!

*) A. E. Schönbach, a. a. O. S. 199 ff.

wie spæhe s' organieret!	Wie fein sie organieret,
wie si ir sanc wandelieret!	Ihr Singen wandelieret!
(ich meine ab in dem dône	Sie tut es, mein ich, in dem Ton,
dâ her von Zitherône	Der schallt vom Berge Kithäron,
dâ diu gotinne Minne	Wo die Göttin Minne
gebiutet ûf unt inne).	Gebaut von hoher Zinne. —
diu ist dâ z' hôve kamerærin.	Die ist am Hofe Kämmerin,
diu sol ir leitærinne sîn;	Der Schar sei sie nun Leiterin.
diu wîset sî ze wunsche wol;	Die kann den Weg ihr weisen wohl,
du weiz wol, wâ si suochen sol	Die weiß wohl, wo sie suchen soll
dèr minnen mêlôdîe.	Der Minne Melodien.

Und was vielleicht noch mehr besagen will: selbst sein Gegner Thomasin von Zirclære erkennt im „Welschen Gast“ seine Bedeutung an:

„Er hât erzeiget zuht und sin
An maniger sîner rede guot“

und beweist gerade durch die achtungsvolle Rücksicht, mit welcher er über Walter spricht, wie hoch der Sänger auch von ihm, dem Gegner, und seinen Zeitgenossen geschätzt wurde.

Seine Schüler und fast alle bedeutenderen Minnesänger der späteren Zeit stehen unter dem Einfluß von Walters Vorbild, nennen ihn mit der größten Achtung.

Dann wird Walters Name mythisch, und sein Gedächtnis bleibt nur in dem Kataloge der zwölf Ahnherren des deutschen Meistergesanges erhalten, bis im 15. Jahrhundert auch diese Spur verschwindet; mit dem ganzen geistigen Leben des Mittelalters ist für die Geschlechter der Renaissance, des Humanismus und der Reformation auch Walter versunken.

Nach vergeblichen Versuchen der Schweizer Bodmer und Breitinger am Ende des 18. Jahrhunderts, Tiecks u. a. am Anfange des vorigen Jahrhunderts ist es endlich Ludwig Uhland gelungen, Walter unserem Volke wieder lebendig zu machen.

Auf dem Johannisplatz zu Bozen, in seinem vermutlichen Heimatlande hat man neuerdings dem Dichter ein würdiges Denkmal gesetzt. Und sollte auch Walters Wiege hier nicht gestanden haben — mit Recht schreibt A. E. Schönbach: „Es wäre schwer, einen Ort auszufinden, wo Walters Denkmal passender stünde als dort an der Grenze zwischen Deutsch und Welsch, an der Straße, auf welcher so viele deutsche Männer alter Zeit zur Heerfahrt nach dem Süden gezogen sind, und so viele Deutsche neuer Zeit nach Italien wanderten, um dort aus dem farbigen Leben, der Landschaft, der Kunst sich Mut und Frische für die schaffende Arbeit heimzuholen. Auf dem Markte der malerischen Kaufherrnstadt, bei ihren Rebengehängen und Fruchtkörben, im Rahmen der wundervollen Berge, unter dem blauen Himmel, umweht von der weichen und warmen Luft — welchem Steinbild eines deutschen Dichters ist eine schönere Stätte beschert?“

Nach langem Vergessen erklingen heute die Lieder der deutschen Nachtigall wieder frisch und kräftig zu ihrem Preise und Ruhme, und wer sie kennt, der stimmt gern ein in die um ihrer Schlichtheit willen

schönen Verse des Schulmeisters in Bamberg, Hugos von Trimberg (um 1300):

„Hêr Walther von der Vogelweide,
Swer des vergaeze, der tæt mir leide.“

2. Die Minnesänger vor und nach Walter.

1. Die Minnesänger vor Walter. Die ältesten lyrischen Gedichte sind uns ohne Namen der Verfasser überliefert. Das schönste derselben mit den Anfangsworten: „Du bist mîn, ich bin dîn“ findet sich am Schlusse eines merkwürdigen lateinischen Briefes, den ein Mädchen an ihren Freund, wie es scheint ihren Lehrer, einen Geistlichen, schrieb.

Du bist mîn, ich bin dîn (1,1)*)
Ich gesach den summer nie (1,2)
Diu nahtigal, diu sanc sô wol (1,3)
Ich wil trûren varen lân (1,4)
Springe wir den reigen (1,5)
Tougen minne diu ist guot (1,6)

Fünfzehn Strophen sind uns unter dem Namen eines Herrn von Kürenberg überliefert worden, in dem man einst den Dichter der Nibelungen zu sehen glaubte, weil dreizehn derselben in der Nibelungenstrophe verfaßt sind. Der Ritter stammte aus dem ritterlichen Geschlechte Kürenberg an der Donau in der Nähe von Linz und lebte gegen die Mitte des 12. Jahrhunderts

Ich zôch mir einen valken (2,1)
Ich stuont mir nehtint spâte (2,2)
Dirre tunkel sterne, sich, der birget sich (2,3)

Gleichen Alters ist Dietmar von Eist, der vermutlich zwischen 1170 und 1200 im Dienste der Herren von Eist in Oberösterreich stand. Bei ihm zeigt sich die Lyrik schon in höherer Ausbildung.

Es stuont ein frouwe aleine (3,1)
Ahî, nu kumet was diu zît (3,2)
Uf der linden obene (3,3)
Slâfest du, friedel ziere (3,4)

Sprüche voll kernhafter Lebensweisheit und geistlichen Inhalts sind uns aus dieser ältesten Zeit unter dem Namen Spervogel übermittelt. Es ist aber wahrscheinlich, daß die Strophen zweier Dichter hier vereinigt sind. Der ältere, den man auch Herger nennt, war vermutlich eines Bauern Sohn aus Bayern um 1170, den jüngeren setzt man in Friedrichs I. spätere Zeit.

Weist du, wie der igel sprach (4,1)
Wurze des waldes (4,2)
Swer einen friunt will suochen (4,3)
Ich sage iu, lieben sûne mîn (4,4)
Er ist gewaltic unde starc (4,5)

*) Vgl. unser Werk: „Aus der deutschen Literatur“ Bd. I, 3. Buch, II: Minnesänger vor und nach Walter.

Mit dem niederrheinischen Ritter **Heinrich von Veldecke**, den wir auch noch als epischen Dichter kennen lernen werden, trat um 1180 der Minnegesang in seine Blüte. Er war der Begründer der neuen Kunstrichtung, die durch den unmittelbaren Verkehr mit Frankreich aus den Rheinlanden sich verbreitete.

Sît diu sunne ir liehten schîn (5,1)
Swenn diu zît alsô gestât (5,2)

Sein Zeitgenosse war **Friedrich von Hausen**, ein Pfälzer Edelmann aus der Nähe von Worms, dessen Kunst schon einen erheblichen Fortschritt sowohl in der Eigenartigkeit des durchgeführten Gedankens als auch in dem Ernst der Auffassung zeigt.

Min herze und min lîp diu wellent scheiden (6)

Den letzteren bekundet insbesondere der uns als epischer Dichter wohlbekannte **Hartmann von Aue**.

Dem kriuze zimt wol reiner muot (7)

Anderer Art sind die Lieder **Wolframs von Eschenbach**. Sie gehören meist zur Gattung der Tageweisen, worin die Alben (alba — aube = Morgenröte) der Provenzalen nachgeahmt wurden. Seiner ganzen dichterischen Eigentümlichkeit entsprechend, zeigt er große Lebhaftigkeit der Empfindung; oft tritt eine glühende Sinnlichkeit hervor, Keckheit der Bilder zeichnet ihn aus. So sieht er in einem Liede den drohenden Tag mit den ersten Streifen seines Lichtes durch das Gewölk dringen, wie ein feindliches Ungeheuer seine Klauen durch die Wolken schlagen und emporklimmen mit großer Kraft, um dem Ritter das Glück der liebenden Vereinigung zu entreißen.

Sîne klâwen durh die wolken sint geslagen (8)

Wolfram von Eschenbach stellt sich an Glanz und Bilderreichtum der Sprache, an Schärfe der Situationsschilderung, an Glut der Naturbeseelung und dementsprechend auch an Kraft und Wahrheit der Empfindung ebenbürtig zur Seite **Heinrich von Morungen**, der deshalb dicht an die Höhe des Minnesangs heranrückt.

Ich hôrt ûf der heide (9,1)
Sêlic sî di sûze stunde (9,2)

Als glänzendes Muster der Dichter gilt endlich **Reinmar der Alte**, so genannt zum Unterschiede von dem späteren Spruchdichter Reinmar von Zweter. Weil ihn Gottfried von Straßburg im Tristan die Nachtigall von Hagenau nennt, so hält man ihn für einen Elsässer von Geburt. Er dichtete jedoch am Wiener Hofe und verband mit einer großen Fruchtbarkeit und Vielseitigkeit der Anschauung eine bezaubernde Anmut der Sprache. Auch hat er nicht bloß von der Minne gesungen; wir besitzen von ihm auch Lieder politischen Inhalts. Sein Ruhm war groß; dies bezeugt kein geringerer als Walter von der Vogelweide selbst, dessen Lehrer Reinmar gewesen ist

Ich sach vil wunneclîchen stân (10,1)
Des tages, dô ich daz kriuze nam (10,2)
Sô wol dir, wîp, wie reine ein nam (10,3).

Da haben wir die Vorstufen, die zu der glänzendsten Erhebung des mittelalterlichen Geistes führen, die wir in Walter von der Vogelweide erkannt haben.

2. **Die Minnesänger nach Walter.** Schon zu Walters Lebzeiten traten bei vielen seiner Sangesgenossen manche Schattenseiten des Minnegesanges hervor: neben tiefem Gefühl eine krankhafte, seufzerreiche Empfindsamkeit, neben echter Herzensglut eine erkünstelte Maniertheit und lächerliche Wortspielerei.

Ganz anderer Art ist Neidhart von Reuental, ein bayrischer Ritter (zwischen 1210 bis 1240), neben Walter der begabteste Dichter seiner Zeit. Er schilderte mit derber Lebenslust und froher Sinnlichkeit, doch voll Natürlichkeit in seinen „Sommertänzen" und „Winterreihen" das Leben und Treiben der Bauern und suchte durch Verspottung der Plumpheit und Putzsucht sowie der Liebeshändel derselben die Lachlust seiner ritterlichen Zuhörer zu erregen. So wurde er der Begründer der höfischen Dorfpoesie.

Der walt stuont aller grîse (11,1)
Nu ist der küele winder gar zergangen (11,2)

Ein charakteristisches Beispiel dieser Entartung bietet Ulrich von Lichtenstein († um 1275), aus steiermärkischem Geschlechte, der als „vrou Venus" und später als „künec Artus" gekleidet durch die Lande zog und in seinem „Frauendienst" mit seltener Offenheit und großer Geschwätzigkeit seine Liebestorheiten und die wunderlichen Abenteuer seines 33jährigen Minne- und Ritterlebens erzählt.

In dem walde süeze doene (12)

Den Abschluß enthält der Minnegesang durch Heinrich von Meißen (1250—1318), der unermüdlich das Lob der „Frauen" sang, und auch im Gegensatz zu Walter (vgl. S. 571) die Behauptung aufstellte, daß der Name „Frau", die Herrin, die Herzensgebieterin, den Vorzug vor der Benennung „Weib", im Gegensatz zum Manne, verdiene. Daher erhielt er den Beinamen „Frauenlob." Er soll in Mainz die erste Meistersängerschule gegründet haben und stellt so den Übergang von den Minnesängern zu den Meistersängern dar.

Ir hôhen vrouwen, reine wîp (13)

4. Überlieferung der Minnedichtung.

Wir besitzen drei große Sammelhandschriften der Minnedichtung, die uns die Werke von fast 300 Dichtern überliefern.

Die berühmteste ist die große Heidelberger, sog. Manessische Handschrift, die den letzteren Namen erhalten hat, weil sich nach früherer Annahme der im 14. Jahrhundert lebende Züricher Ratsherr Manesse um ihre Herstellung verdient gemacht haben sollte. Die Sammlung enthält Lieder von fast 140 Dichtern: Kaisern, Königen, Fürsten, Grafen, Rittern und Bürgern. Den meisten Sängern ist ihr Bildnis vorangestellt, das immer eine ganze Seite einnimmt und noch heute in Gold und frischen Farben prangt. 1607 wurde diese

Sammlung für die kurfürstliche Bibliothek in Heidelberg angekauft; von da kam sie im dreißigjährigen Kriege auf noch unaufgeklärte Weise nach Paris, wo sie über zwei Jahrhunderte lang eins der kostbarsten Schaustücke im Handschriftensaal der großen Nationalbibliothek ausmachte. Im Jahre 1888 ist sie an die Ruperto Carola in Heidelberg zurückgegeben worden.

Eine kleinere, aber noch wichtigere Handschrift befand sich schon früher in Heidelberg und heißt zum Unterschiede von der eben genannten die kleine Heidelberger Handschrift.

Mit der großen Heidelberger Handschrift hat eine kleinere, nur 25 Minnesänger umfassende aus derselben Quelle geschöpft.*) Sie gehörte im 16. Jahrhundert dem Schultheißen Marx zu Konstanz, der sie 1613 der Benediktinerabtei Weingarten zum Geschenk machte, weshalb sie die Weingartner Handschrift heißt. Im Jahre 1810 kam sie nach Stuttgart in die Privatbibliothek des Königs von Württemberg, wo sie noch jetzt aufbewahrt wird.

Die Manessische Handschrift haben die Schweizer Bodmer und Breitinger 1758/59 als „Minnesänger aus dem schwäbischen Zeitpunkte" zum Druck befördert, ohne damit mehr Erfolg zu erzielen als ihr Landsmann Müller ihn, wie wir gesehen haben, mit der Herausgabe der altdeutschen Volksepen hatte. Erst die Romantiker haben zur Zeit der Zerrüttung und Knechtschaft unseres Vaterlandes auch für diese Erzeugnisse des Mittelalters offenere Herzen gefunden.

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Walter von der Vogelweide, das Vorbild eines deutschen Mannes.

Walter von der Vogelweide als deutscher Dichter.

Die religiösen und politischen Anschauungen Walters von der Vogelweide.

Walter von der Vogelweide, des Reiches Freund, des Papstes Feind.

Aus welchen Gründen kämpfte Walter von der Vogelweide gegen den Papst?

Walter von der Vogelweide als Christ und Patriot.

Walters Verhalten gegen die verschiedenen Kaiser seiner Zeit!

Wie bekundet sich Walters religiöser Sinn in seinen Gedichten?

Die Gedankenmittelpunkte in Walters Gedichten.

*) „Ihre gemeinsame Grundlage bildete eine mit Dichterbildnissen versehene Sammlung von einzelnen Liederbüchern, vermutlich dieselbe, die nach einer Nachricht des Minnesängers Hadloub der Züricher Ratsherr Manesse gegen Ende des 13. Jahrhunderts veranstaltete. Dagegen bezieht sich diese Nachricht nicht auf die Anfertignng der obigen, im Anfange des 14. Jahrhunderts geschriebenen Handschriften. Von diesem Gesichtspunkte ist es also nicht richtig, die größere, wie es gewöhnlich geschieht, die Manessische zu nennen. Wollte man aber den Namen mit Rücksicht auf die benutzte Quelle festhalten, so könnte man ihn auch für die kleinere in Anspruch nehmen."

(Fr. Vogt.)

Die Gedichte Walters von der Vogelweide im Spiegelbild ihrer Zeit.

Welche Kenntnisse der politischen und sozialen Zustände gewinnen wir aus Walters Gedichten?

Wodurch ist Walter von der Vogelweide auch heute noch ein beliebter Dichter?

Welches Bild von Walters Bildung und Charakter ergibt sich aus seinen Dichtungen?

Der Begriff der Zucht in Walters Gedichten.

Das Lob der Frau in Walters Munde.

Wie zeichnet Walter in seinen Gedichten das Ideal eines deutschen Mannes?

Inwiefern ist der Ausspruch Hugos von Trimberg berechtigt: „Hêr Walther von der Vogelweide swer des vergæze, der tæt mir leide.“

Literatur.

A. Ausgaben des Urtextes.

K. Lachmann: Die Gedichte Walters von der Vogelweide. 6. Ausgabe, unveränderter Abdruck der von K. Müllenhoff besorgten 5. Ausgabe. Berlin 1891. 8 M.

Franz Pfeiffer: Walter von der Vogelweide. 6. Auflage, besorgt von K. Bartsch. Leipzig 1880. 3,50 M.

W. Wilmanns: Walter von der Vogelweide, herausgegeben und erklärt. 2. Ausgabe. Halle a. S. 1883. 10 M.

K. Simrock: Walter von der Vogelweide, herausgegeben, geordnet und erklärt. Bonn 1870. 2,50 M.

H. Paul: Walters von der Vogelweide Gedichte. Textausgabe. Halle a. S. 1895. 2 Mark.

O. Günther: Walter von der Vogelweide. Mit Anmerkungen und Wörterbuch. 3. Aufl. 2. Abdr. 1899. 0,80 M.

K. Bartsch: Walter von der Vogelweide. Schulausgabe mit einem Wörterbuch. 2. Aufl. Leipzig 1885. 2 M.

W. Wilmanns: Walter von der Vogelweide. Textausgabe. Halle a. S. 1886. 2 M.

R. Bechstein: Walters von der Vogelweide und seiner Schüler ausgewählte Gedichte. Schulausgabe mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch. Stuttgart 1893. 0,80 M.

B. Schulz: Walter von der Vogelweide. Auswahl, herausgegeben und mit Anmerkungen und Glossen versehen. 3. Aufl. Leipzig 1893. 1,20 M.

K. Lachmann und M. Haupt: Des Minnesangs Frühling. Leipzig 1888. (Enth. die Lyriker vor Walter.)

K. Bartsch: Deutsche Liederdichter des 12. bis 14. Jahrhunderts. 4. Aufl. Berlin 1901. (Enth. eine Auswahl aller Minnesänger.)

F. Pfaff: Der Minnesang des 12. bis 14. Jahrhunderts. Stuttgart 1892.

B. Übersetzungen.

K. Simrock und Wilh. Wackernagel: Gedichte Walters von der Vogelweide, übersetzt und erneuert. 4. Aufl. Leipzig 1869.

K. Simrock: Gedichte Walters von der Vogelweide. Leipzig 1876.

A. Schröter: Gedichte Walters von der Vogelweide, nachgedichtet. Jena 1880. 3 M.

B. Wenzel: Die Gedichte Walters von der Vogelweide. Plauen 1889. 2 M.

H. Paul: Die Gedichte Walters von der Vogelweide. Halle 1882. 1,80 M.

K. Pannier: Walters von der Vogelweide sämtliche Gedichte. Leipzig o. J. 0,80 M.
G. Bornhak: Walters von der Vogelweide Gedichte in Auswahl übersetzt. Leipzig 1891. 0,60 M.
W. Eigenbrodt: Walters von der Vogelweide Lieder. Neudeutsch. Halle 1898. 1,20 M.
K. Kinzel: Walter von der Vogelweide, ausgewählt, übersetzt und erläutert. 7. Aufl. Halle 1900. 0,90 M.
E. Kleber: Walters von der Vogelweide sämtliche Gedichte, übersetzt. Straßburg 1894. 1,60 M.
G. Legerlotz: Walters von der Vogelweide Gedichte, übertragen. Bielefeld 1897. 0,90 M.
Br. Obermann: Walters von der Vogelweide Gedichte. Stuttgart 1886. 1 M.
E. Samhaber: Walter von der Vogelweide, übertragen. Leipzig 1900. 0,80 M.

C. Schriften über Walter von der Vogelweide.

P. Anzoletti: Walter von der Vogelweide und der Innervogelweider-Hof oberhalb Klausen in Tirol. Bozen 1889. 0,75 M.
K. Burdach: Reinmar der Alte und Walter von der Vogelweide. Leipzig 1880. 5 M.
K. Burdach: Walter von der Vogelweide. I. Leipzig 1900 7,20 M.
R. Hildebrand: Über Walter von der Vogelweide. Herausgegeben von G. Berlit. Leipzig 1900. 0,60 M.
Hoffmann-Krayer: Walter von der Vogelweide. Basel 1894. 1 M.
Th. Kolde: Walter von der Vogelweide in seiner Stellung zu Christentum und Hierarchie. Gütersloh 1877. 0,40 M.
H. Kurz: Über Walters von der Vogelweide Herkunft und Heimat. Aarau 1863. 0,80 M.
M. Lexer: Über Walter von der Vogelweide. Würzburg 1878. 0,75 M.
K. Lucae. Leben und Dichten Walters von der Vogelweide. Halle 1868. 0,50 M.
A. Mayr: Zu Walters Ehre. Innsbruck 1889. 2 M.
R. Menzel: Das Leben Walters von der Vogelweide. Leipzig 1865. 2 M.
K. Meyer: Walter von der Vogelweide. Basel 1875. 0,80 M.
M. Rieger: Das Leben Walters von der Vogelweide. Gießen 1863. 1,50 M.
E. Samhaber: Walter von der Vogelweide. Laibach 1882. 2,60 M.
A. E. Schönbach: Walter von der Vogelweide. Berlin 1896. 2,40 M.
Chr. Semmer: Walter von der Vogelweide in seiner Stellung zum Christentum. Kropp 1899. 1 M.
A. Thürnwald: Dichter, Kaiser und Papst. Walter von der Vogelweide als politischer Dichter. Wien 1872. 1,50 M.
L. Uhland: Walter von der Vogelweide, ein altdeutscher Dichter. Stuttgart 1822. 2 M.
Th. Uhle: Walter von der Vogelweide. Hamburg 1894. 1 M.
L. Wattendorf: Walter von der Vogelweide. Frankfurt a. M. 1894. 0,50 M.
W. Wilmanns: Leben und Dichten Walters von der Vogelweide. Bonn 1882. 9 M.

Bis zum Jahre 1880 ist die Literatur über Walter von der Vogelweide verzeichnet in dem Werke:

W. Leo: Die gesamte Literatur Walters von der Vogelweide. Wien 1880.

D. Schriften über die älteren Minnesänger.

W. Scherer: Deutsche Studien, Heft 1 und 2. Wien 1870—74.
A. E. Schönbach: Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke, Teil I. Wien 1899 (Sitzungsberichte der Wiener Akademie, philologisch-historische Klasse, Bd. 141).
H. Grimm: Geschichte der Minnesänger, Bd. I. Paderborn 1892.

II.

Freidanks Bescheidenheit.

Aus der deutschen Literatur Bd. I S. 506.

Neben der Epik und Lyrik gelangte in diesem Zeitraume auch die Lehrdichtung zu hoher Blüte. Für die Mehrzahl der Menschen war ja im Mittelalter die Dichtung das einzige Bildungsmittel. Schulunterricht wurde nur wenigen zuteil.

Schon bei Walter fanden wir einzelne Sprüche, die zu Zucht und Ordnung mahnen und eigentliche Lebensweisheit lehren. Gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts bildete sich dies Streben der Dichter, das praktische Leben in Übereinstimmung mit wahrhaft christlicher Gesinnung zu bringen, immer mehr aus.

Hochberühmt ist insbesondere eine Spruchsammlung geworden, welche unter dem Namen „Bescheidenheit des Freidank" auf uns gekommen ist.

I. Darbietung.

1. Wort- und Sacherklärungen.*)

Von Gott. $1,_5$. Vgl. Psalm $110,_{10}$: „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang" und Welscher Gast:

Da die rechte Weisheit ist,
Gott zu dienen alle Frist.

$1,_7$. Vgl. Brants Narrenschiff $92,_1$ die priamelartigen Verse:

Wer Feuer macht auf ein strohern Dach,
Wer auf der Welt Ruhm setzt seine Sach',
Und alles tut um ird'sche Ehr',
Dem wird zuletzt nichts andres mehr,
Als daß sein Wahn ihn hat betrogen,
Da er baut auf den Regenbogen.

$3,_5$. Vgl. Gal. $6,_7$: Denn was der Mensch säet, das wird er ernten.

$4,_8$. D. h. wir wissen wenig darüber und können uns nur vorstellen, welcher Art die Kraft sei; ob aber unsere Vorstellungen richtig sind, das wissen wir nicht.

$6,_{21}$. Freidank spricht sich hier für die Lehre von der Gnadenwahl (Prädestination) aus. Die Beantwortung der Frage, wie diese Lehre mit der Barmherzigkeit Gottes zu vereinigen sei, weist er mit dem Bilde vom Topfe zurück, der nichts dagegen sagen könne, wenn ihn der Meister, der ihn geschaffen, wieder zerbreche (vgl. hierzu Luthers Ausspruch: Die Menschen sind unseres Herrgotts Kartenspiel). Am schärfsten ist die Lehre von Calvin ausgebildet worden:

*) Nach: Freidanks Bescheidenheit, übersetzt von K. Pannier. Leipzig o. J. (Reclam).

„Prädestination nennen wir den ewigen Ratschluß Gottes, in dem er bei sich festgesetzt hat, was mit jedem Menschen nach seinem Willen geschehen soll. Denn es werden nicht alle unter gleichen Bedingungen geboren, vielmehr ist den einen ewiges Leben, den anderen ewige Verdammnis im voraus bestimmt."

Von der Seele. 19,$_1$. Fr. beweist durch diesen Spruch, daß er nicht ganz so tief im Aberglauben steckte wie seine Zeitgenossen, wenngleich er davon, wie andere Sprüche beweisen, auch noch ein gut Teil besaß. Der Glaube an die übernatürliche Kraft von Sternen, Steinen, Kräutern usw. fand übrigens im spätern Mittelalter eine immer größere Verbreitung, und ihm huldigten sonst ganz hervorragende Köpfe.

Vom Menschen. 22,$_{12}$. Vgl. den Welschen Gast:

Wer die Hochfahrt scheuchen will,
Der soll daran gedenken viel,
Was er war und was er sei;
Er soll gedenken auch dabei,
Was er noch werden soll.

22,$_{16}$. Diese Rede der Toten an die Lebenden kehrt im Mittelalter häufig wieder; schon Petrus Damiani († 1072) dichtete sich eine Grabschrift, deren Anfang ist: Quod nunc es, fuimus; es, quod sumus, ipse futurus. Der Gedanke soll sich sogar schon 600 Jahre früher bei dem arabischen Dichter Adi finden.

Von Hoffart. 30,$_7$. Heute nennt man die Hoffart, die sich nach dieser Richtung äußert, treffend „Hochnäsigkeit".

Von der Welt. 30,$_{16}$. Ein sehr beliebter volksmäßiger Spruch, der in den verschiedensten Variationen vorkommt; so im Nibelungenliede, dessen Thema er gewissermaßen ist:

„Wie Leid am allerletzten die Liebe stets verleiht."

Bei Walter heißt es (56,$_{21}$):

„Was ich immer hab' gesehn an Herzensfreud',
Herzeleid war stets dabei"

und im Gregorius:

„Minne bringet stets nach Liebe Leid."

31,$_{26}$. Die bekannte Geschichte von den verbotenen Äpfeln, die am besten schmecken, welche schon Eva mit dem Paradiesapfel aufgeführt hat; vgl. Ovids: Nitimur in vetitum semper cupimusque negata.

32,$_{23}$. Vgl. Arme Heinrich:

Glauben wir erst recht zu leben,
Wir dem Tode nahe schweben.

Von den Reichen und Armen. 40,$_{13}$. Denn „Gewalt ohne Erbarmen ist bös," sagt Luther.

43,$_{20}$. Vgl. Renner:

Wer mit Geduld ertragen kann
Armut, ist ein sel'ger Mann.

Vom Alter. 52, 10. Doch klagt Walter (95, 9):

Sonst war's nicht so im deutschen Land,
Die Alten sind verachtet von den Jungen.

Von Adel und Tugend. 54, 6. Wohlgeboren heißt von edler Geburt und wird selbst von Königen und Fürsten gebraucht. Die Stelle spricht sich indirekt gegen den Adel aus. — Unzählige Stellen aus den älteren Dichtern wären hier anzuziehen, doch sei nur erwähnt der Ausspruch der Carmina burana „nobilis est, quem virtus nobilitat“ und die Stelle aus dem Welschen Gast:

Niemand ist edel als der Mann,
Der sein Herz und sein Gemüte
Hat gekehrt an rechte Güte;
Ist ein Mann auch wohlgeboren,
Und hat des Sinnes Adel verloren,
Ich kann euch sagen wohl fürwahr,
Dem ist seine Geburt zur Schande gar:
Denn wer wohlgeboren ist,
Des Geburt gehrt alle Frist,
Daß er wohl und recht stets tu'.

Von den Pfaffen. 71, 8. Ähnlich sagt der Windsbeke:

Sohn, merke wie der Kerze Licht,
So lang' sie brennet, schwindet gar,
Und glaub', daß dir auch so geschicht
Von Tag zu Tag; ich sag' dir wahr.

Von Königen und Fürsten. 74, 19. Vgl. den Welschen Gast:

Wir haben von ihm Seel' und Leib,
Leut', Eigen, Gut und Kind und Weib.

Von Weisen und Toren. 80, 10. Vgl. Sprüche 17, 28: Ein Narr, wenn er schwiege, würde auch weise gerechnet, und verständig, wenn er das Maul hielte.

80, 12. Vgl. Horaz: „et semel emissum volat irrevocabile verbum“ und den Windsbeke:

Das Wort kann nimmermehr zurück,
Und ist doch balde vor dem Mund.

Von den Freunden. 95, 18. Ein Sprichwort, das auch Walter von der Vogelweide hat in der Fassung:

Gewissen Freund, erprobtes Schwert wird man in Nöten sehen.

Von Erkenntnis. 111, 3. Vgl. den Welschen Gast:

Es kommt heraus zu jeder Frist
Nur das, was in dem Fasse ist,
Es sei übel oder gut.

114, 27 Eines schickt sich nicht für alle!
Sehe jeder, wie er's treibe,
Sehe jeder, wo er bleibe,
Und wer steht, daß er nicht falle. (Goethe.)

118, 17 Denn alles in der Welt läßt sich ertragen
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

119, 6. Eine alte Wahrheit; vgl. Matth. 13, 57.

119, 10. Vgl. 1. Mos. 3, 19: Denn du bist Erde und mußt Erde werden.

Vom Hunger. 124,$_{19}$. Vgl. das plattdeutsche Sprichwort: Wenn die Maus satt es, es't Mehl bitter.

2. Inhaltsangabe.

Es gibt kein Gebiet geistigen, sittlichen und realen Lebens, über das nicht Freidanks Sprüche ihre Lichtblitze hinstreuten. „Von Gott" hebt er an und mit Sprüchen „Vom Tode" und „Vom jüngsten Gericht" sowie einem Gebet schließt er, die Welt so religiös einrahmend; aber er bringt auch, getreu dem Spruche

„Wer von der Erde nichts sagen kann,
Vom Himmel schweige doch der Mann"

den ganzen Weltlauf treu zur Erscheinung.

Der Dichter beginnt also mit der Lehre von Gott. Er führt aus, daß Gott dienen aller Weisheit Anfang sei, daß, wer um dieses kurze Leben die ewige Freude hingibt, sich selbst betrügt und auf den Regenbogen baut, daß, wer die Seele bewahren wolle, sich selbst müsse fahren lassen. Vertrauen in Gottes Allweisheit und Allwissenheit, Glauben an seine Vorsehung, Entfernung aller Grübelei über unlösbare Fragen schreibt er dem Menschen vor, der, wie der Topf gegen den Meister, nicht gegen Gott und seine Gebote sprechen, nicht verwegen an Gottes Wundern oder an der Unsterblichkeit der Seele zweifeln soll; denn jeder Ketzer, der dies leugne, sähe doch täglich größere Wunder, sähe aus Asche Glas werden und begriffe es ebensowenig; und mehr Wunder sei, daß Gott Menschen schüfe, als daß er sie auferstehen mache. Dem Geheimnis der Dreieinigkeit sucht er mit Bildern und Gleichnissen beizukommen und beruhigt sich auch hier mit dem Glauben. Über den Sündenfall der Menschen trägt er die verbreiteten Vorstellungen vor: daß alle Geschöpfe der Natur sich selbst treu geblieben, daß nur der Mensch seine Natur vermöge seiner freien Wahl verlassen habe, daß er, wie das Feuer, das seinen Zug aufwärts zum Himmel hat, wenn es sich im Gewitter als Blitz abwärts wendet, seine ursprüngliche Bahn verloren habe. Nur drei reine Menschen seien gewesen, Adam, Eva und Christus. Der eine wie der andere seien unbefleckt geboren, Adam aus der jungfräulichen Erde, Christus aus der jungfräulichen Maria, und diese sei für die ganze Menschheit wieder rein geworden. Der Glaube an diese Erlösung des Menschen ist zur Besserung des Menschen notwendig. Freidank empfiehlt Reue in Zeiten und verheißt dafür Gnade in Ewigkeit, denn Gott verlasse den teuer erkauften Menschen nur ungern. Übrigens verläßt der schlichte Verstand bei dieser Lehre den Freidank so wenig wie den Walter. Reue ohne Werke ist nicht Buße, wie Gebet des Mundes ohne des Herzens Vorgedanken nichtig ist. Der Dichter eifert gegen Ablaß; nur Gott kann Sünde vergeben; kann der Papst von Sünden lösen ohne Reue und Buße, so sollte man ihn steinigen, wenn er nur einen einzigen Menschen zur Hölle fahren ließe.

Auf den Kreis der weltlichen Pflichten übergehend, spricht Freidank vom Wucher, von der Hoffart, welche ihm als der Hölle Königin namentlich verhaßt ist. In den Sprüchen vom Reichen und Armen beschäftigt ihn der soziale Gegensatz, den er in richtiger Weise behandelt. Die Armut ist gewiß kein Glück, aber ebensowenig auch ein Unglück, wie auch der Reichtum an sich kein Glück bringt. Was nützt dem reichen Manne sein Gut, so ihn der Tod nimmt in Hut? Es gibt keinen reichen Mann, der nicht in seinem Kinde vom zwölften Jahre an schon seinen Feind hätte. Die Tränen der Kinder eines Reichen bei seinem Tode trocknen bald. Fröhliche Armut aber ist großer Reichtum ohne Gut. Dann spricht er von Treue und Untreue, von Recht und Unrecht, von Adel und Tugend, und immer muß man die reiche Lebenserfahrung des Mannes bewundern.

In besonderen Abschnitten wendet Freidank sich den kirchlichen und politischen Fragen zu. Er eifert gegen Rom bei aller Achtung vor dem Haupte der Christenheit, gegen die schlechte Geistlichkeit, ihren Weltsinn und ihre Lasterhaftigkeit, ihre Herrschsucht und ihre Anmaßung, bei Anerkennung des Standes und seiner Würde, gegen den Adel und dessen Hoffart, gegen die Fürsten und deren schlechte Ratgeber, die er Menschen nennt, die sich des Ungeziefers so wenig erwehren könnten wie er.

Den Schluß bilden, wie schon gesagt, Sprüche vom Tode und vom jüngsten Gericht sowie ein Gebet.

3. Die Form.

Der Einfachheit des Inhalts entspricht die Form, die einfachste, welche die deutsche Poesie darbietet, nämlich kurze Reimpaare. Zur künstlichen Strophenbildung findet sich nirgends ein Ansatz. Bei weitem die meisten Sprüche schließen in zwei Zeilen ab, von denen häufig die erste das Bild, die zweite die Nutzanwendung enthält. Seltener sind mehrzeilige Sprüche, in welchen ein Gedanke weiter ausgeführt wird. In solchen findet dann auch eine freiere Satzverbindung statt, und es werden die durch den Reim getrennten Zeilen zum Gedanken verbunden, so daß ein wohltätiger Wechsel zwischen diesen und den kürzeren Sprüchen entsteht, in denen die durch den Reim gebundenen Zeilen durch den Sinn getrennt werden.

Was die Beachtung der metrischen Gesetze anlangt, so kann Freidank nicht als mustergültig angesehen werden. Schwerer Auftakt, nachlässige Behandlung der Senkungen und andere Verstöße gegen die kunstgerechte Form kommen genugsam vor. Ein Vorwurf kann daraus dem Verfasser nicht gemacht werden; war er und wollte er doch kein kunstmäßiger höfischer Dichter sein, so daß er sich manche Freiheit erlauben durfte.

4. Der Titel.

Freidank hat sein Werk „Bescheidenheit" genannt, weil es in wichtigen religiösen und weltlichen Dingen Bescheid, d. h. Einsicht und richtige Beurteilung, geben soll.

Das Wort Bescheidenheit (= Bescheidsagung) bezeichnete in der älteren Sprache so viel als die Fähigkeit, das rechte Maß und die rechte Haltung zu bewahren, Weltklugheit und Ehrenhaftigkeit zugleich (daher: diu aller tugende krône treit).

II. Vertiefung.

1. Die Quellen von Freidanks Bescheidenheit und dessen Anteil an dem Werke.

Freidank nahm seine Sentenzen, wo er sie fand. Zunächst schöpfte er aus der Bibel, und zwar nach dem Texte der Vulgata. Es gibt nur wenige Sprüche religiösen Inhalts, die sich nicht ganz bestimmt unmittelbar an einen biblischen Spruch anlehnen, ja für manchen Spruch Freidanks lassen sich nach der Weise, wie dieser seine Quellen behandelt, verschiedene biblische Sprüche als Quellen annehmen. Andere Sprüche religiösen Inhalts sind sicher Kirchenvätern oder anderen religiösen Schriften entnommen, wie insbesondere aus den Sprüchen, die von der Sünde handeln, hervorgeht.

Eine zweite Quelle waren für Freidank die klassischen und mittelalterlichen lateinischen Schriften (Äsop, Ovid, Horaz, Cicero, Seneca, Catos Distichon, die carmina burana usw.). W. Grimm meint allerdings, daß die Sprüche, die aus dem lateinischen Altertum stammen, zu Freidanks Zeit schon längst ins Leben übergegangen, also schwerlich aus der Quelle selbst geholt seien. Dagegen vertritt H. E. Bezzenberger (Freidanks Bescheidenheit. Halle 1872, S. 40) die Ansicht: wenn außer Zweifel stehe, daß Freidank mit der Bibel wohl vertraut war, auch den lateinischen Äsopus und Isidors Werk wohl kannte, so sei auch der Schluß vollkommen gesichert, daß er der lateinischen Sprache überhaupt mächtig gewesen sei, also die gelehrte Bildung seiner Zeit besessen habe, zu der die Kenntnis der lateinischen Literatur gehörte. Von manchen Sprüchen ist auch direkt nachgewiesen, daß sie einer lateinischen Quelle entlehnt sind, und so ist wohl die Annahme berechtigt, daß auch noch andere viel mehr, sei es unmittelbar oder mittelbar, lateinischen Quellen entlehnt sind, als daß sie bereits Gemeingut des Volkes gewesen seien.

Allerdings, eine große Menge seiner Sprüche verdankt Freidank auch der volkstümlichen Spruchweisheit. „Die Spruchweisheit der Deutschen ist uralt. Schon zu der Zeit, wo die Germanen noch als ein engerer Verband von Völkern im Zusammenhange mit der großen arischen Gemeinschaft sich befanden, hatten sie einen kleinen Schatz einfachster Erfahrungslehren aufgehäuft, der in poetische Formeln geprägt war und den sie mit den verwandten Stämmen teilten. Später, da sich der germanische Typus verselbständigt hatte und aus dem Bunde abgerückt war, finden sich einzelne Sprichwörter oder Gruppen davon bei verschiedenen, auch bei den entlegensten der germanischen Völkerschaften in derselben Gestalt überliefert. Wenn es irgend an-

geht, wird der Erfahrungssatz in ein Bild gekleidet, am liebsten in ein allerkürzestes Geschichtchen eingeschlossen, welches die Lehre aus einem besonderen vorgekommenen Falle abzieht oder ihre Anwendung erzählt. Es liegt diesen „Beispielen", wie sie ganz richtig genannt werden, eben dieselbe Anschauung zugrunde wie unsern alten volkstümlichen Segens- und Zauberformeln, von denen sich verstümmelte Reste bis in die Gegenwart gerettet haben, und ihren epischen Einleitungen: in jenem Falle, der berichtet wird, hat der Spruch geholfen, er wird auch jetzt seine Kraft bewähren." (A. E. Schönbach.)

Solche Sprichwörter waren auch in der ersten Hälfte des Mittelalters in Massen im Umlauf, und sie haben gewiß einen Teil des geistigen Kapitals gebildet, von dessen Zinsen die fahrenden Spielleute ihr Dasein bestritten. Später entstanden auch größere Sammlungen. Schon unter dem Namen des Beda Venerabilis bestand z. B. eine ansehnliche Sammlung in alphabetischer Reihenfolge; ebenso hat Wipo, der Kaplan Konrads des Saliers und Heinrichs III., ein Buch Sprichwörter zusammengestellt, wenig später der Mönch Otloh in Regensburg. Solche deutsche Sprichwörterbüchlein wird es bei den Fahrenden ebenfalls gegeben haben, namenlos und nicht zu bestimmten Zwecken geordnet. Es ist anzunehmen, daß Freidank eine oder mehrere dieser Sammlungen für sein Werk benutzt hat.

Endlich haben Freidanks Werke auch die zeitgenössischen Dichter (Reinmar der Alte, der Windsbeke, Hartmann von Aue, Walter von der Vogelweide, Thomasin u. a.) als Quelle gedient. W. Grimm, der Freidank mit Walter von der Vogelweide identisch sein läßt, bestreitet allerdings das letztere, macht im Gegenteil Freidank zur Quelle der zeitgenössischen Dichter, läßt seine Worte z. B. bei Hartmann durchklingen, ja seinen Reim beibehalten, läßt Freidanks Sprüche von dem Windsbeken in kunstreichen Strophen umgebildet sein usw. Erwägt man aber mit H. E. Bezzenberger, a. a. O., S. 43, die Unwahrscheinlichkeit, daß so viele Dichter, Hartmann, Thomasin, der Windsbeke u. a., von Walter ganz abgesehen, die Bescheidenheit so ausgeschrieben haben sollten, als nach Grimm geschehen ist, ohne den dann doch gewiß berühmten Verfasser ein einziges Mal zu erwähnen; erwägt man ferner, daß dies zuerst von Rudolf von Ems um 1240 geschieht, weshalb die Bescheidenheit sicher erst in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, etwa zwischen 1225—1240, entstanden ist; erkennt man endlich bei der Vergleichung der Sprüche Freidanks mit den verwandten Sprüchen anderer Dichter nicht bei Freidank, sondern bei jenen in Gedanken und Fassung die größere Originalität,*) so

---

*) „Einen recht treffenden Beweis, daß Fr. entlehnt hat, bietet eine Stelle im Guten Gerhard (um 1215):

„Da nahm er sich Erkenntnis dort
Aus der Wahrheit heil'ger Schrift,
Die von dem Almosen spricht:
Wer es mit freud'gem Mute leiht,
Daß es dem lösche allezeit

unterliegt es wohl keinem Bedenken, daß Freidank so wie Bibel, lateinische Autoren und Sprichwort auch dasjenige benutzte, was die Zeitliteratur bot und was sich damals auch ohne Druckerpresse rasch verbreitete.

Zieht man nun alles ab, wofür sich Quellen nachweisen lassen, so bleibt allerdings nur wenig als volles Eigentum Freidanks übrig. Freidank nennt sich auch gar nicht den Verfasser des Buches; er bezeichnet seine Tätigkeit in den vier Einleitungsversen ganz genau mit dem Worte berihten d. h. in Ordnung bringen: Mich hât berihtet Frîdanc.

Auf den ersten Blick scheint es, als ob durch diese Behauptung der Wert des von Freidank verfaßten Buches bedeutend herabgemindert werde, als ob seine Tätigkeit nur in die eines Sammlers bestanden hätte. Indessen ist er doch, ganz abgesehen von dem was er aus eigener Kenntnis hinzugefügt hat, mehr als ein Sammler.

Anton E. Schönbach bemerkt hierzu ganz richtig: „Das Material, das Freidank vorfand, war roh, nicht zu viele von den Sprüchen waren in Versen oder Verspaaren überliefert, viele in Prosa. Seine Sorge war es nun, dieser bunten Fülle eine einheitliche Gestalt zu verleihen, dem entlehnten Gedanken ein eigentümliches Gepräge aufzudrücken, ihm den scharfen Stempel des Sprichwortes zu verleihen, so daß viele seiner Sprüche wirklich zum Sprichwort geworden sind. „Er mußte," wie Simrock schön sagt, „das überlieferte Material erst in den Schmelztiegel werfen, mit dem Golde seiner eigenen inneren und äußeren Erfahrung verquicken und versetzen, um ihm dann in der Münzstätte seines Geistes den eigenen Stempel aufzudrücken." Dazu setzte er die Sprüche in die höfisch erzogene Sprache um und schlichtete sie in die beliebten Verspaare des ritterlichen Epos. Diese Tätigkeit, die Sammlung, Aufzeichnung und Bearbeitung darf man keineswegs unterschätzen. Was bisher zerstückt umherschwamm, sowohl im Gedächtnis der Fahrenden als in einzelnen Büchlein, das wurde nun zu einer kompakten Masse verbunden, die nicht leicht verloren gehen konnte. Und es wurde durch sein neues Gewand der gebildeten vornehmen Gesellschaft zugänglich und in deren Obhut übertragen. Jetzt werden die vielen Handschriften angefertigt, von denen wir wissen, und die „Bescheidenheit"

Die Sünde, wie das Wasser tut
Dem Feuer,"

zu der zu vergleichen ist Freidank:

„Wasser löscht des Feuers Glut,
Almosen auch dasselbe tut:
Es löscht die Sünden allezeit,
Wenn man's mit freud'gem Willen leiht."

Rudolf von Ems sagt, dieser Spruch finde sich in der Bibel, und wirklich heißt es im Jesus Sirach (3, 33) „Brennendes Wasser löscht das Feuer, so widersteht Almosen den Sünden." Aber woher wußte Rudolf, daß dieser Spruch sich in der Bibel findet? Doch sicher nicht von Fr., denn dieser sagt kein Wort davon! Nun, er fand ihn selbst in „der Wahrheit Schrift", und Fr. entnahm ihn aus dem Guten Gerhard." (K. Pannier).

in das feste Geistesvermögen aufgenommen, welches an die bürgerlichen Kreise kam, als sich Bildung und Poesie zu ihnen wandten.

Freidank hat wohl auch Anläufe gemacht, die Sprüche ihrem Inhalte nach zu ordnen, aber es ist bei den Anläufen und bei der Verknüpfung einzelner Sprüche zu Reihen nach ziemlich äußerlichen Gesichtspunkten verblieben. Man wird das nicht tadeln dürfen, denn die Masse war eben in dem Zustande, den Freidank vorfand, viel schwerer zu überschauen und zu sichten als in der von ihm gelieferten Vereinigung. Doch haben auch die Versuche späterer Schreiber, Ordnung und System in diese Fülle zu bringen, ein Ganzes zu schaffen, keinen rechten Erfolg gehabt. Das Ganze ist nur im Ideal vorhanden, ebenso wie bei der Verschmelzung der verschiedenen Nibelungenlieder zu einem nationalen Epos; auch der Mittel- und Schwerpunkt des Werkes ist nur ein idealer. Es würde schwerlich gelingen, ein in sich übereinstimmendes Bild altdeutscher Lebensanschauung aus diesen Sprüchen zusammenzusetzen. Zu viel Fremdes ist darunter, auch strebt die Volksweisheit darnach, alle Dinge von ihren beiden Seiten zu sehen, und wir werden uns nicht immer klar darüber, welche für die richtige gehalten worden ist. Ganz jedoch gebricht es der „Bescheidenheit" nicht an Merkzeichen deutscher Art. Dazu wird man die stark hervortretende Bildlichkeit des Ausdruckes und seine Mannigfaltigkeit zählen dürfen als ein Erbteil der ältesten poetischen Auffassung von Natur und Leben. Ferner drängt sich die Reflexion gerne vor, welche nicht bei dem äußeren Scheine stehen bleibt, sondern den Dingen auf den Grund kommen will. Im großen und ganzen handelt es sich aber bei Freidank in jenen Sprüchen, welche aus der Bibel und den römischen Dichtern schöpfen, um das allgemeine Verhältnis der Menschen zu Gott und Welt. Die volkstümlichen Sprichwörter sind mehr Klugheitsregeln als Weisheit aus gemeingültigen sittlichen Prinzipien abgeleitet."

2. Der Verfasser der Bescheidenheit.

Es herrscht wohl kaum über einen der bedeutenderen Dichter der deutschen Vergangenheit soviel Streit und Zweifel wie über den Verfasser der Bescheidenheit. K. Pannier hat in den Vorbemerkungen zu seiner Übersetzung der „Bescheidenheit" (Leipzig o. J., Reclam) die Resultate der bisherigen Untersuchungen der Gelehrten übersichtlich und klar zusammengefaßt, weshalb wir seine Ausführungen hier mit einigen Kürzungen wiedergeben.

„Früher war man nicht im Zweifel darüber, daß der wirkliche Name des Verfassers der Bescheidenheit Freidank sei. Da plötzlich stellte Wilhelm Grimm in seiner Ausgabe der Bescheidenheit (Göttingen, 1834) die Vermutung auf, daß Walter von der Vogelweide der Verfasser unseres Lehrgedichtes sei, und verfocht diese Ansicht in zwei Nachträgen weiter (Berlin 1850 und Göttingen 1855); eine neue Ausgabe der Bescheidenheit diente dazu, dieser Ansicht durch

ziemlich willkürliche Textveränderungen noch mehr Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Dieser von Grimm mit großem Scharfsinn verfochtenen Vermutung hat sich von bedeutenderen Forschern nur noch Wackernagel, und auch dieser nur in beschränktem Maße, angeschlossen.

Fr. kann nicht identisch mit Walter sein, selbst wenn man annimmt, daß auch der letztere seinen wahren Namen verborgen habe. Der Hauptstützpunkt Grimms liegt in der allerdings auffallenden Übereinstimmung beider Dichter in vielen Worten, Wendungen und Gedanken. Aber wenn dies auf die Identität W.s und Fr.s hinweisen soll, so könnte es ebensogut auf die Identität Fr.s mit andern berühmten Dichtern der Zeit hinweisen, denn viele von Fr. ausgesprochene Wahrheiten finden sich, wie wir schon gesehen, auch bei diesen fast in derselben Fassung. Um diesen Damm zu beseitigen, setzte Grimm die zwischen 1225 und 1240 entstandene Bescheidenheit in den Anfang des 13. Jahrhunderts und ließ die bedeutendsten Dichter aus Fr. schöpfen, oder richtiger gesagt, zu Plagiatoren werden. Um jedoch wieder diese Behauptung aufstellen zu können, mußten die beiden Abschnitte über Ackers und Rom, von denen der erste, welcher sich auf den Kreuzzug von 1228 und 1229 bezieht, bisher den schlagendsten Beweis für das Alter des Gedichts geliefert hatte, als nicht zur Bescheidenheit gehörig bezeichnet werden. Grimm behauptete also, sie seien Bruchstücke aus einem verloren gegangenen historischen Gedicht Freidanks, und stützte sich dabei auf die sehr willkommene Erscheinung, daß beide Abschnitte sich nur in sehr wenigen Handschriften finden. Dies ist indessen, wenn man näher zusieht, leicht erklärlich: der Abschnitt über Ackers hatte für die spätere Zeit zu wenig Interesse, als daß sich die Abschreiber mit ihm hätten abmühen sollen — und der Abschnitt über Rom wurde nicht abgeschrieben, weil man sich scheute, den Zorn der mächtigen römischen Kirche zu erregen. Abgesehen davon, läßt sich aber auch leicht erkennen, daß diese Abschnitte in ihrer epigrammatischen, wenig zusammenhängenden Fassung die Bruchstücke eines historischen Gedichts nicht sein können. Es fehlt ihnen vollkommen an einem festen Gefüge, an einer logisch fortschreitenden Gedankenentwickelung; sie sind Gedankenblitze eines welterfahrenen Mannes über für die Zeit höchst interessante Fragen, tragen vollständig dasselbe Gepräge wie die übrigen Abschnitte der Bescheidenheit und sind durchaus nicht im Tone eines historischen Gedichts gehalten. Wir können also als gewiß annehmen, daß sie zu unserm Gedicht gehören, und daß demnach ein Teil desselben zwischen 1228 und 1229 entstanden ist.

Aber gesetzt auch den Fall, die erwähnten Abschnitte gehörten nicht zur Bescheidenheit und das Gedicht wäre, wie Grimm will, im Anfang des 13. Jahrhunderts entstanden, so kann dennoch Walter nicht der Verfasser desselben sein. Man stelle sich nur vor: wenn Grimms Ansicht richtig ist, so hat Walter, ein hochbegnadeter, genialer Dichter, sich Wiederholungen erlaubt, die wir dem scharfblickenden, geistvollen Poeten bei dem geringen Umfang seiner Werke nie und

nimmermehr verzeihen könnten, vielmehr als ein großartiges Armutszeugnis anrechnen müßten. Zudem wäre es zum mindesten auffallend, daß Walter in verhältnismäßig so jungen Jahren eine solche Weltkenntnis und Erfahrung besessen haben sollte.

Der Grund, weshalb der Dichter der Bescheidenheit seinen wahren Namen verborgen habe, wird von Grimm in den Versen gefunden (Seite 66, Z. 38 v. o.):

Sagt' ich die Wahrheit allezeit,
So fänd' ich manchen Widerstreit.
Drum muß ich oftmals schweigen still:
Man sagt des Wahren leicht zu viel.
Sagt' ich alles, was ich weiß,
Bewohnen müßt' ich fremden Kreis.

Indessen drückt dieser Spruch nur einen allgemeinen Erfahrungssatz aus, der, wie dies bei dergleichen Sätzen häufig der Fall, in der ersten Person gegeben ist und auf ein Verstecken des Dichters nicht im entferntesten hinweist. Wollte man aber auch wirklich annehmen, der Dichter spräche von sich, so ließe sich doch eben nur der Gedanke darin finden, daß er noch viel mehr zu tadeln gehabt hätte, dieses aber aus Klugheit unterlassen habe; demnach hätte er seinen Namen verborgen wegen dessen, was er hätte sagen können! Zudem war wirklich keine Not vorhanden, daß ein Dichter wie Walter, der sich mit so großer Freimütigkeit und Schärfe aussprach, sich für die viel weniger schneidigen Sprüche der Bescheidenheit hinter dem Deckmantel der Pseudonymität verbarg. Und wenn gar Walters Name ein angenommener war, weshalb wählte er für die Bescheidenheit noch ein zweites Pseudonym, genügte denn nicht ein Deckmantel?

Aber auch aus dem ganzen Charakter der uns unter Fr.s und W.s Namen überlieferten Dichtungen läßt sich ersehn, daß sie nicht von einem Verfasser herrühren können. W. zeigt sich in der Sprache sowohl, wie in der Form seiner Verse als einen Vertreter der höfischen Kunstpoesie, während Freidank nach dieser Seite hin sich als volkstümlicher Dichter erweist. Walters Versbau ist kunstvoll und regelrecht, Freidanks Verse sind einfach und kunstlos, oft sogar roh. Was Walter singt, verrät den hohen Gedankenflug eines Dichters, dem sich alles aus dem tiefsten Innern herausgestaltet, was Freidank spricht, ist die Weisheit des Volkes, sind Erfahrungssätze, die er von außen in sich aufgenommen und selbständig umgestaltet hat. Beide sind welterfahrene Männer, aber was Walter erfahren hat, gestaltet sich bei ihm vollkommen neu und eigenartig, was dagegen Freidank erlebte, verallgemeinert sich bei ihm, wird ganz objektiv gegeben. Endlich geht die Nichtübereinstimmung beider Dichter aus verschiedenen Abweichungen in den politischen und kirchlichen Anschauungen hervor.

Noch mehr als dies alles widerspricht der Annahme der Identität Freidanks und Walters der Bericht des Nürnberger Arztes **Hartmann Schedel** in seinem opus de antiquitatibus, in welchem er mitteilt, daß ihm auf seiner Reise durch Italien, auf der er etwa

1466 nach Treviso kam, erzählt worden sei, wie Kaufleute unsern Dichter wegen seiner zierlichen Sprüche nach Venedig berufen hätten, wie er aber auf der Reise dorthin in Treviso gestorben und dort begraben sei. Er selbst habe das in einem Wandgemälde bestehende Denkmal Freidanks an der Außenseite der Hauptkirche von Treviso besucht und darauf folgende Inschrift gefunden:

Hye leit Freydanck
gar on all sein danck,
der alweg sprach und nie sanck.

Hiergegen wendet Grimm besonders ein, daß die sprachlichen Formen der Inschrift auf das 15. Jahrhundert hinweisen, und daß damit ein berühmter Spruchdichter des 15. Jahrhunderts gemeint sein müsse, von dem aber, was genug sagt, nicht die geringste Spur zu finden ist. Allerdings, die Sprachformen sind einer späteren Zeit angehörig! Aber wer sagt uns denn, daß Schedel die Inschrift ganz genau mitgeteilt, sie nicht vielmehr, der Sitte gemäß, in der Sprache seiner Zeit wiedergegeben habe? Oder, wenn er sie wirklich wortgetreu mitgeteilt hat, wer sagt uns denn, daß es noch die alte Inschrift gewesen? Konnte nicht im Laufe der zwei inzwischen verflossenen Jahrhunderte die Inschrift, den Unbilden des Wetters ausgesetzt, schadhaft geworden und deshalb von neuem ohne Wahrung des alten Textes hergestellt sein? Mit Leichtigkeit läßt sich der von Schedel gegebene Text in die Sprache des 13. Jahrhunderts zurückübersetzen, wie dies Pfeiffer auch wirklich getan hat, und dann ist nichts mehr dagegen einzuwenden. Die alte Grabschrift lautete nach Pfeiffer etwa:

Hîe lît Frîdanc
gar ân allen sînen danc,
der ie sprach und nie sanc.

Fr. ist also in Treviso begraben, und von W. wissen wir, daß seine Gebeine in Würzburg ruhn.

Es ist nun noch die allerdings ziemlich gleichgültige Frage zu entscheiden, ob Freidanks Name ein angenommener sei oder nicht. Die Ansicht, daß Fr. seinen wahren Namen verborgen habe, stützt sich einmal auf den oben angeführten Spruch, und dann darauf, daß Freidank so viel wie Freidenkender ist. Wie wenig kräftig der erste Stützpunkt ist, haben wir schon oben gesehen, und was den zweiten anlangt, so ist dies nichts weiter als eine Spielerei mit Namendeutungen. Freilich heißt „Freidank“ „der Freidenkende“, freilich ist mit dem Namen zugleich eine schöne Charaktereigenschaft des Dichters bezeichnet, aber wozu will man denn etwas anderes darin sehen als ein bloßes Spiel des Zufalls? So lange nicht nachzuweisen ist, daß Fr. noch einen andern Namen führte, ist daran festzuhalten, daß er so und nicht anders hieß, zumal da der Name Freidank als solcher schon im 13. Jahrhundert vorkommt.

Eine weitere Streitfrage ist die, ob der Vorname des Dichters Bernhard gewesen sei. Es finden sich nämlich in dem gegen Ende

des 13. Jahrhunderts verfaßten, Seifried Helbing irrtümlich zugeschriebenen, Büchlein sieben Sprüche, von denen sechs solchen der Bescheidenheit mehr oder weniger ähnlich sind; zwei von ihnen werden mit den Worten eingeleitet ez sprach her Bernhard Frîdanc, einer wird ohne Nennung des Vornamens auf unsern Dichter zurückgeführt. Von den beiden für den Beweis des Vornamens in Betracht kommenden Sprüchen nun findet sich der eine überhaupt nicht in der Bescheidenheit und der andere, vierzeilige, an zwei je zweizeiligen Stellen des Gedichts in viel geistreicherer und besserer Fassung. Demnach muß es immerhin sehr zweifelhaft erscheinen, ob unser Dichter den Vornamen Bernhard geführt habe. Allerdings ist zu beachten, daß man es in der damaligen Zeit mit dem Zitieren sehr wenig genau nahm, daß man also auf die vorkommenden Abweichungen kein zu großes Gewicht legen darf.

Freidank ist zweifellos bürgerlichen Standes, wie zwei Stellen im Wilhelm von Orleans des Rudolf von Ems beweisen,*) in denen er „Meister", d. h. ein Mann bürgerlichen Standes, genannt wird. Stellen aus späteren Dichtern, in denen er als „Herr", d. h. ein Mann von Adel, bezeichnet wird, beweisen nichts dagegen, da in der späteren Zeit der erwähnte Unterschied zwischen Herr und Meister sich vollständig verwischte. Aber auch aus seiner ganzen Gesinnung, aus seiner Meinung über den Adel, aus der prinzipiellen Nichtberücksichtigung des höfischen Lebens in seinem Lehrgedicht geht klar hervor, daß er bürgerlichen Standes war. Freidank war wie Walter ein fahrenden Sänger, dies bezeugen die Kolmarer Annalen, aber er hatte eine größere wissenschaftliche Bildung als Walter, wie dies klar hervorgeht aus seinen biblischen und theologischen Kenntnissen, aus seiner kaum zu bezweifelnden Bekanntschaft mit den klassischen und mittelalterlichen Schriftstellern. Die Vermutung, daß er ein Geistlicher gewesen sei, hat etwas sehr Ansprechendes, muß aber eben vorläufig nichts als Vermutung bleiben.

Fassen wir also, nachdem alle diese Streitfragen erledigt sind, noch einmal das, was wir über unsern Dichter wissen, kurz zusammen. Freidank (Bernhard?), dessen Name kein angenommener ist, wurde, seiner Sprache nach zu schließen, wohl am Oberrhein, in Alemannien, von bürgerlichen Eltern geboren, erwarb sich eine für die Zeit bedeutende gelehrte Bildung und zog als fahrender Sänger von Land zu Land. Auf seinen Wanderungen kam er wohl auch nach Rom und sah dort mit eigenen Augen, was er von dem Tun und Treiben der römischen Geistlichkeit berichtet. Im Jahre 1228 begleitete er Kaiser Friedrich II. auf die Kreuzfahrt, nach Syrien, wo er einen Teil seines Lehrgedichts verfaßte, und kehrte wohl gleichzeitig mit dem Kaiser nach Italien und Deutschland zurück. Am Ende seines

---

*) Die eine lautet: Hätt' euch wollen Meister Freidank
Dichten, sicher wäret ihr
Baß gefahren als mit mir.

Lebens wurde er von Kaufleuten, wohl deutschen Stammes, zu denen der Ruf seines Spruchgedichts gedrungen war, nach Venedig berufen, starb aber auf der Hinreise in Treviso, und ward dort begraben. Sein uns unter dem Titel „Bescheidenheit“ (d. h. Fähigkeit, alles richtig zu scheiden und zu beurteilen, Weltklugheit, Einsicht) erhaltenes Lehrgedicht ist zwischen 1225—40 entstanden. Vor 1240 muß er gestorben sein, da die oben angeführte Stelle aus dem um 1240 entstandenen Wilhelm von Orleans von einem schon Abgeschiedenen zu reden scheint.“

Eine zutreffende Charakteristik Freidanks gibt Ad. Bartels (Geschichte der deutschen Literatur, Leipzig 1901, 1. Bd. S. 113): „Freidank ist ein wahrhaft freier Geist, der über Menschen und Dingen steht und so über jede Einseitigkeit erhaben bleibt. Dabei ist er, obwohl man auch ihn für die behauptete mittelalterliche Toleranz und Humanität in Anspruch genommen hat, ein wahrhaft gläubiger Christ, nicht ohne jene gesunde Mystik, die davor bewahrt, nüchtern und pietätlos zu werden, und weiter ein rechter Deutscher, der die Abneigung der Welschen gegen sein Volk wohl kennt. Am nächsten tritt er uns, wo er in das eigene Herz hinabsteigt und zeigt, daß er auch nach ehrlicher Selbsterkenntnis gerungen hat, wo er den Schatz seiner Lebensbeobachtung zu feiner psychologischer Erkenntnis umprägt, und weiter in jenen Sprüchen der Resignation, die an so manches Goethesche („Der Narr epilogiert“) anklingen. Ein ungemein weltkluger Mann, das ist der Haupteindruck, aber doch kein Mann der Welt, vielmehr zuletzt ein tiefsinniger harmonischer Mensch mit der großen Sehnsucht nach dem Ewigen und Bleibenden:

„Wie die Seel' beschaffen sei,
Des Wunders werd' ich nimmer frei.
Woher sie kommt, wohin sie fahr',
Die Straß' ist mir verborgen gar.
Hier weiß ich selbst nicht, wer ich bin,
Gott gibt die Seel', er nehm' sie hin.
Gleich einem Hauch fährt sie von mir
Und läßt als Aas mich liegen hier.“

3. Überlieferung und Würdigung der Bescheidenheit.

Schon sehr bald nach ihrer Abfassung hat Freidanks Bescheidenheit allgemeines Ansehen erlangt; es ist, als ob er wie ein echter Heldensänger nur das ausgesprochen und in geschickte Worte gefaßt, was bereits in dem Herzen und in dem Munde vieler Tausende vorhanden war. Zahlreiche Handschriften und Auszüge des Werkes entstanden; sogar eine Übersetzung ins Niederdeutsche und Lateinische ist uns erhalten. Freidanks Name wurde überall mit den begeistertsten Worten gepriesen — so nennt ihn Hugo von Trimberg im Renner den „tugendhaften“, „seligen“, sogar „heiligen“ Mann —, und seinen Sprüchen begegnet man in der späteren Literatur auf Schritt und Tritt.

Aus dem Volke gekommen, drang die Bescheidenheit wiederum in die weitesten Kreise hinein. „Man hielt etwan uff kein spruch nicht, Den nit herr Frydanck hat gedicht,“ heißt es in der Bearbeitung

des Werkes, die Sebastian Brant noch im Jahre 1508 drucken ließ, und die selbst in ihrer verwässerten Gestalt noch sieben Auflagen erlebte.

Sein Andenken blieb auch in dem folgenden Jahrhundert noch ungeschmälert; er gehört zu den wenigen der älteren Zeit, die wenigstens bis in das 17. Jahrhundert niemals aus dem dankbaren Gedächtnis der Nachwelt verschwanden; man nannte sein Werk nicht mit Unrecht „die weltliche Bibel."

Dann kamen die Zeiten unserer nationalen Versumpfung, in denen natürlich auch unseres Dichters vergessen wurde. Erst am Ende des 18. Jahrhunderts erwachte auch das Andenken an Freidank wieder: Lessing und Herder befreiten ihn aus den Banden der Vergessenheit, und Wilhelm Grimm hat sich dann im vorigen Jahrhundert das Verdienst erworben, durch seine kritische Ausgabe die Bescheidenheit von dem Staube und dem Schmutze mehrerer Jahrhunderte zu reinigen und sie unserem Volke von neuem zu schenken.

Freidanks Bescheidenheit ist auch heute noch ein treffliches Laienbrevier. Es vereinigt noch nach Bartels schönem Worte, „was später etwa in Logau und Scheffler, in Lichtenberg und Novalis auseinanderfällt — nur Goethes Sprüche, die auch vielfach wieder zu ähnlicher Form gelangen, sind aus neuerer Zeit der „Bescheidenheit" an Wert vergleichbar."

III. Verwertung zu Stil- und Redeübungen.

Über welche Gebiete erstrecken sich die Sprüche in Freidanks Bescheidenheit?

Warum bezeichnet Freidank seine Tätigkeit an seinem Buche mit dem Worte berihten?

Warum kann Freidank nicht identisch mit Walter von der Vogelweide sein?

Warum wird die Bescheidenheit mit Recht „die weltliche Bibel" genannt?

Literatur.

A. Ausgaben.

W. Grimm: Freidanks Bescheidenheit. Herausgegeben.[2] Göttingen 1860. 7 M.
H. E. Bezzenberger: Freidanks Bescheidenheit. Herausgegeben. Halle 1872. 7 M.
F. Sandvoß: Freidanks Bescheidenheit. Mit kritisch-exeg. Anmerkungen. Berlin 1877. 8 M.

B. Übersetzungen.

A. Bacmeister: Freidanks Bescheidenheit, neudeutsch bearbeitet. Stuttgart 1874. 1,60 M.
K. Pannier: Freidanks Bescheidenheit, aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt. Leipzig o. J. 0,40 M.
K. Simrock: Freidanks Bescheidenheit, neudeutsch. Stuttgart 1867. 4,20 M.

C. Schriften über Freidanks Bescheidenheit.

O. May: Das Spruchgedicht „Freidanks Bescheidenheit“ nach seinem sittlichen Werte beurteilt. 1877.
H. Paul: Über die ursprüngliche Anordnung von Freidanks Bescheidenheit. 1870.
F. Reinhardt: Walter von der Vogelweide und Freidank. 1878.
E. Neidhardt: Über Freidanks Bescheidenheit. Berlin 1885.

Das Mittelhochdeutsche.

1. **Das Sprachgebiet.** Mit der wachsenden Macht des Reiches im Mittelalter hielt die räumliche Verbreitung der deutschen Sprache etwa gleichen Schritt. Wie wir S. 108 gesehen, bildeten in ahd. Zeit im Osten Elbe, March und Raab als damalige Slawengrenze auch die Sprachgrenze. Durch die Zurückdrängung des Slawentums, die ja schon in der ahd. Periode unter den Ottonen begonnen hatte und sich nun unaufhaltsam fortsetzte, wurde die Elbe auch als Sprachgrenze überschritten. Sachsen, Schlesien und teilweise Preußen*) wurden von Mitteldeutschen kolonisiert, ebenso Böhmen, wenigstens teilweise, und Siebenbürgen; Brandenburg, Mecklenburg und Pommern wurden von Niederdeutschen besetzt. So bekam die oben (S. 108) erwähnte Scheidelinie zwischen Nord und Süd eine östliche Fortsetzung: sie lief von Barby a. d. Elbe über Wittenberg, Lübben, Guben, Krossen, Züllichau, Meseritz und ging in der Gegend von Birnbaum a. d. Warthe ins slawische Gebiet über.

Auch innerhalb des Deutschen selbst traten Verschiebungen ein: Halle, Merseburg, Mansfeld, Eisleben — ehemals niederdeutsche Orte — nahmen im 14. und 15. Jahrhundert das Hochdeutsche und zwar das Mitteldeutsche an.

2. **Die Mundarten.** Der Bestand der Mundarten änderte sich wenig gegenüber dem der ahd. Zeit (s. S. 111). In der Blütezeit des Mittelhochdeutschen herrschten die oberdeutschen Mundarten vor, insbesondere die österreichisch-bayerische und die schwäbische;**) gegen Ende der Periode traten dagegen die mitteldeutschen in den Vordergrund, die insbesondere durch die Kolonisation im Osten durch Mitteldeutsche eine immer herrschendere Stellung gewonnen hatten.

3. **Gab es eine mittelhochdeutsche Schriftsprache?** Eine Schriftsprache in dem Sinne, wie wir im Nhd. von einer solchen sprechen, gab es im Mittelhochdeutschen nicht. Man kann nur sagen, daß die

*) Im Ordensland Preußen gründeten z. B. König Ottokar von Böhmen und Bischof Bruno von Olmütz die nach ihnen benannten Städte Königsberg und Braunsberg.

**) In Österreich sind, wie wir wissen, Nibelungenlied und Gudrun in ihre letzte Gestalt gebracht worden; Hartmann von Aue war Schwabe, im fränkischen Bayern stand die Wiege Wolframs von Eschenbach und im südlichen Oberdeutschland die Walters von der Vogelweide.

Anfänge zu einer über den hochdeutschen (oberdeutschen) Mundarten stehenden Literatursprache vorhanden waren und in den Werken der Dichter ein gewisses Streben nach einer Spracheinheit hervortrat. Dadurch, daß die Sänger als Fahrende auf den Schlössern kunstsinniger Fürsten in verschiedenen Gegenden Deutschlands bald hier, bald da wirkten, schliffen sich die auffallenden Besonderheiten ihrer heimatlichen Sprache ab, so daß sich, wenn auch nicht eine einheitliche Schriftsprache, doch eine ziemliche Übereinstimmung der Sprache der ritterlichen Sänger ausbildete.

Das Mitteldeutsche behauptete sich jedenfalls neben dieser Schriftsprache als ein besonderer Dialekt auch in der Literatur, und man kann dies auch wohl vom Niederdeutschen annehmen. Wenigstens sind Anfänge eines solchen niederdeutschen Literaturdialektes vorhanden (vgl. Reinke de Vos), wenn auch schon das Hochdeutsche da und dort in niederdeutschen Liedern beim „Singen und Sagen" Verwendung fand.

Die obige Ansicht vertritt auch O. Lyon, wenn er schreibt:

„Lachmann und mit ihm Jakob Grimm, Haupt, Wilhelm Wackernagel, Müllenhoff u. a. nahmen allerdings eine mittelhochdeutsche Schriftsprache an, die ihnen als sichere Richtschnur für die Herstellung der kritischen Ausgaben mittelhochdeutscher Texte galt. Lachmann führte aus, daß die ritterlichen Dichter nicht schreiben konnten, sondern die Lieder ihren Schreibern diktierten, so daß nur die Handschriften einen durch die Orthographie und den Dialekt der Schreiber vielfach verderbten Text zeigen. Da im mittelhochdeutschen Zeitalter der Form der Dichtung die peinlichste Sorgfalt zugewandt und namentlich unreine Reime durchaus vermieden wurden, so beobachteten Lachmann und Haupt vor allem die Reime und erkannten auf diesem Wege genau die regelrechten mittelhochdeutschen Wortformen, sowie die mundartlichen Eigentümlichkeiten der einzelnen Dichter. Auf diese Studien gegründet, konnten sie dann die besten Handschriften ermitteln und zugleich überall den ursprünglichen, nicht durch den Schreiber entstellten Text herstellen. „So hat uns Lachmann," sagt Heinrich Rückert in seiner Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache, „eine der zartesten und kunstvollsten Schöpfungen der sprachbildenden Kraft des menschlichen Geistes, eben diese mittelhochdeutsche Kunstsprache, zu sehen und zu begreifen gelehrt."

Aber eine so feste Regel, wie sie nun unsere Textausgaben der mittelhochdeutschen Dichter zeigen, hat in Wirklichkeit nie bestanden, sondern die mittelhochdeutsche Literatursprache ließ den einzelnen Mundarten einen weit größeren Spielraum als die neuhochdeutsche Schriftsprache, so daß sie mit dieser gar nicht verglichen werden kann; sie war lediglich eine ungezwungene Verschmelzung hochdeutscher Dialekte, ohne daß man sagen könnte, welche Mundart dabei überwogen und die Grundlage gebildet habe. Lediglich in diesem Sinne kann man von einer mittelhochdeutschen Schriftsprache reden, und es sind diese Ansätze zu einer Spracheinheit für die damalige Zeit schon

als eine bedeutende Leistung des Zeitalters zu betrachten, wenn man die widrigen Verhältnisse beachtet." (Lyon, Abriß der deutschen Literaturgeschichte[3], Leipzig 1893.)*)

---

*) Zu einer übereinstimmenden Ansicht in dieser Frage ist man noch nicht gekommen. So schreibt z. B. P. Tesch in seiner „Deutschen Sprachgeschichte und Sprachlehre"[2] (Halle a. S. 1902) S. 354: „Wer will aus der Sprache unserer mhd. Klassiker bestimmen, wo ihre Wiege gestanden hat? Die mundartlichen Besonderheiten sind abgestreift; sie bedienen sich der mittelhochdeutschen Gemeinsprache. Allmählich hatte sich nämlich an den Höfen Süddeutschlands für den Verkehr der höfischen Gesellschaft eine über den Mundarten stehende allgemeine Sprache ausgebildet. Die Grundlage lieferte das Alemannische, dessen Eigentümlichkeiten durch den Einfluß des Hochfränkischen ausgemerzt worden waren. Aus der Verschmelzung beider Sprachelemente war die Hofsprache hervorgegangen, die nun auch als Dichtersprache galt. Wir dürfen uns darunter jedoch nicht eine Schriftsprache von einem auch nur annähernd so festen Gefüge wie unsere heutige vorstellen, sie war vielmehr „ein Ideal sprachlicher Vollkommenheit und Reinheit, dem jeder nachtrachtete."

Vielfach wird allerdings diese Anschauung für irrig gehalten. Man leugnet die schriftsprachliche Einigung in mhd. Zeit und gibt nur zu, daß „wechselseitige sprachliche Beeinflussungen zwischen Dichtern, die einem verschiedenen Gebiete angehörten, stattgefunden hätten, ja, daß solche auf dem Gebiete des Wortschatzes und der Syntax zweifellos wären." Die Ursache, warum in den Denkmälern die mundartlichen Verschiedenheiten weniger stark hervortreten, sieht z. B. der Sprachforscher Paul darin, „daß sie überhaupt noch nicht so weit entwickelt waren." Wie wäre es aber bei einer solchen Auffassung zu erklären, daß im 14. und 15. Jahrhundert öfter Formen auftauchen, die sich in der vorhergehenden Zeit nicht finden, obgleich sie nach unserer Kenntnis der germanischen Sprachen nicht Neuschöpfungen sein können, sondern uraltes Besitztum sein müssen? So sind z. B. die in der bayerischen Mundart noch heute lebenden Dualformen des persönlichen Fürworts der zweiten Person: ez, enker, enk = ihr beide, eurer beider, euch beiden, euch beide, die freilich schon früh Mehrzahlbedeutung angenommen, hier immer gewesen. Dennoch sind sie erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts und von da ab häufiger zu belegen. Sodann lehren uns die alemannischen Urkunden, daß in den Endungen die kurzen Selbstlaute des Ahd. zu e geschwächt wurden, daß dagegen die langen bis tief in das 13. Jahrhundert als volle Laute fortbestanden. Die alemannischen Dichter benutzten aber um 1200 im Reime Formen, die mit ihrer heimischen Mundart im Widerspruch stehen; in den Endungen findet sich unterschiedslos e. Endlich haben wir auch ein unmittelbares Zeugnis in dem umfangreichen Gedichte „Der Renner" des Bamberger Schulmeisters Hugo von Trimberg. Er sagt:

Die lantsprâche (Dialekte) dâ vor genant
in tiutschen landen sint bekant;
swer (wer irgend) ûz den iht (etwas) in sine getiht nimpt (nimmt)
daz wol in sîn getihte zimpt (ziemt, paßt),
mich dunket, der hab niht missetân (unrecht getan),
tuot erz mit kunste und niht nâch wân.
ein ieglîch mensche sprichet gern
die sprâche, bî der ez erzogen.
Sint mîniu wort ein teil gebogen
gên Franken, nieman daz sî zorn,
wan ich von Franken bin geborn.

Hugo billigt es, daß der Schriftsteller Passendes aus seiner lantsprache (Mundart) in sein Deutsch, doch wohl in eine als Muster geltende Gemeinsprache aufnehme. Behaghel schreibt deshalb mit Recht: „Es wird bei der Annahme einer mittelhochdeutschen Schriftsprache sein Bewenden haben müssen."

Weit über die Grenzen Oberdeutschlands hinaus übte die Sprache ihre Macht aus. Das Niederdeutsche war von ihr überholt worden; die niederdeutschen Dichter sahen in ihr mit wenigen Ausnahmen ihr Vorbild, ja, es scheint, als habe sie bei den höheren Ständen Niedersachsens schlechthin als Schriftsprache gegolten. Nur am

4. **Der Charakter des Mittelhochdeutschen.** Das Mittelhochdeutsche unterscheidet sich von dem Althochdeutschen namentlich dadurch, daß die vollen Vor- und Nachsilben des Althochdeutschen zu dem tonlosen e abgeschwächt wurden oder völlig verloren gingen, z. B. ahd. in himilon, mhd. in himeln; ahd. namo, mhd. name; ahd. salbon, mhd. salben; ahd. arlosi, mhd. erloese; ahd. ubil, mhd. übel; ahd. mâri, mhd. maere; — ahd. helid, mhd. helt; ahd. weralt, mhd. werlt.

Dieser Prozeß, der schon in der ahd. Zeit beginnt und sich ganz allmählich vollzieht, bis er in der mhd. Zeit abgeschlossen erscheint, war eine Folge davon, daß das Germanische dazu übergegangen war, die Stammsilbe zu betonen, während das Indogermanische den freischwebenden Akzent hatte. Wir betonen z. B. wérfe, wárf, gewórfen, der Grieche *βάλλω*, *ἔβαλον*, *βεβλεμένος*; wir betonen: lóbe, lóbte, ihr wurdet gelóbt, Belóbung; der Lateiner: laúdo, laudábam, laudabámini, laudátio. Diese neue Art der Betonung hatte den Vorzug, daß die Aufmerksamkeit sofort auf das Wesentliche gerichtet wurde und so die Sprache an Klarheit und Bestimmtheit zunahm. Anderseits erwies sich aber die Stammbetonung als eine Zerstörerin der vollklingenden Biegungs- und Bildungssilben; denn da stets dieselbe Silbe im Worte betont wurde, so traten die andern, stets tonschwachen oder tonlosen Silben an Wert und Deutlichkeit zurück: ihr Vokal wurde das dumpfe e, oder sie verstummten und fielen ab.

Eine andere Erscheinung ist das Umsichgreifen des Umlautes (vgl. S. 128). Durch die Einwirkung eines folgenden i hatte sich bereits im Ahd. das a zu e (ä) verschoben. Dieser i-Umlaut traf nunmehr auch die anderen Vokale. Bei nachfolgendem i (j) wurden o und u regelmäßig in ö und ü; â, ô, û in æ, œ, iu umgelautet; z. B. ahd. lohir, mhd. löcher; furisto (Superl. von furi = vor, für), mhd. fürst; ahd. mâri, mhd. maere; ahd. wâtlich, mhd. waetlich (schön); ahd. scôni, mhd. schoene; ahd. hôrjan, mhd. hoeren; ahd. trûtin, mhd. triutinne (Geliebte).

Niederrhein hielt man die heimatliche, „ihrer Grundlage nach niederdeutsche, aber mit der hochdeutschen stark versetzte Sprache“ auch in der Dichtung fest. Einen eigenen Weg gingen die meisten seßhaften Schriftsteller Mitteldeutschlands. Hier hatten sich schon früher Ausgleichungen vollzogen; kleine Sprach- oder Literaturkreise waren entstanden. Die Besonderheiten wollte man nicht aufgeben; überall treten sie uns entgegen. Eine mitteldeutsche Schriftsprache aber war nicht vorhanden. Die beiden Strömungen des Hochdeutschen kennt Albrecht von Halberstadt, der 1210 in seiner deutschen Bearbeitung von Ovids Metamorphosen schreibt:

Der sîn sinne an ditze bûch
zu rehte hât gevlizzen,
der er ist sult ir wizzen:
entweder (keiner von beiden) dirre (dieser) zweier,
weder Swâp noch Beier,
weder Dürinc noch Franke.

Die Oberdeutschen, die Schwaben und Bayern, setzt er den Mitteldeutschen, den Thüringern und Franken, entgegen.“

Der Umlaut hatte sich schon seit dem Beginn des 5. Jahrhunderts von Norden her ausgebreitet. Die altnordischen und angelsächsischen Denkmäler der ältesten Zeit zeigen ihn bereits im vollen Umfange, die altsächsischen in beschränktem Maße, ebenso die althochdeutschen. Hier erscheint der Umlaut um das Jahr 750 bei kurzem a; er greift dann allmählich weiter um sich, tritt jedoch erst im Mittelhochdeutschen völlig hervor. Daß die Umlautung im Ahd. bereits begonnen hatte, geht auch daraus hervor, daß ein ursprüngliches i. auch wenn es im Mhd. verschwunden oder zu e verdumpft war, doch den Umlaut bewirkte.

„Ob im Ahd. der Umlaut vom kurzen o und u später eintrat als der vom kurzen a, oder ob ö und ü und der Umläut von â: æ zwar gesprochen, aber noch nicht schriftlich bezeichnet wurden, weil man im lateinischen Alphabet kein Vorbild dafür fand: das ist eine Streitfrage, die noch nicht entschieden ist und wohl kaum zu entscheiden sein wird."*) (Lyon.)

Wenn wir also auch im Mhd. schon lautlich-sinnliche Verluste zu beklagen haben: Trübung und Schwächung namentlich der auf die Stammsilbe fallenden Vokale in ein unterschiedloses e, überhaupt Verschleifung der Silben und dgl., so bewahrt es doch, wenigstens auf seiner Höhe, in den Vokalen der Stammsilben selbst und vollends in den Konsonanten noch eine reiche Fülle von Wohllaut und Kraft, zeigt auch im Vergleich zu unserer jetzigen Sprache immerhin noch große Abwechselung und reiche Mannigfaltigkeit. Wie wir schon hervorgehoben (S. 130ff.), hatten die weiblichen Hauptwörter, die jetzt in der Einzahl unverändert sind, damals mehr Lebenskraft; die Eigennamen konnten oft noch schwach abgewandelt werden; die Adverbien, die jetzt in der Form mit den dazu gehörigen Eigenschaftswörtern zusammenfallen, hatten meist ein anderes Aussehen usw.

Was aber dem Mhd. einen ganz besonderen Reiz und großen Vorzug vor dem Nhd. verleiht, das ist die beträchtliche Zahl kurzer Stammsilben, durch die es so beweglich wird und einen so muntern lebhaften Gang erhält. Selbstlaute in offenen Silben kurz zu sprechen, d. h. nach mhd. Art klăgen, lĕben, lŏben, Glăses, Tŭgend zu sagen, ist uns nicht mehr gestattet. Auch Silben, die auf einen Mitlaut ausgehen, sind im Nhd. oft lang geworden, z. B. ihr, wer, viel, Zahl, Zahn, zahm, lahm, Bahn.**)

So hatte die mhd. Sprache ihre großen Vorzüge. „Wie der

*) Der Umlaut ist auch noch in der heutigen Sprache lebendig, z. B. Bart, bärtig; Hof, höflich; Angst, ängstlich; Wolf, Wölfin; jung, Jüngling; Braut, Bräutigam. Er ist auch geblieben, wenn das den Umlaut bewirkende i in e abgeschwächt oder ganz ausgefallen ist; z. B. Gast, Gäste (ahd. gesti), Kraft, Kräfte (ahd. krefti), Lamm, Lämmer (ahd. lembir) — falle, fällst, fällt (ahd. vallu, vellis, vellit; fahre, fährst, fährt (ahd. faru, ferist, ferit) — lang, länger, längst (ahd. lang, lengiro, lengist) — Burg, Bürger (ahd. burgâri) Frau, Fräulein (ahd. vrouwelîn).

**) Reste mittelalterlicher Sprachweise sind es, wenn in manchen Gegenden unseres Vaterlandes noch Gläs, Löb (Löp), Bäd (Bät) gesprochen wird; fast überall hört man die kurzen Laute noch in den oft gebrauchten Wörtern an, in, ăb, ŏb, dŏch, nŏch, ĕs.

Edelstein erst, wenn er geschliffen und gefaßt wird, seinen vollen Glanz entfaltet, so ist auch die deutsche Sprache erst unter den Händen der Ritter zu voller Schönheit gediehen und weicht von der schwerfälligen Art der früheren Jahrhunderte so stark ab wie das Wesen der geschmeidigen Höflinge von dem der behäbigen Mönche" — so urteilt O. Weise in seinem Buche: „Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen"[5] (Leipzig 1904, S. 11).

Und Freytag bemerkt in seinen „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" (I, S. 520): „Noch im Anfange des 12. Jahrhunderts ist die deutsche Sprache ungeschickt, die Arbeit des denkenden Geistes und seine Empfindungen schriftgemäß auszudrücken. Sie hängt noch ganz in Dialekten; die schweren Vokale der silbenreichen Flexionsendungen sind nur zum Teil verdünnt und abgeschliffen, immer noch schwerfällig; der logische Zusammenschluß der einzelnen Satzteile durch Partikeln ist noch wenig entwickelt; die Perioden suchen gegen den Geist der Sprache die lateinische Satzbildung nachzuahmen (s. S. 113). Das wird fast plötzlich anders. Ein Gefühl für sprachlichen Wohllaut, wie es die Neuzeit gar nicht kennt, lebt in hundert Schaffenden; der Ausdruck der Gedanken ist höchst graziös, oft kräftig und von epigrammatischer Kürze und Energie."

Natürlich sieht auch Freytag sehr wohl die Gründe davon: „Offenbar hat das aufblühende Rittertum diese große Veränderung nur deshalb zutage gebracht, weil sie im Volke längst vorgebildet war. Wir wissen, daß der deutsche Versbau in seinen Gesetzen uralt ist; wir erkennen wohl, daß die Mönche, welche in der Karolinger- und Sachsenzeit einmal deutsch dichteten, dieselbe Klangempfindung hatten. Aber von den Volksliedern der Staufenzeit ist uns nichts erhalten, und sehr wenig von den Liedern der fahrenden Leute, welche jedes Ereignis dem Volke episch zurichteten. Aber selbst wenn wir davon Kenntnis hätten, würde es uns kein geringeres Wunder sein, daß sich im Kreise weltgebildeter Laien der alte Volkssang so schnell verfeinerte und in so einziger Weise Klang- und Sprachgefühl ausbildete, während der letzten zwanzig Jahre Friedrich Barbarossas!" — —

5. **Verfall des Mittelhochdeutschen.** Mit dem Sinken des Rittertums und der höfischen Bildung (nach 1300) verfiel die mhd. Sprache. Die Mannigfaltigkeit verschwand vor der Eintönigkeit, die Regelmäßigkeit vor der Willkür, die Sorgfalt vor der Nachlässigkeit. Es bahnt sich schon eine Veränderung der langen Vokale und der Diphthonge an. Die mhd. Laute ī und ū, iu, ou, uo und ie gehen in die nhd. ei und au, eu, au, ū und ī über (wîp wird Weib, hûs wird Haus, hiute heute, boum Baum, muot Mut, liet Lied (gesp. Lihd). Allmählich wurden auch alle betonten Kürzen vor Konsonanten lang gedehnt (aus sage wird sâge, aus gibe gēbe, aus han hân Hahn, aus sun sôn Sohn usw.); die Anlaute, namentlich sl, sm, sn, sw, werden immer zischender (aus slahe, smērze, snel, swer wird schlāge, schmerze, schnell, schwēr). Überall in Sprache und Schrift

reißt Verwirrung ein. Diese Veränderungen künden sich bereits um die Mitte des 14. Jahrhunderts an; lange Zeit schwankt ihr Gebrauch, so daß alte und neue Formen nebeneinander bestehen. Die neuen Diphthonge (ei, au, eu) dringen zuerst im Südosten durch (Ungarn, Österreich), das neue ū und ī (aus uo und ie) in Mitteldeutschland.

Da nun jeder Schriftsteller seine Mundart schreibt, so ist die Buntheit der Laute auch in der Literatur sehr groß. Statt des früher wenigstens vorhandenen Strebens nach Einheit folgt ein regelloser Kampf der Dialekte um die Vorherrschaft und damit allgemeine Zersplitterung. „Die Schriftsteller dieser Zeit, sagt J. Grimm, vergröbern stufenweise die frühere Sprachregel und überlassen sich den Einmischungen landschaftlich gemeiner Mundart". Erst Luther hat durch seine weitverbreiteten Schriften hier wieder Ordnung und Einheit geschaffen.

In seinem Renner führt Hugo von Trimberg eine Reihe von Mundarten damaliger Zeit auf, indem er schreibt:

Swer waent, daz die von Ache
redent als die von Franken,
dem süln die miuse[1] danken.
Ein ieglîch lant hât sînen site,
der sîm lântvôlke volget mite.
Swâbe ir wörter spaltent[2]
die Franken ein teil si valtent[3]
die Beire si zezerrent[4]
die Düringe si ûf sperrent[5]
die Sahsen si bezuckent[6]
die Rînliute si verdruckent[7]
die Wetereiber si würgent[8]
die Mîsner si wol schürgent[9]
Egerlant si swenket,
Osterrîch si schrenket,
Stîrlant si baz lenket,
Kernte ein teil si senket.
Westvaln unde manic lant,
diu hie belîben ungenant,
in tiutschen landen sint bekant,
alein si manger zungen bant
würgen, zwicken unde binden,
vorne, mitten unde hinden[10]
Swenn t und n und r[11]
sint von den Franken verre[12]
an manges wortes ende,
wer wil daz ûf si pfende?

---

[1]) Mäuse, [2]) breit aussprechen, [3]) uo, iu, ie sind zusammengezogen, [4]) auseinanderziehen, [5]) dehnen, [6]) schnell, leise aussprechen, [7]) pressen, nachdrücklich aussprechen, [8]) rauh aussprechen, [9]) breit, singend aussprechen, [10]) sie verstümmeln die Wörter, [11]) spr. erre, [12]) entfernt.

Literatur.

H. Paul: Gab es eine mhd. Schriftsprache? Freiburg 1878.
O. Behaghel: Zur Frage nach einer mhd. Schriftsprache. Basel 1886.
H. Fischer: Zur Geschichte des Mhd. Tübingen 1889.
Singer: Die mhd. Schriftsprache. Zürich 1900.

Rückblick.

Die im vorstehenden besprochenen Dichtungen: das Nibelungenlied, die Gudrun, der Arme Heinrich von Hartmann von Aue, der Parzival von Wolfram von Eschenbach, Tristan und Isolde von Gottfried von Straßburg und die Minnelieder Walters von der Vogelweide, fallen in die mhd. Periode der deutschen Literatur, die etwa vier Jahrhunderte umfaßt, nämlich die Zeit von 1100 bis etwa 1500.

In dieser Periode erlebte die deutsche Literatur ihre erste Blütezeit. Verschiedene Umstände vereinigten sich zur Entwickelung dieser Blüte. Vor allen Dingen regten die Kreuzzüge die Geister mächtig auf. Völker der verschiedensten Art und Denkweise traten in Berührung miteinander, teilten sich ihre Ansichten gegenseitig mit und tauschten ihre Gesangesstoffe untereinander aus. Die abendländischen Völker lernten die Völker und Naturwunder Griechenlands und des Orients aus eigener Anschauung kennen und schöpften dann gemeinsam aus den Gesangesquellen des Morgenlandes. Am frühesten und raschesten entwickelte sich infolge dieser Anregungen die Poesie und eine höhere Bildung in Frankreich, wo überdies schon feinere Sitten vorherrschend waren. Die Troubadours in der Provence brachten die lyrische Poesie in Darstellung von Liebe und Galanterie zur künstlerischen Ausbildung, die Trouvères im nördlichen Frankreich (beide Wörter von trouver = finden) behandelten vorzugsweise epische Stoffe. Ihnen folgten bald die Deutschen, durch den Glanz des Kaiserthrones unter den christlichen Reichen hervorleuchtend, im höchsten Grade zur Zeit der Hohenstaufen, die von 1138 bis 1254 dem Lande eine Reihe von trefflichen Herrschern gaben, welche die Poesie nicht nur sehr begünstigten, sondern zum Teil durch eigene Produktionen förderten. Von sehr großem Einfluß war ferner der Umstand, daß die Ausübung der Poesie von der Geistlichkeit auf den Ritterstand überging, in dessen Händen sie sich zu einer höfischen Kunst ausbildete, zu deren Ausübung sich Kaiser und Fürsten nicht zu hoch dünkten. Einzelne Höfe, insbesondere der thüringische und österreichische, gewährten den Sängern gastliche Aufnahme und beschenkten sie reich. Daneben nahmen auch, besonders zu Anfang dieses Abschnittes, Geistliche an der Ausübung der Dichtkunst teil;

und fahrende Sänger niederer Volksklassen (Spielleute),*) in Städten und Dörfern umherziehend, trugen die im Volksmunde fortlebenden Heldensagen bei Volksfesten und anderen Gelegenheiten vor.

Die mhd. Periode zerfällt wiederum in zwei Hauptabschnitte von je 200 Jahren. Die erste Hälfte von 1100—1300 umfaßt die Vorbereitungszeit (1100—1150) und die erste Blütezeit (1150—1300). Es ist vorzugsweise die Zeit der glanzvollen Kaiser aus dem Geschlechte der Staufer. Mit dem Verlöschen der Kreuzzugs- und Hohenstaufenzeit beginnt dann die zweite Hälfte, die Zeit des Verfalls (1300—1500). Durch die „kaiserlose schreckliche Zeit" des Interregnums vorbereitet, dauert sie unter den habsburgischen und luxemburgischen Kaisern fort bis zu dem Zeitpunkte, wo im Geisteskampf der Reformation der Grund zu einer neuen Entwickelung gelegt wurde.

A. Die Vorbereitungszeit 1100—1150.

Wie wir schon bemerkt haben, sind die Dichter dieser Zeit noch fast ausschließlich Geistliche; neben ihnen lassen sich aber auch bald die bürgerlichen Spielleute vernehmen. Während die Geistlichen weltliche Stoffe aus dem Auslande einführen und sie zu umfangreichen Epen verarbeiten, behandeln die Spielleute in volkstümlicher Weise heimische Stoffe. Neben dem Epos entwickeln sich auch die Anfänge der kunstmäßigen (ritterlichen) Lyrik und der (spielmännisch bürgerlichen) Spruchdichtung.

1. Die Epen. Dem Geiste der Kreuzzüge verdanken wir zwei Epen, die beide von Geistlichen verfaßt und beide Überarbeitungen französischer Dichtungen sind, aber doch schon das Reifwerden des deutschen Geistes für eine Poesie größeren Stiles deutlich anzeigen. Das älteste der beiden Epen, etwa um 1120 entstanden, ist das Alexanderlied des rheinischen Pfaffen Lamprecht. Alexanders d. Gr. sagenhafte Geschichte, die schon 200 v. Chr. in einem griechischen Roman dargestellt war, wurde in Italien ins Lateinische übersetzt und so in zahllosen Handschriften im Abendlande verbreitet. Im 11. Jahrhundert entstand hiernach das französische Epos, das der deutsche Geistliche Lamprecht verarbeitete. Mit großer Kraft der Sprache schildert das Gedicht den Eroberungszug des kühnen Makedoniers und seine phantastisch ausgeschmückten Taten, insbesondere ist der zweite Teil mit Wundern und Märchen erfüllt. Vielgerühmt ist die duftige Erzählung von den Blumenkindern, die im Sommer dem Kelche der Waldblumen entsteigen, um nach Gesang und Tanz im Herbste mit

*) Der Spielmann (spilman) ist der Nachfolger des Spaßmachers und Schauspielers (scurra) der römischen Kaiserzeit. Von einem Feste zum andern ziehend und die Gesellschaft durch ihre Späße erheiternd, waren sie fast ständig auf der Wanderschaft und wurden deshalb „Fahrende" (diu varnde diet) genannt. Mit der Zeit traten auch Männer von Bildung in ihre Reihen, die sich dem geistlichen Stande hatten zuwenden wollen oder auch Kleriker geworden waren. Durch diese wurde die Dichtung der Spielleute edler und fand auch in den besseren Kreisen Eingang.

ihnen zu sterben; sinnig ergreifend auch die Schilderung, wie der unersättliche Welteroberer schließlich selbst ins Paradies einzudringen sucht, an der Schwelle aber belehrt wird, daß nur die Demut dem Menschen das Himmelreich öffne. Die Nichtigkeit alles Irdischen erkennend, befleißigt er sich nun der Mäßigkeit und Milde bis zu seinem Tode „und behielt nichts mehr für sich — von alledem, was er errang — als Erde, sieben Fuß lang, wie's der ärmste Mann erhält, der je kam in diese Welt."

Etwas später, zwischen 1131—1133, dichtete am Hofe des Welfenherzogs Heinrich des Stolzen, im Auftrag der Herzogin Gertrud, der Tochter Kaiser Lothars, der Pfaffe **Konrad** das Rolandslied nach der französischen Dichtung Chanson de Roland und unter genauer Wahrung des Charakters der Zeit der Kreuzzüge. Aus dem französischen Heldenepos ist das Motiv kriegerischer Frömmigkeit in aller Kraft in das deutsche Gedicht herübergetragen, nicht aber das dort ebenso mächtige Motiv der Vaterlandsliebe. Der Dichter schildert Karl den Großen als Gottesstreiter, „als den teuerlichen Mann, der das Reich Gottes gewann". Wie Christus zwölf Jünger, so hat Karl zwölf Paladine und unter diesen, wie Christus unter den Jüngern, einen Verräter.

Ein Engel ruft Kaiser Karl, auszuziehen nach Spanien zur Bekehrung der Feinde des Kreuzes, und gibt ihm für Roland, seinen Neffen, das Schwert Durandart und das Horn Olivant. So zieht der Kaiser mit seinen zwölf Paladinen und zahllosem Kriegsheere aus, erobert die Städte und Burgen der Heiden und zwingt sie unter das Kreuz. Da sendet Marsili, der König von Saragossa, Friedensboten an ihn mit reichen Gaben und verspricht Zins und Taufe und Geiseln und Schätze. Auf Rolands Rat wird der schlimme Genelun (Ganelon), dessen Stiefvater und Gemahl der Schwester des Kaisers, zu den Mauren entsendet, zu erforschen, ob sie's in Treuen meinen. Aber Genelun wird selber zum Verräter und macht mit den Heiden einen Bund. Während der Kaiser, nachdem er Geiseln und Schätze empfangen hat, über die Berge heimzieht, wird Roland, den Karl zurückgelassen und mit Hispanien belehnt, im Tal von Ronceval überfallen. Nach langem, furchtbarem Streite schon Sieger, aber von immer neuen Scharen bedrängt, bläst er in sein Horn, daß es wie ein Donner dahindröhnt. Karl antwortet mit dem Schall von 60000 Hörnern und kehrt sofort um zu Rettung oder Rache. Indessen sind schon Roland und alle die übrigen Paladine und viele tausend edle Helden gefallen; Roland hat zuvor sein Schwert, nachdem er's vergeblich an einem Felsen zu zerschlagen versucht, in die Hände des rechten Streiters, Christi, zurückgegeben. Der Kaiser rächt sich an den Sarazenen; dann setzt er sich auf einen Stein, blutige Tränen weinend; noch bis zu dieser Stunde ist der Stein von Tränen naß. Der Verräter Genelun erhält seinen Lohn durch einen schmählichen Tod: in Aachen gerichtet, wird er von wilden Pferden zerrissen.

Unter den Spielmannsgedichten ragt zunächst hervor das von einem mittelfränkischen Edelmann aus Bayern um 1140 gedichtete schöne Epos König Rother, neben dem Hildebrandsliede und dem Waltharius die erste duftende Blume deutschen Heldensanges. Es erzählt, nach einer von dem Langobardenkönig Authari auf Rothari übertragenen Überlieferung, wie Rother Brautwerber nach Konstantinopel schickt, die vom Kaiser Gefangenen befreit und die Braut entführt; daran knüpft sich noch eine Rückentführungs- und eine Wiedergewinnungsgeschichte, bei der ein kluger Spielmann eine große Rolle spielt. Der Grundton, der ergreifend durch das Ganze klingt, ist die deutsche Treue der Mannen gegen den Fürsten und des Fürsten gegen die Mannen.

Auch das Spielmannsgedicht vom Herzog Ernst (um 1175) schlägt ernstere Töne an. Es besingt eine bayerische Sage, die an die Empörung des Herzogs Ernst von Schwaben († 1030) gegen seinen Stiefvater, den Kaiser Konrad II., anknüpfte. Der Herzog (hier von Bayern) wird verbannt und zieht (ein Lieblingsthema der Zeit) in den Orient, wo er mit seinem Freunde Wernher und anderen Getreuen die sonderbarsten Abenteuer erlebt. Endlich kehrt er zurück und wird vom Kaiser in Gnaden aufgenommen. Der Konflikt zwischen Sohnesgehorsam und Kindestreue, der den Grundstock der Sage bildet, kommt zwar nicht zur Geltung (etwa wie in Uhlands edler Dichtung), erhebt aber doch das Ganze über die bloße Unterhaltungspoesie. Von dem ursprünglichen Gedichte besitzen wir nur Bruchstücke. Seine große Beliebtheit beweisen aber die Umdichtungen späterer Jahrhunderte; ja es ist jetzt noch als Volksbuch lebendig.

Erwähnenswert ist endlich noch, daß der elsässische Spielmann Heinrich der Glîchezâre (Gleisner = Pseudonymus) um diese Zeit (1180) das erste deutsche Tierepos schuf, den Reinhard Fuchs, nach französischer Vorlage, aber mit starken Kürzungen und selbständigen Zusätzen.

2. **Minnegesang und Spruchdichtung.** Die ritterliche Lyrik, der Minnegesang, ist aus dem altheimischen Volksliede hervorgegangen und verbreitete sich als selbständige Kunstgattung um die Mitte des 12. Jahrhunderts zuerst in Österreich; französischer Einfluß machte sich um diese Zeit noch nicht geltend. Der älteste Minnesänger, dessen Namen wir kennen, ist der Kürenberger, ein österreichischer Ritter (S. 601); ihm geistesverwandt ist sein jüngerer Landsmann Dietmar von Eist (S. 601).

Die Spruchdichtung wurde insbesondere von bürgerlichen Fahrenden gepflegt; der älteste uns bekannte Spielmann ist der Spielmann Herger (gest. um 1180), gewöhnlich der ältere Spervogel genannt (S. 601).

B. Die Blütezeit 1150—1300.

Die Dichter gehören in dieser Zeit zum weitaus größten Teile dem Ritterstande, also dem der Laien (Herren) an, nur selten

noch begegnen wir einem Geistlichen, zuweilen einem seßhaften bürgerlichen Dichter (Meister) oder einem fahrenden Sänger. Unter den ritterlichen Dichtern gehören einige dem hohen Adel an, die meisten aber waren arm und auf die Milde (Freigebigkeit) der Fürsten angewiesen.

Von den Gattungen der Poesie wurden nur Epos und Lyrik, einschließlich der Didaktik, gepflegt. Bei ersterem sind zu unterscheiden 1. das nationale Heldengedicht oder das Volksepos, das Stoffe der einheimischen Heldensage behandelt und, sich den Ansprüchen der herrschenden Rittersitte nur maßvoll anbequemend, nach Charakter, Inhalt und Form deutsch bleibt; 2. das ritterliche oder höfische Epos, das seine Stoffe fremden Quellen, vor allem französischen, entlehnt, seinem Inhalte nach also undeutsch ist, und da es für höfisch gebildete Hörer oder Leser bestimmt ist, auch in Denkart und Form dem Heimischen das Ausländische beimischt.

1. Epische Dichtungen. a) Die alte Volksepik wird namentlich durch österreichische Dichter erneuert. Ihre Hauptwerke sind das Nibelungenlied (S. 123—293) und Gudrun (S. 294—375), beide von unbekannten Verfassern.

Außer diesen beiden Gedichten hat die Volkspoesie noch mehrere andere Dichtungen erzeugt, in denen namentlich Dietrich von Bern erscheint. Wie wir schon früher gesehen, macht ihn die Sage im Gegensatz zur Geschichte, nach der er 493 Odovakar die Herrschaft über Italien entriß, zum Besiegten und läßt ihn vor Odovakar zu Etzel ins Hunnenland fliehen, von wo er nach dreißigjähriger Verbannung nach Italien zurückkehrt. In späteren Überlieferungen der Sage tritt an Odovakars Stelle der Ostgotenkönig Ermanarich, der nach der Geschichte bei dem Einfall der Hunnen 375 sich ins Schwert stürzte; er erscheint als Kaiser und als Oheim Dietrichs.

Die bedeutendsten dieser Dichtungen sind:

Biterolf und Dietleib, ein in Reimpaaren verfaßtes Gedicht, welches schildert, wie Biterolf heimlich aus seiner Residenz Toledo entweicht und sich an Etzels Hof begibt, um im Kreise der hervorragendsten Ritter zu weilen; sein Sohn Dietleib macht sich dann später auf, seinen Vater zu suchen; die Helden an Etzels Hofe, unter ihnen Dietrich, Rüdiger, Biterolf und Dietleib, kämpfen mit Siegfried, Gunter, Gernot und Hagen u. a. von Worms. Das Gedicht entstand kurz nach 1200 in Österreich, wahrscheinlich im Donautal.

Laurin oder der kleine Rosengarten, worin erzählt wird, wie der Zwergkönig Laurin in Tirol in seinem sorgfältig gepflegten Rosengarten und später in seinem unterirdischen Reiche von Dietrich von Bern und seinen Mannen besiegt wird; das Gedicht ist in Reimpaaren gedichtet und im Tone der Spielmannspoesie gehalten.

Der große Rosengarten, welcher die zu Worms zwischen den Burgundenhelden mit Siegfried an der Spitze und den Goten mit Dietrich als Führer gleichfalls in einem Rosengarten geführten Kämpfe darstellt. Der Stoff ist in verschiedenen poetischen Bearbeitungen vor-

handen, die in der Nibelungenstrophe abgefaßt sind, deren letzte Halbzeile hier jedoch bereits gewöhnlich um eine Hebung gekürzt ist; die Figur des kriegerischen Klosterbruders Ilsan gibt Anlaß zu allerlei komischem Beiwerk.

Das Eckenlied oder Ecken Ausfahrt ist eine Dichtung, die den Kampf Dietrichs mit den Riesen Ecke und Fasolt schildert; es ist in einer dreizehnzeiligen Strophe, der sogenannten Bernerweise, verfaßt und in frischem, keckem Spielmannston gehalten, stammt aus der Mitte des 13. Jahrhunderts und ist vorwiegend volksmäßig in seiner ganzen Art und Haltung.

Dietrichs Kämpfe mit dem Gotenkönige Ermanarich (Ermenrich) behandeln die folgenden drei Gedichte:

Alpharts Tod, eines der besten Dietrichepen. Als der arge Kaiser Ermenrich mit 80000 Mann gegen Bern zieht, erbietet sich Alphart (spr. Alp-hart), Dietrichs junger Recke, auf Kundschaft dem feindlichen Heere entgegenzuziehen. Siegreich besteht er alle Einzelkämpfe gegen die mächtigsten Gegner, unterliegt aber endlich einem Doppelangriff Wittigs und Heimes.

Dietrichs Flucht. Dietrichs Oheim Ermenrich, der hinterlistig sieben Recken Dietrichs gefangen genommen hat, verlangt für die Freigabe derselben die Verbannung Dietrichs. Dieser, der seine getreuen Mannen nicht im Stich lassen will, wandert aus ins Hunnenland, wo er von der Königin Helche und dem Markgrafen Rüdiger freundlich aufgenommen wird und vom König Etzel ein stattliches Heer zur Rückkehr erlangt.

Die Rabenschlacht, geschrieben in sechszeiligen Strophen. Dieses Epos schildert die Schlacht bei Raben, Ravenna. Mit Dietrich sind aus dem Hunnenlande zwei Söhne Etzels gezogen; sie verlassen gegen Dietrichs Befehl mit dessen Bruder Dieter die Stadt Bern und schlagen die Straße nach Raben ein; hier stoßen sie auf den ungetreuen Wittig, den sie angreifen, aber nicht überwinden können; sie müssen sogar ihren Wagemut mit dem Tode büßen. Inzwischen hat Dietrich in gewaltiger Schlacht Ermenrichs Heer geschlagen, kann sich aber des Sieges nicht freuen, als er den traurigen Ausgang der beiden Hunnenprinzen und seines Bruders vernimmt. Trotz des Sieges kann Dietrich sich in Italien nicht halten, sondern kehrt zu Etzel zurück, der, durch die Bitten Rüdigers und seiner Gemahlin Helche besänftigt, ihn wieder in Gnaden aufnimmt.

Unabhängig von der Dietrichsage, aber doch im einzelnen mit ihr verbunden, entstanden die Gedichte von Ortnit, Hugdietrich und Wolfdietrich.

Ortnit, der junge König in Lamparten (Lombardei) auf der Burg zu Garten (Garda), gewinnt mit Hilfe des Zwerges Alberich die Tochter des Heidenkönigs Machorel zu Montabur (mons Tabor), einer von Saladins Bruder auf dem Berge Tabor erbauten Burg, zur Gemahlin, findet aber nach der Heimkehr seinen Tod durch zwei von seinem ihm feindlich gesinnten Schwiegervater gesandte Lindwürmer.

Hugdietrich (Hug = Hugo; da die Franken auch nach ihrem Fürsten Hugo benannt waren, ist Hugdietrich soviel als fränkischer Dietrich) ist in der Sage König von Konstantinopel; er kommt in Mädchenkleidern zur schönen Hiltgund, der Tochter des Königs von Salneck (Salonichi) und gewinnt ihre Liebe. Ihr Sohn ist

Wolfdietrich, der von seinem Großvater unter Wölfen (daher sein Name) aufgefunden wurde. Die Dichtung enthält eine Häufung wundersamster Abenteuer, die ihn auch in Verbindung mit König Ortnit in Lamparten bringen. Wirkungsvoll ist in der Dichtung die Treue des Herzogs Berchtung, des Erziehers des jungen Königs, geschildert. Wolfdietrich findet sein Ende in einem Kloster, aus dem die Engel seine Seele nach langer Buße heimführen. —

Während sich dann die höheren Kreise der Gesellschaft bereits der höfischen Form der Dichtung zuzuwenden begannen, wurde in niedrigeren Kreisen der alte volksmäßige weltliche Gesang in den Spielmannsepen fortgesetzt. Das bedeutendste derselben ist der Salman und Morolf, ein Gedicht, in dem erzählt wird, wie das heidnische Weib Salomos zweimal entführt und wieder zurückgeholt wird. Salman wird in dem Gedichte dargestellt als ein christlicher König in Jerusalem aus der Zeit der Kreuzzüge, sein Bruder Morolf ist der Vertreter der fahrenden Spielleute und tritt in den verschiedensten Verkleidungen auf, um die Entführte aufzusuchen. Das Gedicht stammt aus dem Ausgange des 12. Jahrhunderts.

b) Die höfische Epik, angeregt durch romanische, besonders französische Vorbilder (die nordfranzösischen der sog. „Trouvères", die südfranzösisch-provenzalischen der „Troubadours") und zunächst noch im engen Anschluß an diese war um 1180 begründet durch die Eneït (Äneïde) des niederrheinischen Ritters Heinrich v. Veldecke. Dieselbe ist nicht nach dem bekannten Werke des römischen Dichters Vergil, sondern nach einem französischen Romane gearbeitet; die Dichtung stellt daher auch nicht den antiken Äneas Vergils dar, sondern einen höfischen, auf Abenteuer ausziehenden Ritter, dessen Geschicke erst dann weitere Darlegung erfahren, wenn die Minne als Hauptmotiv der Handlung erscheint; daher die kurze, dürftige Behandlung der Zerstörung Trojas, der Flucht und der Irrfahrten des Äneas, daher die breite Schilderung der Minne der Königin Dido und der Königstochter Lavinia, mit der Äneas nach der Besiegung des Königs Turnus vermählt, ungetrübtes Glück genießt. Wenn Heinrich von Veldecke auch in der niederdeutschen Mundart seiner Heimat schrieb, so hebt dennoch mit ihm die Blütezeit der höfischen Dichtung an, da er zuerst den Versbau nach strengeren Gesetzen regelte, dem Reime eine größere Reinheit gab (er lehrte die Kunst, rîme ze rihten; er war nach Rudolf von Ems der wîse man, der rehter rîme alrêrst began), der Sprache eine größere Zierlichkeit und Lebhaftigkeit verlieh und insbesondere weil er die Minne zum Mittelpunkte des Ganzen machte. Daher wird er der „Vater der höfischen Poesie" genannt, und Gottfried von Straßburg rühmt von ihm in

Tristan und Isolde, wo er die großen Dichter seiner Zeit Revue passieren läßt:

von Veldeken Heinrich	Heinrich von Veldecke,
der sprach ûz vollen sinnen:	Der sprach aus ganzem Sinne!
wie wol sanc er von minnen!	Wie sang er wohl von Minne!
wie schône er sînen sin besneit!	Wie schön er meißelte seinen Sinn!
ich wæne, er sîne wîsheit	Ich wähne, daß er die Weisheit hin
ûz Pegasis ursprunge nam,	Vom Born des gefiederten Rosses nahm,
von dem diu wîsheit elliu kam.	Von dem die Weisheit alle kam.
ine hân sîn selbe niht gesehen,	Ich hab' ihn selber nicht geschaut;
nu hœre ich aber die besten jehen,	Es geben aber die Besten laut,
die dô bî sînen jâren	Die noch zu seinen Jahren
und sît her meister wâren,	Und seither Meister waren,
die selben gebent im einen prîs,	Ein Zeugnis ihm und einen Preis:
er impfete daz êrste rîs	Er impfete das erste Reis
in tiutescher zungen:	In unsrer deutschen Zungen;
dâ von sît este ersprungen,	Davon sind die Äste entsprungen,
von den die bluomen kâmen,	Von denen die Blumen kamen,
dâ sî die spæhe ûz nâmen	Daraus die Meister nahmen
der meisterlîchen vünde:	Den Sinn zu schönem Funde;
und ist diu selbe künde	Und ist dieselbe Kunde
sô wîten gebreitet,	So mannigfach verbreitet,
sô manege wîs zerleitet,	Von Gau zu Gau geleitet,
daz alle, die nu sprechent,	Daß alle, die nun sprechen,
daz die den wunsch dâ brechent	Die höchsten Kränze brechen
von bluomen unt von rîsen,	Von Blumen und von Reisen
an worten unde an wîsen.	An Worten und an Weisen.

Auf die Höhe geführt wurde das höfische Epos durch die drei großen Meister, die sich namentlich den Hauptsagenschriften des Rittertums zuwenden, dem weltlichen der Artussage mit ihren Ausläufern und dem geistlichen der Gralsage. — Es sind der Schwabe **Hartmann von Aue**, † um 1220 (S. 375—418), der Elsässer **Gottfried von Straßburg**, um 1210 (S. 501—542) und der Franke **Wolfram von Eschenbach**, † um 1220 (S. 418—500), der tiefsinnigste aller mittelalterlichen Dichter.

Den Ausklang bringen dann die Epigonen, besonders der Schweizer Rudolf von Ems, der Franke Konrad von Würzburg und der österreichische Geistliche Wernher der Gärtner.

Rudolf von Ems, der seinen Namen von der Burg Hohenems im österreichischen Vorarlberge führte, war Dienstmann des Grafen von Montfort und einer der gelehrtesten und fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Er starb in Italien, wohin er im Gefolge Konrads IV. gezogen war, um 1254. Unter seinen Werken ist am erwähnenswertesten „der gute Gerhard“, die Geschichte eines reichen Kaufmanns in Köln, der einst auf einer Reise seinen ganzen Handelsgewinn da-

4725 mit voller Klarheit. — 4727 zurichtete. — 4729 Pêgases ursprinc (Quelle) = Hippokrene. — 4781 zum erschöpfenden Urteil würde persönliche Bekanntschaft gehören; das Beste am Werke gibt nur einen unvollständigen Begriff von des Dichters Größe. — 4786 erpfropfte das erste Reis. — 4740 woher sie die Kunst der meisterhaften Erfindung nahmen. — 4742 und jetzt ist dieselbe Kenntnis. — 4746 daß die die höchste Vollendung da finden.

hingegeben hatte, um eine Schar englischer Ritter und eine norwegische Königstochter aus der Sklaverei loszukaufen, und der weiterhin aus Edelmut und Anspruchslosigkeit auf Minneglück und hohe Ehren, sogar auf die Königskrone verzichtet hatte und als einfacher Kaufmann in seine Vaterstadt zurückgekehrt war. Nur mit Widerstreben erzählte er das alles dem Kaiser Otto I., der durch einen Engel angewiesen war, von ihm demütiges und ruhmloses Wohltun zu lernen. — Erwähnenswert ist auch seine Legende „Barlaam und Josaphat", in der der indische Königssohn Josaphat von dem Einsiedler Barlaam zum Christentum bekehrt wird, die Krone niederlegt und sein Leben unter Fasten und Beten in Einsamkeit beschließt.

Konrad von Würzburg gehört zu den spätesten Dichtern der höfischen Blütezeit, stammte wahrscheinlich aus der Stadt, deren Namen er trägt, war bürgerlichen Standes und starb 1287 in Basel, wo er mit den Seinen die letzten Lebensjahre verbracht hatte. Er besaß eine außerordentliche formale Begabung, Leichtigkeit und Sicherheit im Versbau, ward aber dadurch zur Breite der Darstellung verführt. Konrad war von großer Fruchtbarkeit, und auf fast allen Gebieten der Dichtung finden wir ihn tätig. Seine Stärke hatte er in den kleinen Erzählungen. Unter diesen ist am anmutigsten die Sage von Otto mit dem Barte. Kaiser Otto (Otto d. Gr.) schwur mit Vorliebe bei seinem schönen roten Barte. So schwur er einst in Bamberg dem Ritter Heinrich von Kempten, der den kaiserlichen Truchseß erschlagen, blutige Rache. Heinrich nötigt darauf dem Kaiser, indem er ihn bei dem Barte packt und zu Boden wirft, den Eid zurückzunehmen. Otto schenkt ihm das Leben, verbannt ihn aber für immer aus seinem Angesicht. Nach Jahren befreit der Ritter den Kaiser aus Lebensgefahr, wird von ihm begnadigt und nie mehr von seiner Seite gelassen. — Sein größtes und umfangreichstes Werk ist der trojanische Krieg, das gegen 50000 Verse lang ist. In diese ermüdend lange Dichtung, die vor Paris Geburt mit Hekubas Traum und Achilles Erziehung beginnt, sind die Argonautenfahrten, Iphigeniens Opferung u. a. hineinverwebt. In dem Gedichte selbst treten Ungarn, Russen, Dänen, Portugiesen und als die tapfersten von allen die Deutschen als Hilfsvölker des Menelaus auf, während die Heiden und Mohammedaner für Troja streiten.

Einen traurigen Einblick in das frühe Zugrundegehen des mittelalterlichen Lebens gibt uns der Meier Helmbrecht von Wernher dem Gartenäre, der um 1250 in seinem ergreifenden Gedicht von einem Bauernburschen erzählt, der von seinen Eltern, besonders von seiner Mutter, verzogen und verhätschelt, beschließt, sich dem ritterlichen Stande anzuschließen. Er gerät in eine wahre Räuberbande, mit der er die scheußlichsten Taten vollführt. Nachdem er seine Schwester einem seiner Lastergesellen vermählt hat, fällt er in die Hände der Gerechtigkeit. Zuletzt wird er von Bauern, bei denen er manches auf dem Kerbholze hatte, gehängt. Sinn und Darstellung dieser „ältesten deutschen Dorfgeschichte," wie man sie genannt hat, sind von herber Größe.

2. **Minnesang.** Die mittelhochdeutsche Lyrik führt den Namen Minnesang. Den Mittelpunkt der Liederdichtung aller Zeiten und Völker bildet die Liebe, die unsere Vorfahren Minne nannten, und insbesondere in der Lyrik dieses Zeitalters steht die Minne im Vordergrunde. Neben der eigentlichen Minne wird aber auch alles, was minniglich, d. h. herzlich und lieblich ist, besungen.

Den Reigen der Dichter eröffnet auch hier der rheinische Heinrich von Veldecke (S. 602), mit dem die romanische Poesie auch Einfluß auf die deutsche Lyrik gewinnt. Ihm schließen sich an der Pfälzer Friedrich von Hausen (S. 602), der Thüringer Heinrich von Morungen (S. 602), der Elsässer (?) Reinmar der Alte (S. 602) und der Schwabe Hartmann v. Aue (S. 602).

Den Höhepunkt der mhd. Lyrik bezeichnet in jeder Beziehung der Tiroler (?) Walter von der Vogelweide (S. 545—606); keiner vor und nach ihm kommt ihm nur entfernt gleich außer Wolfram von Eschenbach (S. 606) in seinen leider nur sehr wenig zahlreichen Liedern.

Unter den Epigonen ragen noch hervor der Bayer Neidhart von Reuental, † um 1295 (S. 603), Ulrich von Lichtenstein, † 1275 (S. 603) und Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob, † 1318 (S. 603). Von den Spruchdichtern ist am bedeutendsten der Ritter Reinmar von Zweter, † 1260.

3. **Lehrdichtung.** Neben den kurzen Sprüchen Hergers, Walters, Reinmars von Zweter u. a. besitzen wir auch umfangreiche Gedichte lehrhaften Inhalts.

Unfern von Ansbach, in der Nähe Wolframs von Eschenbach lebte gleichzeitig mit ihm ein Herr von Winsbach, der „Winsbeke" genannt, der einzige Edelmann der mhd. Zeit, der sich im Lehrgedicht versuchte. In seinem Werke, „der Winsbeke", gibt ein Vater seinem Sohne Ratschläge zu einem guten, Gott und Menschen wohlgefälligen ritterlichen Leben.

Ein italienischer Geistlicher, Thomasin von Zirclære, um 1215, gab im welschen Gast (d. h. Fremdling aus Welschland, Italien) ähnliche Vorschriften und mancherlei sonstige weise Lehren. Die staete, d. h. Beharrlichkeit, etwa das, was wir Charakter nennen, ist ihm die Grundlage aller Tugend, während ihm die unstaete, die Unbeständigkeit, die Quelle aller Laster ist.

Beide aber überragt bei weitem die Bescheidenheit des bürgerlich Fahrenden Freidank, um 1230 (S. 606—622).

Endlich ist noch der Renner des Hugo von Trimberg, um 1300, zu nennen, ein sehr langes, aber selten langweiliges Buch eines schlichten Schulmeisters aus Bamberg. Der Verfasser nennt das Buch Renner, weil es rennen soll durch die Lande (Renner ist ditz buoch genant, wan ez soll rennen durch diu lant). Christliche Weisheit, Gottesfurcht und Frömmigkeit sind ihm die einzigen Mittel, um gegen den hereinbrechenden Sittenverfall zu wirken, der durch Hoffart, Geiz und Unmäßigkeit, namentlich der höheren Stände, her-

vorgerufen ward. Das Buch ist in gut bürgerlichem Sinne geschrieben und zeigt im Gegensatz zu dem ritterlich romantischen Charakter des zu Ende gehenden Zeitalters bereits den nüchternen praktischen Zug der folgenden Zeit.

C. Die Zeit des Verfalls 1300—1500.

Mit dem Untergange der herrlichen Staufer war auch die erste Blütezeit der deutschen Literatur vorüber. Rudolf von Habsburg beendete zwar „die kaiserlose, die schreckliche Zeit," allein die deutsche Kaiserherrlichkeit brachte er nicht wieder, und ebensowenig vermochte er die Dichtung neu zu beleben. Auch den Rittern war in den endlosen Fehden der Sinn für alles Hohe und Herrliche verloren gegangen und damit auch die Fähigkeit zu dichterischem Schaffen.

So eilte die höfische Poesie immer mehr und mehr ihrem Verfalle entgegen und erlosch bald völlig. Das höfische Epos und die höfische Lyrik fanden fast gar keine Weiterbildung.

Die von dem Adel vernachlässigte Poesie fand nun in den mächtig aufblühenden Städten einen Zufluchtsort und freundliche Aufnahme. Freilich gingen dabei die ideale Richtung und kunstmäßige Gestaltung verloren; die Dichtung sank in dem sog. Meistersang zu handwerksmäßiger Beschäftigung herab; ihre Erzeugnisse wurden inhaltsleere, geschmacklose Reimereien.

Daß die poetische Kraft des deutschen Volkes aber nicht erstorben war, beweist das in diesem Zeitraum kräftig einsetzende, lediglich aus der Tiefe und Innigkeit des deutschen Gemütes geborene Volkslied.

Auch die Anfänge des Dramas, erst des geistlichen, dann des weltlichen, fallen in diese Zeit.

Besonders aber erstarkte die Prosa in dieser Zeit. Zwischen Prosa und Poesie dieses und des vorigen Zeitraumes tritt geradezu das umgekehrte Verhältnis ein. Während die Prosa bis dahin gegen die Poesie völlig zurücktrat, nimmt sie in diesem Zeitraum die erste Stelle ein. Sie gewinnt an äußerem Umfange, innerem Gehalt, Biegsamkeit und Feinheit und wirkt später auch auf die Poesie heilsam ein.

1. **Das Epos.** a) Das Kunstepos dieser Zeit ist jedes poetischen Wertes bar. Mochte sich noch um 1336 ein Herr von Rappoltstein Wolframs Parzipal fortsetzen lassen und mochte gar noch um 1490 der Briefmaler Ulrich Fütner zu München im „Buch der Abenteuer" den ganzen bretonischen Sagenkreis bearbeiten, Kunst kam dabei nicht heraus.

Ebenso gering ist der poetische Wert des Teuerdank (d. h. des auf Abenteuer Denkenden), eines gereimten allegorischen Romans, der seine Berühmtheit seinem Verfasser — Kaiser Maximilian — verdankt. Das Buch, das den Abschluß dieser Dichtungen bildet, — es erschien 1517 in glänzender Ausstattung mit vielen Holzschnitten — enthält die Brautwerbung Maximilians um Maria von Burgund.

b) Auch das Volksepos ist nur durch verschlechternde Um- und Überarbeitungen von Gedichten zweiten Ranges vertreten. Um 1472 wurden mehrere Lieder der Dietrichsage von einem Markt- oder Bänkelsänger Kaspar von der Röen abermals umgearbeitet und in einem Buche vereinigt, das späterhin unter dem Namen „Heldenbuch" bekannt wurde. Einen poetischen Wert hat auch dieses Buch nicht.

Die beste und wirklich wertvolle Erscheinung dieser Zeit ist die Übersetzung und teilweise Umdichtung des Tierepos Reineke Fuchs.

Wir geben nachstehend den wesentlichen Inhalt desselben an:

Nobel, der Löwe, der König aller Tiere, läßt zu Pfingsten einen allgemeinen Frieden ausrufen und alle Tiere, mit Ausnahme Reinekes, des Fuchses, an seinen Hof entbieten. In großen Scharen kommen sie herbei, und sofort erheben sich von allen Seiten Klagen über Reineke. Isegrim, der Wolf, Wackerlos, das Hündchen, Hinz, der Kater, Lampe, der Hase, sind es namentlich, die große Unbill von dem schamlosen Räuber erlitten haben. Zwar verwendet sich Grimbart, der Dachs, Reinekens Bruderkind, für ihn und setzt den Wolf einiger bösen Streiche wegen zur Rede. Allein die Dazwischenkunft des Hahns, Henning, der das von Reineke getötete Huhn, Kratzefuß, auf einer Bahre bringt, entscheidet zu Reinekens Ungunsten, und nach kurzer Beratung wird beschlossen, Braun, den Bären, mit einem Vorladungsschreiben an den Fuchs zu entsenden. Dieser empfängt den königlichen Boten in seiner Feste Malepartus äußerst freundlich, hintergeht aber den ehrlichen Braun auf die schmählichste Weise, indem er ihn nach einer Falle lockt, in welcher der nach Honig Lüsterne sich fängt und von den herbeieilenden Bauern so furchtbar geschlagen wird, daß er kaum durch Schwimmen sein Leben rettet. Von Reineke noch obendrein verspottet, kommt er nach Hofe, sein Unglück klagend. Nun wird Hinz zu Reineke gesandt, ihn nochmals vor Gericht zu laden. Diesem geht es jedoch nicht besser als dem Bären: er wird von dem schlauen Fuchs in des Pfarrers Scheune geführt, fängt sich dort in einer dem Reineke gestellten Schlinge und erlangt erst seine Freiheit wieder, nachdem er halb geschunden ist. Der König gerät in furchtbaren Zorn über die Schändung seiner Boten und glaubt, daß niemand bereit sein werde, zum dritten Male zu Reineke zu gehen, bis sich der Dachs freiwillig dazu erbietet. Wirklich gelingt es diesem durch ernstliche Vorstellungen, Reineke zum Mitgehen zu bewegen, der väterlich von seiner Familie Abschied nimmt und unterwegs dem Dachse seine Sünden beichtet. Aber obgleich er alles bitterlich bereut und dem ihn absolvierenden Grimbart verspricht, nie wieder zu rauben, zu stehlen oder zu verraten, so fällt er doch kurz darauf unter ein Hühnervolk, um sich einen fetten Hahn zu holen, und entschuldigt sich gegen Grimbart damit, daß es in Gedanken geschehen sei. Endlich gelangen sie an des Königs Hof, wo alles sich herbeidrängt, den Verräter zu sehen. Dieser aber geht stolz mitten durch sie hin, naht sich in Demut dem Throne des Königs und sucht sich nach Kräften zu verteidigen. Seine

schönen Worte helfen ihm jedoch nichts; er wird mit Zeugen überwunden und zum Tode verurteilt. Man führt ihn zum Galgen, und alle seine Feinde glauben, nun endlich seiner loszuwerden. Aber den Schlauen rettet abermals eine wohl überlegte List. Mit dem Stricke um den Hals bittet er, zur Beruhigung seiner Seele noch einmal beichten zu dürfen. Die kleine Bitte wird ihm gewährt, und nachdem er nun mehrere seiner schlechten Streiche erzählt hat, läßt er, wie absichtslos, etwas von einem geheimen ungeheuren Schatze fallen, was den König so neugierig macht, daß er Reineken wieder von der Leiter steigen läßt, um ihn des Näheren zu befragen. Nun weiß sich der Schlaue gerettet; denn sofort beginnt er eine so fabelhafte Geschichte von dem wundervollen Schatze zu erzählen und weiß alles so glaubwürdig darzustellen, daß der König ihm öffentlich alle seine Missetaten vergibt und einem jeglichen gebietet, daß er Reineken ehren und ihm Hochachtung erweisen solle, weil er sich vorgenommen habe, nach Rom zum Papst zu pilgern. Die Unzufriedenheit Isegrims und Brauns mit diesem Beschlusse bestraft der König damit, daß er ersterem und seinem Weibe die Vorder- und Hinterfüße abstreifen und letzterem ein Stück Fell abschneiden läßt, damit Reineke Schuhe und ein Ränzel zur Bußfahrt bekomme. Nun weiht Bellin, der Schafbock, dem Fuchse den Stab, hängt ihm das Ränzel um und begleitet mit Lampen den weinend Abschiednehmenden bis zur Burg Malepartus. Aber wie übel wird den Arglosen gelohnt! Reineke nimmt Lampen mit in sein Kastell, bringt ihn um, steckt dann den abgebissenen Kopf in den Ranzen und heißt diesen dem vergeblich auf Lampen wartenden Bellin zum König tragen. Der gute Schafbock glaubt den Worten Reinekes, daß der Ranzen wichtige Briefe enthalte, und bringt ihn dem Könige, der nun beim Öffnen Lampes Haupt findet und in großen Zorn gerät. Braun und Isegrim, die unschuldig Gemarterten, werden aus dem Gefängnisse gelassen und erhalten den Schafbock und sein ganzes Geschlecht zur Sühne.

Abermals lädt der König alle Tiere zu einem Hoftag ein, und sie erscheinen, vierfüßige und Vögel, um über Reineke zu klagen. Ungeheuer ist die Zahl seiner Verbrechen, so daß der König zu Brauns und Isegrims Behagen beschließt, mit allen Tieren sich aufzumachen, um Reineke zu fangen. Besorgt um das Leben seines Ohms läuft der Dachs davon und hinterbringt Reineken den gegen ihn beschlossenen Rat. Dieser scheint ganz unbesorgt und entschließt sich, mit dem Dachs nach Hofe zu gehen. Und wieder machen sie sich auf den Weg, den Reineke abermals durch eine Beichte seiner Sünden, die er zum großen Teile mit dem bösen Beispiel der Prälaten entschuldigt, verkürzt. Noch ehe sie des Königs Schloß erreichen, begegnet ihnen Märten, der Affe, der im Begriff ist, nach Rom zu gehen, und Reineken verspricht, seine Sache beim Papste zu vertreten.

Diesmal empfängt der König den demütig Nahenden mit zorniger Rede; aber Reineke läßt alles über sich ergehen und weiß dann durch schlaue Worte alle Anklagen so zu entkräften, daß Wolf und Bär

schon im voraus seinen Sieg ahnen und sehr betrübt darüber sind. Überdies wird Reineke noch von der Äffin unterstützt, die dem Könige eine Geschichte erzählt, in welcher Reinekes Weisheit in so vorteilhaftem Lichte erscheint, daß der König ihm erlaubt, sich weiter zu verteidigen. Reineke benutzt diese ihm günstige Stimmung, um auf den Schatz zurückzukommen, dessen einzelne Kleinode er beschreibt. So erzählt er ein Langes und Breites von einem Ringe mit einem Edelstein, dann von einem köstlichen Kamme und zuletzt von einem seltenen Spiegel mit vielerlei Bildwerken. Dann verbreitet er sich über die Tugenden seines Vaters, der einst den Vater des Königs mit der Leber eines siebenjährigen Wolfes gesund gemacht habe, und macht dann seine Feinde, namentlich den Wolf, so gründlich schlecht, daß der König vollständig getäuscht wird und ihn abermals zu Gnaden aufnimmt.

Da tritt Isegrim noch einmal mit harter Klage auf gegen den Ränkevollen; aber alle Beschuldigungen zerfallen vor den Lügen und Beteuerungen Reinekes in Nichts, bis endlich Isegrim ihm seinen Handschuh zuwirft und ihn zum Zweikampfe auffordert. Ehe dieser beginnt, erteilt die Äffin dem Fuchs gute Ratschläge, und die anderen Freunde bleiben bei ihm über Nacht. Morgens früh erscheint Reineke, glatt geschoren und glänzend eingeteert, auf dem Kampfplatze; beide Kämpfer schwören feierliche Eide, und nun beginnt der Kampf, in welchem Reinekes List den Sieg über seines Gegners Stärke davonträgt. In zierlicher Rede unterwirft sich Reineke dem Willen des Königs, wird von diesem zu hohen Ehren erhoben und scheidet, mit des Königs Huld und Freundschaft überladen, von dem Hofe, um sich nach seiner Burg zu begeben.

Das Tierepos „Reineke Fuchs“ ist eine ursprünglich deutsche Dichtung und stammt aus den frühesten Zeiten. Die deutschen Völker, die Frankreich eroberten, also namentlich die Franken, brachten sie dorthin, und hier erlitt sie manche Veränderungen, ohne jedoch ihren ursprünglichen Charakter zu verlieren. Die wesentlichste Veränderung, welche sie erfuhr, liegt darin, daß durch den Einfluß der gelehrten Bildung der Bär, welcher in der ältesten Gestalt der Sage König der Tiere war und nach der Natur der Dinge auch sein mußte, weil er ja das gewaltigste Raubtier der deutschen Wälder war, dem fremden Löwen weichen und eine untergeordnete Stellung einnehmen mußte.

Die ältesten, in den Anfang des 12. Jahrhunderts reichenden Bearbeitungen der Tiersage stammen aus Flandern, sind in lateinischer Sprache geschrieben und haben Geistliche zu Verfassern, durch welche zuerst das satirische Element in die Dichtung gelegt wurde, das ursprünglich nicht darin lag, aber doch zum Teil auch in die französischen Bearbeitungen überging. Am freiesten von demselben hat sich die niederländische, in die Mitte des 12. Jahrhunderts gehörende Bearbeitung erhalten, Van den vos Reinaerde, deren Verfasser (Wilhelm de Matoc) den ihm vielleicht aus Nordfrankreich überlieferten Stoff mit echt dichterischem Geist von allen fremdartigen Zutaten befreit und im Sinne des volkstümlichen, von jedem didaktischen Zwecke entfernten Tiermärchens behandelt hat. In der Mitte des 13. Jahrhunderts übertrug der Elsässer Heinrich der Glichesäre (Gleißner) die Tiersage aus dem Französischen ins Deutsche unter dem Titel „Reinhardt Fuchs“ und machte sie so den Deutschen wieder zugänglich.

War schon in diesen Bearbeitungen das Lehrhafte und Satirische mehr hervorgehoben, so geschah das noch in weit höherem Grade, als im 15. Jahrhundert Hinrik von Alkmar das Ganze in Bücher und Kapitel teilte, mit Überschriften versah und den einzelnen Abschnitten eine prosaische Glosse hinzufügte, die sie moralisch auslegte und auf politische und soziale, besonders aber kirchliche Verhältnisse deutete. Diese Redaktion des Hinrik von Alkmar wurde dann von einem Unbekannten mit geringen Änderungen und unbedeutenden Zusätzen in die niedersächsische Mundart übertragen. So entstand der „Reynke de Vos", der zuerst 1498 in Lübeck gedruckt wurde. Die Bearbeitung ist vortrefflich und bekundet einen talentvollen Dichter. Die gelungenen Teile des Originals sind treu von ihm übertragen worden, andere dagegen hat er, je nachdem sein Zweck es forderte, erweitert oder verkürzt. Die von ihm herrührenden satirischen Beziehungen haben unverkennbar den Zweck, die Mißbräuche seiner Zeit, wie sie sich namentlich auf kirchlichem Gebiete fanden, zu geißeln.

Reineke Fuchs ist später mehrfach herausgegeben worden, 1752 von Gottsched, 1798 von Bredow, 1826 von Scheltema, 1834 von Hoffmann, 1861 von Karl Tannen in Bremen, 1867 von A. Lübben in Oldenburg. Moderne Bearbeitungen erhielten wir 1798 von Goethe, 1803 von Soltau (im Urmaß), 1845 von Simrock. Goethes Reineke Fuchs werden wir später eingehend erläutern.

2. **Lyrik**. Wenn auch im 14. Jahrhundert der Minnesang durch Hugo von Monfort und Oswald von Wolkenstein noch eine kleine Nachblüte hatte, so änderte das doch nichts an der Tatsache, daß der Adel unfähig zur Ausbildung der Dichtkunst geworden war.

a) Die Kunstlyrik ging von den Rittern zu den Bürgern und Handwerksmeistern über: aus dem Minnegesang wurde der Meistergesang, d. h. die schulmäßig gepflegte lyrische Poesie der Handwerker.

Die Handwerkermeister, vor allen in Süd- und Mitteldeutschland (Mainz, Augsburg, Nürnberg, Kolmar usw.), vereinigten sich zu zunftmäßig eingerichteten Singschulen, die indes nicht für Gilden, sondern für freie Gesellschaften (Akademien) gelten wollten. Die Mitglieder zerfielen in Schüler, Schulfreunde, Singer, Dicher, Meister. Meister hieß, wer einen neuen Ton (Strophenform nebst Melodie) erfunden hatte. Aus den Meistern wurde das Gemerk (Vorstand) gewählt: der Büchsenmeister (Kassierer), Schlüsselmeister (Verwalter), Merkmeister (Kritiker) und Kronmeister (Austeiler der Preise). Der Inbegriff der Gesangregeln hieß Tabulatur. Zu den Fehlern, worauf vier Merker zu achten hatten, gehörten falsche Meinungen (d. h. unchristliche, unzüchtige), blinde Meinungen (d. h. undeutliche), Verstöße gegen Strophenbau, Reim, Sprache usw. Der Töne oder der Weisen gab es sehr viele (über 200), viele mit seltsamen Namen (Rosmarinweis, schwarze Tintenweis, kurze Affenweis, Gelblöwenhautweis, Kliusposaunenweis usw.). Die zuletzt schon bei den Minnesängern überkünstlich gewordene Strophe wurde jetzt zur künstlichsten Spielerei ausgebildet, bisweilen bis zu gänzlicher Unförmlichkeit (100 Reime auf die Strophe) ausgedehnt.

Von der Pflege des Meistergesanges in Nürnberg wie von seinem Wesen im allgemeinen entwirft uns Aug. Hagen in seiner Norika, 1829 II S. 115 ff. ein sehr anschauliches Bild, das wir hier einschalten. Ein Reisender kommt im Jahre

1520 nach Nürnberg und trifft hier mit dem jungen Bildhauer und Erzgießer Peter Vischer zusammen, der ihm folgendes von dem Meistergesange erzählt:

„Wer die Kunst erlernen will, der geht zu einem Meister, der wenigstens einmal in der Singschule den Preis gewonnen hat, und dieser unterweist ihn unentgeltlich. Er lehrt, was es heißt, zur Ehre der Religion singen, und weiht ihn ein in die Geheimnisse der Tabulatur, so nennen wir die Gesetze der Dichtkunst. Hat der Lehrling diese begriffen, so bittet er die Gesellschaft um seine Aufnahme, da er von löblichen Sitten sei und guten Willen zeige. Der Aufgenommene muß alsdann den Singstuhl in der Kirche besteigen und eine Probe seiner Kunst ablegen. Gelingt sie ihm, so wird sein Wunsch gewährt. Feierlichst gelobt er, der Kunst stets treu zu sein, die Ehre der Gesellschaft stets wahrzunehmen, sich stets friedlich zu betragen und kein Meisterlied durch Absingen auf der Gasse zu entweihen. Dann zahlt er das Einschreibegeld und gibt zwei Maß Wein zum Besten. Bei den gewöhnlichen Versammlungen der Meistersinger, und wenn sie sich in der Schenke zusammenfinden, sind weltliche Lieder wohl erlaubt, nie aber in Festschulen. Die Festschulen finden dreimal im Jahre statt: zu Ostern, Pfingsten und Weihnachten in der Katharinenkirche. Hier werden nur Gedichte vorgetragen, deren Inhalt aus der Bibel oder den heiligen Sagen geschöpft ist. Wer am fehlerfreisten singt, wird hier mit einer goldenen Kette geschmückt, und mit einem Kranze, wer nach ihm am besten besteht. Wem dagegen grobe Fehler nachgewiesen werden, der muß es durch Strafgeld büßen. So fließt das Leben der Meistersinger unter erbaulichen Gesängen hin, und wenn einer aus dem frohen Kreise abgerufen wird, so versammeln sich seine Genossen um sein Grab und singen ihm das letzte Lied.

Da jetzt die Ratsuhr schlug, so brach Vischer auf. Ich hatte gemeint, er würde mich zur Katharinenkirche führen. Allein Vischer versprach mir, um eine Stunde zurückzukehren, da er erst andere Tracht anlegen müßte. Er hielt Wort und erschien jetzt ganz in schwarze Seide gehüllt mit einem geschmackvollen Barett. Um das Fehlgehen hatte es keine Not, da man nur dem Zuge der Menschen zu folgen brauchte, die alle nach der Festschule strömten. Am Eingange des kleinen Kirchleins hielt der Kirchner zu einem Trinkgelde die Mütze auf. Es geschah darum, daß nicht alles Gesindel sich hinzudrängte und ehrliche Leute um die Erbauung brächte.

Die Kirche war im Innern schön aufgeputzt, und vom Chor, den der Kaiser einnehmen sollte, hing eine kostbare Purpurdecke herab. Gar feierlich nahm sich der Verein der edlen Meistersinger aus, so umher auf den Bänken saßen, teils langbärtige Greise, die aber noch alle rüstig schienen, teils glatte Jünglinge, die aber alle so still und ernst waren, als wenn sie zu den sieben Weisen Griechenlands gehörten. Alle prangten in Seidengewändern, grün, blau und schwarz mit zierlich gefalteten Spitzenkragen. Unter den stattlich gekleideten Meistern befand sich auch Hans Sachs und sein Lehrer Nunnenbeck. Größere Ruhe herrschte nicht beim Hochamte. Nur ich und Vischer sprachen, der mir alles erklären mußte. Neben der Kanzel befand sich der Singestuhl — nur kleiner war er, sonst wie eine Kanzel —, den die Meistersinger auf ihre Kosten hatten bauen lassen und der heute mit einem bunten Teppich geschmückt war. Vorne im Chor sah man ein niedriges Gerüst aufgeschlagen, worauf ein Tisch und ein Pult stand. Dies war das Gemerke; denn hier hatten diejenigen einen Platz, die die Fehler anmerken mußten, die die Sänger in der Form, gegen die Gesetze der Tabulatur und im Inhalt gegen die Erzählung der Bibel und der Heiligengeschichte begingen. Diese Leute hießen Merker, und ihrer gab es drei. Obgleich das Gemerk mit schwarzen Vorhängen umzogen war, so konnte ich doch von meinem Sitze aus alles beobachten, was

hier vorging, und ich sah an der einen Seite des Gerüstes die goldene Kette mit vielen Schaustücken hängen, die der Davidsgewinner hieß, und den Kranz, der aus seidenen Blumen bestand.

Jetzt rasselte es vor dem Eingange, und der Kaiser Maximilian mit dem ganzen Gefolge erschien und zeigte sich gar gnädig, indem er milde vom Chor herniedersah. Aber er verweilte nicht lange, denn ihm schien die holdselige Singekunst nicht sonderlich zu behagen.

Als der Kaiser sich zeigte, geriet alles in lebhafte Bewegung. Ein greiser Meister bestieg den Singestuhl, und vom Gemerke erscholl das Wort: Fanget an! Es war Konrad Nachtigall, ein Schlosser, der so sehnsüchtig und klagend sang, daß er seinen Namen wohl mit Recht führte. Vom himmlischen Jerusalem und von der Gründung des neuen sagte er viel Schönes in gar künstlichen Reimen und Redensarten. Auf dem Gemerke sah ich, wie einer der Meister in der Bibel nachlas, der andere an den Fingern die Silben abzählte und der Dritte aufschrieb, was diese beiden ihm von Zeit zu Zeit zuflüsterten. Aber auch die Meister unten waren aufmerksam und in stiller Tätigkeit. Alle trieben mit den Fingern ein närrisches Spiel, um genau die Versmaße wahrzunehmen. An ihrem Kopfschütteln erkannte ich, daß der Sprecher hie und da ein Versehen begangen. Nach dem Meister Nachtigall kam die Reihe an einen Jüngling, Fritz Kethner, einen Glockengießer, der hatte die Schöpfungsgeschichte zum Gegenstand seines Gedichtes gewählt. Aber hier hieß es nicht: und Gott sah, das es gut war; denn der Arme war verlegen, es wollte nicht gehen, und ein Merker hieß ihn den Singstuhl verlassen. Der Meister hat versungen, murrte mir Vischer zu, und da ich ihn fragte, warum man ihn nicht hätte sein Stück zu Ende bringen lassen, so erklärte er mir, daß er ein Laster begangen. Mit diesem Namen belegten nämlich die Kenner der Tabulatur einen Verstoß gegen die Reime. Dergleichen wunderliche Benennungen für Fehler gab es viele, als: blinde Meinung, Klebsilbe, Stütze, Milbe, falsche Blumen. Die Bezeichnung der verschiedenen Tonweisen war gar absonderlich, als: die Schwarztintenweise, die abgeschiedene Vielfraßweise, die Cupidinis Handbogenweise. In der Hageblütweise ließ sich jetzt vom Singestuhl herab Leonhard Nunnenbeck vernehmen, ein ehrwürdiger Greis im schwarzen Gewande. Sein Kopf war glatt wie meine innere Hand und das Kinn schmückte ein schneeweißer Bart. Alles bewunderte ihn, wie er gemäß der Apokalypse (Offenbarung Johannis) den Herrn beschrieb, an dessen Stuhl der Löwe, der Stier, der Adler und der Engel ihm Preis und Ehre und Dank gaben, der da thronet und lebet von Ewigkeit zu Ewigkeit, wie die 24 Ältesten ihre Krone vor dem Stuhl niederlegten und Preis und Ehre und Dank ihm gaben, durch dessen Willen alle Dinge ihr Wesen haben und geschaffen sind, und wie sie ihre Kleider hell gemacht haben im Blute des Lammes, wie die Engel, die um den Stuhl, um die Ältesten und um die vier Tiere stunden, auf ihr Angesicht niederfielen und Gott anbeteten. Als Nunnenbeck endigte, da waren alle voller Entzücken, und namentlich leuchtete hell die Freude aus Hans Sachsens Gesicht hervor, der sein dankbarer Schüler war. Er rühmte sich des Lehrers, wie der Lehrer sein. Mir gefiel auch das Gedicht, das mehr erhaben, als schön war. Da trat als der vierte und letzte Sänger wieder ein Jüngling auf. Was der sagte, war so recht nach meinem Sinn. Er gehörte auch zur Weberzunft und hieß Michael Beheim, der mancherlei Länder gesehen. Sein Vater hatte sich Beheim (Böhme) genannt, da er aus Böhmen nach Franken gezogen war. Mit rastloser Anstrengung übte sich unser Beheim in der Singekunst, und verglich sich mit Recht mit einem Bergmanne, der mühsam gräbt und sucht, um edles Gold zu fördern. Nie war er früher in einer Festschule aufgetreten, da er nicht

anders als mit Ruhm den Singestuhl besteigen wollte. Sonder Zweifel hätte Michael Beheim den ersten Preis errungen, wenn nicht Nunnenbeck vorher gesungen. Sein Gedicht war gar sinnreich mit künstlichen Reimen.

Als Michael Beheim sein Gedicht vorgetragen hatte, verließen die Merker ihren Sitz. Der erste Merker trat zu Nunnenbeck, und mit einem schmeichelhaften Glückwunsch hing er ihm den Davidsgewinner um, und der zweite Merker zierte Beheims Haupt mit dem Kranze, der ihm ganz wohl stund. Diese Gaben aber waren nicht Geschenke, sondern nur Auszeichnungen für die Feier des Tages. Das Fest in der Kirche war beendigt, und alle drängten sich jetzt mit aufrichtiger Teilnahme zu den Begabten, um ihnen freudig die Hände zu drücken. Auch ich konnte mir nicht das Vergnügen versagen, meinen Dank dem wackern Beheim laut darzubringen. In der Nähe stand Hans Sachs, der mich freudig anredete und den vor kurzem geschlossenen Freundschaftsbund erneuerte. Ich bedauerte, daß mir nicht das Glück geworden wäre, ihn zu hören, und daß ich Nürnberg verlassen müßte, ohne andere Lieder aus seinem Munde vernommen zu haben, als die er mir auf der Landstraße zum Besten gegeben, damals, als ich gerade zum Hören nicht aufgelegt gewesen. Liebster Herr Heller, kommt mit in die Schenke, und es soll Euch ein Genüge werden, erwiderte er und ging mit mir Arm in Arm aus der allmählich leer gewordenen Kirche.

Es war der Brauch, daß die Meistersinger, insonderheit die jüngeren, sich nach der Festschule in eine nahe gelegene Schenke begaben, wo in dem Grade frohe Ungebundenheit herrschte, als in der Kirche heiliger Ernst. Hier wurde der Wein getrunken, den der eine zur Buße, wie der Meister Kethner, der andere zur Ehre hergeben mußte, wie Meister Beheim, weil er zum erstenmal begabt war. Fünf Maße Wein gab es heute zum Nachschmause. Die Meistersinger, etwa 16 an der Zahl, gingen über die Gasse paarweis hintereinander von der Kirche bis zur Schenke. Der bekränzte Beheim eröffnete den Zug. Dieser hatte die Verpflichtung, hier für die Aufrechterhaltung der Ordnung zu sorgen, und wie einem Merker mußten sich ihm alle untergeben. Wenn die Meister ein Gesellschaftslied anstimmten, so verwaltete er das Geschäft eines solchen. Die geputzten Gäste stachen sonderbar genug von der Schenke ab, die von außen und innen gleich beräuchert und verfallen aussah. Nichts mehr als Tische und Bänke gab es in dem langen Zimmer, und diese waren von der Art, wie man sie sonst in Landgärten findet. Allein heiterer Mut und ein gutes Glas Wein ließen all die Mängel übersehen. So weit es nur der Raum gestattete, war Tisch an Tisch in einer Reihe nebeneinander gestellt, und zu beiden Seiten setzten sich die Sänger. Obenan befand sich Beheim. Sein Thron war ein Lehnstuhl und ein hölzerner Hammer sein Ruhe gebietendes Zepter. Ich saß neben Hans Sachs. Als ich, von den Nachbarn gedrängt, hart an ihn rückte, merkte ich, daß seine Ärmel mit Fischbeinstäbchen gesteift waren, und dies gab mir Veranlassung, die sonderbare Tracht recht genau anzusehen. Die Jacke war von meergrünem Zeug mit mehreren Schlitzen auf der Brust, durch die das Hemde vorschimmerte, dessen faltiger Kragen den Hals scheibenförmig umschloß. Die Ärmel waren von schwarzem Atlas, in den zackige Einschnitte in bestimmten Linien künstlich eingehakt waren, so daß überall das helle Unterzeug hindurchblickte.

Ein Weinfäßchen ward auf die Tafel mitten hingesetzt, und einer der Meister hatte die Mühe des Zapfens, indem ihm unaufhörlich die leeren Becher gereicht wurden. Als mancherlei besprochen und belacht war, mahnte ich Nürnbergs berühmtesten Sänger an das mir gegebene Versprechen. Er war bereit. Beheim klopfte mit dem Hammer und fragte alsdann die Versammelten, ob sie nicht ein Kampfgespräch versuchen wollten.

Niemand wandte etwas dawider ein. Er fragte wieder, wer singen wollte, und drei Meister hoben die Hände auf; es waren Beheim selbst, Hans Sachs und Peter Vischer. Hans Sachs sollte eine Streitfrage aufwerfen, und wohl meinethalb, da ich ihm erzählt hatte, wie ich so viel mich in den Werkstätten der Künstler umhergetan und mich an ihren Werken ergötzt, erwählte er einen dahinzielenden Gegenstand.

Hans Sachs.

Ihr Freunde, sagt mir, wenn ihr wißt,
Wer der künstlichste Werkmann ist?

Peter Vischer.

Das ist fürwahr der Zimmermann;
Wer hat's ihm jemals gleich getan?
Durch Schnur und Richtscheit wird ihm kund
Die höchte Zinn, der tiefste Grund;
Ihn loben stattliche Lustgemächer,
Hoch strebt sein Ruhm, sowie seine Dächer.
Reich an Erfindungen ist sein Geist,
Mühlwerk und Wasserbau ihn preist,
Er schützt durch Bollwerk dich und Schanz'.
Die heil'ge Schrift weiht ihm den Kranz:
Er zimmerte die starke Arch,
Drin Noah war, der Patriarch;
Wie rings auch brausete die Flut,
Er ruht in ihr in sichrer Hut,
Gerettet mit all den Seinen er ward,
Mit allen Tieren aller Art;
Er zimmerte nach weisem Rat,
Jerusalem, die Gottesstadt;
Des weisen Salomo Königshaus,
Das führt er gar mächtig und prächtig aus.
Denkt an das Labyrinth zum Schluß:
Wer ist geschickt wie Dädalus?

Michael Beheim.

Das Holz verfault, der Stein bleibt Stein,
Der Steinmetz muß drum der erste sein.
Ringmauern baut er, kühne Türme,
Basteien auch zu Schutz und Schirme,
Gewölbe pflanzt er, die sich kühn
Aufrankend in die Lüfte ziehn,
Schwindlige Gänge, durchsichtig und fest,
Mit Säulen und Bildwerk geschmückt aufs best.
Den schiefen Turm von Pisa schaut,
Den Wilhelm von Nürnberg hat aufgebaut;
Zu Jerusalem der hohe Tempel,
Der trug der höchsten Vollendung Stempel.
Der himmelhohe Turm zu Babel,
Das Grab des Mausolus ist keine Fabel,
Die Pyramiden, die künstlichen Berg',
Sie überragen weit alle Werk.

Hans Sachs.

Vermag auch Beil und Meißel viel,
Schwach sind sie gegen den Pinselkiel.

Er bringt nicht nur Häuser und Städte hervor,
Türmt Schlösser und schwindlige Warten empor —,
Nein, was im Anfange Gott erschuf
Durch seines göttlichen Wortes Ruf,
Das schafft der Maler zu aller Zeit:
Gras, Laubwerk, Blumen auf Feld und Heid,
Den Vogel, wie in der Luft er schwebt,
Des Menschen Antlitz als ob er lebt,
Die Elemente beherrscht er all,
Des Feuers Wut, des Meeres Schwall,
Den Teufel malt er, die Hölle und den Tod,
Das Paradies, die Engel und Gott.
Das macht er durch Farben, dunkel und klar,
Mit geheimen Künsten euch offenbar.
Das hebt sich mächtig durch die Schattierung,
Nach einer schön entworfnen Visierung.
Er kann euch alles vor Augen stellen,
Nicht deutlicher könnt ihr es je erzählen.
Drauf muß er brüten Tag und Nacht,
In Traumgebilden sein Geist stets wacht.
Er ist an Phantasieen reich
Und fast dem kühnen Dichter gleich;
Um alle Dinge weiß er wohl,
Weil er sie alle bilden soll.
Wer zu allen Dingen hat Schöpferkraft,
Den rühmt die höchste Meisterschaft.

Michael Beheim.

Du lobst den Maler mir zu hoch,
Nützlicher bleibt der Steinmetz doch.
Des Malers können wir entraten,
Er schafft von jedem Ding nur den Schatten.
Sein gemaltes Feuer wärmt uns nicht,
Seine Sonne spendet nicht Schein und Licht,
Sein Obst hat weder Schmack noch Saft,
Seine Kräuter nicht Duft und Heilungskraft,
Seine Tiere haben nicht Fleisch und Blut,
Sein Wein verleihet nicht Freud' und Mut.

Hans Sachs.

Das Sprichwort immerdar noch gilt,
Daß, wer die Kunst nicht hat, sie schilt.
Wie nützlich ist auch die Malerei,
So nenn' ich euch jetzt nur der Dinge drei.
Was uns die Geschicht' als teures Vermächtnis
Bewahrte, prägt sie uns ins Gedächtnis:
Wie der Nürnberger Heer unter Schweppermann glänzte,
Wie den Dichter hier Kaiser Friedrich bekränzte;
Wer sich auch nicht auf die Schrift versteht,
Des Malers Schrift ihm nicht entgeht:
Er lehrt, wie Bosheit uns Mißgeschick,
Wie Frömmigkeit bringt Ehr und Glück.
Zum andern verscheuchet die Malerei
Uns der Einsamkeit Tochter, Melancholei:
Sie lichtet der düstern Schwermut Schmerz,
Verklärt uns das Auge durch Lust und Scherz.
Zum dritten: jegliche Kunst erkennt
In des Malers Kunst ihr Fundament:

Der Steinmetz, Goldschmied und der Schreiner,
Formschneider, Weber, der Werkmeister keiner
Entbehrt sie je, weshalb die Alten
Sie für die herrlichste Kunst gehalten.
Wie strahlt der Griechen Namen hell,
Zeuxis, Protogenes, Apell.
Gott hat zum Heil dem deutschen Land
Der Künstler manchen mit hohem Verstand,
Wie Albrecht Dürer, uns gegeben,
Des Kunst verschönernd schmückt das Leben.
Was er mit Fleiß gesät, erwachs'
Ihm zu reichem Segen, fleht Hans Sachs.

So sang der Poet, und die Gegner schwiegen. Voll inneren Wohlgefallens klopfte ich ihm auf die Schulter und gab ihm zu verstehen, daß er mir wie aus der Seele gesprochen. Alle zollten ihm Beifallsbezeugungen, und Michael Beheim war nicht der letzte. Er nahm sich den Kranz ab und setzte ihn Hans Sachsen aufs Haupt, Nürnbergs kunstreichem Schuster."

Jahrhunderte lang dauerte die Übung dieses Meistergesanges; im 16. Jahrhundert war er am lebendigsten, aber auch das 17. mit seinen dreißigjährigen Kriegsstürmen vermochte ihn nicht zu zerstören; er dauerte tief in das 18. Jahrhundert fort, und nachdem er am frühesten in Mainz, der ältesten Heimat, erloschen war, wurde in Nürnberg, der zweiten Heimat, um das Jahr 1770 die letzte Singschule gehalten. Nur in Ulm überdauerte der Meistergesang sogar die Schrecken der französischen Revolutionskriege: noch im Jahre 1830 waren daselbst zwölf alte Singmeister übrig, welche zuweilen noch ihre alten Töne sangen, ohne Noten und ohne Textbücher, bloß aus dem treuen Gedächtnisse, so daß es unbegreiflich erschien, wie sich die künstlichen Texte und noch künstlicheren Weisen so lange Zeit durch bloße Tradition hatten erhalten können. Im Jahre 1839 waren nur noch vier dieser alten Männer übrig, das Gemerk: der Büchsenmeister, Schlüsselmeister, Merkmeister und Kronmeister, und diese haben am 21. Oktober 1839 den alten Meistergesang feierlich beschlossen und bestattet: ihre Lade, ihre Schultafel mit den Gemälden (die am Tage der Festschule aufgehängt wurde), ihre Tabulatur, Sing- und Liederbücher dem Liederkranze zu Ulm durch förmliche Urkunde mit dem Wunsche übermacht, „daß, gleichwie der Meistersänger Tafel Jahrhunderte herab die frommen Väter zum Hören ihrer Weisen lud, so Jahrhunderte hinab die Banner des Liederkranzes wehen und seine Lieder späten Enkeln tönen mögen."

Die Meistersinger huldigten der falschen Ansicht, daß die Poesie etwas Erlernbares sei. Für die Entwickelung der Dichtkunst war der Meistergesang ohne Wert.

b) Von größerer Bedeutung als der Meistergesang war in dieser Zeit das Volkslied. Je schwächlicher der Oberstrom der Poesie, die Kulturpoesie, dahinrinnt — ein großer Poet ist einfach nicht vorhanden —, um so mächtiger braust der Unterstrom. Die dichtenden Individuen müssen zahlreicher gewesen sein als je, nicht auf den Stand der Spielleute beschränkt, und wenn auch die technische Höhe

des Minnegesangs verloren geht, an unmittelbarer Poesie gewinnt die deutsche Dichtung. So steht auch hier neben dem Sterben neues Leben. Das Volkslied entsprang der unmittelbaren Empfindung oder verdankte einem wirklichen Erlebnis seinen Ursprung, war deshalb voll Leben und Wahrheit und fand Anklang bei jedem aus dem Volke. Nach den Verfassern fragt man natürlich umsonst, da sich an dem Schaffen und Ausbilden solcher Lieder oft ganze Gesellschaften beteiligten. Außerdem betrachtet das Volk auch ein Lied, das in seinem Geiste gedichtet ist, von dem Augenblick an, wo es dasselbe singt, als sein Eigentum und vergißt den Urheber. Nur von den an bestimmte Begebenheiten sich anlehnenden historischen Volksliedern sind uns die Namen der Verfasser erhalten. So dichtete Halbsuter ein Lied „Von dem Strit zu Sempach", Veit Weber Lieder auf die Siege der Schweizer über die Burgunder. Weit zahlreicher aber waren die übrigen Volkslieder, die Liebes-, Wein- und Gesellschaftslieder, die Wander-, Jäger-, Soldatenlieder usw., die alle kunstlos, aber frisch und kräftig aus dem Herzen quollen. Seine Vollblüte erlangte das Volkslied im 16. Jahrhundert. Wir werden darum im nächsten Buche eingehend darauf zurückkommen.

c) Der satirische, gegen die vielfachen Gebrechen der Zeit gerichtete Zug, welcher die Literatur des ausgehenden Mittelalters kennzeichnet, äußert sich am schärfsten in dem namhaften Lehrgedichte von Sebastian Brant aus dem Straßburgischen († 1521): das Narrenschiff, welches 1494 in Basel erschien. Indem der Verfasser den Begriff der Narrheit in dem biblischen Sinne der Gottlosigkeit faßt, führt er uns über hundert Narrensorten vor, die er in einem großen Schiffe nach „Narragonien" führen will. Mit freimütigem Ernste und in kerniger, ungeschminkter Sprache geißelt er an den einzelnen Vertretern die Torheiten, Laster und Verkehrtheiten aller Stände: vor allen die vielgewandige Eitelkeit, Pflichtvergessenheit und Genußsucht. Bemerkenswert ist die Auffassung der sittlichen Gebrechen als Verirrungen des Verstandes, nicht der Willenskraft. Ihnen gegenüber preist er als den Schluß aller Weisheit die Selbsterkenntnis und bedürfnislose Zufriedenheit. Das Buch erfreute sich bis ins 17. Jahrhundert einer großen Beliebtheit und Verbreitung, und Brants Freund Geiler von Kaisersberg, der große Straßburger Kanzelredner, hielt über dasselbe eine glänzende Reihe von Predigten.

3. **Das Drama.** Einen Zuwachs gewinnt die Literatur in dieser Zeit des Verfalls durch die Anfänge des Dramas. Es hat seinen Ursprung im religiösen Kultus. Seit dem 12. Jahrhundert las man in den Kirchen die Evangelienabschnitte, welche Christi Leiden betrafen, dem Volke zur Erbauung vor, die Reden mit verteilten Rollen. Später trug man das Erlernte auch frei vor, kostümierte sich dazu, erweiterte auch wohl den Stoff durch allerlei Einschaltungen und erhielt im Verlauf der Zeit die sogenannten geistlichen Spiele (mit Unrecht Mysterien genannt), so genannt nicht nur wegen ihres Inhalts, sondern auch weil die Ausführung durch Geistliche geleitet

wurde. Die Ausführung derselben blieb auf die Hauptfeste der Kirche beschränkt. Die auftretenden Personen waren Gott, Christus, der heilige Geist, die Engel, der Teufel, Adam und die Erzväter, die Apostel, Pilatus, allegorische Figuren. Das volkstümliche Element wurde durch lächerliche Personen vertreten, wozu man anfangs besonders den Teufel verwandte, später auch die Juden und die Wächter am Grabe. Im allgemeinen waren die geistlichen Spiele von bedeutender Länge, erforderten daher oft mehrere Tage zur Aufführung und Hunderte von Schauspielern. Die Beteiligung des Volkes, für welches diese Dramen überhaupt bestimmt waren, war sehr groß; man mußte deshalb die Aufführung aus der Kirche auf den Markt und andere öffentliche Plätze verlegen und besondere Gerüste dazu erbauen. Das Oberammergauer Passionsspiel, das freilich im Laufe der Jahrhunderte zahlreiche Umbildungen erfahren hat, ist ein Überrest dieser einst überall herrschenden Dramen. Wie von Volksepik und Volkslied könnte man auch von einem Volksdrama sprechen, denn die Verfasser der Stücke sind natürlich nirgends bekannt, und die Stücke gleichen sich allenthalben in den Hauptzügen.

Neben diesen geistlichen Spielen wurden schon in den ältesten Zeiten zum Ärger der Geistlichen bei Festen allerlei Schwänke und Possen aufgeführt, die sich nach und nach (im 15. Jahrhundert) zu weltlichen Dramen gestalteten und Fastnachtsspiele genannt wurden, weil sie zur Zeit der Fastnachtslustbarkeiten aufgeführt wurden. Die Stoffe dazu sind nicht sehr mannigfaltig und meistens ohne dramatisches Leben. Der Dichter geht gewöhnlich nur darauf aus, plumpe Scherze und Derbheiten anzubringen; denn es ist ein durchgehender Charakterzug der Fastnachtsspiele, daß sie unzüchtige Stoffe in den nacktesten Ausdrücken behandeln. Die Sprache ist unbeholfen, hart und roh, selten von einiger Lebendigkeit und wirklich witzig.

Zu den Dichtern weltlicher Spiele gehört Hans Rosenblüt aus Nürnberg (um 1450). Er ist der fruchtbarste dramatische Dichter seiner Zeit. Außer den gewöhnlichen Stoffen der Fastnachtsspiele (Ehestreitigkeiten, Heiratsverhandlungen, Hochzeiten, Quacksalbern usw.) hat er auch bedeutendere bearbeitet, hierdurch die Grenzen des Dramas erweitert und den Grund zum eigentlichen Lustspiel gelegt. Nach Rosenblüt ist Hans Folz aus Worms (um 1470) der beste dramatische Dichter seiner Zeit. Das Fastnachtsspiel erhielt durch ihn eine gebundenere, vollkommenere Gestalt. An Fruchtbarkeit steht er Rosenblüt nach, auch sind seine Stoffe weniger mannigfaltig.

4. Die Prosa. „Die erste deutsche Prosa, die wirklich diesen Namen verdient, haben wir am Ausgange des klassischen Zeitalters mittelalterlicher Dichtung. Praktisches Bedürfnis schuf sie, und so sind denn die ersten der erhaltenen Werke Rechtsbücher des sächsischen Ritters Eike von Repgow „Sachsenspiegel“ (um 1230), zuerst lateinisch abgefaßt, dann ins Niederdeutsche übertragen, und der spätere nach dem Muster des Sachsenspiegels geschaffene „Schwabenspiegel“. Aus Sachsen stammt auch die gleichfalls von einem Repgow

verfaßte „Sächsische Weltchronik“, die die bis dahin üblichen Reimchroniken ablöste, hochdeutsch umgebildet und sehr verbreitet wurde. Weiter wurden in Prosa vor allem religiöse Schriften und Reden abgefaßt: Bruder David von Augsburg († 1271) und sein Schüler, der gewaltige Bußprediger Bruder Bertold von Regensburg, ein Franziskaner († 1272), bringen es zuerst zu natürlichem, klarem und verständlichem und zugleich packendem Vortrag.

Die Prosa des Zeitraums von 1300—1500 ist schon bedeutend reicher als die der klassischen Periode: man kann es beinahe als Gesetz aufstellen, daß, wenn die dichterische Entwickelung zurückgeht, die Prosa einen Aufschwung nimmt.

Von der Mitte des 15. Jahrhunderts an strömt die internationale Novellen-, Schwank- und Fabelliteratur immer stärker nach Deutschland herein. Bekannte Sammlungen dieser Art sind „Die Geschichte von den sieben Meistern“, die „Gesta Romanorum“, „Das Buch der Weisheit“ (indischen Ursprungs). Die frühesten Übersetzer humanistischer und antiker Literatur sind Niklas von Wyle, aus dem Aargau, Ratsschreiber in Nürnberg, dann 1470 Kanzler des Grafen Ulrich von Württemberg, und der Ulmer Arzt Heinrich Steinhövel, der den Äsop und Boccaccios „Decamerone“ übersetzte.

Als einziges erfreuliches Ergebnis dieser Entwickelung haben wir die deutschen Volksbücher, romanischen und deutschen Ursprungs, deren Entstehung freilich noch über das ganze 16. Jahrhundert hinüberreicht.*)

Ein außerordentlich wertvolles und lange nachwirkendes Erzeugnis dieser Zeiten ist die mystische Literatur, die Predigten, volkstümliche Erbauungsschriften, aber auch schon philosophische Spekulation in sich schließt. Ihr Begründer ist der Dominikaner Meister Eckhart, ein Thüringer, der auch in Süddeutschland und am Rhein wirkte, und obwohl der Papst über einen Teil seiner Schriften das Verdammungsurteil aussprach, von dem größten Einfluß wurde. Seine Schüler sind Johannes Tauler aus Straßburg († 1369), der ein Buch „Von der Nachfolgung des armen Lebens Christi“ schrieb, und Heinrich Suso aus Konstanz, dessen wichtigste Schrift „Das Büchlein von der ewigen Weisheit“ ist. Ein Laie war der Straßburger Rulman Merswin (1347—1382), dessen „Buch von den neun Felsen“ in der Anlage an Dantes „Comedia divina“ erinnert. Am Ende des 14. Jahrhunderts entstand in den Kreisen der mystischen Gottesfreunde die „Theologia deutsch“, die Luther dann in Druck gab.

Spärlicher war natürlich die weltliche Literatur, doch mehrt auch sie sich gegen das Ende des Zeitraums, vornehmlich durch Übersetzungen. Es mag genügen, das von Konrad von Megenberg aus dem Lateinischen frei übertragene „Buch der Natur“ und Albrecht von Eybs „Spiegel der Sitten“ und „Ob einem Manne sei zu nehmen ein ehlich Weib oder nicht“ zu nennen. Sehr zahlreich sind dann die Chroniken und historischen Werke: die Straßburger Chronik von Fritsche Closener, die Limburger Chronik, Jakob Twinger von Königshofens „Elsässische

*) Wir werden sie deshalb erst im folgenden Buche eingehend betrachten.

und Straßburgische Chronik", Eberhard Windecks „Lebensgeschichte König Siegmunds", Peter Eschenloers „Geschichte der Stadt Breslau", dazu zahlreiche Schweizer Chroniken, von denen die der beiden Diebold Schilling die bekanntesten sind, genießen weitverbreiteten Ruhmes. Auch Reisebeschreibungen waren nicht selten mehr, und aus den Kreisen der Mystiker haben wir (von Heinrich Suso) ein „Leben" und zahlreiche Briefe. So ist schon vor dem Ausgang des Mittelalters kaum noch ein Zweig der prosaischen Literatur unvertreten." (Ad. Bartels: Geschichte der deutschen Literatur, 1. Bd. Leipzig 1901, S. 56, 64, 67.)

Damit sei Abschied von dieser Zeit genommen. Wir haben keinen Zweifel darüber gelassen, daß wir die Denkmäler der mittelalterlichen Literatur hoch einschätzen. Andererseits verschließen wir aber auch unsere Augen nicht vor der Tatsache, daß die Poesie des Mittelalters nur das Jugendalter der deutschen Dichtung darstellt: ihr Gesichtskreis ist noch beschränkt, ihre Entwickelung noch unfrei, unselbständig.

Eine Reformation des gesamten inneren und äußeren Lebens mußte von der Nation erst durchgemacht und in Jahrhunderten des Ringens und Kämpfens befestigt werden, ehe der Geist der deutschen Dichtung reif und selbständig seine Früchte zeitigen konnte.

Literatur.

F. Vogt: Geschichte der mittelhochdeutschen Literatur. Straßburg 1902.
J. Kelle: Geschichte der deutschen Literatur. Bd. I. Berlin 1896.
W. Scherer: Geschichte der deutschen Dichtung im 11. und 12. Jahrhundert. Straßburg 1875.

Konrads Rolandslied: herausgegeben von W. Grimm, Göttingen 1838; mit Erläuterungen von K. Bartsch, Leipzig 1874; herausgegeben von W. Golther, München 1887.
Lamprechts Alexanderlied: herausgegeben von K. Kinzel, Halle 1884; mit Übersetzung von H. Weismann, Frankfurt 1850.
König Rother: herausgegeben von K. v. Bahder, Halle 1884; mit Erläuterungen von H. Rückert. Leipzig 1872.
Herzog Ernst: herausgegeben von K. Bartsch, Wien 1869.
Reinhard Fuchs: herausgegeben von J. Grimm, Berlin 1834; Ysengrimus, herausgegeben von E. Voigt. Halle 1884.

Die Anfänge des Minnegesangs: Der altheimische Minnegesang von R. Becker. Halle 1882. Die Anfänge des deutschen Minnegesangs von A. E. Schönbach. Graz 1898.

Das Nibelungenlied: S. 291.
Gudrun: S. 374.
Dietrich von Bern, Ortnit, Hugdietrich, Wolfdietrich, herausgegeben in dem „Deutschen Heldenbuch" von Müllenhoff, 5 Bände 1866—1870; der Rosengarten, herausgegeben von G. Holtz, Halle 1898; übersetzt im „Kleinen Heldenbuch" von K. Simrock.[3] Stuttgart 1857.

Die Eneide. Herausgegeben von O. Behaghel. Heilbronn 1882.
Hartmann von Aue: Der arme Heinrich, S. 417. — Erek, herausgegeben von M. Haupt[2] Leipzig 1871; Christian von Troyes Erek und Iwein, herausgegeben von W. Förster, Halle 1890 und 1892; Hartmanns Erek und seine französische Quelle, Königsberg 1898. — Iwein, herausgegeben von Benecke und Lach-

mann[4], Berlin 1877; von E. Henrici, Halle 1891; Hartmanns Iwein verglichen mit seiner altfranzösischen Quelle von F. Settegast, Marburg 1878; von B. Gaster, Greifswald 1896. — Gregorius, herausgegeben von H. Paul[2]. Halle 1900; übersetzt von K. Pannier, Leipzig o. J. — Die Büchlein, herausgegeben von M. Haupt.[2] Leipzig 1881.

Wolfram von Eschenbach: Parzival und Titurel, S. 499. — Wilhelm von Orange, übersetzt von San Marte. Halle 1878; Wolframs Wilhelm von Orange und sein Verhältnis zu den altfranzösischen Dichtungen gleichen Inhalts von San Marte. Quedlinburg 1871. — Wolframs sämtliche Werke, herausgegeben von K. Lachmann[4], Berlin 1879; von A. Leitzmann, Halle 1902; von P. Piper in Kürschners Nationalliteratur, Bd. 5, Stuttgart o. J.; übersetzt: Leben und Dichten Wolframs von Eschenbach von San Marte. 2 Bde. Magdeburg 1836—1841. (Die Wolframliteratur seit Lachmann von Böttcher, Berlin 1880; Bibliographie zu Wolfram von Eschenbach von F. Panzer. München 1897.)

Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde, S. 542.

Rudolf von Ems: Der gute Heinrich, herausgegeben von M. Haupt, Leipzig 1840; übersetzt von K. Simrock. Frankfurt 1847. — Barlaam und Josaphat, herausgegeben von F. Pfeiffer. Leipzig 1843.

Konrad von Würzburg: Der trojanische Krieg, herausgegeben von A. v. Keller. Würzburg 1858.

Wernher der Gärtner: Meier Helmbrecht, herausgegeben von F. Panzer, Halle 1901; übersetzt von C. Schröder. Wien 1865.

Walter von der Vogelweide und die höfische Lyrik, S. 605.

Neidhart von Reuental: herausgegeben von M. Haupt, Leipzig 1858; von F. Keinz, Leipzig 1889; Leben und Dichten Neidharts, Potsdam 1875; Über Neidhart von Reuental. Leipzig 1872.

Ulrich von Lichtensteins Frauendienst von K. Lachmann, Berlin 1841; Ulrich von Lichtenstein, von Bechstein. Leipzig 1887.

Frauenlob: herausgegeben von L. Ettmüller, Quedlinburg 1843.

Reinmar von Zweter: herausgegeben von G. Roethe, Leipzig 1887.

Winsbeke und Winsbekin: herausgegeben von A. Leitzmann, Halle 1888; von M. Haupt, Leipzig 1845.

Thomasin: Welscher Gast, herausgegeben von H. Rückert, Leipzig 1852.

Freidanks Bescheidenheit, S. 622.

Hugo von Trimberg: Renner, herausgegeben. Bamberg 1833 und 1834.

Kaiser Maximilian: Teuerdank, herausgegeben von Holthaus, Quedlinburg 1836; von K. Gödecke, Leipzig 1878.

Reynke de Vos: herausgegeben von A. Lübben, Oldenburg 1867; von F. Prien, Halle 1887; mit Erklärungen von K. Schröder, Leipzig 1872.

Meistergesang: Minne- und Meistergesang von O. Lyon, Leipzig 1883; die Meistersänger von Straßburg, von Martin, Straßburg 1882; gründlicher Bericht des deutschen Meistergesanges v. A. Puschmann. Görlitz 1571 (Neudrucke deutscher Literaturwerke, von W. Braune, Nr. 73. Halle a. S.).

Brant: Narrenschiff, herausgegeben von K. Gödecke, Leipzig 1872; von F. Zarncke, Leipzig 1854; übersetzt von K. Simrock. Berlin 1872.

Fastnachtsspiele aus dem 15. Jahrhundert, herausgegeben von A. v. Keller (Bibliothek des Liter. Vereins in Stuttgart, Bd. 28—30. 46) Stuttgart; mittelniederdeutsche, herausgegeben von W. Seelmann. Norden 1885.

Geistliche Schauspiele: Das geistliche Schauspiel des Mittelalters von K. Hase, Leipzig 1858; von H. Reidt, Frankfurt 1868; Beschreibung des geistlichen Schauspieles im Mittelalter, Hamburg 1898; F. J. Mone: Schauspiele des Mittelalters. Karlsruhe 1846.

Berichtigungen.

S. 14, Z. 2 v. u., S. 15, Z. 2 v. o. lies vor statt von.

S. 19, Z. 6 v. u. lies Wilh. Grimm, Deutsche Heldensage statt Brüder Grimm, Deutsche Sagen.

S. 24, Z. 28 v. o. lies Augustulus für Augustinus.

S. 30, Z. 19 v. o. lies Kaspar v. d. Roen statt Röns.

S. 31, Z. 8 v. u. lies Vollmer statt Volmar.

S. 34, Z. 16 v. u. lies Bienensegen statt Birnensegen.

S. 36, Z. 11 v. o. Das in Klammern stehende Wort „Weißenbrunn“ ist zu streichen. Die Erklärung ist gewagt; der Ort heißt auch heute noch Wessobrunn.

S. 39, Z. 16 v. o. Zu multwerf ist Maulwurf hinzuzufügen.

S. 39, Z. 34—37 v. o. Diese Vermutung, wörtlich aus Vogt u. Koch übernommen, ist aus Versehen nicht in Anführungszeichen eingeschlossen worden.

S. 40, Z. 5 v. o. Statt 800 besser 880 bis 840. Mit dieser Zahl ist selbstverständlich die Niederschrift gemeint; die Vorlage des Gedichtes ist zweifellos viel älter.

S. 65, Z. 2 v. u., S. 69, Z. 4 v. o. lies theotisce statt theodisce.

S. 68, Z. 8 v. o. Statt unser lies unsrer.

S. 69, Z. 5 v. o. Graff kann nur insofern der erste Herausgeber genannt werden, als er der Neuzeit wieder zuerst das Gedicht erschlossen hat. Vgl. zu der Angabe S. 77 unten.

S. 76 unten. Mit Otfrieds eigener Gelehrsamkeit soll es nach den neuesten Untersuchungen (vgl. Zeitschrift für deutsche Philologie 1899 und 1900) nicht weit her gewesen sein.

S. 77, Z. 19 v. o. lies Salomoni statt Salomone.

S. 94, Z. 12 v. o. lies Heldentum statt Heidentum.

S. 94. Z. 20 v. o. lies Beutestücke statt Beutezüge.

S. 109, Z. 15 v. u. und a. a. O. lies M(atthias) Evers (Gymnasialdirektor in Barmen) statt Franz Evers. Es liegt eine Verwechslung mit dem Berliner Historiker Franz Evers vor.

S. 111, Kol. 1. Im Eide der fränkischen Heere Z. 4 lies suo statt sua, Z. 9 Lodhwig statt Lodwig.

S. 115, Z. 12 v. u. Erzeugnisse statt Ereignisse.

S. 117, Z. 6 v. u. Gewand statt Gehalt.

S. 118, Z. 5 v. o. Die in Klammern stehende Namensform ist zu streichen. Die Schreibweise ist schwankend: Hrotsuitha, Hruodswintha u. a.

S. 120, Z. 3 v. o., S. 210, Z. 21 u. Z. 2. v. u. lies Sijmons statt Symons.

S. 131, Z. 21 u. 22. Zum Gen. und Dat. Sing. ist in Klammern ein e hinzuzufügen; Gen. Neutr. lies blindes statt blinden.

S. 131, Z. 10 v. u. lies bezzest statt bezzist.

S. 131, Z. 1 v. u. lies schoenen statt shoenen.

S. 132, Z. 12 v. u. lies im Neutr. Sing. des statt dez.

S. 143. Strophe 16, Vers 2 lies herzenlîche statt herzehlîche.

S. 144, Str. 45[4]. Zwischen den beiden „im“ in der vorletzten und letzten Zeile ist „Genitiv“ einzuschalten.

S. 144, Str. 55[3]. Statt aus lies sus.

S. 146, Str. 81[1] lies antwurt' statt antwurt und antwurte.

S. 149, Str. 108[4] lies begründend statt begründet.

S. 152, Str. 801[2] lies sælde statt sœlde.

S. 157, Str. 888[3] lies übellîche statt übelîche.

S. 159, Str. 881[1] lies meinræte statt meinrœte.

S. 163, Str. 979[3] lies sich statt sih.

S. 165, Str. 1516[1] lies pusûnen statt Pasunen.

S. 166, Str. 1525[4] lies Tuonouwe statt Turnouwe.

S. 166, Str. 1588[3] lies brunne statt brune.

S. 167, Str. 1556² lies verwænen statt verwœnen.
S. 176, Str. 1842⁴ lies mære statt mœre.
S. 178, Str. 2288² lies schribære statt schribœre.
S. 179, Str. 2358 und 2861. Diese Strophen sind zu streichen, da sie im Texte fehlen. Sie sind dort nachträglich gestrichen worden; ich habe dabei aber übersehen, auch diese Erklärungen fallen zu lassen.
S. 184 lies Norwæge statt Norwage, Pescenære statt Pescenœre.
S. 185 lies Tronegære statt Tronegœre.
S. 224, 225 und 228, zweite Hälfte, sind nach Jiriczek, Deutsche Heldensagen (Leipzig, Göschen) bearbeitet worden, was im Texte leider versehentlich nicht bemerkt ist.
S. 228, Z. 9 v. u. lies imaginativ statt imaginär.
S. 229, Z. 11 v. o. lies Erdachtem statt Gedachtem.
S. 287, 2. Hälfte, u. S. 288. Diese von mir aus Lüben übernommene Partie stimmt, wie ich mich nachträglich überzeugt habe, nahezu wörtlich mit H. Kurz, Geschichte der deutschen Literatur I³ S. 494a u. b überein.
S. 288, Z. 2 v. o. lies Obereit statt Abereit.
S. 288, Z. 2 v. u. lies Laßberg statt Laßmann.
S. 286, Z. 18 v. u. Der Titel der Tragödie Hans Sachsens lautet wörtlich „Der hürnen Seufried".
S. 296, Strophe 258, Vers 4 lies gefüege statt gefüge.
S. 299, Str. 428¹ lies verheln statt ververheln.
S. 800, Str. 446³ lies 1536 statt 1476.
S. 812, Str. 1084 lies Horand statt Horard.
S. 318, Str. 1166² lies 1586 statt 1478.
S. 814, Str. 1174⁴ lies 1570 statt 1510.
S. 815, Str. 1224¹ lies 83 statt 84.
S. 317, Str. 1282⁴ lies 894 statt 884.
S. 818, Str. 1290¹ lies 1541 statt 1481.
S. 820, Str. 1845. Die Erklärung ist zu streichen, da die Strophe nachträglich im Texte gestrichen worden ist; die Erklärung ist aus Versehen stehen geblieben.
S. 823, Str. 1468. Mit der Abkürzung D. Wb. ist selbstverständlich Grimms Wörterbuch gemeint.
S. 328, Str. 1466³ lies 2302 statt 2239.
S. 825, Str. 1580² lies gewæfen statt gewœfen.
S. 825 lies Amilê statt Amiliê.
S. 826 lies Galizen statt Galizien.
S. 826 lies Gulstrâte statt Gustrâte.
S. 350, Z. 6 v. o. lies Hjadningar statt Hiadningar.
S. 860, Z. 2 v. u. lies Müllenhoff statt Müllendorf.
S. 878, Z. 5 v. o. Hinter „Ausgabe" einzuschalten „von Ziemann (Kutrun, mhd. herausgegeb. Quedlinburg 1885)."
S. 877, Vers 81 lies 326 statt 825.
S. 401, Z. 21 v. o. Das Zitat aus Freidank lautet nach W. Grimm² (Göttingen 1860) genauer:
Swer rehte tuot derst wol geborn:
ân tugent ist adel gar verlorn.
S. 402, Z. 8 v. u., S. 498, Z. 7 v. o. lies Myller statt Müller.
S. 596, Z. 16 v. o. lies $21,_3$ statt $21,_2$ und $21,_2$ statt $21,_3$.



